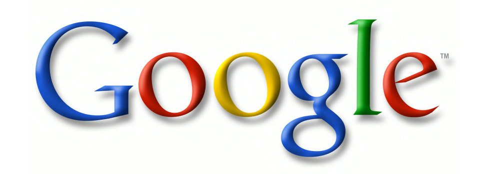
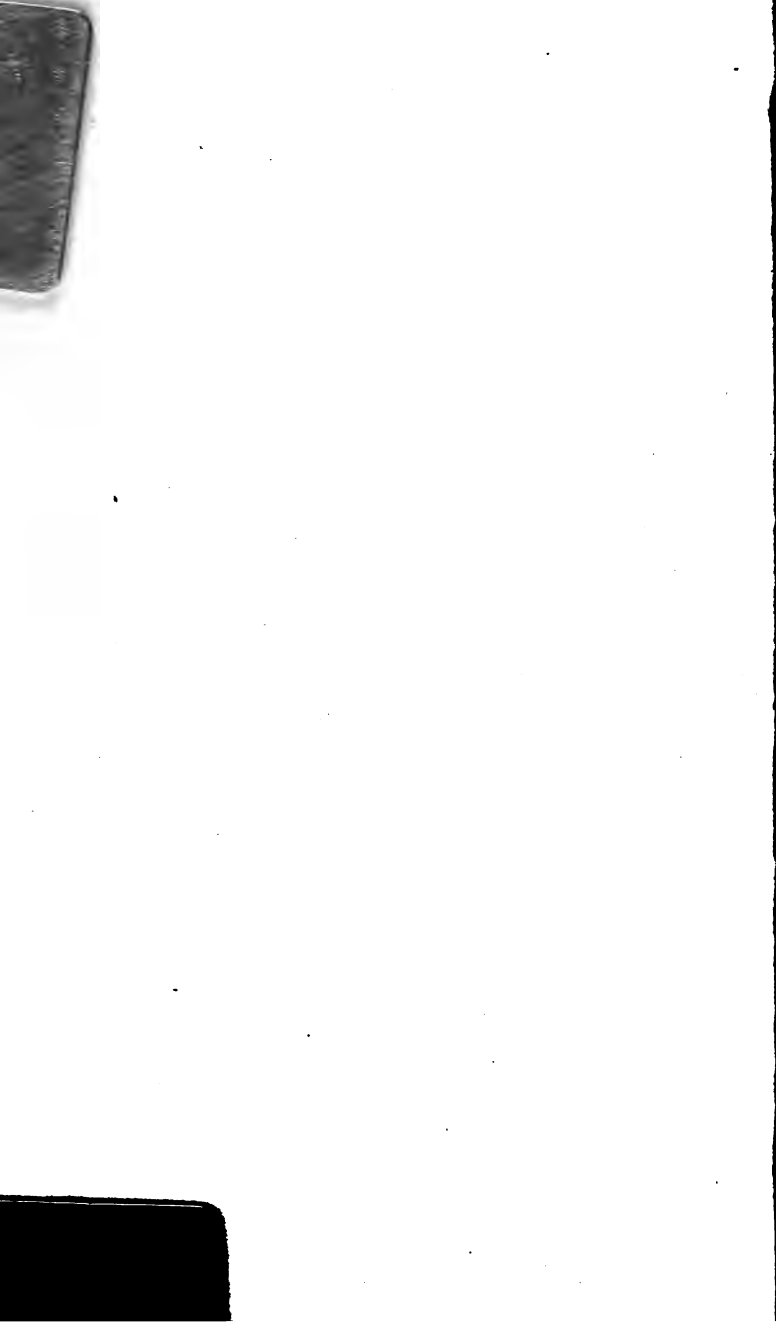
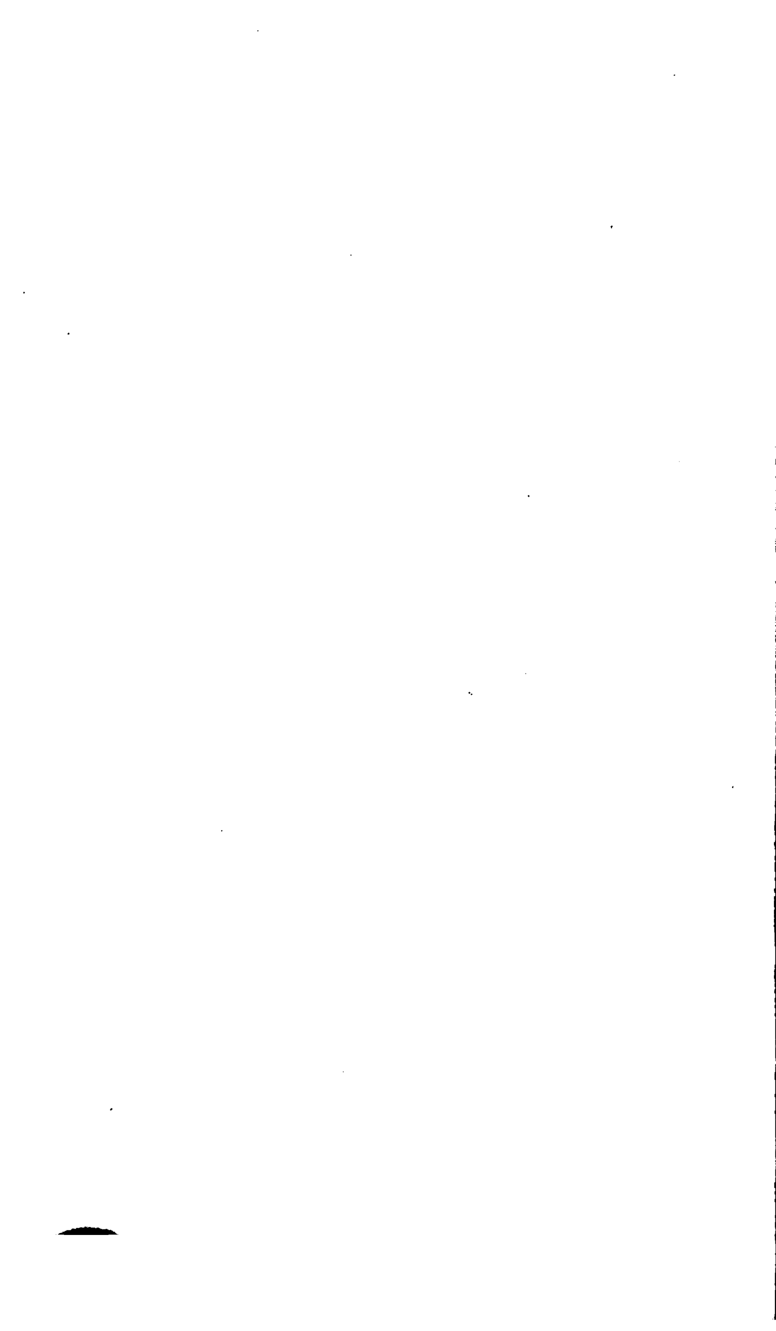










Dr. Johan Friedr. Blumenbach.

K. Grossbritan. Kur-Braunschweigischer Hofrath Professor der Arzneygelehrsamkeit u. Aufseher des Natur u. Kunst-Museum der Universität Göttingen.

geb zu Gotha 1752 d. 11 May.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des XCIV. Bandes Erstes Stück.
Erstes bis Viertes Heft.

Nebst dem Bildnisse des Hrn. Hofrath Blumenbach zu Göttingen.

Mit Königl. Preuß. Kurbrandenburgischer allergn. Freyheit.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des vier und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

le,

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des vier und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

le,

NB. Das Bildniß ist in alle rohe Exemplarien sorgfältig eingelegt. Es kann also auf das Vorgeben, daß es gefehlt hätte, nicht geachtet werden.

Verzeichniß

der

im 1. Stücke des vier und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

Med.

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V. Romane.

VI. Bildende Künste.

VII. Theater.

VIII. Weltweisheit.

IX. Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte

X. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Die

XI. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Die einzelnen Bände unter folgenden Titeln:

Homeri Ilias c. brevi annotat., curante etc. Vol. I. Lib. I — XII. Vol. II. Lib. XIII — XXIV. Versio lat. Iliadis praem. comm. de subsidiis studii in Homericis occupati. Vol III. Variae lectiones et obss. in Iliad. Vol. I. P. I. Lib. I — IV. Vol. I. P. II. Lib. V — IX. Vol. II. P. I. Lib. X — XIV. Vol. II. P. II. Lib. XV — XIX. Vol. II. P. III. Lib. XX — XXIV. 149

Homeri Ilias c. brevi annotat. c. C. G. *Heyne*. Vol. I. Lib. I — XII. Vol. II. Lib. XIII — XXIV. 150

Ὁμήρου ἔπη. Homeri et Homeridarum opera et reliquiae. Ex rec. F. A. *Wolfii*. Vol. I. et II.

Auch mit dem Titel:

Homeri Ilias. Ex vett. criticor. notationibus optimorumque exemplar. fide nov. curis recensita. P. I. et II. ebd.

Die Iliade des Homer v. J. *Flaxman*. 34 (Kupfer-) Blätter. ebd.

XII. Deutsche und andere lebende Sprachen.

Gemeinnütziges Wörterbuch zur Erklärung u. Verdeutschung der im gemeinen Leben vorkommenden Ausdrücke. Ein tägliches Hülfsbuch f. Beamte, Kaufleute, Buchhändler, Künstler, ꝛc. Nach d. Plane des Rothisch. Lexikons bearb. Von D. C. F. C. Oertel. 1r u. 2r Bd. 99

Wörterbuch zur Erklärung fremder, aus andern Sprachen in d. deutsche aufgenommenen Wörter u. Redensarten, welche in Schriften u. Büchern sowohl, als im täglichen Leben gebraucht werden; mit Beyspielen, u. mit Anzeig. ihr. Aussprache, in alphab. Ordnung herausgeg. v. J. K. Schmeizer. 100

Versuch ein. genauern Bestimmung u. Verdeutschung der f. unsere Sprachlehre gehörigen Kunstwörter, v. J. H. Campe. 124

XIII. Erziehungsschriften.

Konrad Kiefers Bilderbüchlein, herausgeg. v. C. G. Salzmann. 2s Heft. 86

Ein

XIV. Vermischte Schriften.

Register
über das Intelligenzblatt
zum ersten Stücke des vier und neunzigsten Bandes.

1. Ankündigungen.

2. Berichtigungen.

3. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

4. Todesfälle.

5. Chronik deutscher Universitäten.

6. Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

7. Anzeige kleiner Schriften.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Die allgemeine Menschenreligion. Versuch einer Entwickelung derselben aus den ältesten christlichen Urkunden. Ein Buch für gebildete Leser aus allen Religionspartheyen. Leipzig und Züllichau, bey Darnmann. 1804. 289 S. gr. 8. 1 Rg.

Diese Schrift eines aufgeklärten, gefühlvollen und liebreichen Theologen soll ein Versuch seyn, gebildeten Gottesverehrern, ohne Unterschied der Kirchenpartheyen, das Christenthum von einer ehr- und liebenswürdigen Seite als eine allgemeine moralische Religion darzustellen, von der es Viele nicht kennen, die in der Jugend einen krassen dogmatischen Unterricht darin genossen, und späterhin einen Widerwillen dagegen bekommen haben. Sie soll die Leser mit den Resultaten einer geläuterten Schriftforschung bekannt machen; ihr Herz für Religion und Tugend erwärmen; sie mit der innigsten Hochachtung und Liebe gegen den erhabnen Stifter des Christenthums erfüllen; allgemeine Liebe und Duldung unter verschiedenen Religionsverwandten befördern; nebenher auch manchen herrschenden Vorurtheilen entgegen arbeiten, und auf manches wichtige und dringende Zeitbedürfniß in moralisch religiöser Hinsicht aufmerksam machen. Auf der andern Seite glaubt aber der Verf. auch, daß sie praktische Volks- und Jugendlehrer nicht ohne Nutzen lesen werden. Dem Rec. scheint sie besonders für die

erste Absicht am passendsten zu seyn, in sofern der Verf. selbst für das moralische Christenthum lebhaft erwärmt ist, in einer angenehmen eindringenden Sprache schreibt, und sehr gute praktische Bemerkungen einwebt, die für gebildete Layen sehr belehrend seyn müssen. Die Verfahrungsart des Vfs. ist folgende. Er zieht, der Hauptsache nach, aus dem N. T. aus, was zur allgemeinen moralischen Religion gerechnet werden kann, begleitet in der Regel jedes Stück mit einem praktischen Prolog oder Epilog, und macht besonders auf den Geist des Christenthums aufmerksam. Die Stellen der Bibel giebt er nicht sowohl in einer wörtlichen, sondern vielmehr freyen Uebersetzung, und benutzt dabey vorzüglich die Stolzische. Bey den Evangelien legt er den Markus zum Grunde; läßt alsdann aus den übrigen Evangelisten das folgen, was sie mehr haben, geht von den Evangelien zu der Apostelgeschichte über, welche aber keine große Ausbeute giebt; und schließt mit den Briefen der Apostel. Es ist hier also etwas Aehnliches mit Bergers moralischer Einleitung ins N. T.; allein die Manier des Vfs. ist doch verschieden, wie sich aus einem Beyspiele ergeben wird, welches Alles anschaulicher machen kann. S. 48 — 52: »Gutseyn und Besserwerden. Den »Geist der Christusreligion können wir nirgends untrüglicher auffassen, als bey solchen Auftritten seines Lebens, wo »lernbegierige und verständige Männer sich dem weisen Lehrer nahen, und ihn geradezu fragen, worauf es denn »eigentlich ankomme, um an seiner Religion Theil zu »nehmen. — Guter Lehrer, fragte ihn einst ein Jüngling, was muß ich thun, um ein Mitgenosse der neuen »Verfassung zu werden? Jesus antwortete: Warum heißest »du mich gut? Nur ein Einziger ist gut, nämlich Gott, »u. s. w. — Alsdann fährt der Vrf. fort: — Ich bewundere die Feinheit, die ächte Urbanität Jesu in dem »Vorwurfe: Was heißest du mich gut? Er durchschauete »seinen Mann. Er merkte, daß derselbe bey allen seinen andern moralischen Vorzügen eine etwas zu hohe »Meinung von sich hatte, und sich schon für vollendet hielt: »Darum die feine Weisung: »Niemand ist gut.« Gleichwohl aber ist dieß Gutseyn und Besserwerden ihm doch »immer die Hauptsache. Darum erinnert er den Jüngling »an einige der bekanntesten Sittengesetze; und als der Frager »versicherte, vermuthlich mit einer Art, die vom innern Be-

»wußt-

»wußtseyn zeugte, er habe das Alles von jeher gehalten: so »blickt ihn Jesus mit Wohlgefallen an. Wo er thätige Tu»gend erblickt, da erfreut sich seine Seele. »Nur Eins »fehlt dir noch!« Also wirklich nur Eins? Also durch das »Halten der Gebote wird man wirklich ein würdiges Mit»glied der Christengesellschaft? Und was ist denn das Eine, »was ihm noch fehlt? Etwa die Annahme eines symboli»schen Buchs? oder der Glaube an ein unbegreifliches »Dogma? — Nein! noch eine Tugend ist es, die dem »jungen Menschen abgeht, die Tugend der Uneigennützig»keit u. s. w.«. Alsdann zieht der Verf. aus allen diesen biblischen Fragmenten das Resultat S. 209: daß es Jesus Absicht gewesen sey, eine Anstalt zur Veredlung der Menschheit für Welt und Nachwelt durch folgende Religionslehre zu gründen. »Gott ist die höchste Moralität, und Morali»tät ist des unsterblichen Menschen Bestimmung, so wie »sein höchstes Gut. Soll der Mensch also seiner wahren »Bestimmung, und dadurch zugleich seinem wahren Glücke »entgegen geführt werden: so muß er eine auf geläuterte »Einsichten gegründete moralisch-religiöse Denkart in sich »ausbilden, und in allen seinen Handlungen an den Tag »legen. Daß es dahin mit allen Menschen, ohne Unter»schied des Standes und der Nation, komme, ist der Wille »und die Absicht der Gottheit.« Darauf entwirft der Verf. das Ideal einer allgemeinen Menschenreligion, (welches aber zu unvollkommen seyn dürfte), und zeigt, daß Jesus dieses Ideal realisirt habe. Endlich giebt er noch einige Bemerkungen über das Sinnliche bey der Religion, und schließt mit einer Vergleichung der Vernunftreligion und des Christenthums. — So sehr Rec. auch im Ganzen mit dem würdigen Verf. übereinstimmt: so findet er doch manche Behauptungen, die er nicht unterschreiben kann; wovon er wenigstens einige ausheichnen will. Wenn der Verf. in den Reden Jesus keine positiven dogmatischen Begriffe findet: so dürfte er zu weit gegangen seyn. Jesus Aeußerungen über sein Verhältniß zum Vater, über den göttlichen Geist, die Auferstehung, und zum Theil auch über das Messiasreich, sind sämmtlich positiv dogmatisch. Wie konnte es auch anders seyn, da er die positive Religion des A. T. nur läuterte und erweiterte? Wenn der Verf. ferner S. 270, 71 behauptet, »daß zu einer christlichen Gottes»lehre nicht ein gewisser bestimmter Umfang von Wahrhei»ten,

»ten, in sofern solche aus der Bibel geschöpft sind, »gehöre; sondern daß sie sich erst dazu erhebe, und um so »christlicher werde, je mehr sie voll Licht und Vernunft »sey, je besser sie zu einer reinen Erkenntniß und Vereh- »rung Gottes Anleitung gebe, und je wirksamer sie eine »reine und thätige Tugend befördere:« so dürfte auch diese Meinung übertrieben seyn, und noch eine Einschränkung bedürfen. Offenbar muß man eine Gotteslehre, die aus dem N. T. geschöpft ist, vorzüglich christlich nennen, in sofern das Christenthum historisch gegeben ist. Allein man kann sie allerdings im Geiste Christus erweitern, und die ebenfalls noch christlich nennen, wenn sie dem Plane und den Absichten Christus nicht widerspricht; sondern denselben vielmehr gemäß ist. Ebendaselbst S. 271 wird es auch für dem Geiste des Christenthums keineswegs angemessen erklärt, »wenn man das eigentlich Christliche einer Gottes- »oder Tugendlehre darein setzt, daß sich die darin enthalte- »nen Wahrheiten auf göttliche Autorität, auf eine un- »mittelbare Offenbarung gründen.« Allein Rec. glaubt, daß man die göttliche Autorität noch sehr gut von einer unmittelbaren Offenbarung unterscheiden kann, und da darf es nicht wohl geläugnet werden, daß sowohl Jesus als die Apostel ihren Religionsvortrag auf göttliche Autorität gegründet haben, welches man allerdings mit als ein Prädikat des eigentlich Christlichen aufstellen kann. Freylich wird die christliche Religion dadurch zu einer positiven, welches der Verfasser nicht annehmen möchte, wenn gleich die ganze Geschichte der Entstehung des Christenthums dafür zeugt. Christus leitet seine Religion nicht aus Vernunftprincipien, sondern aus dem Willen Gottes ab, wodurch sie schon positiv wurde. Dessen ungeachtet kann man seine Religion eine allgemeine nennen, in sofern sie eine moralische Religion ist. Die Exegese des Vfs. ist im Ganzen gut, wenn sie gleich auch ihre Eigenheiten hat, die auf etwas Gesuchtes hinführen. Deßwegen scheint der Verf. auch ein solcher Verehrer der Stolzischen Uebersetzung zu seyn, die denselben Fehler hat. Welcher gute Exeget kann z. B. einstimmen, wenn Herr Stolz die Taufformel übersetzt: »Gehet aus, und machet »Menschen aus allerley Volk zu Schülern. Bey der wei- »henden Untertauchung deutet hin auf die Benennung: »Vater, Sohn und Heiligkeitsgeist!« S. 244. Dessen ungeachtet scheint der Verf. dadurch verleitet zu seyn,

zu

zu übersetzen: »deutet bey ihrer Taufe hin auf die Begriffe: »Menschenvater, Menschenbeglücker, Menschenreligion!« Freylich ist der göttliche Geist der die Christen beseelen und begeistern soll, auch der göttliche Geist der christlichen Religion; aber deßwegen kann er noch nicht durch Menschenreligion übersetzt werden, ohne ins Gezwungene zu fallen. Außerdem steht von dem Hindeuten auf die Begriffe nichts im Texte. Ferner hat der Verf. bey dem Ausdrucke Gottesreich, Himmelreich, Christusreich für Christenthum eine Hauptbedeutung übersehen, wonach er auch das ganze Glück des Christenthums andeutet, welches in mehreren Stellen der Fall ist, die der Verf. anführt. — Wenn nun aber auch noch Manches in dieser Schrift vorhanden ist, welches verbessert werden könnte: so ist doch das Ganze von einem so trefflichen Inhalte, daß es mit Recht für den Zweck empfohlen werden darf, für den es bestimmt ist. Der Druck ist ebenfalls korrekt. Nur einmal hat Rec. anekeln mit dem Dativ konstruirt gefunden, welches ein Druckfehler seyn mag.

H.

Predigten über die evangelischen Texte auf das ganze Jahr, von Sieg. Rud. Rambach, Propst zum Hl. Geist, Pastor bey der Haupt- und Pfarrkirche zu St. Bernhardin in Breslau. Breslau bey W. G. Korn. 803. Erster Band. 664 S. 8. Zweyter Band. 632 S. 3 Rt. 8 gr.

Auf die wiederholte Bitte seiner Freunde und Zuhörer entschloß sich der Verfasser erst zur Herausgabe dieser Predigten, nachdem er deßwegen lange Anstand genommen hatte, weil er die unglaubliche Menge bereits herausgekommner Predigtsammlungen kannte, und sie durch die seinige nicht noch vermehren wollte. Diese, allerdings nicht ungegründete Bedenklichkeit, gereicht ihm zur Ehre; indessen müssen es ihm seine Freunde doch Dank wissen, daß er sich dadurch nicht zurückhalten ließ; sondern ihre Bitte erfüllte. Denn sie werden in dieser aus 76 Predigten bestehenden Samm-

lung Manches finden, was nach des Verfassers Wunsche zur Erbauung, zum Troste und zur Befestigung im Christenthume dienen kann; sie hat allerdings in mancher Hinsicht ihren Werth; ob sie gleich zu den ganz vorzüglichen und sich besonders auszeichnenden nicht gerechnet werden kann. An der Ausführung der Predigten hat Rec. weniger auszusetzen, als an den Hauptsätzen und Haupttheilen derselben, die seiner Meinung nach oft richtiger und genauer hätten bestimmt werden müssen. Es herrscht hier nämlich fast durchgehends der Fehler, daß die Haupttheile nicht im Thema liegen, welches nach Rec. Meinung doch durchaus erforderlich ist. Wir begnügen uns, einige Themata auszuheben, wo dieß besonders in die Augen fällt. Am Sonntage nach Weihnachten ist das Thema: Geheiligte Pflichten der Christen beym Beschluß (e) eines alten Jahrs. Da erwartet man doch nun natürlicher Weise, daß diese Pflichten in den Haupttheilen aufgezählet werden; allein dieß geschieht nicht; sondern der zweyte Theil heißt: Was für ein großer Segen mit der treuen Befolgung derselben verbunden ist. Wie liegt dieser Theil im Hauptsatze? Am 6ten Sonntage nach Epiph. macht die Frage: Wie können wahre Christen hier schon auf Erden einen Vorschmack des ewigen Lebens erlangen? den Hauptsatz aus; darin liegt doch wahrlich nicht der erste Theil, der nun folgt: Wie erlangten ihn Jesu Jünger? Am Sonntage Estomihi wird geredet: Vom Verhalten des Christen bey wichtigen Ereignissen seines Lebens: 1) Wie verhielt sich Christus dabey? 2) Was können wir von ihm zu unserm Besten lernen? Wollte der Verfasser diese beyden Theile abhandeln: so mußte er wenigstens beym Thema noch den Zusatz machen: nach dem Beyspiele Christi; denn, so wie es jetzt ist, schließt es sie doch offenbar nicht in sich. Läßt der Hauptsatz am Feste der Marie Magdalene: Die wahre und aufrichtige Traurigkeit über unsere begangnen Sünden, wohl erwarten, daß der zweyte Theil die Frage beantworten werde: wie wir dabey getröstet werden können. Manche Hauptsätze hätten besser ausgedrückt werden können, z. B. am ersten Ostertage: Uebungen der Andacht bey dem geöffneten Grabe des Erlösers: 1) Jesus lebt; 2) wir sollen auch leben; eben so am zweyten Ostertage: Die Offenbarung des Lebens Jesu: 1) Hier

1) Hier im Reiche der Gnaden, 2) dort im Reiche der Herrlichkeit. Ueberhaupt gehören die Predigten an den sogenannten hohen Festen zu den schlechtern in der Sammlung. Die Eingänge sind größtentheils zu lang, welches wohl insonderheit daher rührt, daß der Verf. irgend eine Stelle der Schrift in denselben anführt, erklärt, und sich durch dieselbe den Uebergang zu seinem abzuhandelnden Hauptsatze bahnt. Daß im 21sten Psalme David im prophetischen Geiste von Christo rede, möchte man wohl schwerlich dem Verf. glauben können. Der Styl ist größtentheils gut und korrekt; nur hin und wieder kommen Ausdrücke vor, die besser seyn könnten. Auch Popularität kann man diesen Predigten im Ganzen nicht absprechen; obgleich die Wörter moralisch, Harmonie, Sinnlichkeit, u. s. w. nicht allgemein verständlich sind.

Ka.

Kleine Reden an künftige Volksschullehrer, vorzüglich zu Beförderung der Weisheit in Lehr und Leben. Ein Erbauungsbuch für nicht ganz ungebildete Schullehrer. Leipzig, bey Joachim. (Ohne Jahrzahl.) Der Vorrede nach 1803. XVI und 293 S. 8. 20 gr.

»Als ich (Vorrede des Herausgebers) unlängst die Bi»bliothek meines verstorbenen Vetters, des Pfarrers B. im »M—tschen verzeichnete, um ihren Verkauf zu besorgen, »so fand ich unter seinen Papieren sechszig von ihm völlig »ausgearbeitete Reden, denen er die ausdrückliche Bitte bey»gefügt hatte, sie nach seinem Tode ins Publikum zu brin»gen. — — —

»Die Verhältnisse, für welche diese Reden ausgearbei»tet und wirklich gehalten wurden, waren folgende: Bey »meinem alten Vetter pflegten sich Mittewochs und Sonn»tags zwölf, bisweilen auch mehrere junge Leute zu ver»sammeln, die entweder sich einst dem Schulstande widmen »sollten, oder auch schon kleine Stellen angenommen hat»ten, durch deren Verwaltung sie sich zu größern Schul-

»dienstes vorbereiteten. Diesen hielt der ehrwürdige Greis »Vorlesungen über Glaubens- und Sittenlehre, über Na- »tur und Bibel, über Erd- und Menschenkunde; und bey »jeder Zusammenkunft mußte Einer der Jünglinge über ei- »nen vorherbestimmten Gegenstand katechisiren. Wenn sie »sich nun Sonntags oder Feyertags um ihn hergesetzt hat- »ten: so hielt er gemeiniglich eine kleine Anrede an sie, in »der er sie bald auf einen Theil ihrer Amtspflichten, bald »auf die nöthige Behutsamkeit im Vortrage dieser oder je- »ner Lehre, bald auf einige Regeln der Lebensweisheit auf- »merksam machte.« — —

Und so sind denn diese Reden entstanden, wovon die funfzehn ersten diesen Band füllen. Noch drey Bände werden also zu erwarten seyn. Den zweyten, mit abermals funfzehn Reden, soll die Ostermesse 1804 uns schenken.

— — — »Daß der Verf. (Vorrede des Verfassers) »mit Jünglingen lebhafter sprach, als er mit seinen Land- »leuten zu reden pflegte, wird man ihm hoffentlich nicht »verübeln. Der Jüngling haßt nichts so sehr als Kälte. »Und — es giebt Gegenstände, bey denen der Mann, der »es mit Gott und der Menschheit treu meint, unmöglich »kalt bleiben kann. — — — Wer es tadeln will, daß »hier so gesprochen wurde, der denke sich feurige Jünglinge »in der Nähe einer Universität, im häufigen Umgange mit »kühn urtheilenden Studenten« u. s. f. — —

Hieraus ergiebt sich der Zweck und die Form dieser Reden. Mehrere derselben muß der (angeblich) verstorbene Greis erst vor Kurzem gehalten haben. Er spricht darin von Entdeckung des neuen Planeten, von den Hoffnungen, zu denen der Galvanismus berechtigt u. dgl. Mag es damit seyn, wie es will. Die Hauptsache ist: Sind die Reden selbst zweckmäßig? empfehlungswerth? vorzüglich? Rec. gesteht, seit einiger Zeit kein Buch mit so ungetheilter Zufriedenheit, mit so ununterbrochenem Vergnügen gelesen zu haben, als dieses. Viele der vorzüglichsten Stellen hatte er angemerkt, um sie den Lesern unserer Bibliothek hier mitzutheilen; aber eben, weil ihrer, für die Gränzen einer Recension, zu viel sind, will er lieber, zur Schonung des Raums, sie alle weglassen, und nur noch hinzusetzen: daß wahrscheinlich jeder Leser, jede dieser Reden gut, und in

einer

einer jeden derselben des Vortrefflichen Mehreres, finden wird.

In der Rede über das richtige Verhältniß des Schullehrers zum Prediger, sagt der Verf. S. 72: »Es entstehe »die Frage über gewisse kleinliche Dienste. Sollen wir (die »Schullehrer den Predigern) sie leisten, oder versagen? »Hier machen sie einen Unterschied zwischen Geschäfften des »Amts und Sachen des alltäglichen Lebens. In jenem »müssen Sie (ich ersparte Ihnen das gern, aber ich kann »nicht) eine Menge kleinlicher Knechts-Dienste thun, nicht »weil Sie Schullehrer, sondern weil sie zugleich Küster sind, »und auch als solche bezahlt werden. Der Küster in der »Stadt ist in Amtssachen der gemiethete Bediente der »Prediger. Auf dem Lande ists nicht viel anders.« —

Das thut Rec. sehr leid! Nicht, daß unser Verf. es sagt; sondern daß es so ist. Der Verf., selbst Prediger, muß doch wohl wissen, daß es so ist. Muß denn aber das so seyn? sollte es so seyn? ist es gut, daß es so ist? — Bisher war es so. Das mag seyn! Der größere Theil der bisherigen Landschullehrer war auch darnach, das heißt: er war schlecht genug. Aber jetzt, da man so sehr daran arbeitet, diese, gewiß sehr wichtige Staatsbürger-Klasse zu dem zu bilden, was sie seyn sollten, und auch wohl werden und leisten könnten, das heißt: zu edeln, ihre wichtige Bestimmung liebenden Lehrern und Erziehern des aufkeimenden Menschengeschlechts? — auch jetzt noch und immer fort sollen diese Männer, wie sie etwa wohl aus der Schule unsers Verfassers, und aus andern guten Schullehrer-Bildungs-Anstalten hervorgehen, von Amtswegen die gemietheten Bedienten der Prediger seyn? sollen eine Menge kleinlicher Knechts-Dienste thun? — Und da erwartet man edle, ihren Beruf liebende Männer? —

»Aber die Bedienten-Geschäffte thun diese Männer »nicht als Schullehrer, sondern als Küster.« Sonderbare Unterscheidung! So sollen sie nicht mehr Küster, sondern nur Schullehrer seyn!

»Aber sie können jetzt schon nicht leben, da sie beydes sind; wie dann?« — Das ist sehr traurig!

Aber

Aber die mehresten sind Handwerker darneben; d. h. nicht vornehme Leute. Handwerker mögen sie — wenn es nicht anders seyn kann — bleiben; vornehme Leute sollen sie nie werden. Ein Handwerk muß und wird nie etwas Erniedrigendes haben; persönliche Bedienten-Dienstleistungen aber, die aus bezahlter Pflicht geleistet werden müssen, dürften für den Lehrer der Jugend etwas Erniedrigendes haben.

»Also sollen Prediger und Kirchen die Dienstleistungen »verlieren, die bisher die Küster leisteten?« — Nicht doch! beyder Rechte hat man nach und nach schon zu viel geschmälert! Aber diese Dienstleistungen kann ein Jeder leisten, und es wird nie an Menschen fehlen, die, gegen sehr geringe Bezahlung, sich gern dazu verstehen. Ein tüchtiger Schullehrer — mag er auch, wenns nicht anders seyn kann, Handwerker dabey seyn — ist — nach des Rec. Ueberzeugung — zu gut, ist zu viel dazu.

»Aber warum dem unerträglichen Kantor-Dünkel »noch mehr Nahrung geben?« — Wir wollen dieß so wenig thun, als dem Priesterstolze fröhnen; aber giebt es nicht auch einen Juristen- und Schweinehirten-Stolz? einen Minister- und Besenbinder-Stolz? — Wohl dem Staate, in welchem jedes Glied einen edlen Stolz hat, in seinem Stande Ehre zu finden, und demselben Ehre zu machen weiß! —

Nur noch dieß: Unser Verf. legt mit liebenswürdiger Wärme seinen Zöglingen, als Belohnung ihrer wichtigen Amts-Rechtschaffenheit, den Beyfall Gottes, die Achtung unsrer selbst, und die Achtung derer — wärens auch nur Wenige — welche die Würde des Lehrerstandes kennen, ans Herz. Nun das ist nicht wenig! und muß übergenug seyn dem starken, ächten Freunde der Tugend. Aber kennen wir wohl die Menschen genug, wie sie sind? wenn wir verlangen: eine so große Klasse derselben soll bloß an den absoluten innern Werth der Tugend sich halten? — bloß mit dem stolzen Bewußtseyn eigenen Werthes und großer Nutzbarkeit sich genügen? indeß alle Welt, vom Konsistorial-Präsidenten bis zum untersten Diakon, vom Staats-Minister bis zum

Thür-

Thürsteher, bey aller Tugendliebe, den irdischen Vortheilen — welche die Tugend, Gott Lob! oft in ihrem Gefolge hat — gelegentlich, oft sehr angelegentlich nachläuft? Alle Welt glaubt: man müsse der menschlichen Tugend nicht zu viel zumuthen; sondern derselben — ihres absoluten Adels ungeachtet — so viel die Umstände es verstatten, auch durch äußere Ermunterungen und Belohnungen entgegen kommen. Und einer so großen Klasse von Männern, die gewiß eins der sauersten, wichtigsten, schwersten Geschäffte auf sich haben, will man nicht entgegen kommen? Die allein sollen, bey aller Nichtachtung der übrigen Welt, bey allem Druck der Dürftigkeit (und wie leicht macht Beydes niederträchtig!) an dem Bewußtseyn ihrer eigenen Tugend und Nützlichkeit genug haben?

Unser Verf. (so trefflich er auch darüber spricht; und so sehr er auch seine Zöglinge, die ihn gewiß lieben, erwärmt und vorbereitet haben mag, zu dulden und zu thun, was ihr künftiger Stand mit sich bringt, und fest und stark sich nur der Tugend zu opfern) wird doch, bey selbst-kälterem Blute schwerlich sich haben überzeugen können, daß ihre künftigen äußeren Verhältnisse nie einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Zufriedenheit, selbst auf ihre Moralität, haben werden.

Dieser Band enthält: 1) Ueber den Werth, den Volksbeyfall in unsern Augen haben darf. 2) Fürchtet euch nicht vor den Feinden, mit denen die Wahrheit in unsern Tagen zu kämpfen hat; sie wird darum nicht untergehen. 3) Laßt euch dadurch, daß ihr mit Kindern der ärmsten Volksklassen zu thun habt, nicht zur Verachtung eures Werks hinreißen. 4) Das richtige Verhältniß des Schullehrers zum Prediger. 5) Es soll, es kann, es wird durch uns besser werden. 6) Es ist schon um vieles besser, als es sonst war. 7) Wie soll man das Volk zur Annahme des Bessern geneigt machen? 8) Ausgezeichnete Köpfe fordern eine vorzüglich sorgfältige Behandlung. 9) Wie ungemein wichtig für den Schullehrer die Wahl einer Gattinn sey! Eine Traurede. 10) Von der Pflicht, den Verbesserungstrieb in uns rege zu erhalten. 11) Von der Pflicht, den Verbesserungstrieb in uns

uns weislich zu mäßigen. 12) Ueber reine Moral- und Glückseligkeitslehre. 13) Kinderkenntniß, eine Sache, ohne die man unmöglich ein nützlicher Kinderlehrer seyn kann. 14) Auch wir sollen bereit seyn, für Gewohnheit zu dulden. 15) Sollen, und wie sollen wir mit unsern Kindern vom Teufel reden?

Pm.

Der häusliche Erbauungsfreund. Eine Wochenschrift von Ch. K. F. Müller, Pfarrer in Hirschfeld bey Gera. Lobenstein, bey Illgen. Jahrgang 1803. 1s Quartal. 96 S. 8. 6 gr.

Recensent hat die Anzeige dieser Wochenschrift so lange verzögert, weil er die Fortsetzung erwarten wollte. Da aber seit ihrem Erscheinen wohl 1½ Jahre verflossen sind: so vermuthet er, daß das Unternehmen ins Stocken gerathen sey; welches er aber sehr bedauert; denn nach den zwölf in diesem Stücke befindlichen Abhandlungen, deren jede 8 Seiten einnimmt, zu urtheilen, hätte die Wochenschrift sehr nützlich werden können. Hr. M. ist ein einsichtsvoller helldenkender Theologe, und sein Styl ist nicht nur plan und deutlich; sondern auch korrekt und geistreich. Man findet reichen Stoff zur Erbauung, welche nicht nur das Herz erwärmen; sondern auch den Verstand belehren muß.

Es würde uns sehr freuen, wenn unser Urtheil die Fortsetzung des so schön angefangenen Werks veranlassen könnte.

D.

Auserlesene Schriften religiösen Inhalts zur allgemeinen Erbauung von Joh. Ge. Schultheß, Helfer am St. Peter ꝛc. Nach desselben Hinscheiden von seinen Freunden herausgegeben. Winterthur, bey Steiner. 1803. Zweyter Theil. 380 S. Dritter Theil. 396 S. 8.

Wir

Wir haben den ersten Theil im 85. Bande 1. Stück, S. 283 f. der neuen deutschen Bibliothek angezeigt, und können uns bey der Anzeige dieser beyden Theile darauf beziehen, weil ihr Inhalt und Geist jenem durchaus gleich ist. Der zweyte Theil liefert 26 Predigten vom 10. Sept. 1801, bis zum 28. Febr. 1802; nebst 2 Konfirmationsreden und einigen andern Zusätzen; und der dritte Theil 25 Predigten, einen Eingang, zwey Vorbereitungsreden und einige Briefe. Die Predigten gehen vom 7. März bis zum 5. Sept. 1802. Man scheint Alles zusammengesucht zu haben, was vom sel. S. zu finden war, und wenn auch das auswärtige Publikum wünscht, daß man eine etwas sorgfältige Wahl angestellt haben möchte: so ist doch nicht zu zweifeln, daß in der Schweiz, besonders in Zürch, Alles, wie es da steht, sehr willkommen seyn werde. Mit dem dritten Theile ist die ganze Sammlung geschlossen worden.

G.

Die Gleichnisse Jesu, oder moralische Erzählungen aus der Bibel. Von D. R. C. Gittermann, Prediger zu Resterhafe in Ostfriesland. Bremen, bey Seyffert. 1803 und 1804. Erstes Bändchen. XII u. 163 S. 8. Zweytes Bändchen. VIII und 167 S. 1 Rg. 8 gr.

(Ein drittes Bändchen soll noch folgen und das Werk schließen.)

Der Verf. trägt die moralischen Erzählungen Jesu, in ziemlich modernem Tone, und viel zu weitläuftig vor. Immer haben die biblischen Gleichnißreden, so kurz, kraftvoll, dem Scheine nach kunstlos, wie die Evangelisten sie uns aus dem Munde Jesu aufbehalten haben, auf Recensenten starken Eindruck gemacht. Hingegen so, wie der Verf. sie giebt — ziemlich modernisirt, gedehnt, mitunter in etwas schwülstigem Style, — ließen sie ihn ganz kalt. Nie las, oder hörte Rec. lesen, die vortreffliche Erzählung vom barmherzigen Samariter (Luck 10, v. 29—37), ohne aufs innigste bewegt, sich immer von neuem zu entschließen,

hingu-

hinzugehen und desgleichen zu thun; ohne aufs innigste sich für die unbedingteste Toleranz in Glaubensmeinungen erwärmt zu fühlen. Aber bey unserm Verf. überlegen und reden die Leute und der Verf. so viel hin und her, daß man darüber das Handeln fast vergißt. Dort hat man in zwey Minuten das Ganze — gesehen, möchte Rec. sagen, und gefühlt, und wer noch fühlen kann, muß hingerissen werden, muß wissen, wer sein Nächster ist, und was er ihm zu leisten habe. Hier schleppt es sich siebzehn Oktavseiten hindurch, und läßt — kalt. Mögen hier ein paar Pröbchen folgen: —

S. 5: »Wie? — sprach der unbarmherzige, der eigennützige Priester bey sich selbst, und legte nachdenkend die Hand an's Kinn — Wie? ich sollte so thöricht seyn, mich einer ähnlichen Gefahr auszusetzen? Dieser Mensch da ist von Räubern überfallen und ermordet. Können diese nicht jetzt noch in einem Hinterhalte lauern? (Sich schüchtern umblickend)« — Sollte heißen: schüchtern um sich blickend. — »Und würde ich nicht vielleicht ebenfalls, wenn ich mich unnöthiger Weise länger hier verweilte, eine sichere Beute der Spitzbuben werden? Nein, so unbesonnen will ich wenigstens nicht handeln! Dieser hat vielleicht die Strafe für seine Sünden, wohlverdient, hier empfangen. Sollte ich nun Jehovah'n in den Arm seiner strafenden Gerechtigkeit fallen, ihm gleichsam mit Gewalt das strenge Rachschwerdt aus der Hand winden, und — mich selbst plündern und ermorden lassen? Nein, das thue ein Anderer, der kühner ist, als ich, und weniger zu verlieren hat — ich nicht!« — —

S. 11: »— Der Unglückliche (Beraubte) erholte sich, und schlug die schweren Augenlieder auf. — Wo bin ich? — stammelte er, im Gefühl der wiederkehrenden Lebenskraft. — Wer riß mich aus den Händen des Todes? Hat Jehovah selbst mir einen Engel zur Rettung gesandt? Oder — (die matten Augen ängstlich umherwerfend) — bin ich etwa von neuem unter blutgierige Räuber gefallen? — — — — Fürchte nichts, armer Unglücklicher! — tröstete der edle Samariter, warf ihm seinen Mantel über, und hob ihn vom feuchten, mit Blut bespritzten Boden auf — so unbekümmert — setzte er

»dann

„dann mit Blicken der reinsten Freude über den Geretteten hinzu — jetzt bist du in guten Händen. Ich habe dir „deine Wunden mit Wein und Oel gewaschen und verbunden. „Möge nun der große Gott, der mich zu dir sandte, seinen „Seegen zur Heilung geben. Aber wer bist du denn, edler „Unbekannter, der du dich so mitleidig meiner angenommen „hast? — fragte der Gerettete, und sein Blick voll inniger „Rührung sagte es deutlich, welchen Dank er dem Retter „seines Lebens schuldig sey. Ich bin — antwortete dieser „— ein Einwohner von Samaria, mußte in meinen Ge„schäfften hier durchreisen, sah dich liegen — that, was „Menschenliebe und Menschenpflicht mir geboten.

„O Gott! — erwiederte der Gerettete, und schlug sei„ne Augen, in denen ein Paar Thränen des innigsten Dank„gefühls leuchteten, tief gerührt gen Himmel —. Großer „Gott! ein Samariter bist du? — Ein Samariter rette„te mir das Leben, der ich doch ein — Jude bin? ...

„Jude oder Samariter — entgegnete dieser — du „bist ein Mensch wie ich. Wir haben beyde nur einen Gott, „nur einen Vater im Himmel, den du im Tempel zu Je„rusalem, und ich auf Garizim anbete ... Laß uns jetzt „zur nächsten Herberge eilen. Du bist matt, und bedarfst „Ruh' und Pflege. Dein Zustand erfordert sorgfältige „Wartung. Komm, setze dich auf meinen Maulesel."

Rec. muß gestehen: die Leute nehmen sich viele Zeit zum reden, und doch war es hier so unsicher?

S. 28. „Gottes unsichtbare Boten, zum Dienst from„mer Menschen ausgesandt, trugen jetzt den von allen Er„denleiden befreyeten Lazar aus der Welt der Thränen und „des Kummers in das Paradies, den Wohnort der Seligen, „wo er nun an der Brust des heiligen und hochgelobten „Stammvaters Abraham von der so lange getragenen Last „seiner Schmerzen und Mühen ausruhete, und so den Lohn „seiner edlen, Gott wohlgefälligen Handlungen empfing. „Und o, welch' eine hohe und glänzende Stufe der „Seligkeit ward ihm zu Theil, da er an des großen „und allverehrten Abraham's Seite den Ehren„platz einnahm, dessen nur ganz vorzüglich fromme „und heilige Menschen gewürdigt werden!"

Wenn Christus wirklich zu seinen Zeitgenossen, den Juden, so gesprochen, eine solche Ausrufung gethan hätte: so würde das nicht sonderlich aufgefallen seyn; denn er sprach zu Juden, die sich doch etwas dabey denken konnten; die ihn wohl verstanden hätten; bey denen die Redensart: in Abrahams Schooß sitzen fast sprüchwörtlich verstanden ward. Und dennoch sprach Christus nicht so. Freylich ließ auch er den Lazarus durch Engel in Abrahams Schooß tragen; weil er sich so mit Wenigem den Juden verständlich machen konnte, das heißt: er mußte — was noch jetzt ein jeder Volkslehrer muß — die Sprache und Begriffe, wie er sie vorfand, nehmen, und zu seinem Zwecke benutzen. Durch Ausrufungen aber, über die hohe und glänzende Stufe der Seligkeit des Ehrenplatzes an Abrahams Seite, bestärkte Christus keineswegs eine Idee, bey welcher doch auch selbst die Juden (die ohnehin schon ihre Verhältnisse zu Abraham so gern zu einem sehr unwürdigen Stolze mißbrauchten) sich nur dunkel etwas Unbestimmtes, Sinnliches dachten. — Er gebrauchte diese, wie mehrere den Juden eigenthümliche und sprüchwörtliche Redensarten und Begriffe zu seinen Zwecken, und überließ der aufklärenden Zeit, solche Nebensachen zu berichtigen, was denn die Zeit auch gethan hat.

Lieset man diese Erzählung, wie sie uns die Bibel giebt: so erkennt man leicht die alt-jüdischen Redens- und Vorstellungsarten; auch ohne Kenner-Auge überblickt man sogleich ein vortreffliches Ganzes, und fühlet gleichsam den Geist desselben. Alles ist hier alt-jüdisch, orientalisch. Die Engel, die Lazarum tragen; Abrahams Schooß; das Sitzen in diesem Schooße; die große Kluft zwischen dem Orte der Seligen und der Verdammten, die doch nicht hindert, daß sich Selige und Verdammte sehen und sprechen können, u. s. f. Wenn aber ein christlicher Lehrer zu Christen, in unsern Tagen so spricht: so scheint Recensenten das etwas sehr Buntes, Fremdartiges und Unpassendes zu seyn.

Wie soll denn aber ein christlicher Lehrer oder Schriftsteller sich dabey benehmen? Das hier zu lehren, fühlt Rec. sich gar nicht berufen. Aber wie wär es, wenn man diese, so wie mehrere andere Erzählungen Jesu, völlig in dem alten Costüme ließe, worin die Bibel sie giebt — und sie oft so stark wirken? — als wenn

man

nun durch die nöthigen Anmerkungen das etwanige Unverständliche beseitigte? — Aber ist das nicht tausendmahl geschehen? Das kann wohl seyn! Dawider weiß Rec. keinen Rath. Das Modernisiren und Dehnen, das Zusammenbringen alt-jüdisch-morgenländischer Sprache und Vorstellungsarten mit neu-abendländisch-christlichen, hält er am wenigsten rathsam. Will man das alte Gewand nicht leiden; nun so modernisire man; aber dann müssen auch die alt-jüdischen Vorstellungsarten hinaus. Und wie paßt nun folgender griechisch-heidnisch-mythologischer Schluß zu dieser Erzählung Jesu?

S. 40. „Hier schwieg des Erzvaters (Abrahams) „Stimme. Ein fürchterlicher Donner rollte durch die grausige Gegend der Unterwelt — lauter rauschten die wilden „Ströme, die den Ort des Jammers und der Qual von „dem Lande der Seligen trennen. In tausend Martern „seines furchtbar erwachten Gewissens, büßte nun der jammernde Schwelger die unausbleiblichen Höllenstrafen des „Lasters." —

Weit mehr als die genannten beyden Erzählungen haben Recensenten die übrigen, und besonders die im zweyten Bändchen enthaltenen gefallen. Doch ist ihm im zweyten Bändchen S. 128 noch sehr aufgefallen: „Gieb dem Bösen „Ein Haar; und er zieht dich fort, immer tiefer hinab in den „Abgrund des Verderbens!" —

Wer ist hier der er? der allenfalls an den Haaren in den Abgrund des Verderbens zieht? Ein böser Mensch? Dann ist es wunderlich ausgedrückt. Oder ist es Druckfehler? Im Verzeichniß der Druckfehler sah Rec. sich umsonst darnach um. Uebrigens will Rec. nicht unbemerkt lassen, daß der Verf. selbst unmittelbar darnach ächt apostolisch hinzusetzt: „Von seiner bösen Lust wird der Mensch zur Sünde verführt, „und die Sünde bringt Elend, u. s. f." —

S. 131. 2tes B. „War und ist nicht der Mensch „immer mehr Freund des Lasters, als Freund der „Tugend?" —

Gebe doch der große Gott, daß das nicht wahr sey, oder je wahr werde!! — Großentheils zweckmäßig sind die Nutzanwendungen und Anmerkungen des Verfassers. In

so fern sehr zu wünschen ist, daß die immer allgemeiner sich ausbreitende Leselust des Bürgers und Landmannes, doch lieber in solchen Büchern ihre Unterhaltung und Belehrung suchen möchte, als in faden Romanen, bleibt das Unternehmen des Verfassers immer noch verdienstlich, wenn man auch der Ausführung einen höhern Grad von Vollkommenheit wünschen muß.

Das erste B. enthält folgende Erzählungen Jesu. 1) Wer ist mein Nächster? oder der mitleidige Samariter. 2) Lohn und Strafe, oder der Reiche und der Arme. 3) Stolz und Demuth, oder Pharisäer und Zöllner. 4) Edle Nachsicht und unbarmherzige Strenge, oder der König und sein Staatsbedienter. 5) Aechte Reue bessert und versöhnt, oder der ungerathene Sohn.

Zweytes B. 1) Werth und Anwendung des Reichthums, oder der listige Verwalter. 2) Der Weltsinn, oder die undankbaren Gäste. 3) Fleiß und Unfleiß, oder der Prinz und seine Diener. 4) Gerechtigkeit und Güte, oder der Herr des Weinberges und seine Arbeiter. 5) Das Wort Gottes unter den Menschen, oder der Säemann. 6) Die christliche Religionsgesellschaft, oder das Huldigungsmal. 7) Geitz und ängstliche Sorge für das Irdische, oder der habsüchtige Landmann. 8) Johannes und Jesus unter ihren Zeitgenossen, oder der Vater und seine beyden Söhne, und die bösen Pächter.

Pm.

Predigten über freye Texte. Von August Albanus, d. W. W. D. zweytem Wochenprediger der deutschen Stadtgemeine, wie auch Inspektor und Rektor der Domschule zu Riga. Riga, bey Hartmann. 1804 Zweyter Band. 528 Seit. 8.

Der Verf. hat einen ganzen Jahrgang, d. i. auf alle Sonn- und Festtage, Predigten drucken lassen; nicht daß sie auf die gewöhnlichen Perikopen Bezug hätten, darauf ist gar keine Rücksicht genommen worden, nicht einmal an Festtagen. Den ersten Band hat Rec. nicht gesehen. Dieser

ser zweyte Band enthält 63 Predigten, und zwar alle, ohne Ausnahme, über moralische Wahrheiten. Man muß Hrn. A. das Zeugniß geben, daß die Materien ungemein sorgfältig gewählt, und die Ausarbeitungen sehr geschickt gemacht worden sind. Man suche hier ja nicht gewöhnliche Gemeinplätze, oder wortreiches Gerede über halb wahre und schlecht gedachte Dinge. Der Verf. unterscheidet und bestimmt ganz genau und treffend. Indessen scheint es uns, daß diese Predigten entweder nur in Versammlungen von lauter gebildeten Zuhörern gehalten worden sind; oder daß, wenn sie vor vermischten Versammlungen gehalten wurden, der größte Theil der Zuhörer leer ausgegangen sey. Die 59. Predigt, über das Thema: folge deinem Herzen, dürfte wenigstens, nach unserer Ueberzeugung, nur vor ganz gebildeten Zuhörern gehalten werden; und auch dann würde es noch besser gewesen seyn, wenn der Redner die Bestimmungen und Restriktionen des zweyten Theils hätte vorangehen lassen; denn die Abhandlung, welche den ersten Theil ausmacht, würde dann weit weniger dem Mißverständnisse unterworfen gewesen seyn, als sie es jetzt ist. Denn wenn das Mißverständniß erst da war: so ist schwer zu glauben, daß es im zweyten Theile wieder gehoben worden sey.

G.

Der Stadt- und Landprediger am Altar und Krankenbette, eine Sammlung geistlicher Reden auf allerley nur immer vorkommende Fälle; angefangen von W. H. Bayerdörfer, fortgesetzt von Joh. Lud. Wilh. Scherer. Bayreuth, bey Lübeks Erben. Vierter Theil. 352 Seit. 8. 20 Kr.

Auch mit dem Titel:

Der Stadt- und Landprediger, eine Sammlung geistlicher Reden für alle vorkommende Predigergeschäffte. Herausgegeben von J. L. W. Scherer, Prediger zu Echzell, im Hessendarmstädtischen. Zweyter Theil rc.

Man findet den ersten Theil der Scherer'schen Sammlung in dieser Bibl. Band LXXX. St. 1. Seite 3 f. angezeigt. Laut der Vorrede hat Hr. S. angefangen, sein homiletisch-liturgisches Archiv mit dieser Arbeit zu verbinden. Man findet daher auch Abhandlungen und Entwürfe zu Predigten darinnen. Wegen des letztern Artikels sollte es auf dem Titel heißen: auf der Kanzel, am Altar ꝛc. Bey der ersten Abhandlung: was sollen unsere Predigten seyn und leisten? möchte doch wohl noch in Erwägung zu ziehen seyn, daß die Predigten beynahe die einzigen Gelegenheiten, den großen Haufen zu unterrichten, sind, und daß um deßwillen manche Materie darin aufgenommen werden kann und muß, die Herr S. davon ausgeschlossen wissen will. Ohne den übrigen Artikeln ihren relativen Werth abzusprechen, müssen wir doch gestehen, daß wir die: herzliche Bitte an den Hrn. Oberhofprediger D. Reinhard, dessen am 31. Okt. 1800 zum Gedächtniß der Kirchenverbesserung, gehaltene Predigt betreffend, für das vorzüglichste Stück in diesem Bande halten. Diese mit edler Humanität und wahrer christlichen Weisheit ausgearbeitete Kontrovers verdiente wohl, besonders abgedruckt zu werden, um wohlfeiler und gewisser in recht viele Hände zu kommen.

Pg.

Neuer Almanach für Landprediger und ihre Freunde, enthaltend kurze Winke und Materialien zu Amts-Arbeiten, und Bemerkungen über die verschiedenen Verhältnisse des Landpredigers, mit besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse neuerer Zeiten. Von Carl Busse, Pastor im Fürstenthum Hildesheim. Celle, bey Schulze. 1804. 212 S. 8. 16 gr.

Enthält allerley gute Belehrungen und Winke zur Beruhigung des Landpredigers in seinem, von Vielen, verachteten Stande, zur zweckmäßigen Amtsführung, zu einem vorsichtigen und klugen Betragen bey mancherley Gelegenheiten. In dem gelieferten Jahrgange kurzer Predigtentwürfe über die Evangelien, sind manche Hauptsätze sehr gut gerathen, und

und lehren eine recht zweckmäßige Behandlung der Perikopen. Die Idee, daß der Prediger in seinen Reden bey der Confirmation, dieselbe als eine Einführung der unschuldigen Kinder in die große Welt, oder als einen Abschied des Lehrers von seinen Kindern vorstellen soll, ist gut. Allein die Proben, die dabey gegeben sind, sind nicht gut, weil die Perioden zu lang sind, und Alles zu ängstlich mit den Worten des Textes verwebt ist. In dem Gedichte S. 85 an einen jungen Freund an seinem Confirmationstage können die Worte: „dort" (nämlich beym Abendmahle) „strömt eine Lebens-„fluth dich zu heiligen, in goldner Opferschaale, Purpur-„roth des Mittlers Bundesblut," zu unrichtigen und abergläubischen Ideen verleiten. — Ueber das Verhalten des Predigers als Hausvater, und gegen seinen Schulmeister werden viel nützliche Lehren gegeben. — Die hingeworfenen Gedanken über die Frage: welchen Rang man dem Prediger zuerkennen müße, können manchen aufgeblasenen Prediger beschämen, und manchem Heuchler und kriechenden Schmeichler eine nützliche Erinnerung seyn, sich zu beßern; nur die Sprache darin ist fast etwas zu derb. Das ganze Büchlein ist ein nützliches Allerley von Sachen, die unter gewissen Ueberschriften zur Beherzigung, besonders der Landprediger gesammelt sind; nur ist die Ausführung darin zuweilen doch fast zu kurz gerathen. Indeßen verdient der Herausgeber dieser Sammlungen, daß er aufgemuntert werde, mehrere dergleichen Sammlungen zu liefern, weil er damit hie und da bey seinen Amtsbrüdern Nutzen stiften kann. Nur der Titel ist nicht gut gewählt, weil er gar nicht auf den Inhalt des Buchs paßt. Der Herausgeber sollte ihn also billig umändern, und seine Schrift ein Handbuch oder Taschenbuch für Landprediger und ihre Freunde nennen.

3.

Die Sonn- und Festtagsevangelien, nach ihrem dogmatischen, historischen, geographischen und antiquarischen Inhalte, für Landprediger und Schullehrer bearbeitet, und mit nöthigen Einleitungen versehen. Zweyte Hälfte. Pirna, bey Friese. 1804. 271 Seit. 8.

Was der Verf. dieses nützlichen Buchs in der Vorrede zur ersten Hälfte versprochen hatte, nämlich der zweyten eine historische Nachricht von den jährlichen Sonn- Fest- und Feiertagen voranzuschicken, hat er gehalten, und zwar so, daß Rec. ihm seinen Beyfall nicht versagen kann. Da sogar viele Prediger mit dem Ursprunge der kirchlichen Feste unbekannt sind, und von den Ursachen der Benennung der Sonntage oft wenig oder nichts wissen: so wird ihnen diese zwar kurzgefaßte, aber doch befriedigende Nachricht sehr willkommen seyn.

Sehr richtig unterscheidet der Verf. den Sonntag vom jüdischen Sabbathe, und will daher auch die Nothwendigkeit der Feier desselben nicht mit Stellen aus dem alten Testamente bewiesen haben.

Die Erklärungen der Evangelien sind mehrentheils gut gerathen; besonders aber zeichnet sich die des Evangelium am Dreyeinigkeitsfeste aus, so wie auch der Nachtrag zur Erklärung des Evangeliums am sechsten Sonntage nach erwähntem Feste, von der Rechtspflege und den Strafen der Juden.

Ob der Verf. gleich, im Ganzen genommen, nur das Bekannte gesagt hat, so hat er es doch gut vorgetragen, und manchem Landprediger oder Schullehrer dürfte doch wohl auch das Bekanntseynsollende noch neu und fremd seyn. Er hat sich also um die Klasse von Lesern, für die er schrieb, immer verdient gemacht.

Ha.

Rechtsgelahrheit.

Handbuch über das praktische Seerecht der Engländer und Franzosen (,) in Hinsicht auf das von ihnen in Kriegszeiten angehaltene neutrale Eigenthum, mit Rücksicht auf die englischen Assecuranz-Grundsätze über diesen Gegenstand. Von Friedr. Joh. Jacobsen, Königl. Dänisch. Advokaten. Hamburg, bey Perthes. 1803. Erster Band.

Band. ½ Bog. Dedikation; LXXII; und 7?? Seit. gr. 8. 3 Rh. 18 ℳ.

Es gereicht der deutschen Literatur zur Ehre, daß ein Mann wie Hr. J. es unternimmt, dieselbe mit einem Produkt zu bereichern, das, in Ansehung der zweckmäßigen Ausführung seines Gegenstandes, fast einzig in seiner Art ist, und eine Menge der rühmlichsten Eigenschaften in sich vereint, die seit Hugo de Groot, sehr selten in ihrem weitschichtigen Umfange, mit so vieler Gründlichkeit als in dem vorliegenden Werke, abgehandelt und ins Licht gesetzet worden sind. Seitdem die wichtigsten Zweige des Handels über Meere, Seen und große schiffbare Ströhme geführt, und einige unentbehrliche Hülfsgewerbe der Schifffahrt, des Fracht- und Waarenhandels, die Assecuranzen und Bodmereyen, kurz mehrere Theile der Staats- und Privat-Seehandlung erzeuget haben, ist zu einer Mannichfaltigkeit eigener, auf das Seewesen sich beziehender, Gesetze und Gewohnheiten Anlaß gegeben worden, aus deren Inbegriff, seit den ältesten Zeiten, bey den gebildeten Völkern, sich ein eigenes Privat-Seerecht gebildet hat, das nach den verschiedenen Perioden, und Bedürfnissen der Nationen, um so mehr modificiret worden, je mehr das gegenseitige Interesse und die Cultur der Völker Zuwachs erhielt. Unstreitig kann man daher zu den ältesten Quellen des Seerechts, die sogenannten Rhodischen Seegesetze zählen, die, ob sie gleich in griechischer Sprache in *Leunclavii* thesaur. jur. Graeco-Roman. Tom. II. und aus diesem in *Vinnii* notis ad *Peckium* de re nautica, oder griech. und latein. zu Leyden 1647, 8. erschienen sind, dennoch nie, wie sie an den angeführten Orten vorkommen, auf der ehemals berühmten Insel Rhodus zur Richtschnur für die Seefahrenden werden gedient haben, und wahrscheinlich erst im Anfange des XII. Jahrhundertes zum Theil aus den römischen Gesetzen zusammen getragen worden, wie das Verzeichniß davon in J. A. Fabricii Hydrotheolog. 2r Bd. §. 5. pag. 252 seqq. nachweiset, das man auch in *J. Gothofredus* de imperio maris seu commentatio ad L. 9. D. de leg. Rhod. de jactu, *C. van Bynkershoek* ad L. Rhod. Hagae Com. 1703, und in dessen Opusc. Tom. I. pag. 171 *seqq.* antrifft. — Verbunden mit diesen Seegesetzen, auch einem Theile des Codex Theodos. und den Justinianischen Ge-

setzbüchern, scheint einige Jahrhunderte nachher, wahrscheinlich um das 11. bis 13te Jahrhundert, das Consolato del mare daraus entstanden zu seyn, wie der gelehrte Spanier D. *Antonio de Capmany y de Montpalau* in seinem, mit kritischer Genauigkeit geschriebenen Werke: Codigo de las costumbres maritimas de Barcelona; p. XVIII. Madrid 1791, 4. ausdrücklich behauptet. Etwas später entstand das Oleronensische Seerecht, das Clairac in seinem Us et Coutumes de la mer; pag. 1 — 160 à Bourd. 1661, 8. unter dem Titel: Roole des jugemens d'Oleron eben so mit Anmerkungen begleitet, als seinen Hugo de Groot herausgegeben hat, und das in die vorzüglichsten europäischen Sprachen übersetzt ist, wovon Rec. mehrere Ausgaben besitzt. Im XIII. Jahrhundert, wie schon der nordische Seehandel zu blühen anfing, ward in der damals berühmten, jetzt vergessenen Stadt Wisby — auf der Insel Gothland, ein Wasser- oder Seerechtsbuch in der niedersächsischen Sprache bekannt gemacht, wovon die älteste Ausgabe, die dem Rec. bekannt geworden, die ist, welche zu Copenhagen 1505 in der Originalsprache herausgekommen. Obgleich dasselbe in die meisten europäischen Sprachen übersetzt ist: so kann man doch diejenige mit zu den besten Ausgaben rechnen, welche Adrian Verwer unter dem Titel: Nederlandts Zeerechten enz. mit Anmerk. zu Amsterd. 1711, auf 31 Bog. 4. herausgegeben hat. — Gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts, und also lange nach der ersten Blüthe des Hanseatischen Bundes, erschien das Seerecht der ehrbaren Hanseestädte, welches 1614 revidirt und vermehrt, in 4., und späterhin durch Marquard, Mevius, Clairac, Kurike, Engelbrecht, in der italiänischen Bibliotheca di Gius nautico; Tom. I. pag. 167 *seqq.*, auch einzeln zu verschiedenen Malen in deutscher Sprache herausgegeben worden. In Sartorius Gesch. des Hanseatischen Bundes, haben wir dieselbe noch zu erwarten.

Aus diesen wenigen, in so vielen Punkten mit einander übereinstimmenden Quellen, sind unsere späteren Seerechte bis auf die französische Revolution, obwohl mit einzelnen Abänderungen und nähern Bestimmungen, auch bisweilen mit beträchtlichen minder gleichförmigen Zusätzen geflossen. Einige Staaten haben jedoch eigene allgemeine Seegesche

ent-

entworfen, die meistens noch durch einzelne spätere Verbindungen ergänzt sind. Dazu kommen noch die einzelnen Handelstractaten fast aller Europäischen Mächte, nach welchen die Commerz- und Seehandlungs-Verhältnisse gegenseitiger Staaten, in Krieg und Friedenszeiten, gegen Freunde, Feinde und Neutralen bestimmt werden, und welche an einigen berühmten Schriftstellern des allgemeinen und positiven See-Völkerrechts, besonders an Cleirac, Molloy, Stypmann, Loccenius, Wedderkop, Jouchäus, Surland, Savary, Postlethwayth, Welwooth, Lange, Kurike, Ombrosi, Azuni, Friederici, Engelbrecht, von Martens, Nau, Höst, und dem Verf. unseres vorliegenden Handbuchs, mit abwechselndem Erfolge die trefflichsten Ausleger gefunden hat.

Nach dieser vorläufigen Einleitung über die Quellen, und den literarischen Ursprung des Seerechtes seit den ältesten Zeiten bis auf die gegenwärtige, die Rec., aus Achtung gegen die vorliegende Arbeit des Verf., dieser beurtheilenden Anzeige vorangeschickt hat, wollen wir nunmehr, zur Betrachtung der Gegenstände übergehen, die in dem 1ten Bde. dieses Handbuchs mit der rühmlichsten Unpartheylichkeit auseinander gesetzt, richtig zergliedert, mit historischer Treue die factischen Beweise ruhig erzählt, die Folgerungen systematisch geordnet, und mit unpartheyischer Kälte beurtheilt werden. Selten, wenigstens nicht oft, tritt der Fall ein, daß ein Schriftsteller, in Zusammensetzung seiner Materien, die analogisch-kritische Ordnung erfordern, und wo überdem noch die Gegenstände oft so verwickelt sind, als im Seewesen neuerer Zeiten, so wenige Anmaaßung im Entscheiden, und so eine ruhige Stimmung im Urtheil, ohne Partey zu nehmen, mitbringt, als Hr. Jacobsen, den wir als Muster in der praktischen Darstellung des neuern Seerechts, nach unserer Ueberzeugung, empfehlen können; und da man seit dem Verschwinden der jüngst verstrichenen 11 Jahre, wegen der großen Menge verübter Plackereyen und Ungerechtigkeiten im Seewesen der Schiffahrenden Völker, die oft an Seeräubereyen gränzten, das Bedürfniß eines allgemeinen Seecodex gefühlt, oder doch wenigstens die einstimmige Befolgung der, in der Mehrheit der europäischen Verträge enthaltenen Grundsätze als solche gewünscht hat, die, wie der Verf. auch richtig bemerkt das eigentliche See-

völ-

völkerrecht ausmachen müßten: so ist der Anfang dieses vorliegenden Werks um so erfreulicher, da die Bestimmung desselben ganz dazu geeignet ist, denjenigen Eindruck zu erwecken, wozu die ehrenvolle Zueignung an die Beherrscher der nordischen Staaten, von Dänemark, Rußland, Preussen und Schweden Veranlaßung darbietet.

Um unsern Lesern einen anschaulichen Begriff von demjenigen Guten zu geben, was in diesem 1. Bde. enthalten ist, wollen wir eine kurze Uebersicht von dem Inhalte desselben darstellen, und gelegentliche Bemerkungen gehörigen Orts einschalten, ohne jedoch den Werth des Ganzen zu trennen, oder einzelne Materien zu unterbrechen.

In der ausführlichen, 72 Seiten langen Einleitung wird der noch wenig bekannte Petersburger Traktat vom 17. Juny 1801 umständlich erwogen, mit den Aeusserungen einzelner Parlaments-Glieder verglichen, und daraus Resultate gefolgert, die in Hinsicht der größeren Freyheit und Sicherheit des neutralen Handels für die Gegenwart und Zukunft bey Seekriegen, als schätzbare Vorschläge anzusehen sind, die von allen Seemächten Europens beherziget zu werden verdienen. Nunmehr wird zum praktischen Theile geschritten, der in zehn Abschnitte, jeder in zwey besondere Kapitel zerfällt, weil der Verf. bey jedem Gegenstande die Maximen der Engländer, den der Franzosen nach den, bey jedem dieser beyden Völker angenommenen neuern Grundsätzen, entgegenstellt.

Diese werden S. 1 — 34, gleichsam zum Eingange des ganzen Werks, dadurch näher untersucht, daß der Verf. die neuern Quellen des Seerechts bey gedachten Völkern eben so kritisch gründlich prüft, als die fragmentarischen Notizen zur neuesten Literatur über die Theorie dieses Gegenstandes bey Engländern, Franzosen, deutschen und nordischen Völkern, die wir seit dem Anfange des XIX. Jahrhunderts haben erscheinen gesehen, kurz und mit vieler Sachkenntniß würdigt. (Der Verf. verschweigt es nicht, den vom Rec. und dem seel. Büsch an mehreren Orten gerügten Umstand: daß je ein praktisches Seerecht der Engländer geschrieben werden könnte, weil es ihnen dazu an Materialien in ihren Archiven fehle, S. 6 durch eine übersetzte Stelle aus dem berühmten Werke des James Marriot: Decisions

sions in the high Court of Admirality during the time of Sir *George Hay* etc. Lond. 1801, 8. pag. 209, vollkommen zu rechtfertigen. Da nun die dahin gehörigen Gesetze einzeln und ganz zerstreut in den Parlaments-Akten angetroffen werden, wovon, nach der Bemerkung eines gleichzeitigen neuen englischen Schriftstellers (*Arthur Brown*, a treatise on the Civil Laws and on the Laws of the Admirality; Tom. I. pag. 200 etc. 1802. 8.) auf das Ansehen des Lord Mannsfield, keine einzige alte Entscheidung in Prisensachen, vor dem Jahre 1648 in den Parlaments-Archiven angetroffen wird: so kann man sich eine richtige Idee von dem Umstande machen, daß, bey dem völligen Mangel eines frühern Englischen Gesetzbuches, keine einzige der bekannten Sammlungen, als: *C. Molloy* de jure maritimo et nauali; edit 3tia. Lond. 1682. 4. *Malynes* consuetudo vel lex mercatoria. Lond. 1686. Fol. verglichen die neue Ausgabe von diesem Werke: Lond. 1783; Fol.; — ferner die General treatise, of the dominion of the sea and a compleat body of Sea-Laws. Lond. 1705. 4. und die Laws ordinances and institutes of the Admirality of Great-Britain. Tom. I. et II. Lond. 1746. 8. um so mehr seyn kann, da nach der Versicherung von Blackstone (Commentaries etc. Tom. I. pag. 419. und Tom. IV. pag. 423. ed. XI. 8.) die Oleronensischen Seerechte, in England bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts als subsidiarisches Recht betrachtet werden.)

Unter solchen Umständen können die Schilderungen S. 19 — 23 der englischen Prisengerichte eben so wenig glänzend seyn, als die Darstellung des französischen Prisen-Conseil, S. 23 — 34 nicht immer den Beyfall des Verf. verdient. —

Erster Abschnitt. S. 37 — 100. Von den Gränzen und Vorrechten des neutralen Seegebiets und von Anhaltung, Wegnahme und Feindseligkeiten auf demselben. Eine wichtige Abhandlung, die durch zehn Beyspiele von Reclame-Prozessen von 1675 — 1801 in ihr eigenthümliches Licht gesetzt wird. (Obgleich von den meisten Seemächten Europens der allgemeine Grundsatz des Seevölkerrechts angenommen wird: daß auf einem neutralen Seegebiete, keine Feindseligkeiten gegen Güter und Schiffe des Feindes angefangen und fortgesetzt, mithin auch feindliche

lische Güter auf einem neutralen Gebiete nicht weggenommen werden dürfen, wie alle Ausleger des Seevölkerrechts, und die Natur der Sache selbst behaupten; s. d'Abreu traité des prises maritimes; P. I. C. V. §. 14. Bouchaud theorie des traités de commerce; p. 284; Bynkershoek quaest. jur. publ. Lib. I Cap. 8; und so sehr sich überdem die neutralen Mächte, oder diejenigen, welche die Schiffe der Neutralen in ihrer Frachtfahrt, durch Verträge gern in Schutz nehmen, mithin sie gegen Eingriffe in das Völkerrecht sichern wollen, wie eine Menge Neutralitäts-Verträge in Mosers Versuch ꝛc. 10r Bd. 1r Th. S. 159 und 311; die Nieuwe Nederlandtsche Iaarboeken; van het Iaar 1780; p. 515; von Martens Recueil des traités des Alliances etc. Tom. IV. p. 204. 216. 233 suiv. etc. Tom. V. p. 235 suiv. etc 278; auch von Martens Erzählungen merkwürdiger Fälle des neuern europ. Völkerrechts; S. 8 — 58. Gött. 1802. gr. 4. Hennings Sammlung, u. a. m. angetroffen werden: so sind in ältern, besonders aber während der jüngsten 11 Jahre, Verletzungen der Art oft und zu häufig begangen worden, die, wie de Real ganz richtig bemerkt, [s. Science du Gouvernement; Tom. V. p. 529 suiv.] durch beständige Entschuldigungsgründe, um den Beweis der Anerkenntniß jenes Grundsatzes des Völkerrechts zu führen, gerechtfertiget wurden. Wir setzen mit Hrn. Hofr. von Martens hinzu: [s. Einleitung in das positive Europ. Völkerr. S. 241 zu Ende der Note d.] „Oft erfüllt der Staat, der die Neutralität begehrt, nicht alle Pflichten derselben." — Dieß hat die Seehandlungs-Geschichte der neuern Zeit, besonders die Kauffahrer der Neutralen, leider zu häufig bis auf den gegenwärtigen Augenblick gezeigt. — Aber eine Ungerechtigkeit erzeugt bisweilen die andere; davon liefert die Geschichte zu häufige Beyspiele.)

Zweyter Abschnitt. S. 101 — 117. Von denjenigen, die in Kriegszeiten befugt sind neutrales, für feindlich gehaltenes Eigenthum, anzuhalten und aufzubringen. Der Hr. Verf. zeigt nach von Martens (den er immer unrichtig Mertens nennet) Essay concernant les armateurs; §. 10. wer eigentlich befugt sey, dergleichen Handlungen vorzunehmen. Er vergißt auch nicht zu bemerken, daß bewegliche Güter eines neutralen Unterthans,

thums, dadurch nicht ihre Neutralität verlieren, daß sie in Feindesland sich befinden, weshalb der Feind kein Recht habe, dieselben entweder auf seinem Gebiete anzuhalten, noch wegzunehmen. (Aber wo bleiben diese Grundsätze seit dem Augenblicke angewandt, daß die verweigerte Herausgabe von Maltha, einen neuen, mit großen, fast unermeßlichen Geldaufopferungen verbundenen, Krieg herbey geführet hat? Was berechtigte Frankreich im vorigen Winter 180¾, das Eigenthum der holländischen und seeländischen Kaufleute wegzunehmen; die Durchfuhrwaaren der Bremer und Hamburger Handelsleute, welche sie für eigene Rechnung im Frühjahre 1804 nach Frankfurt a. M., Augsburg, der Schweiz und nach Tyrol, auf Fracht-Wagen beförderten, in Meppen — einer Herzoglich-Arembergschen Handelsstadt des ehemaligen Niederstifts Münster, wochenlang anzuhalten, und die dem Verderben ausgesetzten Fischwaaren der Emdner Kaufleute, zum Schaden der Empfänger dadurch Preis zu geben, wobey bloß für die Preußischen Erbfürstenthümer Münster und Paderborn, Tausende verloren gingen? Dergleichen Verfahren ist weder in der Natur des Völkerrechts, noch in den gesetzlichen Bestimmungen desselben, und in den Verträgen gegründet; man vergleiche darüber: Wolfs Jus Gent. Cap. VII. §. 842; Vattel droit d. gens; Liv. IV. Ch. 5. §. 73. Lampredi del commercio di populi neutrali Tom. I. p. 168; Galliani Recht der Neutralität, und der Uebers. vom Prof. Cäsar 1r Th. 1r Bd. VIII. Cap. S. 330 fg. Leipz. 1790. 8. und A.)

Dritter Abschnitt. Von der Verantwortlichkeit der Principalen und Bürgen der Kaptoren neutraler Güter, wenn diese sich Ungerechtigkeiten und Versehen zu Schulden kommen lassen. S. 118 — 185. (Bekanntlich müssen die Eigenthümer der Kaptoren, oder ihre Bürgen, bevor sie Markbriefe erhalten, sich an das Admiralitäts- oder sonstige Gericht, das zu dieser Ausfertigung auctorisirt ist, schriftlich wenden, — die Beschaffenheit des Schiffes, das sie ausrüsten wollen, seine Ladung, wenn es ein Kauffahrteyschiff ist, — den Namen des Kapitains, — die Zahl und das Kaliber der Kanonen, — die Anzahl der Seeleute, womit sie es besetzen wollen, u. d. gl. m. anzeigen, und besonders durch Bürgen, die an der Ausrüstung nicht den mindesten Theil haben, eine hinlängliche Bürg-

Bürgschaft stellen, damit sich der Staat, der den Kaper, oder die Armatöre zur Freybeuterey berechtiget, wegen Beobachtung der den Kaptoren vorgeschriebenen, oder künftig noch vorzuschreibenden, Gesetze und Instruktionen, an denselben rechtlich erholen könne, falls ein gesetzwidriges Betragen der Kaper, Genugthuung und Entschädigung veranlaßen würde. Diese Bürgschaft, die übrigens eine schwache Schutzwehre der Rechte neutraler Staaten ist, und sie nur in Etwas gegen Vergehungen und Grausamkeiten der Kaper schützt, ist späteren Ursprungs, als die Einführung der Freybeuterey; die sich im persönlichen Sinne des Worts [droit de marche] schon aus dem zwölften Jahrhundert herschreibt; m. s. du Cange in Glossar. lat. med. Tom. IV. p. 565. Col. 1. No. 4; spätere Verordnungen darüber v. J. 1295. in *Rymer's* Foedera; sive Acta Anglicana; Tom. II. p. 691. noch spätere v. J. 1360, in *Dumont's* Corps univ. Dipl. Vol. II. P. I. p. 16 suiv. und fast gleichzeitig in Frankreich: s. Code des Prises; Tom. I. p. XXV. in der Note; vergl. *la Rocke Flavin* des Parlemens de France Liv. XIII. Chap. 57. p. 807. Das älteste Beyspiel einer gesetzlich vorgeschriebenen Bürgschaft dagegen, ist mehr als zwey Jahrhunderte später, wie Hr. von Martens mit diplomatischer Gewißheit anführt: s. dessen Essai concern. les Armateurs; Chap. II. §. 15. Not. e. Bis auf die französische Revolution und noch jetzt, beruhet diese Kaperbürgschaft auf Gesetze und Verträge der Seestaaten, wovon jedoch die Summe dergleichen Cautionen nicht überall gleich ist; worüber man in den einzelnen Verordnungen der Seemächte Europens die erforderlichen Bestimmungen findet; vergl. *Weskett* disg. of the theory of insurances; p. 413. Nichts destoweniger werden die Neutralen demungeachtet durch Kaperungerechtigkeiten gefährdet, die in den meisten Fällen des neuern Seerechts der Engländer und Franzosen mit in die Reclame-Prozesse übergehen, und von den Entscheidungen der Prisen-Conseils adoptiret werden; wir wollen darüber kürzlich den Verf. hören.)

Unter den 10 Beyspielen, die der Verf. von Schiffen, die als Prisen oder Reprisen von den Eignern derselben theils in England, theils in Frankreich reclamiret wurden, finden sich verschiedene, die von offenbaren Betrügereyen zusammengesetzt sind. Wir wollen zur Erläuterung dieses ein Beyspiel anführen:

Zu-

Zuvörderst besteht der Grundsatz englischer Prisengerichte, in Hinsicht des Schadenersatzes, von dem nur selten Ausnahmen Statt finden, schlechtweg darin: daß nur derjenige, der unmittelbar das Unrecht zufügte, (the Wrongdoer) zur Rechenschaft und zum Schadenersatze gezogen werden kann. Hat der Kaper, in Fällen von Vergehungen, kein Vermögen: so müssen die Bürgen dafür in Anspruch genommen werden. Das Hamburgische Schiff Henrich und Jacob wurde von den Engländern irrig für ein holländisches genommen, und von einem französischen Kaper wieder genommen. Beym Einlaufen in Nantes sank das Schiff, und gieng verloren. Was sollten die Rheder des Kauffahrthey-Schiffes unter solchen Umständen wagen? Sie wandten sich an die englische Admiralität; die Lords of Appeal entschieden am 21. Jul. 1798, daß, da die Wegnahme des Schiffes auf unzurechtfertigenden Gründen beruhe, die Kaper-Rheder zur Restitution von ⅓ des Werths des wiedergenommenen Schiffes verbunden waren. Natürlicher Weise wandten sich die Reklamanten nunmehr an Frankreich. Das französische Prisen-Conseil erwiederte in kahlen Entschuldigungen: die Kapitaine und die Eigenthümer wären von ihren Schiffen fortgesandt worden, und daher sey zur Zeit der Wiederwegnahme der Prise Keiner da gewesen, der sich für die Restitution hätte verwenden können. »Aber, setzt der Verf. zu unten hinzu: was »hinderte sie (die Franzosen), diese Applikation nach»her zu machen? — Sind die französischen Gerichts»höfe mehr, als die englischen, davon ausgenommen, »ex post restitution zu ertheilen? Sie halten allerdings »dafür, daß ein Besitz von 24 Stunden das Eigen»thum der Prise verändere; aber dieß ist nicht auf »ein neutrales Schiff anwendbar. Die See-Juris»prudenz des alten Frankreichs betrachtet das neutrale Ei»genthum so streng in einem absoluten Zustande der Unverwirklichkeit, daß bey Wiedernehmung neutraler Schiffe, »nach der Voraussetzung, daß ihnen kein Dienst geleistet »worden, nicht einmal Bergelohn zugestanden wird. So »war die Sprache ihres Gesetzes, und es kann also kein »Hinderniß für die Restitution aus der Unmöglichkeit ent»standen seyn, eine unmittelbare Applikation zu machen.« In diesem Style geht der Verf. fort, das Unrecht zu zeigen, dessen sich die französischen See-Gerichtshöfe in Pri-

fensachen so häufig und mehr als zu oft schuldig machen. Er setzt daher S. 137 hinzu: »Wenn der Neutrale irgend »ein Unrecht erlitten hat: so kommt das nicht von den Brit»ten, sondern von den Franzosen her, und es ist kein Grund »vorhanden, warum brittische Kaufleute für französi»sche Ungerechtigkeiten bezahlen sollen?« — Rec., der das Verfahren der vorigen königlichen Franzosen eben so gut, wie das der republikanisch-gewesenen Franken in so vielen Rücksichten, durch eine lange Erfahrung kennt, setzt weiter nichts hinzu, als daß das Benehmen des Prisen-Conseils der großen Nation, ganz von demjenigen in einem ähnlichen Falle abweicht, welches Frankreich im siebenjährigen Kriege gegen die Rheder des holländischen Schiffes *de Admiral de Ruyter* beobachtete. Frankreichs Prisen-Gericht erkannte am 7. April 1759 die Zurückgabe desselben, und diese Sentenz ward, wie Valin traité des prises; p. 91 mit diplomatischer Pünktlichkeit hinzufügt, völlig frey erklärt. Hier stimmte das Recht mit der praktischen Anwendung überein; Motive, die in neuern Zeiten, bey manchen See-Gerichtshöfen aus der Mode gekommen zu seyn scheinen. Mehr andere Beyspiele der Art müssen wir aus Furcht, viel zu ausführlich zu werden, übergehen.

So wie der Verf. alle Theile der praktischen Seerechte beyder Nationen, von denen hier die Rede ist, abhandelt; eben so erwägt er im vierten Abschnitte S. 186 — die Folgen der Widersetzung und eigenen Befreyung aus der kriegführenden Gewalt, welches nicht selten der Fall ist, daß, wenn der Kaper nicht zahlreich genug an Mannschaft ist, um eine genommene Prise zu besetzen, die Equipage des Kauffahrers bisweilen Mittel ergreift, sich wo möglich von seinen ungebetenen feindlichen Gästen zu befreyen. Gelingt der Versuch, und ist das Schiff keiner anderweitigen feindlichen Nehmung auf dem Course seiner Bestimmung ferner unterworfen: so kann die gewagte Unternehmung als eine, vom günstigen Geschicke begleitete That angesehen werden; im Gegentheil aber sind die Folgen im Mißlingen dieser Handlung um so strafbarer, je mehr die dabey verübten Grausamkeiten an dem Freybeuter, als Grund der beleidigten Majestäts-Rechte von derjenigen Macht angesehen werden, welche die Mark-

briefe austheilte, oder dem feindlichen Fahrzeuge die Gewalt gab, in ihrem Namen fremdes Eigentum auf offenbarer See, oder an jedem nicht neutralen Orte wegzunehmen. Der Hr. Verf. hat auch diesen Gegenstand durch hinlängliche Beyspiele erläutert.

Fünfter Abschnitt. Seite 228 — Von der Fahrt der Neutralen mit Schiffen, die von einem Kriegführenden genommen; mit Fahrzeugen, die in feindlichen Ländern gekauft worden sind, und mit Prisen-Schiffen. — In solchen Fällen treten bisweilen traktatenmäßige Verhältnisse ein, die in der einen Hinsicht völlig zu rechtfertigen, und für rechtmäßig anzuerkennen sind, wenn an und für sich der nämliche Fall, auf einem andern Seegebiete, die Handlung für strafbar und gesetzwidrig erklärt. Der Grund dazu liegt meistens in Verträgen gegenseitiger Mächte; bisweilen aber auch bloß in einem alten Herkommen. Bey dem Allen kommt es doch immer darauf an, nach welchen völkerrechtlichen Bestimmungen das eintretende Ereigniß der Verantwortlichkeit von dem einen oder andern Theile betrachtet und angesehen wird. Auch diesen Punkt hat der Verf. gründlich aus einander gesetzt.

Sechster Abschnitt. Von der Fahrt der Neutralen mit Schiffen und Fahrzeugen, die im feindlichen Lande angekauft sind, und mit andern ihrer Schiffe, von und nach feindlichen Häfen in Europa, und von der Beschäfftigung neutraler Schiffe im feindlichen Handel, mit Ausnahme des Küsten- und des Koloniehandels. S. 346 —.

Hierin werden in Hinsicht des Grundsatzes der Engländer: daß Prisenschiffe, die von Neutralen in feindlichen Ländern angekauft worden, vor ihrer Zuhausekunft Ladungen auf neutrale Gegenden verfahren dürfen, Beyspiele angeführt, welche die so oft vom Rec. vertheidigte Wahrheit rechtfertigen, daß englisches Worthalten mit edler Großmuth verbunden, allen andern Großsprechereyen solcher Völker vorzuziehen sey, die durch Zeitungsnachrichten die Welt glauben machen wollen: in keinem Staate sey mehr Staats- und Privat-Rechtschaffenheit zu Hause, als in solchen, wo

 äußerer

äusserer Glanz die innere Armuth versteckt, woran Millionen ihrer Einwohner erkranken. Besonders verdient auch das Gutachten S. 369 ffg. über die jetzige Anwendbarkeit der französischen Gesetze auf die Waaren feindlichen Ursprungs, welche Verordnungen alle Waareneinfuhre der Engländer in Frankreich durchaus verbieten, sie mögen unmittelbar, oder durch Neutrale, durch Alliirte Frankreichs, oder von Franzosen selbst eingeführt werden. (Diese in neuern Zeiten mehrmals erneuerten und geschärften Gesetze haben nicht nur innerhalb des weitläuftigen Gebiets der großen Nation, sondern auch Alliirte und Kaufleute in solchen Ländern unglücklich gemacht, wo die stehenden Heere der Franzosen dieselben mit der unerbittlichsten Strenge ausübten, und oft selbst — entweder aus Irrthum, oder aus boshaftem Vorsatze, wollen wir nicht entscheiden — — Waaren für englische ausgaben, die entweder auf dem Boden der gestorbenen Republik, oder in einer deutschen neutralen Gegend waren verfertigt worden.)

Siebenter Abschnitt. S. 374 — Ueber die Betreibung des feindlichen Küstenhandels. Dieser Gegenstand ist, wie der folgende im

Achten Abschn. S. 391 — Ueber die Betreibung des feindlichen Kolonialhandels — nicht minder trefflich abgehandelt, und durch Beyspiele hinlänglich erläutert. — Ein nicht minder erheblicher Gegenstand ist derjenige, welcher im

Neunten Abschn. S. 532 — von der simulirten Klarirung und ungerechten Courssteurung vorkommt. Der Verf. bringt drey Beyspiele, von einem preussischen, dänischen und schwedischen Schiffe, bey, wo die englische Admiralität, in Hinsicht der Diskretion festgesetzt hat, daß ein neutraler Kapitain die Verordnung befolgen müsse, nach welcher die Engländer, wegen simulirter Ausklarirung, in solchen Fällen erlaubten, wenn die Bestimmung des Schiffes und dessen Ladung, nach einem kriegführenden Lande gehe. Dagegen wird das Schiff Sirene, geführt vom dänischen Kapitain Masten, zu Mallaga, vom französischen Konsul daselbst kondemnirt, und Schiff und Ladung für eine gute Prise erklärt, weil das Schiff auf Hamburg ausklarirt hatte, in Dover für Rechnung Anderer eingelaufen, und

im-

im Befolge dieser Ordre nach London versegelt war. Uebrigens berechtiget das allgemeine Seevölkerrecht den Umstand, ein Schiff zu nehmen, das vorsätzlich seinen Cours verändert hat; nur darf sich der Kaper keiner Gewaltthätigkeiten dabey bedienen, wenn das Schiff sich der Visitation unterwirft, wie alle europäische Seeverordnungen ausdrücklich vorschreiben, die Hr. v. Martens über diesen Punkt anführet. (s. Essai conc. sur les Armat. Chap. II. §. 22. Not. r.)

Der zehnte, oder letzte Abschn. S. 556 — handelt bloß von Blokaden. Hiervon werden eine Menge Beyspiele angeführt, die, in geringer und erheblicher Beziehung, allen schiffahrenden Kauffahrthey-Kapitänen zur Warnung dienen können, daß Versuche der Art sehr selten gelingen; wenn solche aber scheitern, in ihren Folgen den größten Nachtheil für Rheder und Mannschaft erwecken. (Man hat in neuern Zeiten oft über die Frage gestritten: Wann und von welcher Zeit ein Hafen für blokirt zu halten sey? [wie Pestel untersucht, and von dem Ursprunge der bewaffneten Neutralität handelt; s. dessen Selecta capita jur. gent. marit. §. 11.] allein man ist bisher über diesen Punkt noch nicht entschieden ins Reine gekommen, weil die bloß wörtliche Erklärung einer kriegführenden, oft entfernten Macht, dazu nicht hinreicht, darüber allgemeine, unwiederrufliche Grundsätze aufzustellen.) Die deßhalb von Hrn. Jacobsen angeführten und zergliederten Umstände der 31 angehaltenen und zum Theil kondemnirten Schiffe, geben hiervon einen sprechenden Beweis, daß nichts Veränderlicheres in neuern Zeiten ist, als das Seerecht und die Staatsformen nach der Konvenienz einzurichten. Wir sehen daher dem 2ten Bande dieses trefflichen Werks mit Verlangen entgegen.

Nl.

Neues Archiv der preußischen Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit, zum Besten der allgemeinen Justizofficianten-Wittwenkasse herausgegeben von Carl Ludewig Amelang. Berlin, bey

 Nauk.

Mauk. 1800 bis 1803. Erster Band. Zweyter Band. gr. 8. 4 Rl.

Jeder Band besteht aus vier Heften, welche successiv in blauen Umschlägen in Journal-Form erschienen sind. Mit dem zweyten Bande haben wir bereits ein sehr brauchbares Register zur bequemen Uebersicht der bisher gelieferten reichhaltigen Materialien erhalten. Der Verf. ist dem Publikum bereits rühmlichst bekannt, und ist seiner Lage nach vollkommen im Stande, sein Archiv mit interessanten Stücken auszustatten. Die Auszeichnung, die das Archiv bereits dadurch erfahren hat, daß es vom Justizdepartement dazu ausersehen ist, die Musterrelationen zu liefern, die sich die Examinandi zur Nachahmung gereichen lassen sollen (vergl. das Cirkular vom 19. Febr. 1800, und das Reskript des Justizdepartements vom 26. Novbr. 1801), wird dem Unternehmen gewiß auch zu Statten kommen; um so mehr, da sie ihm bey der uneigennützigen Verwendung des pekuniären Ertrages zu dem angegebenen milden Zwecke, vor andern Werken ähnlicher Art wohl mit Recht zu gebühren schien.

Bisher hatten drey periodische Werke, zur authentischen oder doktrinellen Erläuterung der preußischen Legislation und Justizverfassung, neben einander ihr gutes Gedeihen, ohne sich in ihren Planen zu berühren oder zu durchkreuzen; wir meinen die Kleinschen Annalen, die Eisenberg-Stengelschen, jetzt v. Hoffschen Beyträge, und die Materialien zur wissenschaftlichen Erklärung der neuesten preußischen Landesgesetze eines Ungenannten. Mit dem Anfange dieses Archivs scheint aber eine Kollision zwischen diesem und den Stengelschen Beyträgen zu entstehen, welche dem Publikum sehr lästig fallen würde, wenn die Herausgeber nicht unter sich eine solche Einrichtung zu treffen wissen werden, daß eine Sache nicht doppelt gelesen und bezahlt zu werden braucht.

Der Inhalt des Archivs zerfällt in mehrere Abschnitte. Der erste ist der Gesetzgebung gewidmet, und liefert Anfragen, Berichte, Reskripte und Resolutionen, mittelst welcher das allgemeine Landrecht, die Gerichtsordnung und andere bereits vorhandene Gesetze näher bestimmt, ergänzt

oder

oder abgeändert werden; ferner Verordnungen; sowohl allgemeine, als besondere für einzelne Provinzen. In den beyden vorliegenden Bänden findet man Verordnungen für Schlesien und Pommern, für die Mark, für die fränkischen Fürstenthümer, für Süd- und Neu-Ostpreußen, für Westpreußen, für Minden, Ravensberg und Tecklenburg. Unter diesem Abschnitte stehen endlich auch die Verhandlungen wegen Ressortstreitigkeiten. Der zweyte Abschnitt ist historischen Inhalts, und voll interessanter Aufsätze und Nachrichten, unter welchen wir bloß folgende auszeichnen wollen: Tableau des Personals der sämmtlichen Landesjustiz-Kollegien in den preußischen Staaten. — Vergleichung der General-Civil-Proceß-Tabellen der Jahre 1798 bis 1801. — Liste der bey sämmtlichen preußischen Landesjustiz-Kollegiis verhandelten Konkurs-, Liquidations- und Subhastations-Processe für das Jahr 1799 bis 1801. — Verzeichniß der bey den sämmtlichen preußischen Pupillen-Kollegiis schwebenden Vormundschaften für das Jahr 1799. — Uebersicht, in welchem Verhältnisse bey den sämmtlichen Provincial-Landesjustiz-Kollegiis der preußischen Staaten im Jahr 1799 gearbeitet worden. — Ueber die Vermehrung der Verbrecher in der Residenz Berlin, von den Jahren 1670 bis 1798. — Verzeichniß des Personals im Justizfache und des geheimen Obertribunals. — Grundsätze, nach welchen die Einrichtung der in sämmtlichen preußischen Staaten anzulegenden Besserungsanstalten zu bewerkstelligen. — Nachricht von der Arrestanten-Spinnerey in Fraustadt. — Allgemeine Uebersicht der im J. 1801 bey den Landesjustiz-Kollegiis bearbeiteten Instruktionen und Spruchsachen. — Generelle Uebersicht der nach den hier mitgetheilten Specialtabellen bey den Provincial-Landes-Justiz- und Pupillen-Kollegien im J. 1801 bearbeiteten Geschäffte. Dieses endliche Rechnungs-Resultat wird gewiß Vielen, denen das Archiv nicht zu Gesicht kommt, hier zu finden interessant seyn.

I. An Instruktionen sind bey den Landes-Justiz-Kollegien im Jahr 1801

a) bearbeitet	34630
b) beendiget	25942
c) rückständig geblieben	8688

II. Re- und Correferenda wurden

a) distribuirt	36121
b) geliefert	35479
c) als Rest notirt	642

III. Civilprocesse überhaupt waren im J. 1801 bey dem Landes-Justiz-Kollegio

a) anhängig	53249
im J. 1800	51976
mithin mehr pro 1801	1273
b) beendigt pro 1801	31334
pro 1800	30453
mithin mehr pro 1801	881
c) Neue Processe, darunter waren	31726
deren Zahl im J. 1800 betrug	31672
mithin mehr neu hinzu gekommen pro 1801	54
d) Unbeendiget blieben pro 1801	21915
pro 1800	21523
mithin mehr unbeendiget pro 1801	392

IV. Konkurs-, Liquidations- und Subhastations-Processe waren im J. 1801 anhängig 792, wovon 248 beendiget, 544 rückständig geblieben.

V. Die Zahl sämmtlicher Vormundschaften besteht in 11113, und hat sich gegen das vorige Jahr um 807 vermehrt.

VI. Decernenda sind überhaupt 846878 bearbeitet, und überschreitet diese Summe die vorjährige überhaupt, nach Abzug der bey einigen Kollegiis aufgeführten mindern Zahl, um 51971.

Auch ist unter diesem historischen Abschnitte ein Aufsatz zur Entwerfung eines Sachen- und Wörterlexikons des polnischen Staats- und Civilrechts, zum Besten der Geschäfftsmänner, welche

welche nach Südpreussen versetzt werden. Zugleich ist auch bereits mit einem solchen Wörterbuche ein kleiner Anfang gemacht. Endlich ist der dritte Abschnitt für praktisch-juristische Ausarbeitungen und Anleitungen bestimmt. Unter dieser Rubrik findet sich in den beyden Bänden nur Ein Aufsatz: Versuch einer Anleitung, Justiz-Visitationen der Untergerichte, in Gemäßheit des Regulativ-Reskripts vom 31. Jul. 1800 auszurichten.

No.

Arzneygelahrheit.

Triumph der Heilkunst, oder durch Thatsachen erläuterte praktische Anweisung zur Hülfe in den verzweiflungsvollsten Krankheitsfällen. Ein Repertorium für Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von D. C. A. Struve, ausübendem Arzte zu Görlitz, u. s. w. Breslau, bey Korn dem ältern. 1804. Fünfter Band. 135 S. 8. 20 gr.

Der Plan und die Einrichtung ist, wie in den vorigen Bänden; in diesem Bande stehen 13 medicinische und 19 chirurgische Erfahrungen des In- und Auslandes.

Geist und Kritik der medicinischen und chirurgischen Zeitschriften Deutschlands fürs neunzehnte Jahrhundert. (??) Herausgegeben von Kausch. Breslau, bey Hamberger. 1803. Siebenter Band.

Auch unter dem Titel:

Geist und Kritik der medicinischen und chirurgischen Zeitschriften Deutschlands für Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben ꝛc. Siebenten Jahrganges Erster Band. 276 S. 8. 1 Rg. 6 gr.

Rec. hat nichts weiter zu berichten, als — »die Fortse- »tzung des beliebten, manchem Arzte unentbehrlichen Jour- »nals.« So kündigt der neue Verleger das Werk an! Die Auszüge sind dießmal aus Posewitz ätiologisch-se- miologischem Journal, aus Loder's Journal, dem Röschlaub das öffentliche Attestat ausgestellt hat, »die Me- »dicin habe durch dasselbe nichts gewonnen,« aus den all- gemeinen med. Annalen, aus Siebert's Archiv für die Volksarzneykunde, aus Piderit's med. prakt. Ar- chiv, aus Stark's und Reil's Archiv, aus Arnemann's und Röschlaub's Magazin, in der bekannten Manier des Hrn. Kausch. Rec. ist kein Freund von Journalen aus Journalen; giebt aber dem Excerptmacher das Lob, daß er unpartenisch zu Werke gehet, das Gute lobt, und das Schlechte tadelt, wo er es findet, und besonders sich nicht fürchtet, der Ehrenretter der jetzt so verschrieenen Humoral- pathologie zu werden. Wahrlich, viele Erscheinungen las- sen sich außerdem nicht erklären! Sollten nicht kleinere Let- tern und enger Druck diesem Journalgeiste zur Koncentra- tion und bessern Essentzirung gereichen?

Medicinisch-praktische Jahrgänge von D. J. J. Kohlhaas, Kurerzkanzlerschem ersten Stadtphy- sikus (in Regensburg) und Direktor des klinischen Instituts ꝛc. Regensburg, bey Montag. 1804. Erster Jahrgang 1774. 181 S. 8. 12 Kr.

Der Verf. macht hier den Anfang mit seinem praktischen Comte rendu von 1774. Die Zahl der aufgezeichneten Kranken sind 78; davon hergestellt 67, nicht hergestellt 2, aus der Kur gelaufen 5, nicht wieder gekommen 1, gestor- ben 3. Die Beobachtungen betreffen gewöhnliche Krank- heiten, nach der damaligen Terminologie, und dem gewöhn- lichen Kausal-Verhältnisse, kurz beschrieben, und mit den gebrauchten Recepten versehen. Die Vorrede zeigt, wie das Barometer für junge fremde Aerzte in der damaligen Reichsstadt stand; sie lehret, wie die Kollegen, wie die medicinischen Konsultationen beschaffen sind; sie enthält Regeln, die jeder Praktiker, er heiße jung oder alt, am Krankenbette befolgen sollte; sie läßt der alten Vorschrift:

De

De nocentibus et iuvantibus, welche die neuen und neuesten Wissenschafts-Männer kavaliermäßig verwarfen, die geziemende Gerechtigkeit widerfahren; in der Sammlung selbst bemerkt man kein Theoretisiren nach neuern Principien, und daher kann sie auch der jüngere Arzt mit Nutzen lesen.

Sw.

Die Wissenschaft des menschlichen Lebens. Ein praktisches Handbuch für Alle, die nicht umsonst in der Welt zu seyn wünschen, von D. Ch. A. Struve, Arzt in Görlitz, der Leipz. ökonom. Societät Mitglied ꝛc. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1804. Zweyter und letzter Band. 274 S. 8. 16 gr.

Der Gesundheitsfreund des Alters, oder praktische Anweisung, wie man im Alter seine Gesundheit erhalten, sein Leben verlängern und froh genießen könne. Von D. Ch. A. Struve, Arzte zu Görlitz. Hannover, bey den Gebr. Hahn. 1804. 158 S. 8. 16 gr.

Nr. 1. macht den Beschluß eines interessanten und nützlichen Werks über Leben und Menschenbestimmung. Könnte der Verf. den Ausdruck und Ton hier und da mehr herabstimmen, mehr zusammenhängend, als rhapsodisch schreiben: so würde sich das Ganze noch angenehmer lesen lassen. Es scheint, er schreibe zu viel; er hat nicht Zeit zu sichten und zu feilen; möchte er für die Zukunft den alten Wahlspruch beherzigen: non multa, sed multum!

Nr. 2. ist der Pendant zu dem Gesundheitsfreunde der Jugend. Beyde Werkchen machen ein schickliches Ganze. Dieser begreift die leichtesten und brauchbarsten Regeln, wie man im Alter gesund seyn, froh leben und ruhig sterben kann. Mitunter streuet der Verf. eine Blume des klassischen Alterthums auf die Bahn des Greises; man liest, und

denkt

denkt sich zurück, ruft am Ziele des menschlichen Lebens mit ihm aus: Wir sind unsterblich!

H.

Anweisung, ohne Nachtheil für die Gesundheit Tabak zu rauchen. Nach der Dissertation: De fumi nicotianae suctu, für Tabaksraucher bearbeitet von D. J. C. Meyer. Pirna, bey Friese. (Ohne Jahrzahl, aber von der Ostermesse 1804.) 87 S. 8. 9 gr.

Eine Uebersetzung einer lateinischen Disputation vom Mißbrauche des Tabakrauchens! Nichts Neues; aber doch für die Tabaksschmaucher nicht ganz überflüssig, um das Schädliche dieser Gewohnheit einzusehen, und sich bessern zu können, welches ihnen Rec. von ganzem Herzen wünscht.

Brief eines Arztes an einen Landpfarrer, von C. F. Becker, praktischem Arzte in Hörter. Göttingen, bey Dietrich. 1804. 56 S. 8. 6 gr.

Eine Anleitung zu einem Krankheitsberichte für den Landpfarrer, wenn ein Mitglied der Gemeinde krank ist; ein paar Worte über Vernachlässigung ärztlicher Hülfe in den niedern Ständen, über den Mißbrauch der Heilmittel, und über Unfug der Quacksalber. — Das ist der Inhalt dieser wohlgemeinten medicinischen populären Schrift, die sich lesen läßt.

Sw.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

Frühlingsschilderungen der Deutschen, Engländer und Franzosen, vorzüglich die von Kleist und Thomson. Zur angenehmen Vergleichung für

Freunde

Freunde des Schönen. Uebersetzt, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet von Wilh. Jul. Wiedemann. Auf Kosten des Herausgebers, und in Kommission bey Ernst in Quedlinburg. 1804. 12½ Bogen. 8. Mit einem Kupfer. 1 Rt.

Die Idee zu diesem Buche ist so übel nicht; die Ausführung aber könnte um vieles besser seyn. Theils mangelt es ihr an einem festen, bestimmten Plane; theils sieht man ihr gar zu sehr das zufällige, gelegenheitliche Entstehen der Idee dazu an. Schwerlich existirte das ganze Buch, hätte eine prosaische Uebersetzung des Thomsonschen Frühlings, wozu ein Freund den Verfasser aufforderte, bey diesem Freunde nicht mehr Beyfall gefunden, als sie eigentlich verdient. So wie der letzte, der Sprache des Originals unkundig, und nur durch zwey deutsche metrische Uebersetzungen mit diesem Gedichte bekannt, darin irrte, daß seine, nicht befriedigte Erwartung von demselben nur durch den Zwang des Sylbenmaaßes in jenen Uebersetzungen bewirkt worden, und deßwegen von einer prosaischen Verdeutschung höhern Gewinn hoffte: so irrte er auch darin, daß Hr. Wiedemann durch die Erfüllung seines Wunsches ihn nun wirklich mit Thomsons Geiste vertrauter gemacht habe. Denn erstlich ist das Metrum ganz und gar kein Hinderniß, die Schönheiten des Thomsonschen Gedichtes in der deutschen Nachbildung treu und wahr wieder zu geben; vielmehr kann gerade nur durch das Sylbenmaaß die hohe Poesie des Originals in ihrer ganzen Fülle erreicht werden; und dann ist Hrn. W. Versuch einer prosaischen Verdeutschung eine wahrhafte Verprosaisirung dieses so poetischen Dichters. In der That erscheint Thomson durch ihn in einer so unbehülflichen, schwerfälligen Gestalt, in einer so wortreichen, umschreibenden Manier, daß er, gegen die Ursprache gehalten, kaum wieder zu erkennen ist. Um dieß Urtheil, so streng es scheint, wahr zu finden, bedarf es nicht einmal einer Vergleichung mit dem Originale; schon unsere frühern prosaischen Uebersetzungen — bestätigen es hinlänglich. Wahrscheinlich — sonderbar genug! — kannten diese weder Hr. W., noch sein Freund; der letzte hätte sonst

sonst gewiß seine Auffoderung, und der erste schnen neuen Versuch unnöthig gefunden. Das Daseyn der Schubartschen war wenigstens sicher für ihn ein Geheimniß, wie hätt' er sonst die seinige für gelungen halten können? Wie wenig sie es ist, zeige der Augenschein. Der Thomsonsche Frühling beginnt:

Come gentle spring, ethereal Mildneſs, come,
And from the Boſom of you dropping cloud
While muſic wakes around, veil'd in a ſhower
Of ſhading roſes, on our plains deſcend!

Herr W. übersetzt:

»Komm, holder Frühling, komm, himmlische Mil-
»de, und steig aus dem Schooße jener träufelnden
»Wolke, in einem Regen beschattender Rosen gehüllt,
»hernieder auf unsere Gefilde, denn höre! rund umher
»erwacht die Musik nun.«

Herr Schubart:

»Komm, sanfter Lenz, himmlische Milde, komm!
»Vom Busen jener träufelnden Wolke steig' im schat-
»tenden Rosenschleyer, unter erwachenden Harmo-
»nieen, auf unsere Fluren herab!«

Thomson.

O *Hartford*, fitted, or to ſhine in courts
Whit unaffected grace, or walk the plain
Whit innocence and meditation join'd
Insoft aſſamblage, liſten to my ſong,
Which thy own ſeaſon paints! when Nature all
Is blooming, and benevolent like thee.

Wiedemann.

»Und du, Hartford, (o Gräfinn) völlig geeig-
»net, entweder an Höfen mit kunstloser Anmuth zu
»glänzen, oder mit Unschuld und (ernster) Betrachtung
»in sanftem Vereine auf der Ebne zu wandeln, gieb
»meinem Gesange dein Ohr; denn sieh, er malt
»den Lenz deines Lebens, zur Zeit, da die Natur
»überall so blühend und gütig gleich Dir ist.«

Schubart.

»O Hartford, die Du bald am Hofe in unverstell-
»ter Anmuth schimmerst, bald in der holden Gesell-
»schaft der Unschuld und Betrachtung die Flur durch-
»wandelst, — lausche meinem Gesange, der deine
»eigne Jahrszeit malt — wo die ganze Natur blühet
»und mild ist, wie Du.«

Thomson.

And see, where surly Winter passes of,
Far to the north and calls his ruffian blasts;
His blasts obey and quit the howling hill,
The shatter'd forest, and the ravag'd vale;
While softer gales succeed, at whose kind touch.
Dissolving snows in livid torrents lost,
The mountains lift their greens heads to the sky.

Wiedemann.

»Siehst Du nicht, daß der düstre Winter weit
»nach Norden hinwegeilt, und seine räuberischen Win-
»de mit abruft? Seine Winde gehorchen ihm, und
»verlassen den heulenden Hügel, den zerschmetterten
»Wald und das verwüstete Thal; es folgen dagegen
»sanftere Lüfte, durch deren milden Hauch sich der
»schmelzende Schnee in trübe Ströme verwandelt,
»und Berge ihre grünen Häupter zum Himmel er-
»heben.«

Schubart.

»Sieh, wie der mürrische Winter zum fernen Nord
»entflieht, und seine mörderischen Stürme ruft! Die
»Stürme gehorchen, verlassen den heulenden Hügel,
»den zerschmetterten Wald und das verheerte Thal.
»Ihm folgen sanftere Lüfte, unter deren milden Be-
»rührung der Schnee in schwarzgelbe Ströme sich auf-
»löst, und die Berge ihre grünen Häupter zum Him-
»mel erheben.«

Thomson.

As yet the trembling year is unconfirm'd,
And Winter oft at eve resumes the breeze,
Chills the pale morn, and bids his driving fleets
Deform the day delightless; so that scarce

The

The bittern knows his time, with bill ingulpht,
To shake the sounding marsh, or from the shore
The plovers when to scatter o'er the heath,
And sing their wild notes to the listening waste.

Wiedemann.

»Doch noch ist das zitternde Jahr zur Festigkeit »nicht gediehen; denn oft wiederhölt der Winter am »Abend sein Blasen, bringt den blassen Morgen zum »Friern, und besiehlt den treibenden Flokken, den »Tag in freudenlose Gestalt zu verhüllen, so, daß »der (?) Rohrdommel kaum seine Zeit erkennt, um »mit tief eingetauchtem Schnabel den tönenden Schilf»teich zu erschüttern, und (eben so wenig die Wasser»hühner recht wissen,) ob sie vom Ufer sich hinüber »die Heide verbreiten, und ihre wilden Gesänge der »Wüste zuführen sollen?«

Schubart.

»Noch ist das zitternde Jahr unstät, und der Win»ter bläst oft am Abend schärfere Lüfte zurück, bereif't »den blassen Morgen, und entstellt mit kräuselndem »Gestöber den traurigen Tag. Kaum erkennt die »Rohrdommel ihre Zeit, den Schnabel in den krachen»den Sumpf zu stoßen; kaum das Wasserhuhn seine »Stunde, vom Ufer über die Heide zu flattern; und »seine wilden Noten der lauschenden Wüste vorzu»singen.«

Doch genug. Vielleicht ist's an dem schon zu viel. Aber zu Hrn. W. Belehrung war diese Umständlichkeit nothwendig. Unmöglich kann er, nach dieser Bekanntschaft mit der Schubartschen, über die Entbehrlichkeit seiner Uebersetzung noch länger in Zweifel bleiben, und behält jeden weitern Versuch bescheiden in seinem Pulte zurück. Schubart hat, in der That, Alles geleistet, was nur immer in dem Vermögen eines prosaischen Uebersetzers steht. Thomsons ganze poetische Fülle nachzubilden, bedarf es durchaus einer metrischen Uebertragung, die den Proben nach, die wir in dem Buche, Thomsons Jahrszeiten, mit kritischen, ästhetischen und erklärenden Anmerkungen, Halle, 1800, bey Hendel, erhalten haben,

haben, durch die Gebrüder Horn in Halle mit Glück zu hoffen ist. — Wozu also noch eine neue prosaische, und noch dazu eine so schwache, mattherzige und schleppende, der man nur so eben das Verdienst einer wörtlichen; einer ästhetischen Treue aber durchaus nicht zugestehen kann? Welch eine Menge Flickwörter und Einschiebsel, von denen das Original nichts weiß, z. B. das „nun" in der Zeile, while music awakes; das „o Gräfinn" in der Zeile: o Hartford, u. s. w.; das überflüssige Beywort „ernst:" in with innocence and meditation join'd; das „eben so wenig recht „wissen," in or from the shone, u. s. w.! Und nun vollends die platte Verprosaisirung alles poetischen Numerus, die nüchterne Umschreibung der gedrungensten Zeilen des Originals! Das „völlig geeignet," für fitted; das „gieb „meinem Gesange dein Ohr," für listen to my song; das „denn sieh, er malt den Lenz deines Lebens," für wich they own season paints; das „zur Zeit, da" für when nature, u. s. w.; das „es folgen dagegen sanftere „Lüfte," für: while softer gales succeed; das „noch nicht „zur Festigkeit gediehen," für: unconfirmd; das „bringt den blassen Morgen zum Frieren," für: chills the pale morn! Wahrlich, wer in diesem Allen den Geist des Originals wieder findet, der hat weder für den Dichter, noch für Poesie überhaupt, Sinn.

Nicht viel besser steht es um die den Dichter erklären sollenden Anmerkungen, die der Uebersetzer seiner Arbeit hinzugefügt, und höchst seltsam, in den Text selbst gemischt hat. Nicht selten parodiren sie ihn, statt ihn zu erklären, und sind dabey, mehr, als einmal, wahrhaft trivial. Auch hievon einige Beyspiele. Seite 8 werden die Worte: „die Winde verlassen den heulenden Hügel, durch: (oder den Hügel, der nun nicht mehr heult,) erläutert!!! Eben da die Stelle: „der Winter bringt den Morgen zum „Friern durch:" (d. h. er macht eben durch seinen Frost, daß der Morgen in blasser Farbe erscheint.) Seite 18 „die „schnelle Bestrahlung fällt gleich auf den beleuchteten Berg," (oder hin auf den Berg, der dadurch beleuchtet wird)!!! Seite 33: „da laß das klassische Blatt deine Einbildung durch „die ländlichen Scenen führen," u. s. w. (d. h. die Schilderungen der Klassiker über solche Gegenstände.) Ohe jam satis!

Die höchste Dürftigkeit aber herrscht in den historisch-ästhetisch-kritischen Anmerkungen. Die „lieben Leser und „Leserinnen" werden hier unter andern belehrt: daß die Najaden Wassernymphen sind, daß Philomele der dichterische Name der Nachtigall ist; sie erfahren, was für Damen die Sirenen waren, was ein Harem ist, und solche unbekannte Dinge mehr.

Mit ähnlichen nichts bedeutenden Anmerkungen, wird Kleist's Frühling begleitet. Sie sollen die Schönheiten der deutschen und englischen Dichtung mit einander vergleichen; aber man sehe, wie? So heißt es bey der Stelle vom ackernden Landmann:

Dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug, wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Aelstern. Der Sämann schreitet gemessen,
Gießt goldnen Regen ihm nach. —

„Dieß Bild hat Kleist vor Thomson voraus;" und bey den Zeilen:

Die Henne jammert am Ufer mit strupfichten Federn, und locket
Die jüngst gebrüteten Entchen: sie fliehn der Pflegerinn Stimme, u. s. w.

„Ein schönes Bild, was dem englischen Dichter fehlt." — Was, in aller Welt, lernen „die lieben Leser und Leserinnen" wohl aus solchen dürftigen Winken? Wenn ihr eigner Verstand ihnen nicht auf die eigenthümlichen Schönheiten der beyden Dichter hilft: durch Herrn W. erfahren sie gewiß nichts davon. Wozu nun ihnen das ganze Buch? Kennen sie den Britten nicht in seiner Ursprache, nicht aus einer bessern Uebersetzung, als sie hier erhalten: so machen sie mit ihm nur eine sehr magere Bekanntschaft, und haben sie keinen höhern ästhetischen Sinn, als dieser Kommentator: so bleiben Thomsons und Kleists poetische Eigenthümlichkeiten für sie eine völlige terra incognita. Die angehängten Frühlingsschilderungen von Hölty, Mathisson, Stolberg, Salis und Karoline Rudolphi, von St. Lambert und Bernis, von Miß Aikin und dem Abate Casti, haben zwar, an und für sich, ihren Werth; sind aber doch wunderlich

unter einander geworfen, und manches Aufgenommene, z. B. Hölty's Feuer im Walde, steht hier ganz unschicklich. Auch hätte sich aus mehrern unserer vaterländischen Dichter noch manches reizende Frühlingsbild, zu einer belehrenden Vergleichung und zur Uebung des ästhetischen Sinnes ausheben lassen, wäre es des Sammlers Ernst gewesen, oder lag in ihm selbst eine tiefere Schönheitsempfänglichkeit; könnt' er sich eines gebildeteren Geschmacks rühmen. Aber, wie gesagt, ihm war es nur darum zu thun, seine Uebersetzungswaare an den Mann zu bringen; der angegebene Zweck diente nur zum Vorwande. Ja, gesetzt, er hatte ihn wirklich: so war zwar der Geist in ihm willig; aber die Kraft, zu leisten, was er wollte, dem guten Willen auf keine Weise gleich. Dieß zu erweisen, schien Rec. zu Herrn W. Belehrung für künftige Unternehmungen dieser Art, nöthig, und dieß mag ihn entschuldigen, wenn er sich bey der Anzeige dieses Buches länger verweilte, als es, seinem innern Gehalte nach, verdiente.

Wr.

Die Gelehrsamkeit der Liebe, von A. Freyherrn von Steigentesch. München, bey Scherer. 1804. 4 Bog. 8. 10 gr.

Eine Erzählung in Versen, die zwar von keiner großen Erfindungskraft zeugt; aber sich durch eine leichte Sprache und einzelne glückliche Stellen empfiehlt.

Bb.

Theater.

Kurfürst Johann Friedrich. Ein historisches Trauerspiel mit vier Pausen. Leipzig, bey Sommer. 1804. 142 Seit. gr. 8. 18 gr.

Der seinen übrigens ganz bescheidnen Vorbericht mit dem Namen Karl Seybold unterzeichnende Verfasser, hat sich

vorläufig an einem Roman versucht, der in unsrer Bibl. auch schon angezeigt worden, und nicht ohne Verdienst seyn soll. In Hinsicht auf's Drama hält er sich jedoch überzeugt, daß ein auf Thatsachen gestütztes jedem erfundnen Stoffe, wäre dieser auch noch so anziehend, an Kraft und Wirkung weit überlegen sey. Daß die Stimmen der Kunstrichter, und des Publikums selbst, hierüber sehr getheilt sind, ist bekannt genug, und auch Herr S., oder wie er heißen mag, schreibt dem von ihm in Schutz genommnen historischen Drama eine Bedingung vor, die es sogleich mit dem reinerfundnen in eine Klasse zurückführt. Zur dramatischen Darstellung nämlich muß es sich eignen; und da braucht man in dem von ihm gelieferten Stücke dann nicht lange zu lesen — zur Ansicht auf der Bühne wird es damit schwerlich gedeihn — um die wenige Tauglichkeit desselben zu theatralischer Behandlung wahrzunehmen. Ein so frommer Fürst wie Joh. Friedr., der z. B. bey'm ersten feindlichen Angriffe Befehl zum Rückzuge giebt:

— — — Wir haben Zeit genug
Bevor sie kommen Torgau zu erreichen — —

wirklich auch so viel Zeit gewinnt, von dem ihn begleitenden Bischof Amsdorf sich einseegnen zu lassen, und auf seinen Knieen in das Stoßgebet ausbricht:

Dein Wille, Herr, geschehe wie im Himmel,
So auch auf Erden, zu uns komm dein Reich,
Das Reich der Wahrheit deines lieben Sohnes!
Erlös' uns, Vater, von dem Uebel! —

der, als er endlich doch verwundet und gefangen genommen wird, sich auf der Stelle damit tröstet:

Wir stehn in Gottes Hand; sein Wille war's,
Mich in des Kaisers Macht zu geben. —

ein mit solcher Resignation zu Werk gehender Mann, und der, wie allbekannt, noch ziemlich wohlfeilen Kauf's davon kam, wird uns niemals erschüttern, so viel Thätigkeit auch in seine Umgebungen hier gebracht worden ist. Vergeblich also hat der Dramatiker Alles, was man von diesen Ereignissen aus der Geschichte noch weiß, oft sogar die eignen Worte der Handelnden zusammengebannt: vom Müller an, der aus Rache den Kaiserlichen die Elbfurth verräth, bis zum

Kurfürsten, der, als sein Todesurtel ihm hinterbracht wird, eben Schach spielt, und auch nach dieser Ankündigung damit fortfährt, oder wenigstens fortfahren will; denn die Wehklagen der Umstehenden lassen, wie natürlich, es nicht dazu kommen.

Daß zu Entwicklung dieser Thatsachen mehr als 3 Wochen nöthig waren, (Marsch, Gefecht, Gefangennahme und Urtelsspruch veranlaßten, wie es scheint, die auf dem Titelblatt angegebnen 4 Pausen) möchte noch hingehn; wäre das innerhalb dieses Zeitraums Vorfallende nur unsre Erwartungen stärker zu spannen geeignet! Für ein Parterre, das von diesem Auftritt deutscher Geschichte noch gar nichts weiß, hat Herr S. doch schwerlich geschrieben; wer aber damit auch nur einigermaaßen bekannt ist, erräth bey Eröffnung jeder Scene, wie solche sich endigen werde. Um nichts anziehender, oder täuschender wenigstens, sieht es mit den Geschöpfen eigner Einbildungskraft aus, wodurch der Dramatiker der Unfruchtbarkeit des Gegenstandes gern oder ungern zu Hülfe kommen müssen: z. B. dem zwischen einem Kammerfräulein der Kurfürstinn und ihrem Liebhaber im feindlichen Heere durchs ganze Stück spielenden Liebeshandel. Zwar wird aus diesem Hoffräulein sogar eine Heldinn, die den Kurfürsten gefangen nehmen hilft, um ihn desto sichrer retten zu können; was aber so wenig wie ein Dutzend andrer Einschiebsel gleicher Tendenz dem Ganzen etwas mehr Haltung und Leben einzuhauchen vermag. Noch seltner thun dieses die häufig angebrachten moralischen Sentenzen; die eben deßwegen, weil sie überall passen, aber wenig mehr haften, Gemeinsprüche heißen. Am allerwenigsten gewinnt die Handlung dadurch mehr Lebendigkeit, daß der Vorhang in den ersten 3 Akten rasch niederfällt, im letzten hingegen langsam; weil man diesen Operationen gleich frostig zusehen wird. Zur eilften Scene des 3ten Akts muß der Schauplatz plötzlich verändert, und ein andrer Vorhang aufgezogen werden! Aus Mangel an Raum aber darf man über Ort- und Personenwechsel, so wie die ganze Oekonomie des beynah 20 Hauptmitspieler zählenden Stückes sich gar nicht einlassen!

Die Sprache hat Herr S. schon ziemlich in seiner Gewalt; wenn es gleich noch nicht überall die ächttragisch-theatralische seyn sollte. Mit den Anredeformeln: Hoheit,

 Majestät,

Majestät, Sire, (das eigentlich hierher gar nicht gehört) Monarch, Erlaucht, Ewr Liebden, u. s. w. ist er auch noch nicht auf dem Reinen, und durchweg viel zu freygebig; was indeß in Vergleichung mit noch wesentlichern Erfordernissen freylich nur eine Kleinigkeit ist. Sein Dràma läßt übrigens sich in allerley Versarten hören; meist jedoch in der eilffsylbig-jambischen. Auch an gereimten Scenen fehlt es nicht; diese doch aber nur unter Mitspielern ganz gemeiner Herkunft; wo sich dann leicht errathen läßt, was für Vorgänger ihm hier vorschwebten. Die Akte selbst schließen jede weislich ohne gereimte Tiraden, als welche zu dem rasch niederfallen sollenden Vorhange schlecht gepaßt haben würden. — Will nun Herr S. im historischen Schauspiel sich noch weiter versuchen, wird er vor allen Dingen seinen eignen Rath zu befolgen, und nach einer hierzu tauglichern Thatsache sich umzusehen haben; sodann aber die Menschen und ihre Leidenschaften, den Irrgang des Lebens und die Anomalien des Willens erst noch besser studieren müssen, um nicht wieder von kahlen Gemeinplätzen und verbrauchten Abentheuern sich mehr Wirkung zu versprechen, als solche noch hervorzubringen im Stande sind. Daß endlich der Verleger eben dieses Drama aktweise in seiner sogenannten deutschen Monatsschrift wieder abdrucken läßt, mag dem Verf. vielleicht nicht unangenehm seyn; ganz gewiß aber den Käufern der letztern; als die weder ganze noch zerstückelte Trauerspiele in dergleichen Blättern erwarten, und eben so wenig Lust haben werden, so Etwas doppelt zu bezahlen.

Rk.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Herr Prediger Dapp in Klein-Schönebeck bey Berlin, welcher schon seit vielen Jahren durch sein Predigtbuch für christliche Landleute zur nützlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, sich um die Landprediger und um die Landleute verdient gemacht hat, hat seit dem Jahre 1793, sechs Jahrgänge kurzer Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger, in meinem Verlage herausgegeben. Da dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange (wovon die letzte Abtheilung in der Ostermesse 1805. herauskommt) geschlossen werden soll: so will derselbe, statt dessen, in meinem Verlage, ein

Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, welche letztere gewöhnlich auch Ackerwirthschaft haben,

herausgeben, wovon die erste Abtheilung in der Ostermesse d. J. 1805 erscheinen wird. Sein Plan, welcher nach Umständen allenfalls auch erweitert werden könnte, soll in fünf Abschnitten folgende Gegenstände umfassen:

1. Entwürfe, fürs erste über die epistolischen Perikopen, nach der Ordnung der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres; in Zukunft, wenn das Journal Beyfall findet, auch über die evangelischen Perikopen. Besonders wenn in

 der

der neuen preußischen Liturgie mehrere evangelische und epistolische Abschnitte vorgeschrieben werden sollten. Hiernächst auch Entwürfe über freye Texte bey besondern Veranlassungen.

2. Ueber das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange, z. B. Katechisationen, Nachrichten, Vorschläge ꝛc.

3. Ueber liturgische Gegenstände. Nicht sowohl Formulare, woran es nicht mehr fehlt, ganz specielle Fälle und vorzüglich brauchbare Ausarbeitungen ausgenommen; sondern Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern.

4. Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger-Acker- und Hauswirthschaft, eigene Bestellung, mancherley Arten der Verpachtungen, gute oder schlechte Mittel zu ökonomischen Verbesserungen, ꝛc.

5. Fruchtbare Betrachtungen, Nachrichten, Anekdoten über den Landpredigerstand, Amtsführung und Amtsklugheit desselben, Hindernisse und Beförderungsmittel seiner Wirksamkeit, zu beobachtende Vorsicht in seinem häuslichen und öffentlichen Betragen, im Umgang mit Vornehmern, Seinesgleichen, Geringern ꝛc. zur Belehrung, Warnung und Aufmunterung; wie auch über Denkungsart, Sitten, Lebensweise und Gewohnheiten des Landvolks, in wiefern dieß zur Kenntniß des Landpredigers gehört, ꝛc.

Jeder Band soll aus drey Abtheilungen in gr. 8. bestehen, welche, jedoch zu unbestimmten Zeiten, auf einander folgen werden. Jeder Band wird ungefähr an Bogen so stark werden, als ein Band der kurzen Predigten des Herrn Herausgebers, und auch denselben Preis haben.

Beyträge, unter der Voraussetzung, daß man dem Herrn Herausgeber die Erlaubniß ertheile, sie nach seiner Ansicht zu beurtheilen, ob sie sich zur Einrückung qualificiren oder nicht, werden mit Dank angenommen. Sie können entweder an den Herrn Herausgeber in Klein-Schönbeck bey Berlin, oder auch an mich, den Verleger, jedoch nicht anders als postfrey, gesendet werden.

Um

Um den Herren Predigern auf dem Lande oder in Städten den Ankauf dieses gemeinnützigen Magazins zu erleichtern, wird, wer sechs Exemplarien sammelt, und das Geld postfrey einsendet, das siebente Exemplar gratis erhalten.

Berlin, den 28sten Julius 1804.

Fr. Nicolai.

Mit Anfange des Jahres 1805 erscheint:

Der europäische Aufseher. Eine Zeitung für Jedermann. Nebst einem europäischen Universal-Anzeiger, als Beylage.

Unsere Zeitung, soll von allem, was für den Menschen ein wichtiges Interesse hat, was seine Einsichten erweitert und verbessert, seine Freuden und seine Glückseligkeit vermehrt, und seine Vortheile befördert, Bericht erstatten. Wir treten mit derselben keiner bisher erscheinenden Zeitung in den Weg, aber wir werden alle beobachten; wir werden keiner etwas zu Leide thun, so lange sie innerhalb der Schranken der Wahrheit und der Gerechtigkeit bleibt; aber wir werden die Thorheiten und die Ungezogenheiten der Einen rügen, und die Irrthümer der Andern berichtigen. In der literarischen Welt soll es keinen Krieg geben; aber es soll auch keine Ruhe herrschen. In derselben muß allein die Vernunft regieren; aber nicht eine blinde, noch eine auf den Kopf gestürzte, sondern eine Vernunft, die sich selbst kennt, die weiß, was sie ist, was sie vermag, und was sie thut, die keiner Parthey huldigt; sondern die die Wahrheit, die sich auf die Naturgesetze des menschlichen Geistes und auf die Kenntniß der Dinge gründet, und die Gerechtigkeit allein zu Führern wählt. Dieser Vernunft werden wir folgen. Wir werden jederzeit den Menschen vom Schriftsteller unterscheiden; jener ist eine Privat-, dieser eine öffentliche Person. Jener liegt als solcher gänzlich außer dem Kreise der öffentlichen Beurtheilung; diesen aber werden wir nach Verdienst würdigen. Wir werden Niemand berühmt schelten, außer wer es zu seyn verdient; wir sind mit dem großen Kant der Meinung, daß um die gewöhnlich sogenannten be-

nehmten Männer gemeiniglich viel Wind ist. Mannichfaltigkeit und Kürze der Aufsätze soll ein Hauptbestreben unsers Blattes seyn, und wir werden nichts übergehen, was belehrt und vergnügt. Merkwürdige psychologische Erscheinungen werden nicht selten mit den Wundern der Natur abwechseln. Eigentliche Kritik der Bücher ist ausgeschlossen; allein nicht alle politische Ketzereyen. (Andere nennen sie Despotenflöhe.) Freymüthigkeit im Urtheilen, Unpartheylichkeit im Abwägen der Gründe, Heiligachtung der Wahrheit und der Gerechtigkeit sollen die Maximen unsers Verfahrens seyn. Aufsätze, die dieses Gepräge tragen, und dem Zwecke unserer Zeitung entsprechen, werden uns willkommen seyn, und nach Verlangen honorirt werden.

Der Jahrgang kostet 1 Friedrichsd'or.

Eine ausführlichere Anzeige findet man in allen soliden Buchhandlungen, auf den resp. Ober- und Post-Aemtern, Zeitungs-Expeditionen, Addreß- und Intelligenz-Komtoiren, in der Kurfürstl. Sächs. Zeitungs-Expedition in Leipzig, und im Joachimschen literarischen Magazin daselbst, wo auch Bestellungen angenommen werden.

Die Expedition des europäischen Aufsehers
in Leipzig.

Bey Unterzeichneten, in allen soliden Buchhandlungen, und durch die mehresten resp. Ober- und Post-Aemter, Zeitungs-Expeditionen, Addreß- und Intelligenz-Komtoire ist unentgeltlich zu bekommen:

Neuigkeiten zum Nutzen und Vergnügen für Jedermann. Erste Lieferung.

Joachims literarisches Magazin
in Leipzig.

Spanien nach Langle von L. F. Freyherr von Bilderbek. Ein Taschenbuch für 1805. Mannheim, in der Götzischen Buchhandlung. Preis in Maroquin-Papier elegant gebunden 2 Thlr. 8 Gr. oder 4 fl. 12 Kr.

Die-

Dieses hübsche Taschenbuch, das in allen Buchhandlungen zu haben ist, enthält ein äußerst interessantes philosophisch-sentimentales Miniaturgemälde von Spanien; einem Lande, dessen reizende Gefilde man mit Fischer sogern durchwandert. Der rühmlichst bekannte Freyherr von Bilderbek verdient gewiß durch seine launige Bearbeitung des pikanten Langle den Dank der deutschen Lesewelt. Die Verlagshandlung hat es durch einen netten Druck auf schönem Schweizer Velinpapier, und durch niedliche Ansichten von Spanien (die antonianische Höhle — Malaga — Toledo — Alhambra — Hardialer — Cadix) von Kunz gezeichnet, und von Bissel gestochen, so elegant ausgestattet, daß sie hoffen darf, man werde es nicht hinter seinen vielen Geschwistern stehend finden!

Berichtigungen.

Im Handbuche der Erdbeschreibung von Europa insbesondere von Deutschland. — Mit einer Vorrede und Einleitung von F. C. Franz. Stuttgard, bey Steinkopf. 1804. 8.

sind mir folgende Irrthümer in die Hände gefallen.

S. 366 Ilmenau — gehört der Lage nach sicher zu Henneberg, und also ins Fränkische, wenn es gleich unter Sachsen-Weimarischer Hoheit steht. Man s. die besten Geographieen und Charten, unter andern die Güsseseldische von Franken 1782.

Ebendas. Meiningen hat nicht nur eine beträchtliche Barchentweberey; sondern auch jetzt eine nicht unbeträchtliche Wollen-Tuch-Manufaktur von groben und feinen Tüchern, und die dazu gehörige Wollenspinnerey. Die Wolle der umliegenden Gegend ist nicht nur an sich von guter Eigenschaft; sondern auch durch spanische Schaafe sehr veredelt worden. Bey Meiningen ist auch das Schulmeister-Seminarium, und die Bürger- und Arbeitsschule, ingleichen das Forst-Institut in Dreyßigacker, ½ Stunde davon, vergessen worden.

Wasun-

Wasungen hat wenig oder keine Barchentweber.

Vor Steinbach, einem Marktflecken voller Messerschmidte und anderer Eisenarbeiter, ist der schöne Badeort Liebenstein nicht genannt, der sich nicht nur durch seine romantische Lage; sondern auch durch neuerlich aufgeführte geschmackvolle Badegebäude und Lustanlagen auszeichnet. Um Steinbach sind zwar Eisengruben und Eisenhämmer; aber das Kobaltwerk gehört zum Glücksbrunn einer Privat-Besitzung, mit einem Herrenhause und Gebäuden für das Gewerk und dessen Personal.

Die Bevölkerung des Fürstenthums ist zu gering angegeben; sie beläuft sich schon ohne das Amt Römhild höher, und mit demselben auf etliche und 40,000 Seelen. Das Schloß in Römhild heißt nicht Glücksbrunn, sondern Glücksburg. Die Note, daß die Erstgeburt im Hause Meiningen noch nicht eingeführt sey, ist irrig. Sie wurde durch ein Hausgesetz vom 9ten December 1800 wirklich eingeführt.

Unter die unangezeigten Druckfehler des Buchs gehört S. 255 — unter den Koburgischen Flüssen lies Itz statt Ilsch, und 601 unter Loire für: nerie ure muß es inferieure heißen.

R.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der bisherige Professor der Statistik und der Kameralwissenschaften zu Gießen, Herr RR. F. W. A. Crome, hat, auf sein Gesuch, seine Dimission erhalten, um einem Rufe nach Landshut zu folgen.

Der zum Ober-Appellationsrath in Darmstadt ernannte Professor der Rechte, Herr C. Grolmann, bleibt noch einige Jahre in Gießen.

Der

Der dortige außerordentliche Professor der Rechte, Herr C. H. Jaup, hat die Anwartschaft auf die nächste erledigt werdende ordentliche Professur erhalten.

Der Lehrer am Gymnasium zu Gießen, Herr Dr. L. A. Dieffenbach, ist zugleich als Kustos bey der Universitätsbibliothek angestellt worden.

Herr Professor Pölitz in Leipzig, ist als Professor des Naturrechts, novae fundationis, nach Wittenberg abgegangen.

Der zeitherige Konrektor in Luckau, Hr. Mag. Schmidt, ist als Rektor an des verstorbenen Wolf's Stelle befördert worden.

Todesfälle.

1804.

Am Sonnabend vor dem Osterfeste dieses J. starb Herr Mag. Lehmann, Rath und Prediger zu Welbsleben in der Grafschaft Mannsfeld. Er hat bey Hendel in Halle eine kleine Schrift: „über die bey Welbsleben aufgefundenen Alterthümer," drucken lassen.

Am 17 Oktober der Rektor der Bürgerschule in der Neustadt Eisleben, Herr Mitlacher, im 64sten Lebensjahre. Er hat auf seine Kosten eine sehr genaue Berechnung der Procente drucken lassen.

Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig. 1804.

Herr Rektor Rost, hat sich im Oktober durch eine Disputation: de mendacio non necessario, das Recht erworben, philosophische Vorlesungen zu halten. Das Programm, welches die Einladung zur Anhörung der am Reformations-

feste

erste gehaltenen Rede enthält, hat den dermaligen Dekan Herrn Dr. und Professor Wolf zum Verfasser. Es ist eine Fortsetzung seines schätzbaren Antrittsprogramms, welches er im Anfange des Jahres 1800 schrieb: De agnitione ellipseos in interpretatione librorum sacrorum. Commentatio III. XVI S. 4.

Gelehrte Gesellschaften und Preisaufgaben.

Ein mährischer Edelmann hat folgende Preisfragen aufgegeben:

1) Welche Gegenstände, die zur Bereicherung der Kaiserl. Königl. Staaten, durch die Landwirthschaft, die Manufakturen, den Handel, Bergbau, und überhaupt durch Industrie aller Art beytragen könnten, verdienen vorzüglich durch Preisschriften beleuchtet zu werden? Wie müssen die dahin gehörigen Fragen lauten? — Preis 100 Dukaten.

2) Was ist zur Vervollkommnung der in den K. K. Staaten schon bestehenden menschenfreundlichen Anstalten noch erforderlich, und was für gemeinnützige Anstalten sollten noch in jedem Lande dieser Staaten gegründet werden? was wäre zu ihrer Gründung erforderlich, und was könnte dieselbe erleichtern? — Preis 100, wenn die Abhandlung alle, 50 Dukaten, wenn sie nur einzelne Provinzen umfaßt.

3) Wie läßt sich schon bey Kindern, das moralische Gefühl überhaupt wecken, und besonders zu sanften humanen, liebreichen und wohlthätigen Gesinnungen gegen Menschen und Thiere auf eine recht anschauliche und sinnliche Art veredeln? durch welche überall leicht anwendbare, nicht kostbare, durch sich selbst reizende, unterhaltende, daher dauernde, und lange fortwirkende Mittel?

a) für die besten theoretischen Vorschläge und Pläne, Preis 12 Dukaten.

b) für

b) für Darlegung glücklicher Erfindungen: 12, 25, 50 Dukaten.

4) Was für gefährliche, und zugleich unumgänglich nothwendige Arbeiten giebt es, wo es noch an einem sichern Mittel, die Gefahren abzuwenden, oder sie sehr zu vermindern fehlt? Giebt es einige, seit wenigen Jahren entdeckte, die bey uns noch größtentheils unbekannt, oder doch lange nicht allgemein eingeführt sind, und worin bestehen sie? Preis 50 Dukaten.

5) Welche, für die Menschheit wichtige Gegenstände, sind durch Preisfragen, in allen kultivirten Staaten erörtert? Wann und von wem? Preis 25 Dukaten.

6) Wie würde der Katalog der Bibliothek eines Menschenfreundes lauten? Preis 25 Dukaten.

Die Beantwortungen auf Nr. 1. 2. 3. und 4. werden bis zum 1sten September 1805, auf Nr. 5. und 6. bis zum 1sten September 1806 an Herrn Rath Andre in Brünn, mit den gewöhnlichen Maaßregeln, eingesandt.

Anzeige kleiner Schriften.

Ueber bürgerliche Freyheit. Eine Rede am Geburtstage Sr. Maj. des Königs (von Preußen) am 3ten August 1804 im großen Hörsaale der Friedrichsuniversität gehalten, vom Geb. R. Schmalz zu Halle. Halle, in der Rengerschen Buchhandl. 1804. 22 Seit. gr. 8. 3 Gr.

Der Verfasser geht von der philosophischen und politischen Bedeutung des oft so schwankend gebrauchten Wortes: Freyheit aus, prüft mehrere von demselben gegebenen Definitionen, und sucht den dabey zum Grunde liegenden Begriff dahin zu bestimmen: daß Freyheit allein in der Abwesenheit des Bestimmtwerdens von Andern, und in der Unabhängigkeit von Allem, außer unserm eignen Willen bestehe. Er redet hierauf von den Gefahren, welche diesem,

dem

dem Menschengeschlechte ursprünglich eigenthümlichen Vorzüge drohen, unterscheidet zwischen innerer und äußerer Freyheit, zeigt, wie zur Erhaltung der letztern die Völker in Staaten zusammengetreten sind, und sucht den Beweis des Satzes zu führen: daß die wahre und sichere Erhaltung der Freyheit nur in einer Erb-Monarchie möglich sey. Beförderung des Wohlstands und der Kultur der Unterthanen ist, (so sagt der Verfasser) das einzige dem Erb-Monarchen zu Gebote stehende Mittel, seine eigene Größe zu heben; da nun diese von ungebeugter Gerechtigkeit, also Sicherung der Freyheit abhängt: so ist diese das einzige eigentlichste Privat-Interesse des Regenten, welchem dasjenige republikanischer Machthaber oft widerstreitet. Der Verfasser schließt mit einer Anwendung dieses Satzes auf die glückliche Lage des Preuß. Unterthanen unter weiser und wohlthätiger Regierung seines jetzigen Beherrschers.

Verbesserungen.

Im XC. Bd. 1. St. S. 262. Z. 14. und 15. von unten steht: Verworren ist kein Participium; sondern ein Adjektiv. Es sollte heissen Verworren braucht man wohl als Adjektiv; aber als Participium ist es obsolet, oder doch nur provinciel.

— — — 2. — — 443. — 18 und 19. steht: eine Zeit von ein paar Monaten, statt: von vier bis fünf Monaten.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Vier und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Zweytes Heft.

Mittlere und neuere, politische und Kirchengeschichte.

Rasmus Nyerup's, Professor's der Literärgeschichte und Bibliothekars der Universität zu Kopenhagen, historisch-statistische Schilderung von Dänemark und Norwegen; aus dem Dänischen übersetzt und herausgegeben von H. Hardthausen. Erster Band. Altona, bey Hammerich. 1804. 492 S. 8. 1 Rh. 12 ℛ.

Auch unter dem Titel:

Rasmus Nyerup's Kulturgeschichte von Dänemark und Norwegen, mit besonderer Rücksicht auf den Bürger- und Bauerstand.

Der zweyte Titel giebt den Gesichtspunkt, aus dem man dieses Werk betrachten muß, genauer an; denn jener erste Titel läßt ein ganz anderes Werk erwarten. Der Verf. will eine Kulturgeschichte dieser beyden Reiche schreiben, und hat in diesem ersten Bande vorzüglich auf den Bürger- und Bauerstand Rücksicht genommen; die folgenden Bände werden sich über die Regierungs-, Kriegs-, Kirchen- und Literaturgeschichte dieser Reiche verbreiten. Der Verf. erklärt selbst, daß er hier nur Materialien habe sammeln

wollen, und diese wird der Ausländer, dem die Landesquellen verschlossen sind, mit Dank annehmen, da sie selbst schon so geordnet sind, daß er hier ein treues Gemälde von dem Zustande des Bürgers und Bauern in diesen beyden Reichen, durch alle Jahrhunderte hindurch findet. Der Verfasser hat größtentheils nur gedruckte Werke benutzt, und bald aus Suhms und Rothe's bekannten Schriften Auszüge gemacht, bald einzelne kleine Reisebeschreibungen in den ältesten Zeiten, bald Gedichte, welche den traurigen Zustand, besonders dieser beyden Stände darstellen, geliefert, bald Sagengeschichten zur Hülfe genommen, kurz, alle vorhandene Nachrichten gut zusammengestellt hier gesammelt. Die Abtheilung ist nach Jahrhunderten gemacht worden; aber mit Recht geht der Verf. nur bis zum 9ten Jahrhundert zurück. Diese Abtheilung ist freylich sehr unbequem, so wie auch, daß er die Kulturgeschichte eines Volks nach den einzelnen Gegenständen, auf welche Rücksicht genommen werden muß, getrennt und zerstückelt durch alle Jahrhunderte hindurch erzählt, da doch der politische, literarische, religiöse und sittliche Zustand einer Nation in zu genauer Verbindung steht, als daß nicht in jeder Periode der Kulturgeschichte einer Nation dieses Alles zusammengestellt werden müsse, da eins auf das andere Licht wirft; aber da der Verf. nur vorzüglich Materialien zu einer Kulturgeschichte hat liefern wollen: so läßt sich diese Einrichtung des Werks entschuldigen.

Noch möchte Rec. auch das nicht unbemerkt lassen, daß der Verfasser sich in seinem Plan nicht gleich bleibt. Wenn er in den frühern Jahrhunderten den Zustand der Handwerker und des Handels, besonders zur Zeit der Hanse ausführlich dargestellt hat: so schränkt er sich in den letztern fast nur auf den Zustand der Bauern ein, und führt von dem bürgerlichen Gewerbe, den Manufakturen und Handel zu wenig an. In der ersten Abtheilung giebt der Verf. eine allgemeine Uebersicht der dänischen Geschichte, die kurz und zweckmäßig ist; in der zweyten Abtheilung hat er die ältesten Nachrichten von diesen beyden Reichen mit Beurtheilung gesammelt, und dann den Kulturzustand Dänemarks und Norwegens im 9ten und 10ten Jahrhundert dargestellt; und so fährt er dann von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, alles das, was auf die beyden untern Stände Bezug hat, mit eigenen Worten, oder in Auszügen und Schilderungen

Anderer vorzutragen. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen, und scheint treu zu seyn; auch hat der Uebersetzer bisweilen erklärende Anmerkungen hinzugefügt.

Ci.

Schicksale des Persers Maßilij Michailow unter den Kalmüken, Kirgisen und Chiwensern. Riga, bey Hartmann. 1804. 12. 166 S. 20 K.

Der Verf. dieses kleinen Buchs, Bergmann aus Liefland, der durch seine Reisen unter den Kalmüken bekannt ist, sah im Hoflager der Kalmüken, bey dem Kollegien-Assessor Weskloff, einen biedern Alten, dessen schwarzbraune, asiatische, nicht kalmükische Gesichtsbildung seine Neugier rege machte. Er erkundigte sich, wie dieser Asiat in dessen Dienste gekommen war, und erfuhr von dem Alten selbst, seine Schicksale. Dieser mußte ihm die merkwürdigsten Vorfälle seines Lebens aufschreiben, und aus ungefähr 60 Bogen hat er dieses kleine Buch gemacht; er hat ihn selbst reden lassen. Michailow war während der Regierung Schach Nadirs in Persien in dem Städchen Surchaas geboren worden; seine armen Aeltern ernährten sich vom Landbau. Die Verwüstungen des letzten Türkischen Krieges, mißgerathene Aerndten und daher entstandene Hungersnoth, zwangen nach 1749 seinen Vater nach Käschte mit seiner Familie auszuwandern. Aus Noth verkauften seine Aeltern ihn, der damals 6 Jahre alt war, in das Haus des dortigen Russischen Konsuls. Ein Geistlicher in diesem Hause gewann ihn lieb, und diesem wurde er abgetreten. Er wurde getauft und zum geistlichen Stande bestimmt, daher lernte er lesen und schreiben. Aber nach 5 Jahren starb sein Wohlthäter. Darauf war er einige Jahre hernach in die Dienste eines Lieutenants bey der Kalmükischen Dragonerkompagnie, und begleitete seinen Herrn in zwey Feldzügen gegen die Kalmüken. Wegen einer Züchtigung, die ihm ein unschuldig zur Last gelegter Diebstahl zuzog, entlief er und ließ sich unter den Kosaken anwerben. Dieß geschah zu der Zeit, als sich am Ende des Jahres 1770 die Kalmüken zu ihrer Flucht nach China anschickten. Da der Chan vorgegeben hatte, daß seine Zurüstungen auf die Unterdrückung unruhiger Begebenheiten der

Kirgisen Bezug hätten: so wurde ihm ein Kosakenbefehlshaber mit 17 Kosaken und einem Dollmetscher zugeschickt. Unter diesen befand sich auch Michailow. Da die Kalmückenflucht immer sichtbarer wurde, und der Chan den Befehl ertheilt hatte: daß jeder, der zurückkehren würde, er sey Russe oder Kalmüke, getödtet werden sollte: so mußte er mitziehn. Er kam mehrmals in Lebensgefahr; fand aber immer Männer, die ihn retteten. Eine Mißhandlung erzeugte endlich in ihm den Entschluß, zu entfliehen; aber bald fiel er den Kirgisen in die Hände, die ihn verkauften. Nach der Zeit entfloh er noch einigemale, wurde immer wieder gefangen, mehrmals verkauft; bis es ihm endlich gelang, über den Jaik zu entfliehen, und bey den Russen Sicherheit zu finden. So wenig außerordentliche Vorfälle in seinem Leben auch vorkommen: so liest man die Erzählung der Schicksale dieses Persers doch mit Vergnügen, und weil er sich unter Völkern aufhielt, deren Sitten uns noch nicht völlig bekannt sind, auch mit Belehrung. Für die Menschen- und auch Völkerkunde ist seine Geschichte nicht ganz ohne Werth. Einige Anmerkungen hat der Verf. zur Erklärung hinzugefügt.

Mm.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Versuch einer historisch-statistisch-geographischen Beschreibung der kaiserlichen freyen Reichsstädte, nach der Bestimmung des Regensburger Reichsdeputations-Hauptschlusses im Jahr 1803; von Karl Wendt. Leipzig, bey Köhler. 1804. 144 S. 8. 8 gr.

Dieser Versuch ist im Ganzen glücklich gerathen; nur bleibt sich der Verf. nicht gleich, weder in der Auswahl der Gegenstände, noch in Ansehung des Maaßes der größern oder geringern Ausführung der Materien. Daß der Verfasser bey Beschreibung der neuen Börsenhalle in Hamburg ausführ-

fährlich ist, findet Rec. sehr zweckmäßig; aber wenn der Verf. Leser voraussetzte, welche an der Beschreibung der mehrern, beweglichen, künstlichen Bilder des sogenannten astronomischen Uhrwerks und des Gemäldes — der Todtentanz — in Lübeck Vergnügen finden würden: so konnte er auch vermuthen, daß für eben diese auch eine nähere Beschreibung des goldenen und des Liewertschen Saals in Augsburg interessant seyn würde — aber beyde letztere werden nur als schöne und prächtige Säle bemerkt. Und da der Verf. bey Lübeck von der Lebensart, den Vergnügungen, den Sitten, dem Zustande der Gelehrsamkeit und der Künste ein Gemälde entwirft, warum thut er dieß nicht auch bey den andern Reichsstädten? Dagegen ist der Verf. bey Beschreibung des Handels der Stadt Lübeck sehr kurz; bey Hamburg und Bremen finden sich Verzeichnisse der eingeführten Waaren, bey Lübeck nicht. Auch möchte wohl schon der erste Satz dieses Buchs eine Beschränkung verdienen. Der Verf. sagt sehr allgemein: »daß in den ältesten Zeiten »die deutschen Lande und die darin gelegenen Städte ganz »allein dem Kaiser unterworfen gewesen, daß sie damit »hätten schalten und walten und sie geben können, wem sie »wollten.« Dieß würde aber höchstens nur von den Reichslehen gesagt werden können; aber über die Allodien möchte wohl dem Kaiser eine solche Macht nicht zugestanden worden seyn.

Mm.

Die Erde, oder Schilderungen der Natur und Sitten der Länder und Völker. Eine Lektüre für Freunde nützlicher Unterhaltung, von J. C. M. Reinecke. Zweyter Theil. Weimar, bey den Gebr. Gädicke. 1804. 22 B. 8.

Unter diesem Titel findet der Leser eigentlich eine physische Erdbeschreibung von Island und dem arctischen Amerika. Die erste besonders ist eine vollständige Kompilation aus allen von Island vorhandenen Nachrichten und Reisebeschreibungen. In der allgemeinen Ansicht giebt der Verf. (als die mittlere Zahl) die Größe der Insel auf 1450 □ Meilen an; wovon aber nur 200 Küstenland nutzbar und bewohnt,

die innern aber eine terra incognita sind, und die Zahl der Einwohner von 1769 auf 46000. Allein sie ist nach dem grossen Erdbrand von 1783, dessen zu unserer größten Verwunderung der Verf. gar nicht erwähnt, gar sehr vermindert worden; doch könnten wir hinzufügen, daß 1798 in den beyden Stiftern Skalholt und Holum 9142 Menschen geboren und 10061 begraben worden sind. Von 6 neuen Städten, die nach dem Verf. 1787 daselbst angelegt seyn sollten, weiß man jetzt nichts. Es sind aber auf der Insel 3645 einzelne Höfe, wovon 1500 Landeignern, 640 den Kirchen, 185 den Predigern, 650 den Bischöfen und 670 dem König und milden Stiftungen zugehören. Die Gebirge, deren höchste Spitzen die Höhe von 6000 Fuß nicht übersteigen, sind größtentheils mit ewigem Eise bedeckt, Gletscher oder Jökuls, die nun alle topographisch aufgezählt werden, und zum Theil zugleich Vulkane, in deren Nähe Lava und Basalt gefunden wird. Heiße Quellen; nicht 52, sondern 56 Pfannen sind in denselben zu Abdampfung des Seewassers und Gewinnung des Salzes, darinnen angebracht, welches letztere besser als das spanische seyn soll. Sie veranlassen viele warme Bäder und eine Wärme des benachbarten Bodens, daß er auch im Winter nie gefriert, und sich bey mehrerer Industrie der Insulaner leicht zu mehrerer Kultur von Gewächsen nutzen ließe. Sauerbrunnen. Flüsse und Seen, und dabey etwas vom Lachsfang. Klima. Die Insel ist weit rauher und der Kultur weniger empfänglich, als die unter gleichen Breiten-Graden liegenden Theile von Norwegen und Schweden; nachtheiliger Einfluß der Gletscher und des Treibeises, dessen allmählige Festsetzung in den Buchten, und Verbreitung der Eismassen in den Thälern vielleicht nach und nach die Bewohnbarkeit und Kultur der Insel, wie einst des alten Grönlands, wohl gar vernichten kann. Lufterscheinungen; fortwährendes Nordlicht, Schneelicht und horizontale Strahlenbrechung, wodurch es geschieht, daß hier die Sonne länger, als es seyn sollte, über dem Horizont zu bleiben, und über denselben sich früher zu erheben scheint. Nahrungszweige der Isländer, Fischerey — Robben- und Hayfang; Vogelfang — besonders Eidergans und Falken; Jagd — Füchse und Eisbären. Oekonomie. Von 543 hier wildwachsenden Pflanzenarten, sind nur sehr wenige eßbare, Löffelkraut, Sauerampfer und einige Seegräser, Wachholder, Erd- und Brombeeren; Garten- und Ackerbau gedeiht nicht; Isländisches

Moos;

Meos; Treibholz, Braunkohlen, Torf, Pferde- und Rindviehzucht, Rennthiere rc. Von den Einwohnern; Geschichte ihrer Bevölkerung und Entvölkerung; doch, wie oben gesagt, nur bis 1769, elende Wohnplätze, Bauart, Kleidung, Charakter — Hang zur Indolenz, Unsauberkeit, Trunk und Betrügerey; unwissende und unmoralische Geistliche rc.; elende Lebensart, Kinderzucht, Vergnügungen. Von S. 215 geht nun die Beschreibung des arctischen Amerika an, dessen nördliche Küste nur an zwey Punkten bis gegen 69° Br. bekannt ist; aber vielleicht in andern bis über 80° hinausreichen mag. Der Verf. schickt ein chronologisches Verzeichniß aller dahin gemachten Entdeckungsreisen von Cabot und Frobisher an, bis auf Vancouver und Makenzien 1793, voraus, und sagt dann etwas Weniges von Grönland, dessen Geschichte der Verf. gleichfalls nur bis auf die Rückkehr des Missionar Egede nach Kopenhagen 1736 erzählt, da doch nachher 13 dänische Kolonien in Neugrönland angelegt, und in den Jahren 1786 und 1788 von dem Enkel jenes Egede neue Entdeckungsreisen dahin gethan worden sind. Von S. 229 endlich bis zum Ende handelt der Verf. auf gleiche Art, und mit den nämlichen Resultaten der Verschlimmerung, von dem Lande der Eskimo's, und von dem Wallfischfang im dasigen Meere; welches wir aber, um den Raum zu schonen, übergehen müssen.

Gl.

Reise durch einen Theil von Deutschland, Helvetien und Oberitalien, im Sommer 1803. In Briefen an einen Freund. *Erstes Bändchen.* 266 S. *Zweytes Bändchen.* 220 S. Mit Kupfern. Berlin, in der Himburgschen Buchhandlung. 1804. 2 Rthl. 8 gr.

Vor einer großen Zahl von Reisebeschreibungen unserer Zeit, zeichnet sich die gegenwärtige, durch einen fließenden und unterhaltenden Vortrag, und durch manche nicht uninteressante Bemerkungen aus. Zu diesen gehören besonders: die Nachrichten von einigen in dem letzten Kriege berühmt gewordnen Schlachtfeldern, bey Hohenlinden, Zürich, Marengo, u. s. w. von.

von Bonapart's Uebergang über den St. Bernhard; ferner Manches in den Briefen, über Genf, Voltaire's Ferney, Turin, Genua und Mayland, welches man auch noch deswegen gerne lesen wird, weil es das Neueste ist, was wir aus jenen, durch die Veränderung der Dinge die Aufmerksamkeit nach besonders anziehenden Gegenden erfahren. Indeß muß man keine wichtigen Aufschlüsse, keine tiefdringenden Beobachtungen darüber erwarten. Der Verf. geht nur zu oft über bedeutende Gegenstände oberflächlich hin, und hält sich dagegen bey andern sehr unerheblichen oder längst bekannten, zu lange auf, um — zwey Bändchen zu füllen, und bis zu dem genossenen Mittagsessen alles zu erzählen, was ihm auf seiner Reise begegnete. Es ist sonderbar genug, daß so manche, sonst verständige und unterhaltende Reisebeschreiber, in diesen letzten Fehler verfallen, und selten bedenken, daß sie nicht für ihre guten Freunde allein; sondern für das größre Publikum schreiben, denen sehr wenig daran liegt den Reisenden im Schlafrock, oder mit der Serviette zu erblicken, und der Theilnehmer seiner alltäglichsten Reisebegegnisse zu seyn.

Kr.

Michael Devezins, Esq. Nachrichten über Aleppo und Cypern. Aus der noch ungedruckten englischen Originalhandschrift übersetzt und herausgegeben von D. Harles, Prof. zu Erlangen. Weimar, im Industrie-Komtoir. 1804. 86 S. 8. 9 gr.

Der Verf. dieser Nachrichten, welcher vormals brittischer Konsul zu Aleppo und Cypern gewesen war, hatte auf Verlangen des englischen Ministeriums diese Nachrichten in englischer Sprache aufgesetzt; aber nicht abgeschickt, weil ihn der Tod übereilte, ehe er diese Arbeit vollendet hatte. Der Uebersetzer und Herausgeber, D. Harles, heyrathete die Wittwe des Verf., und so kamen diese Nachrichten in seine Hände, die er selbst ins Deutsche übersetzt hat. Am ausführlichsten hat der Verf. die Regierungs- und verschiedenen Staats-Beamten der Statthalterschaft Aleppo beschrieben; man lernt ihre Geschäffte kennen, aber zugleich auch einsehen,

wie

wie die Einrichtung, daß das vorzüglichste Einkommen der meisten in Geschenken und Sporteln besteht, zu den so vielfältigen und drückenden Erpressungen die Veranlassung giebt. Die Volksmenge von Aleppo schätzt der Verf. auf 635,000 Seelen. Auch von der Besteurung und den Abgaben der vier christlichen Nationen und der Juden kommen genaue Nachrichten vor; aber von dem Handel der Stadt Aleppo wird nichts erwähnt. Die Nachrichten über Cypern betreffen aber nicht nur die vornehmsten Städte auf dieser Insel; sondern auch die jährlichen Erzeugnisse der Manufakturen und des Handels.

James Curtis's, Esq. Wundarztes bey der Gesandtschaft nach Marocko, Tagebuch einer Reise in die Barbarey im Jahre 1801. Aus dem Englischen übersetzt, mit einigen Anmerkungen, von S. G. Vogel, Herzoglich Meklenburg-Schwerinschem Leibarzte. Rostock u. Leipzig, bey Stiller. 1804. 124 S. gr. 8. 12 gr.

Der Verf. begleitete den Großbrit. Gesandten zum Kayser von Marocko im May des Jahrs 1801. Die Reise gieng von Tanger bis Fetz, wo der Gesandte beym Kayser Audienz erhielt. An geographischen Merkwürdigkeiten ist sie sehr mager; doch hat der Verf. ein Detail von dem gegenwärtigen Zustande der Stadt Fetz, das ihm von den Talks zu Fetz und einem großen Historiker mitgetheilt wurde, gegeben. Die Zahl der Einwohner soll sich jetzt über 800,000 Seelen belaufen, unter welchen sich 121,452 waffenfähige Männer befinden. Die Stadt hat 982 Moskeen, 249 Bäder, 137,610 große und kleine Häuser, 19 Seifensiedereyen, 11,096 Speicher und 1405 Packhäuser; ferner 11 Gerbereyen, wozu über 4000 Männer und Jungen in jeder!! gebraucht werden. — Von dem Gewerbszustande der Stadt hätte man gern etwas Näheres erfahren. Der Kayser hatte befohlen, dem Gesandten die Stadt zu zeigen; auch hatte der Verf. Gelegenheit, das Innere des Harems und die damit verbundenen Gärten zu sehen; nur von letztern sagt er etwas Weniges. Die Pest hatte damals große Verwüstungen angerichtet. In Marocko soll sie 300,000 Einwohner weg-

gerafft haben. Die Stadt Fetz verlor, nach S. 661, 170,000 Menschen, nach S. 88 aber, 200,000 Menschen. Sonderbar ist diese Verschiedenheit der Angabe; aber des Verf. Aufsatz scheint überhaupt nur flüchtig gemacht zu seyn. Wem die Sitten und Gebräuche dieses Volks noch nicht bekannt sind, dem nur kann diese Reisebeschreibung Unterhaltung verschaffen; zumal da die Uebersetzung gut gerathen ist, und der Uebersetzer auch einige erläuternde Anmerkungen hinzugefügt hat.

Ci.

1. Leitfaden der Geographie für Schulen und Gymnasien, zunächst für die untern und mittlern Klassen. Von J. F. S. Nieräse, Lehrer am Friedrichsgymnasium in Berlin. Berlin, bey Müller. 1804. 12 Bog. gr. 8. 16 gr.

2. Geographisches Elementarbuch. Von Joh. Georg Aug. Galletti, Professor am Gymnasium zu Gotha. Gotha, bey Ettinger. 1804. 14 B. 8. 8 gr.

Zwey neue geographische Kompendien zum Schulgebrauch von einer Messe. Wir wollen also eines nach dem andern durchgehen. Hr. N. schickt in einer Einleitung Etwas von der mathematischen und physischen Geographie voraus. Unter den Beweisen für die runde Gestalt der Erde, wird der allerbegreiflichste, aus den Mondsfinsternissen, nicht erwähnt. Jede Linie, heißt es ferner, die sich Jemand senkrecht über seinem Haupte denkt, nennt man seinen Zenith — nicht doch; der Zenith ist keine Linie, sondern der Punkt am Himmel, den diese Linie berühren würde. Uebrigens wird in dieser Einleitung in gedrängter Kürze alles Nöthige gesagt. Da die dermalige Größe und Eintheilung der deutschen Reichskreise noch nicht bestimmt ist: so hat sich der Verf. bey der Geographie Deutschlands nachfolgende Ordnung gewählet, 1) Oesterreichische Staaten in Deutschland, 2) Staaten der neun (übrigen) Kurfürsten, 3) Besitzung der altfürstlichen Häuser nebst Nassau, 4) die der neufürstlichen

Håuser, Grafen und Herren, 5) Länder des deutschen und Johanniterordens, 6) Reichsstädte, und dann ein Anhang von unmittelbaren Herrschaften, die in keiner Reichsverbindung stehen; und von der Reichsritterschaft. Diese Zusammenstellung ist zwar bey mächtigen Häusern zu billigen, die mehrere Länder besitzen; macht aber bey kleinern Reichslanden viele Verwirrung; am besten wäre es wohl gewesen, die beyden Rheinischen Kreise zusammen zu fassen, und die übrigen in ihrer Eintheilung zu lassen. Der Kurfürst zu Salzburg besitzt nicht das ganze Fürstenthum Eichstädt; und was will denn der Verf. mit dem Französischen Landeskommissariat sagen, das in Würzburg seinen Sitz haben soll? Gar zu kurz sind doch die Besitzungen der Herzoge von Sachsen abgewiesen worden. So heißt es z. B. vom Herzog von S. Meiningen bloß: »ihm gehört Meiningen, Residenzstadt an der Werra,« weiter nichts; hätte nicht wenigstens noch erwähnt werden sollen, daß er auch einen Antheil am Fürstenthum Koburg habe? Aus Rußland werden 4 Theile gemacht, das eigentliche Rußland, die von Schweden eroberten, und die vormals zu Polen gehörigen Länder, und endlich die von Türken und Tatarn eroberten Provinzen, welches wir sehr billigen; nur hätten die Unterabtheilungen jeder Länderklasse nicht übergangen werden sollen. Eben so wird auch Frankreich nicht unschicklich abgetheilt 1) in das eigentliche, oder alte Frankreich, wie es vor 1792 war, 2) in die von Deutschland eroberten Länder, 3) in die den Holländern abgezwackten Landschaften und Städte. 4) die der Schweiz abgerissenen Distrikte, 5) in die in Italien okkupirten Länder. Die Ordnung übrigens, die der Verf. in seiner Geographie befolgt, ist diese: Deutschland, die deutschen Staaten des Hauses Oesterreich und sämtliche Kurfürsten, mit oben angegebner Folge, Preußische Länder außerhalb Deutschland, Oesterreichische Staaten außerhalb Deutschland, Rußland in Europa, Schweden, Dänemark und Norwegen, Britische Inseln, Portugal, Spanien, Frankreich, Batavische und Helvetische Republik, Italien, Türkey in Europa, und dann die übrigen 4 Welttheile. Bey jedem findet man vollständige Aufzählung der einzelnen Theile, jetzige Verfassung, Flächenmaaß, Produkte, natürliche Beschaffenheit, Menschenzahl, und besonders die Bevölkerung der vornehmsten Städte, so daß wir allerdings das Buch bey aller seiner Kürze doch als ein vollständiges Gerippe der neuesten Geographie empfehlen können.

Herr

Herr Galletti liefert gleichfalls in seinem Elementarbuche, in gleicher Kürze, bey verschiedenen Eigenheiten, ein vollständiges Skelet der neuesten Geographie. Er geht von dem Grundsatz aus, daß der Unterricht in der Erdkunde mit der Uebersicht der Hauptstadt und des Vaterlandes anfangen, und dann durch erregte Neugierde auf die Nachbarschaft fortgesetzt, und so den Gang einer Reise, so wie die angrenzenden Orte und Provinzen dem Fingerzeig auf der Karte am nächsten liegen, nehmen müsse. Die gewöhnlichen Abtheilungen, z. B. die von Deutschland in 9 Kreise werden zwar größtentheils, welches wir sehr billigen, doch nicht immer, beybehalten. Größere Länder aber werden nach ihrer Lage an Küsten und Flüssen geordnet, z. B. Spanien, 1) an der nördlichen Küste des atlantischen Meeres, oder in der Nähe derselben, 2) an der östlichen Küste des mittelländischen Meeres, 3) an der südlichen Küste, 4) an der westlichen Küste des atlantischen Meeres, 5) am Guadalquivir, 6) am Guadiana, 7) am Tajo, 8) an dem Duero, 9) an dem Ebro; und Frankreich, 1) längs des Rheins, 2) an der Maas, 3) zwischen der Maas und der Schelde, 4) an der Schelde, 5) an der Küste der Nordsee, 6) an der Seine, 7) am Kanal, 8) an der Maas und Mosel, 9) an der Loire, 10) an der Küste des atlantischen Meeres, 11) an der Rhone und Saar, 12) am mittelländischen Meere. Bey Ländern, wo der gesetzmäßigen Abtheilungen sehr viele sind, die in einem so engen Raume nicht aufgezählt werden können, z. B. bey Frankreich (wo der Verf. die Zahl der Departements nicht angiebt) mag nun wohl diese Methode gebilligt werden; bey andern aber, z. B. bey Spanien, hätte wohl besser die Ordnung der Provinzen beybehalten werden können. Besonders geben einige Deutsche Reichskreise, z. B. der Ober- und Niedersächsische, Beyspiele der daraus entspringenden Unordnung; indem hier die kleinsten und größten Länder, bloß nach dem Gesetz der Angränzung, in bunter Reihe auf einander folgen. Von Zahlen, sie mögen nun Flächenmaaß, Bevölkerung oder Geschichte betreffen, ist der Verf. kein Freund. Daß er die Größe der Länder, auch wohl der Städte, nur durch Vergleichung mit andern angiebt, ist für Anfänger nicht übel; aber so gar sehr sollte Geographie doch nicht von Geschichte gereinigt seyn, daß nicht einmal die neuesten Jahre eines Länderzuwachses, wie durch die Theilungen von Polen, und durch den Entschädigungsplan, angegeben

werden.

werden. Auch sind uns verschiedene Mängel aufgestoßen. So fehlen z. B. beym Kurrheinischen Kreis, die Darmstädtischen und Leiningischen Antheile am ehemaligen Kurfürstenthume Maynz; beym Westphälischen, die Münsterschen Aemter, die die Herzoge von Oldenburg, Aremberg, de Croy, und die Fürsten von Salm erhalten haben. Bey Tyrol fehlen die beyden eingezogenen Bisthümer Brixen und Trident; beym Fränkischen, das Fürstenthum Eichstädt und dessen dermalige Besitzer. Vom Fürstenthum Koburg heißt es bloß: »In der Hauptstadt residirt ein besonderer Herzog von Sachsen. Ein anderer hat seinen Wohnsitz zu Hildburghausen.« Hätte sich die Beschreibung dieses Landes nicht mit einem Zusatz von wenigen Worten bestimmter angeben lassen? Der Meiningische Antheil an Koburg hätte doch auch erwähnt werden sollen.

Nordische Blätter, oder Beyträge zur bessern Kenntniss der natürlichen Beschaffenheit, der Sitten, der Nationalkultur und der politischen Verfassung der Nordischen Reiche, von *Joh. Georg Eck*, Sohn. *Zweytes Heft*. Leipzig, bey Steinacker. 1804. 7 B. gr. 8. 12 gr.

1) Fortsetzung der Bemerkungen auf einer Reise nach Schweden, hier besonders der Aufenthalt in Gefle, bekannt durch den Reichstag 1792. Man liest hier die A. L. Z. und A. D. B. Der Kaffee, weil er verboten ist, wurde bey Gastmahlen in einem Nebenzimmer aus einer Theekanne eingeschenkt, und die Gäste schlüpften, einer nach dem andern, durch eine Seitenthüre hinaus, um die verbotene Frucht zu genießen, und der Stadtfiskal drückte dabey ein Auge zu. Herumziehende Schauspieler spielten auf einem nahen Dorfe, weil es in der Stadt, des Gymnasiums wegen, nicht erlaubt ist, (wie nachläßig sind wir Deutsche gegen diese gewiß nicht unnöthige Vorsicht!) Außer dem Gymnasium mit 5 Lektoren und 40 Schülern, ist hier noch eine Trivial- Frey- und Elementarschule. Die Stadt liegt unter 60° 40′ Br. und 34° 44′ Länge, hat 5200 Einwohner, deren eine Hälfte sich mit der Handlung und Handwerken, die andere mit Fischerey und Seefahrt beschäfftigt. 50 hier ansäßige Kaufleute

man sein Gemälde betrachten soll; und Rec. muß gestehen, daß der Verf. allerdings für die Belehrung und Unterhaltung seiner Leser, welche er durch seine Schilderung in eine neue Welt zu versetzen sich bemüht, und durch eine große Abwechselung in Darstellung der verschiedenartigsten Gegenstände, die dem größten Theil der Lesewelt weniger bekannt sind, und so Manchem zum Theil auffallend seyn möchten, zu unterhalten, hinreichend gesorgt hat. Ob aber nicht die öftere Wiederholung eines und desselben Gegenstandes, z. B. die Beschreibung des Gewühls in der Stadt, und zu häufige Schilderungen von schönen Gegenständen und herrlichen Aussichten, bey allen Bemühungen des Verf. seinem Gemälde Interesse zu geben, dennoch dem Leser bisweilen Langeweile, und die zu lobpreisende Darstellung mehrerer Gegenstände, z. B. der Menge und Pracht der Waaren in den Gewölbern zu Konstantinopel, an der Treue und Wahrheit des Gemäldes einige Zweifel erwecken möchte, muß Rec. beynahe, und nicht ohne Grund besorgen. Auch fehlt es nicht an so manchen Stellen, wo das Haschen nach Bildern, und das Streben dem Gemälde neue Reize zu verleihen, zu sichtbar hervorsticht, und wo die Natur der Kunst, oder vielmehr das Natürliche dem Gekünstelten hat weichen müssen. Häufig sind die Farben zu grell aufgetragen, und der Trieb, Alles in's Schöne zu malen, möchte doch wohl öfters auf seinen Vorsatz, alles richtig und treu darzustellen, nachtheilig gewirkt haben. Mit der Versicherung, sein Werk auf dem vaterländischen Boden erst zur Reife gebracht zu haben, möchten wohl mehrere Stellen im Widerspruch stehen, und die Flüchtigkeit, mit welcher er die neuen lebhaften Eindrücke frisch darzustellen suchte, auch hier noch oft sichtbar seyn; wenigstens würde Rec. folgende Stelle im 2n Bande S. 162 »noch unendlich größer aber wird der Genuß der Landschaft zur Zeit des Unterganges von Auroras Strahlenwagen« nicht unverändert gelassen haben, wenn er die letzte Hand an die hingeworfenen Skizzen gelegt hätte. In diesem Bande erfährt man von der eigentlichen Stadt selbst, ihren zahllosen Gebäuden, den prächtigen Dschamien, dem Serail, dem Kaiserlichen Hofe, von der Kriegsmacht, dem Handel und andern Merkwürdigkeiten noch wenig oder gar nichts; dieß ist für die folgenden Bände aufgespart worden. Sollte der Verf. in den folgenden Bänden so viele Gegenstände, die es weniger verdienten — als das Ablaufen eines Schiffes,

die

die Schilderung eines Meersturms — eben so ausführlich beschreiben und so häufig wiederholen wollen; wie viel Bände möchten dann nicht noch zu erwarten seyn! Bisweilen nimmt der Verf. die Türken gegen so manche Beschuldigungen anderer Reisebeschreiber, z. B. gegen den Vorwurf der größern Unsauberkeit in dieser Stadt — auch diesen Gegenstand hat er mehrmals berührt — in den Schutz; ob der Verf. aber in seiner Vertheidigung glücklich gewesen, daran zweifelt Rec. Bey allem dem wird die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, und für viele Leser auch die Neuheit, die bisweilen reizende Darstellung derselben, die eingewebten kleinen Erzählungen, Anekdoten, die manche neuere Begebenheiten betreffen, der Lesewelt Unterhaltung und auch Belehrung verschaffen; wenn gleich der Geograph, Statistiker und Geschichtsforscher hier nicht Befriedigung seiner Wißbegierde findet, die er vielleicht erst von der versprochenen umständlichen Beschreibung der morgenländischen Reise des Verf. zu erwarten hat.

Die neuen Provinzen des Brandenburgisch-Preußischen Staats, oder historisch-geographisch-statistische Reise durch die Entschädigungsländer Königs Friedrich Wilhelm III. Berlin, bey Dieterici. 1804. 100 S. 8. 7 gr.

Des Verf. vorgegebene Reise fängt bey dem Fürstenthum Hildesheim an, berührt zugleich Goslar, geht nach den neuen westphälischen Ländern, und von da zurück nach dem Eichsfeld und den andern in der Nähe liegenden Entschädigungsländern. Die Geschichte jedes Landes oder Orts wird kurz erzählt, und bey den katholischen Oertern vorzüglich auf das, was den Aberglauben, Reliquienverehrung, Wallfahrt, u. s. w. betrifft, Rücksicht genommen. Auch ist bey Münster die Geschichte der Wiedertäufer ziemlich ausführlich erzählt worden. Der statistischen Bemerkungen sind sehr wenige, und bisweilen erwähnt der Verfasser nicht einmal die Hauptgewerbe in einer Stadt, z. B. bey Hildesheim. Die Irmensäule ist dagegen nicht unberührt geblieben; aber doch ohne ein Urtheil hinzuzufügen, was man von ihr zu halten habe. Bey Beschreibung dieser Stadt scheint (S. 8) ein Satz zu fehlen. Der Verfasser

redet von der Andreaskirche, und fährt dann fort: »Dieß »schöne Gebäude in der Nähe der Kirche enthält die »Klassen des Andreasgymnasiums.« — Eben so muß sich Rec. wundern, wie der Verf. aus dem Fürstenthum Münster nach der ehemaligen Abtei Essen kommt, Einiges von der Beschaffenheit des Landes anführt; dann nach der Probstey Kappenberg reiset, und endlich die Reise nach Essen beginnt. Zeugen solche Stellen nicht offenbar von der Eilfertigkeit, mit welcher der Verf. diese Reise auf dem Papiere gemacht hat?

Benjamin Bergmann's nomadische Streifereyen unter den Kalmüken in den Jahren 1802 u. 1803. Riga, bey Hartmann. 1804. Erster Theil. 351 S. Zweyter Theil. 352 S. 8. 2 Rt. 20 gr.

Der Verf. lernte während eines kurzen Aufenthalts in Sarepta Kalmüken kennen. Der Kontrast der mongolischen Lebensart mit der europäischen, und das Originelle, das er bey den Kalmüken im Charakter und Denkungsart gewahr wurde, flößte ihm den Wunsch ein, sich mit diesem Volke genauer bekannt zu machen. Er lernte die mongolische Sprache, verschaffte sich manche Vorkenntnisse, und unternahm eine neue Reise zu der kalmükischen Horde. Nur ein Jahr konnte er sich wegen Mangel am Gelde dort aufhalten. Die Früchte seiner Bemühungen übergiebt er nun in diesen zwey Bänden, denen noch zwey andere folgen sollen, dem Publikum. Der erste Band enthält Briefe aus der Kalmükensteppe, welche zur nähern Kenntniß der Denkungsart, Sitten, Lebensart und Gebräuche dieses Volks interessante Beyträge liefern. Der zweyte Aufsatz, in dem der Verf. die Geschichte der Kalmükenflucht von der Wolga im J. 1771 ausführlich erzählt, giebt über diese merkwürdige Begebenheit gute Aufschlüsse. Den Beschluß machen morgenländische Erzählungen, die dem Leser Unterhaltung gewähren. Zwölf Kupfertafeln geben Proben von der mongolischen Schrift und Sprache in einzelnen Sylben, Wörtern und Redensarten, mit einer deutschen Uebersetzung begleitet.

Der

Der zweyte Band ist ganz der Beschreibung der Kalmükischen Steppe, der Verfassung dieses Volks, der Charakterisirung der Kalmüken, der Darstellung ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche, Religion und Wissenschaften gewidmet. Der Verf. hat ein interessantes Gemälde entworfen, und wenn er gleich manche Vorurtheile gegen dieses Volk bestreitet: so scheint er doch nicht partheylisch dieses Volkes gute Eigenschaften des Verstandes und Herzens zu sehr erhoben zu haben.

Johann Moriz Schwagers Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen, bis an und über den Rhein. Leipzig und Elberfeld, bey Büschler. 1804. XVI S. und 25 B. kl. 8. 1 Rt. 8 gr.

Der durch mehrere Schriften schon rühmlichst bekannte Verfasser, der seit 1768 Prediger zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg ist, besuchte vor einigen Jahren — das Jahr hat der Verf. nicht angezeigt — seit 1767 wieder sein Vaterland, die Herrschaft Gimborn, und die Gegend, wo er als Schüler in Lennep und Dortmund, und als Kandidat in Remscheid gelebt hatte. Menschen zu sehen, war die Hauptabsicht seiner Reise; aber als Prediger waren ihm Kirchen und Schulen auch wichtige Objekte, auf die er seine Aufmerksamkeit richtete. Wenn gleich der Verf. die Leser am meisten mit seinen Verwandten, Freunden und andern Männern, die er kennen lernte; deren Bekanntschaft sie aber größtentheils wenig interessiren möchte, bekannt macht: so werden sie doch den Mann, der seine Gedanken und Empfindungen so ganz offen und freymüthig, wenn gleich mit einer Art von Geschwätzigkeit darlegt, gern anhören. Ueberall mischt er gute Reflektionen ein, und urtheilt über die ihm vorkommenden Gegenstände sehr richtig. Statistische Bemerkungen finden sich sehr wenige, obgleich der Verf. durch wichtige Fabrikörter reisete; nur von dem Fabrikwesen in Remscheid und Schwelm, von den Seidenfabriken in Elberfeld, und von der Leinweberey und dem Leinwandhandel in und um Bielefeld wird etwas Weniges angeführt. Im Herzogthum Berg sollen vorzüglich die Schullehrer die Aufklärung verbreiten; dagegen werden auf den Synoden der

Prediger so manche gute Vorschläge durch Mehrheit der Stimmen verworfen. In den Kirchen werden noch manche unsinnige Predigten gehalten, und, obgleich ein gutes Gesangbuch für die evangelisch-lutherischen Gemeinden im Herzogthum Berg von dem Prediger Reche in Mühlheim, das auch von der Synode allgemein angenommen worden, aber nur in Mühlheim gebraucht wird, vorhanden ist, doch noch häufig geschmacklose Lieder gesungen. An einigen Orten, wie in Düsseldorf und Elberfeld, findet man gute Armenanstalten; man schafft den Armen Arbeit.

Ci.

Dresden und die umliegende Gegend bis Elsterwerda, Bautzen, Herrnhut, Rumburg, Schandau, Aussig, Töplitz, Freyberg und Hubertsburg. Eine Darstellung für Natur- und Kunstfreunde. Zweyter Theil. Zweyte vermehrte Auflage. Nebst einer Reisekarte durch die Gegend um Dresden.

Auch unter dem Titel:

Wegweiser durch die Gegend um Dresden bis Elsterwerda, Bautzen &c. und Hubertsburg. Nebst einer Reisekarte &c. Dresden, in der Arnoldischen Buch- und Kunsthandlung. 1804. 320 S. 8. 1 Rg.

Mit Recht hat der Verf. bey dieser zweyten Ausgabe mehrere geographische, historische und statistische Notizen, die sich in der ersten befanden, weggelassen, weil man sie in den neuesten Ausgaben von Leonhardi's und Engelhardts Erdbeschreibungen von Kursachsen ausführlicher finden kann. Nur das Wichtigste davon hat er, des topographischen Zusammenhanges wegen, beybehalten. Was er außerdem noch von statistischen Nachrichten aufnehmen zu müssen glaubte, findet sich in jenen Werken nicht; sondern ist aus andern Quellen, aus handschriftlichen Nachrichten und eignen Reisebemerkungen gezogen. — Daß er die Kartenliteratur nicht beyfügte, be-

du: fte

durfte keiner Entschuldigung; denn des würdigen Adelungs kritisches Verzeichniß der Landkarten ꝛc., der Kur- und Herzogl. Sächsischen Lande ist bekannt genug; so wie sich gewiß auch Weinarts Literatur des Staatsrechts und der Statistik von Sachsen in den Händen eines jeden Freundes der Geschichte, besonders der sächsischen, befindet.

Für Reisende, die nach Dresden kommen, nicht um Dresden allein, sondern auch die mehrere Meilen weit herumliegenden merkwürdigen Städte kennen zu lernen, wird diese Topographie eine sehr angenehme Erscheinung seyn, da sie hier alles beysammen finden, was der Absicht ihrer Reise entspricht. Dieses übers Ganze; nun auch Etwas über einige einzelne Stellen.

S. 2 sagt der Verf., daß die Jagd ein großes Fest für die Dresdner wäre — dieses gilt aber wohl größtentheils nur diejenigen, die daran Theil nehmen, oder nahe um den Hof sind. —

Kurz aber hinlänglich sind die Nachrichten von der Meißner Weinbaugesellschaft (S. 7), und die von den Forstkulturanstalten in dieser Gegend (S. 9 u. fg.). Unterhaltend ist die Beschreibung der Markolinischen Anlagen über dem Linkischen Bade (S. 10 u. fg.), und des Oberjagdkommissar Michaelis (S. 13 u. ff.), der hier in einem Umfange von etwa neun Ackern, zum Studium für angehende Forstmänner, eine instruktive Akademie errichtet hat; so nennt wenigstens der Verf. dessen Holzpflanzung (und Weinberg), wo man gegen 10,000 wilde junge Bäume, inländische und ausländische antrifft. Eben so interessant ist auch das, was der Verfasser von den Plänen des Lord Findlater erzählt, die er in dieser Gegend, durch den Ankauf mehrerer Weinberge mit ihren Gebäuden, auszuführen willens ist. Aber vorzüglich anziehend ist die Beschreibung von Morizburg mit seinen Merkwürdigkeiten, von dem Lauchhammer in Mückenberg, von Herrnhut, von Pillnitz und von der Meißner Porcellanfabrike.

Da der Verf. überall das mitnimmt, was an diesem und jenem Orte in ältern und neuern Zeiten vorgefallen ist: so hat er dadurch seinem Buche ein Interesse mehr gegeben, und es zu einer angenehmen Lektüre gemacht.

Uebrigens muß und wird jeder billigdenkende Leser und Beurtheiler auch auf die gerechten Forderungen Rücksicht nehmen, die der Verf. nach dem Plane und nach der Absicht, in der er arbeitete, zu machen ein Recht hat: daß man nämlich nichts erwarten solle, als eine Anleitung, planmäßig nach höhern, als den gewöhnlichen Reisezwecken einen der interessantesten Landstriche Deutschlands zu bereisen; daß man in seinen Urtheilen nichts als die subjektive Ansicht des Einzelnen sehe, der sein Urtheil stets der Reife der Zeit und der Erfahrung unterwirft, und daß man ihm endlich verzeihe, wenn er an mehrern Orten, beym Mangel sicherer Gewährsmänner, eine diplomatische Genauigkeit nicht erreichen konnte.

Ha.

Erziehungsschriften.

Konrad Kiefers Bilderbüchlein, herausgegeben von C. G. Salzmann. Zweytes Heft. Schnepfenthal, (Die Vorrede ist vom 20. Apr. 1804.) 1 Rthlr. 12 gr.

Es enthält dieser Heft 18 Kupfer in breiten Oktavblättern, ohne Text, die sich auf den zweyten Theil von Konrad Kiefers ABC und Lesebüchlein beziehen; und in der kurzen Vorrede giebt der Herausgeber Nachricht, wie sie seiner Absicht nach von den Aeltern oder Erziehern für die Kinder recht nutzbar sollen gebraucht werden. Die Kupfer übrigens verdienen nach Zeichnung und Stich nicht alle gleiches Lob.

Bi.

Ein paar Worte für und an Landprediger. Oder: soll der Landprediger wirklich ein Schullehrer werden? Von Joh. Friedrich Schilke, Prediger zu Rudow, Schöneveld und Johannisthal. Berlin, bey Mylius. 1804. 46 S. 8. 4 gr.

Diese

Diese kleine patriotische Schrift enthält mehr, als der Titel verspricht; denn sie enthält auch Betrachtungen und Vorschläge über die Verbesserung der Landschulen und Landschullehrer, wozu die Landprediger nichts beytragen können. Sie ist überhaupt nicht bloß an die Landprediger gerichtet; sondern betrifft sie nur in so ferne, als auch sie an ihrem Theile zur Verbesserung des Landschulwesens beytragen können und sollen. Diesen Punkt hat aber der Verfasser sehr gut ausgeführt. Er beantwortet die dagegen anzuführenden Einwendungen, obgleich mit lobenswerther Mäßigung, doch so überführend, daß man nicht länger darauf bestehen kann. Seine Vorschläge, wie die Kandidaten des Predigtamtes vorbereitet und geprüft werden sollten, damit sie recht brauchbare Volkslehrer werden mögen, sind dem Bedürfnisse angemessen. Dasselbe muß man auch von seinen Vorschlägen zur Verbesserung der Schullehrer, deren großentheils noch schlechte Beschaffenheit in Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit und auf ihre Einkünfte treffend geschildert ist, sagen. Es sind zwar manche darunter, besonders was die Verbesserung der Einkünfte betrifft, und namentlich die (S. 44 fg.) in der Note von fremder Hand aufgestellten, welche schwerlich in Ausführung gebracht werden können; aber die meisten sind doch von der Art, daß sie mit kräftiger Unterstützung der obrigkeitlichen Behörden gar wohl anzuwenden seyn würden.

—p.

Vermischte Schriften.

Die glückliche Familie und der ungerathene Sohn. Ein Lesebuch für Bürger und Landleute. Koburg, bey Ahl. 1803. 359 S. 8. 12 gr.

Rec. hat der Lesebücher für Bürger und Landleute, von Berufs wegen, seit einiger Zeit viele gelesen; Gutes, Mittelmäßiges, Schlechtes gab es da; aber so ganz elende Sächelchen, wie dieses Lesebuch schier von der ersten bis zur dreyhundert und neun und funfzigsten Seite enthält, war ihm denn doch noch nicht vorgekommen.

Glaubte etwa der Verf., darum, weil er Menschen aus den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges handeln läßt, berechtigt zu seyn, sein durchaus geschmackloses, schmutziges Geistesprodukt zu Tage zu fördern? Schlecht kannte er dann das Zeitalter des dreyßigjährigen Krieges; denn, so sehr auch die deutsche Literatur damals zurück war, sein Buch hätte man auch damals elend gefunden. Schlecht kannte er unser Zeitalter, wenn er glauben konnte, es werde nicht durch sein unsauberes Machwerk schwer beleidigt.

Ein dem Scheine nach so hartes Urtheil muß sich durch Belege rechtfertigen, und diese finden sich auf jeder Seite: Belege des Geschmacklosen, des Elenden, des Unfläthigen. Aber, was hilft es dem armen Bürger oder Landmann, wenn er, durch den Titel verführt, dieses Lesebuch gekauft hat, und nun auf Kosten, nicht bloß seines Geldes, sondern — was bedeutender ist — seines Geschmacks, seines Herzens, es erst selbst finden soll?

Wäre hier von einem elenden Roman die Rede: so würde Rec. dieses Buch zu sehr verachten, um ein Wort weiter darüber zu verlieren. Gute Romane lesen, ist nicht schädlich, kann nützlich werden; und es giebt deren, die es verdienen gelesen zu werden. Wer aber — wie es leider jetzt häufig der Fall wird — ohne auf Warnung Rücksicht zu nehmen, ohne Wahl, ohne Leitung, alles, was Roman ist, vor der Faust weg liest, der ist, in dieser Hinsicht, schon verderbt, dem ist nicht mehr zu helfen, für den eifert die Kritik umsonst; und in sofern hat Rec. als Rec. die Romanenwelt fast aufgegeben, und würde in dieser Hinsicht sich die Mühe ersparen, mehr darüber zu sagen. Aber hier, ein Lesebuch für Bürger und Landleute! also für Millionen von Menschen! für diesen Kern der Menschheit und der Staaten, die eben jetzt stark anfängt, besonders auch durch Lesen, sich dem Stande der Rohheit zu entwinden! Welchem Freunde der Menschheit könnte es gleichgültig seyn, was geschmacklose, pöbelhafte Schriftsteller und Verleger einer großen, ehrwürdigen Klasse von Menschen, unter anlockenden Titeln in die Hände spielen? —

Zum Belege diene S. 175, wo ein Arzt, ein Amtmann, ein Prediger und dessen Frau, im Hause des Predigers sich unterhalten: »Da ein Reisbrei aufgetragen ward, erzählte

» der

»der Pfarrer folgende Anekdote: Ein Schneider gab seinen
»Gesellen viel zu arbeiten, aber wenig zu essen, auf folgende
»Weise: erst ließ er einen Brei oder Grütze kochen, ringsum
»kleine, in der Mitte aber ein grosses Stück Butter stecken.
»Als dieses Gericht auf den Tisch gebracht wurde, so sagte
»der Meister: Haltet still, hier will ich euch des Himmels
»Lauf weisen, nahm auf Brodtbissen ein Stück Butter nach
»dem andern heraus, und sagte: Sehet! hier ist der Mars,
»hier die Venus, da der Merkurius, dort der Saturnus
»u. s. f. Zuletzt nahm er auch den grossen Bissen aus der
»Mitte, und sagte: Das ist die Sonne, die ist in der Mit-
»ten, zog die Schüssel herum und sagte: Rund ist die Welt,
»esset nun. (Da die Butter ausgefischt war) Nach diesem
»wurde Fleisch aufgetragen, alle Stücke hatte er aber drau-
»ssen mit einem Zwirnsfaden eins ans andere geheftet, und
»sagte darauf: Haltet! mir als Meister gebührt das erste
»Stück. Wie er aber dasselbe in die Höhe hob, so hingen
»alle Stücke zusammen, eins an dem andern. Darauf ver-
»setzte er: Seht! seht! was Gott zusammen füget, soll der
»Mensch nicht scheiden, behielt das Fleisch für sich, und sagte:
»Frau! hole Butter und Käse für die Gesellen.« — — —
— S. 178. »Hierauf erzählte der Amtmann folgendes Hi-
»störchen: Ein deutscher Edelmann ritte, wichtiger Ge-
»schäffte wegen, mit seinem Knechte nach Speier, als ihm
»nun die Zeit etwas lang wurde, so sagte er zum Reiter:
»Hans! wovon reden wir einstweilen, daß uns die Zeit kurz
»wird? — Ich denke, wir wollen mit einander reimen,
»und sehen wer solches am besten kann? Der Knecht ant-
»wortete: Ich meines Theils bin es sehr zufrieden. Hierauf
»machte der Junker folgenden Reim: Ich heiße Sylvester,
»und schlafe bey deiner Schwester. Der Knecht antwortete:
»Junker, ich heiße Hans, und schlafe bey Ihrer Frau. Ja,
»sprach der Junker, das reimt sich aber nicht. Es reime
»sich oder reime sich nicht, antwortete der Knecht, so thue
»ichs doch.« — —

Ist das des Geschmacklosen genug? Schwer ent-
schließt sich Rec., auch vom Unflätigen eine Probe zu ge-
ben. Aber müssen doch die Aerzte, wenn Pest, Krätze,
Faulfieber u. dergl. herrschend werden wollen, den Ekel, den
diese Krankheiten erregen, zum Besten der Menschheit über-
winden. Mag denn unsre Bibliothek auch einmal zum all-

gemeinen Besten sich die Herabwürdigung gefallen lassen, von dieser Sudeley Etwas aufzunehmen. Ein vortrefflich seyn sollender Prediger giebt seinen zwey Söhnen, und einem, noch zur Erziehung und Bildung mit aufgenommenen jungen Menschen, die alle drey den Studien gewidmet sind, und durch Fleiß und Talente zu großen Hoffnungen berechtigen, ein deutsches Buch zu lesen, mit der Deutung, sich dasselbe wohl bekannt zu machen, ihm daraus wieder zu erzählen, und ins Lateinische zu übersetzen. So lesen und übersetzen denn diese Knaben, aus diesem Buche S. 405: »In »England läßt man im Monate July die jungen Hengste in ihrem eigenen Miste sich wälzen, weil man glaubt, sie würden stark »und glatt davon. Als dieß einst geschieht, so kömmt ein großer »Herr, der aber nicht wohl bey Sinnen ist, des Morgens »früh in den Stall, und fragt den Stallmeister, warum »die Pferde so unsauber wären, und warum man sie nicht »putze? Der Stallmeister gab ihm die Ursach zu verstehen. »Dieselbe Nacht verunreinigte der Herr sein Bette, und »wälzte sich nicht wenig in seinem Unflathe herum. Die »Frau schalt und sagte: Was das zu bedeuten habe? Ihr »Mann antwortete: Der Stallmeister hat gesagt, man werde fett und glatt davon.«

Und ein Buch voll solcher platten Abgeschmacktheiten und höchst ekler Unfläthereyen wäre ein Lesebuch für Bürger und Landleute?? — Wie ehrwürdig ist mir da mein Holzhacker gegen den Verf. eines solchen Buches! du ehrlicher Holzhacker schadest Niemand, nützest Vielen! Können des Verfasser solcher Bücher auch von sich rühmen? —

Pm.

Archiv lehrreicher und nützlicher Unterhaltungen aus den Schriften berühmter Gelehrten. Ein Buch für Jedermann. *Erster Theil.* Herausgegeben von *P. C. Stöhr*, Benediktiner in Banz. Koburg, bey Ahl. 1804. 138 S. 8. 10 gr.

Auch unter dem Titel: Magazin nützlicher und angenehmer Materien, zweytes Bändchen. Die Anzeige des Ersten findet man im 79. Bande S. 488 unserer Bibliothek. Dort wird

wird diese Schrift als ein nützliches Lesebuch empfohlen, was auch von diesem zweyten Theile gelten mag. Indeß sind hier doch so manche Stellen ausgezogen worden, die eben kein besonderes Interesse haben; sondern ganz bekannte und gewöhnliche Ideen andeuten, welche ein jeder Mensch leicht in sich selbst hervorrufen kann. In solchen aphoristischen Auszügen, — worin man doch wohl das Beste aus den besten Schriftstellern zu suchen ein Recht hat, sollte billig nichts ganz Gewöhnliches aufgenommen werden, — und welcher gute Kopf könnte auch nur einen Zeitvertreib in Aufsammlung alltäglicher Gedanken finden! Die Belesenheit des Verf. ist, wie das vordere Namenregister der Schriftsteller zeigt, zwar ziemlich ausgebreitet; aber er hat auch Schriftsteller benutzt, die nur wenig bekannt sind, und aus andern sehr bekannten oft nur das Mittelmäßige ausgehoben. — Viele Gemeinsprüche hätten doch auch wohl hier und da eine kleine Berichtigung verdient, weil sie so, wie sie da stehen, nicht durchaus richtig sind. So heißt es z. B. S. 32: »Falsche Leute sind es, welche Alles gar zu leicht ausplaudern, oder auch alle dein Thun und Lassen gar zu sehr loben.« Im ersten Falle ist oft nur eine unbezähmbare Geschwätzigkeit, oder auch ein sehr lebhafter Frohsinn — nicht gerade Falschheit — der Grund des Ausplauderns; im zweyten Fall giebt es eine Menge Leute, die aus einer gewissen Furchtsamkeit oder auch Gutmüthigkeit und — Toleranz fast Alles loben, ohne ein falsches Herz zu haben. Gleichfalls verdiente die Stelle S. 40 aus Dalbergs Abhandlung über Anmuth und Würde berichtigt zu werden, weil sie nichts, als ein schriftstellerischer Machtspruch ist. »Selten, heißt es da, wird sich der weibliche Charakter zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit erheben, und es seltner weiter als zu affektionirten Handlungen bringen.« Diese Sentenz tritt der Moralität des weiblichen Geschlechts offenbar zu nahe, und die Weiber könnten mit eben dem Recht die Gegenfrage an uns ergehen lassen: wie viel Männer sich wohl zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit zu erheben, und solche in ihren Handlungen zu beweisen pflegten? — Nicht weniger ungerecht ist der Ausspruch des Herrn Mandeville S. 43, weil ihn kein vernünftiger Mensch für allgemein wahr annehmen kann, also nur von einzelnen Frauen gilt; er lautet so: »Das Erste, was Frauenspersonen thun, wenn sie sich begegnen, ist, daß sie an sich etwas Lächerliches aufsuchen, und das Andere, sich Schmeicheleyen

zu sagen.« — Und doch ist dieß noch nichts gegen das belsichte Raisonnement eines gewissen Herrn Naumann, welcher sich über das schöne Geschlecht folgender Gestalt auszudrücken geruhet: »Die Weibspersonen machen sich, nach ihrer Phantasie, eine eigene Moral, nach der sie ihre Handlungen einrichten. Die Eigenliebe ist die Gesetzgeberinn und die Mode die Richterinn derselben. Unter allen Geschöpfen ist keines hoffärtiger und lüsterner, als ein Frauenzimmer. Der Mangel der Selbsterkenntniß ist hievon Ursach. — Ihre größten Verdienste haben sie dem Schneider und Galanteriekrämer zu verdanken. Diejenige, die am besten geputzt ist, wird unter ihnen für die Klügste gehalten. In ihren eigenen Angelegenheiten sind sie überaus empfindlich; hingegen ziehen sie alle Leute durch die Hechel; und weil sie ein vortreffliches Talent zu spotten haben: so sind sie niemals witziger, als in der Satyre. Je ärmer sie an innerer Wissenschaft sind: desto neugieriger sind sie; ihr Fürwitz ist unersättlich.« Soll dieß Ernst seyn, so ist er lächerlich, — soll es ein komisches Gemälde aufstellen, so ists zu ernst. Auf die Art kommen wir in der ächten Menschenkunde des Geschlechts nie weiter, wenn man diese große Wissenschaft solchen Witzeleyen überlassen wollte. Daß ein katholischer Geistlicher so Etwas in sein Büchlein aufnimmt, ist ihm wohl nicht ganz zu verargen, da ihm das andere Geschlecht nur von seiner — unliebenswürdigen Seite bekannt seyn darf.

Stumme Liebe. Ein häusliches Gemälde von Ernst Müller. Mit drey Kupfern. Leipzig, im Industrie-Komtoir. 1804. 132 S. 12. 1 Rt.

Freylich nur eine — Kleinigkeit, — die aber doch auch als solche des Lesens nicht unwerth ist, und wenigstens Gnade vor den Augen der Kleinigkeitsleser finden wird. Der Verf. (in der Vorrede nennt er sich den Verfasser einer andern Kleinigkeit, nämlich — des Unterröckchens, wie es seyn sollte,) erzählt nicht ohne Laune, und geht so ziemlich den gefälligen Weg einer unverdorbenen Natürlichkeit, welche bisher aus unsern gewöhnlichen Romanen und Idealisirungen höchst gemeiner Begebenheiten wie verbannt zu seyn schien. Nur hier und da ist der Vortrag ein wenig geziert, — und manche Blume der Diktion kommt füglich wegbleiben.

Auch

Auch ist es nicht ganz natürlich, daß der Held des Stücks seinen Heyrathsantrag zuerst beym Vater anbringt, während die Mutter und das angebetete Mädchen im Hintergrunde gelassen werden. Sehr richtig sagt daher jene: »Ein schö»ner Freyer! die Mutter braucht er nicht, am Ende auch »wohl nicht einmal die Braut zu fragen.« Und diese liebenswürdige Braut antwortet auf die Frage des Vaters: »ob sie des braven Mannes Weib seyn wolle?« ziemlich ungeschickt und lächerlich, wie die einfältigste Dirne von der Welt, — »wenn sie es befehlen, lieber Vater.« Die illuminirten Kupfer sind wirklich ganz erbärmlich, und machen der Industrie, welche sie hervorgehen ließ, wahre Schande.

Allgemeine Reflexionen über das weibliche Geschlecht, nebst etlichen Bemerkungen über Liebe und Freundschaft. Riga, bey Hartmann. (1804.) 110 S. 12. 8 gr.

Diese sogenannten Reflexionen, die aus andern Schriftstellern, vornehmlich aus Rousseau und La Bruyere zusammengestoppelt, — auch meistentheils hölzern und schlecht genug übersetzt und in mehrern Stellen ganz kläglich vorgetragen sind, werden gewiß nicht viele Leser finden. Viele dieser Aphorismen über das andere Geschlecht sind nicht einmal richtig gedacht, und verrathen daher zugleich einen Sammler, der blindlings zugriff, und sich wenig um die Unterhaltung seiner Leser und Leserinnen bekümmern mochte. Uebrigens scheint er ein Mann aus der großen, — vielleicht auch aus der ganz kleinen Welt zu seyn, der die Frauen auf jeder Seite zu — Damen erhebt, und dadurch die Armuth seines Styls nur noch mehr dokumentirt. Ferner sind mehrere an die Damen gerichteten Maximen wirklich beleidigend für sie, und so hart, daß sie ein billiger deutscher Schriftsteller nicht den arroganten Franzosen nachplaudern sollte. Wie hart und diktatorisch hingeworfen sind z. B. folgende Stellen — »Die Damen sind wie Kinder. Man ergötzt sie mit Spiel»zeugen, beschäfftigt sie mit Kleinigkeiten, bethört sie mit »Blumen, und verleitet sie durch Versprechungen. Sie »weinen um nichts, ꝛc.« Doch könnte der Mann, der dieß sagte,

sagte, Recht haben, wenn hier nicht von Weibern im Allgemeinen; sondern von den Damen ganz insbesondere die Rede seyn soll. — Wie unverständig ist ferner der Satz, welchen Sinn man ihm auch unterlegen mag: »Das Weib, »wenn es gleich etwas aufs Beste gethan hat, hat dennoch »nur die Hälfte davon gethan, was es thun sollte.« Wenn man auch annehmen wollte, daß einzelne Männer so vom Weibe dächten: so ist das Urtheil doch an sich selbst wieder viel zu allgemein. — Doch wir vergessen, daß das Büchlein: allgemeine Reflexionen betitelt ist, und man ihm deshalb Manches zu Gute halten muß. S. 20 findet sich doch auch wohl eine historische Unrichtigkeit. »Alle große »Revolutionen,« heißt es da, »sind Werke der Damen: »durch ein Weib erwarb Rom seine Freyheit, u. s. w.« Allein jeder Schüler weiß es, daß die Lucretia nur die Veranlassung zur Verjagung der Könige gab, — so daß sie wohl nicht das Werk jener Revolution genannt werden konnte.

Zerstreute Blätter zur Belehrung und Unterhaltung für Frauenzimmer. Von Amalien. Breslau, bey Korn dem ältern. 1804. 340 S. 8. 1 Rg. 4 Kr.

Die Verfasserinn hat in ihrer Vorrede die bescheidene Bitte einfließen lassen, daß man ihre Blätter mehr nach ihrem (gutgemeinten) Zwecke, als nach ihrer Ausführung, beurtheilen möge, — und wer wollte nicht gern bereit seyn, ihr diese Bitte zu gewähren, da wirklich manche sehr lehrreiche und gutvorgetragene Stellen in dieser Schrift vorkommen. Den kleinen Fehler der Weitschweifigkeit wird man ihr auch schon darum verzeihen, da er allen Schriftstellerinnen, selbst den Bessern ihrer Klasse, eigen ist; — ein Umstand, der gemeiniglich daher rührt, weil sie es immer zu gut machen wollen, und ihrer Meinung nach immer etwas Vergessenes nachzuholen haben, — auch daher, daß sie nicht früh genug an einen abgemessenen Vortrag ihrer Gedanken gewöhnt werden. Das Ganze besteht aus 21 zum Theil sehr herzlich eingekleideten Aufsätzen. Wir wollen es mit einigen Vergleichungen begleiten, und dabey das Vorzüglichere zur Empfehlung desselben andeuten. — Wenn die Verf. zu den Müttern

tern aus den Mittelständen S. 7 sagt: »wir dürfen unsre Kinder nicht selbst pflegen; aber die Bildung derselben muß das Werk unsrer Hände seyn;« so begreift man kaum, was der erste Satz sagen soll. Die Kindermagd kann freylich die Mutter nicht immer machen; allein dieß schließt die tausenderley Arten der Pflege nicht aus, die eine treue Mutter für ihre Kinder gern übernehmen wird, und oft mit Aufopferung ihres Lebens und ihrer Gesundheit übernimmt; — wenigstens widerspricht diese Stelle einer andern S. 13 geradezu, wo in dem Gemälde einer wackern Mutter ganz bestimmt gesagt wird: »sie überläßt ihre Kinder nie ganz feilen Miethlingen, sondern nimmt sich der Pflege ihres zarten Körpers selbst an.« — Die weiterhin aufgestellten Manieren und Hülfsmittel S. 45. u. f., wie man junge Kinder mit nützlichen Zeitvertreiben beschäfftigen soll, sind recht gut; aber in tausend Fällen nicht anwendbar, weil man diese Hülfsmittel und die geschickten Aeltern hierzu nicht nach Willkühr herzaubern kann. — Auch sind die Vortheile des Krankenbettes: daß es uns vor lästigen Gesellschaften sichert, und uns einer nachdenkenden Ruhe überläßt, gewiß nicht allgemeingeltend; vielmehr gehört es (unter den Aufgeklärten) zu den Erbärmlichkeiten des Modetons, daß man die armen Kranken vom Morgen bis zum Abend mit drückenden Visiten bestürmt, und das Uebel dadurch oft nur ärger gemacht wird. Eine sehr zu beherzigende Stelle S. 72 wollen wir hier nicht übergehen. »Ueberhaupt, heißt es, werden wir auf dem Krankenbette von dem so lächerlichen Stolze gegen Geringere sehr leicht befreyet, indem wir aus der Erfahrung lernen, daß oft der Niedrigste uns mehr wesentliche Dienste leisten, und mehr Gutes thun kann, als unsre vornehmen Gesellschafter.« Wie unnatürlich ist dagegen der Abschied eines sehr verständigen Frauenzimmers von einer sehr albernen Närrinn, so lautend: »putze dich, glänze in den großen Zirkeln, erobere Herzen; aber keins kann dir so ganz eigen seyn, als das meinige.« Die Abhandlung und der Rath an eine junge Freundinn, die sich eine Büchersammlung anlegen will, enthält mehrere vortreffliche Maximen, unter andern diese, welche sich alle Frauen, die sich unsinniger Weise in Religionssachen mischen, (wozu kein Weib Beruf hat) merken sollten: »ums Himmelswillen vermeiden Sie ja alle diejenigen Schriften, welche Theologische Streitigkeiten oder verwirrte Auslegungen dunkler Schriftstellen enthalten. Sie haben

nicht

nicht Stärke genug, die Gründe der einen oder andern Parten abzuwägen, und können also leicht durch einen falschen Schein irre geführt werden. So wie ich Sie auch auf der andern Seite inständig bitte, sich vor aller geistlichen Lektüre zu hüten, die schwärmerische Einfälle vorträgt, und durch sinnlose und mystische Worte eine falsche Andacht affektirt; denn nicht genug, daß Sie oft nicht verstehen würden, was der andächtelnde Frömmler mit seinem Wortkram sagen will, so könnten auch zuweilen Ihre religiösen Gefühle eine falsche Richtung bekommen.« Noch mehr widerräth die Verfasserinn der schönen Welt das Lesen philosophischer Schriften, da vorzüglich die spekulativen ganz außerhalb seiner Sphäre lägen. Dieser wohlgemeinte Rath würde zu andern Zeiten ganz unnöthig gewesen seyn, ehe die weibliche Lesewuth und Verstandeskoquetterie so weit gestiegen war; aber in unsern Tagen, wo die subtilen Weiblein sogar an dem Kriticismus und Idealismus zu naschen anfangen, scheint jener Rath wirklich sehr heilsam und nothwendig zu seyn. Die Stelle S. 110, daß sich die Frauenzimmer bey der Wahl ihrer Erziehungsbücher nicht durch die Namen großer Pädagogen blenden lassen sollten, weil diese selten für Mütter, am wenigsten über die weibliche Erziehung schrieben, verdient doch wohl einige Einschränkung. Wem anders, als den großen Pädagogen unsers Zeitalters haben wir denn die vorzüglichern Schriften über die weibliche Erziehung zu verdanken, und wie wenig Weiber haben für die Weiber wirklich etwas Auszeichnendes und praktisch Nützliches geschrieben! — In der kleinen Abhandlung: soll ein Mädchen singen lernen? hat die Mutter sehr recht, welche diese Frage affirmirt; jedoch soll das Mädchen nicht öffentlich singen, weil dieß so leicht ihre Eitelkeit rege, — wieder sehr wahr; aber inkonsequent scheint es zu seyn, daß dennoch die Mamsell Tochter öffentlich am Fortepiano spielen soll. Ob wohl ferner ein Mädchen, welches singen gelernt hat, auch im gemeinen Leben eine melodische Stimme, einen richtigen Accent und eine reine fehlerfreye Aussprache annimmt? wie S. 135 behauptet wird. Rec. hat viele Sängerinnen gekannt, die von allen diesen Sprachvortheilen keinen einzigen besaßen. — Lesenswerth und zum Theil naiv ist die Darstellung, wie die Mütter den Töchtern die Kunst, ihren Untergebenen zu befehlen, beybringen sollen. Wenn alle Frauen die hier zur praktischen Philosophie der Ehe vorgetragenen Maximen

gehö-

mehrig beherzigen wollten: so würden sie den Himmel auf die Erde herabziehen, und der häusliche Friede würde überall triumphieren. Auch die Abhandlung über den Rangstreit zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte hat manche nützliche Seiten; ob wir gleich dieß Elogium zu Gunsten der Frauen lieber aus der Feder eines Schriftstellers, als einer Schriftstellerinn, gelesen hätten. Alles Selbstlob führet etwas Verdächtiges bey sich, und wirkt auch seltner auf den Gegner. Auch hat sich hier und da die Verfasserinn bey Ausstreuung des Weihrauchs etwas zu sehr übereilt. Werden wohl die Frauen mit ihrem Loos zufriedener seyn, wenn sie mit dem Worte: weibliche Schwäche, von nun an den Begriff von Zartheit verbinden sollen (S. 226), und ist es denn etwas so sehr Ruhmwürdiges, daß es keinen Weg giebt, wodurch sich die Männer auszeichnen, der nicht auch von den Weibern betreten worden wäre? (S. 229). Die Natur hat das andre Geschlecht zu keinen glänzenden Großthaten bestimmt, und mithin kann es nicht ehrwürdig erscheinen, wenn es sich auf der Bahn des Mannes auszeichnen will. Daß das Weib der größten Tugenden fähig sey, wird kein Mensch läugnen; — aber zu wie viel Mißbräuchen und Verirrungen des weiblichen Herzens müßte das Veranlassung geben, wenn man ihre Fehler oft schöne Sünden nennen wollte, wie S. 234. Man sollte mit der reinen Moral des Weibes auch nicht einmal in einzelnen Worten spielen!

Wr.

Annalen der preußischen Staatswirthschaft und Statistik. Ersten Bandes 1stes Heft. 114 S. 2tes Heft. 120 S. Halle, bey Ruff. 1804. 8. Das Heft 12 gr.

Nach der Ankündigung, die von diesen Annalen erschienen ist, hat sich eine Gesellschaft in Theorie und Praxis erfahrner Staatskundigen, worunter sich mehrere befinden, die von allen den preußischen Staat betreffenden Gegenständen Erkundigung einziehen können, vereinigt, eine Zeitschrift in unbestimmt heraus kommenden Heften unter dem obigen Titel herauszugeben. Sie soll vorzüglich allgemeine Abhandlungen, die Staatswirthschaft und Statistik des preuß-

sischen Staats betreffend, eine specielle preußische Staatschronik, und eine beurtheilende Anzeige der, über preußische Staatswirthschaft und Statistik erscheinenden Schriften enthalten.

Der Plan dieser Zeitschrift, welche die seit etwa einem Jahr aufgehörten »Jahrbücher der preußischen Monarchie« zu ersetzen scheint, ist sehr gut. Der preußische Staat liefert auch gewiß in den vielen Zweigen der innern Administration einen hinreichenden Stoff zur Herausgabe einer solchen Zeitschrift. Allein das Schwierige bey der Sache ist, daß die Herausgeber solcher auf Einen Staat berechneten Zeitschriften selten die einzelnen Thatsachen und Vorfälle zu rechter Zeit und mit völliger Wahrheit in Erfahrung bringen.

Kann sich diese neue Zeitschrift daher nicht der Unterstützung der vorzüglichsten Geschäfftsmänner in der Hauptstadt und den einzelnen Provinzen Preussens fortdauernd erfreuen: so wird sie aus Mangel zweckmäßiger Beyträge und Nachrichten bald wieder eingehen müssen. Es hat Rec. in dieser Rücksicht etwas Wunder genommen, schon in den beyden ersten Heften Aufsätze, wie »Schummels Briefe an Krug; über die bey Unger erschienenen Briefe eines Spaniers über sein Vaterland und Preussen; ein preußisches Adelsdiplom;« und »Nachricht von dem Plane zu gemeinschaftlicher Aufbringung der Inquisitionskosten der Dominien in Südpreußen,« anzutreffen, die Etwas von den sogenannten Lückenbüssern an sich tragen. Der preußische Staat hat gewiß im vorigen Jahr der denkwürdigen Thatsachen genug in seiner innern Staatsverwaltung aufgestellt, die in diesen sogenannten »Annalen,« statt solcher Geringfügigkeiten, aufgezeichnet zu werden verdient hätten.

Ein sehr interessanter Aufsatz in staatswirthschaftlicher Hinsicht ist die Abhandlung von Krug: über das Nationaleinkommen des preußischen Staats. Der Verf. welcher in seinem kürzlich erschienenen »Abriß der neuesten Statistik des preußischen Staats,« eine Uebersicht des preußischen Nationaleinkommens mitgetheilt hatte, legt in dieser Abhandlung die Verfahrungsart, die er bey der Zusammenstellung dieser Uebersicht beobachtet hat, dar, und erläutert das Gesagte durch ein detaillirtes Beyspiel eines Kreises im Herzogthum

Mag-

Magdeburg. Rec. kann zwar mit den eigentlichen Grundsätzen des Verf., der ein eifriger Anhänger des physiokratischen Systems zu seyn scheint, nicht übereinstimmen; empfiehlt indeß die Lektüre dieses interessanten Aufsatzes allen Liebhabern der politischen Arithmetik, und wünscht, daß der Hr. Verf. seine desfalsigen Bemühungen auf das eifrigste fortsetzen möge, wodurch es der Young seines Vaterlandes werden wird.

In statistischer Hinsicht ist die im zweyten Heft aufgenommene Beschreibung des Fürstenthums Ostfriesland, von Wichtigkeit.

Uebrigens wünscht Rec. der Herausgabe dieser Annalen das beste Gedeihen, und hofft, daß sie in den folgenden Heften reichhaltiger an Thatsachen und Vorfällen, die sich auf die preußische Staatswirthschaft beziehen, seyn werden.

Md.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

1. Gemeinnütziges Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der im gemeinen Leben vorkommenden fremden Ausdrücke. Ein tägliches Hülfsbuch für Beamte, Kaufleute, Buchhändler, Künstler, Handwerker und Geschäftsmänner aus allen Klassen. Nach dem Plane des beliebten Rothischen Lexikons bearbeitet. Von D. Eucharius Ferdinand Christian Oertel, Lehrer am Königl. Gymnasium in Ansbach. Ansbach, im Selbstverlage u. in Kommission der Haueisenschen Buchhandlung. Erster Band XI S. Vorrede u. Subscribentenverzeichniß und 466 Seit. Zweyter Band in fortlaufender Seitenzahl 803 S. gr. 8. 4 Mk.

2. Wörterbuch zur Erklärung fremder, aus andern Sprachen in die deutsche aufgenommenen Wörter und Redensarten, welche in Schriften und Büchern sowohl, als im täglichen Leben häufig gebraucht werden, mit beygefügten Beyspielen und mit Anzeige ihrer richtigen Aussprache; in alphabetischer Ordnung herausgegeben von Joh. Kunrad Schweizer, Pfarrer zum Kreuz. Zürich, bey Näf und bey dem Verfasser. 1805. IV und 564 S. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Nr. 1. Das auf dem Titel erwähnte Wörterbuch des Hrn. Dipl. Roth, welches zu Nürnberg 1788, und in einer verbesserten Auflage 1792 in zwey Theilen erschien, und im 117ten Bde. unserer Bibliothek angezeigt worden ist, ist die eigentliche Grundlage des vorliegenden Wörterbuchs; in welchem aber Hr. S., wie er in der Vorrede selbst sagt, mehr, als Roth, die grammatische Worterklärung berücksichtigte, die Abstammung, Aussprache, Rechtschreibung und Bedeutungsfolge aus den alten Sprachen näher erklärte, über zwölfhundert nöthige Artikel nachtrug, und sehr oft seine Gewährsmänner kürzlich anführte.

Er benutzte 35 Wörterbücher, welche hinter der Vorrede, jedoch ohne Angabe des Orts und des Jahres, wo und wann sie erschienen sind, aufgeführt werden; am meisten die Wörterbücher von Adelung und Campe, der dem Verf. wesentlich vorgearbeitet hat, und welchem dieser oft wörtlich folgt. Dieses Verzeichniß ließe sich indessen noch sehr vermehren, wenn auch nur die vorzüglichern Hülfsmittel genannt werden sollten, die der Verf. eines solchen Werks benutzen muß, und welche, wie man aus einer genauern Vergleichung sieht, wo nicht Hr. S. selbst, doch seine Vorgänger zum Theil wirklich zu Rathe gezogen haben, und die bey einer neuen Auflage zum Theil noch mit Nutzen gebraucht werden können, z. B. Frisch's deutsch. latein. Wörterb., Berlin 1741; Krackherr's bequemes — Handlexikon rc., Nürnb. 1766; das grammatische Wörterb. von Moritz, Stutz und Vollbeding, Berlin 1793 — 1801 in 4 Th.; Schmid's und Mellin's bekannte Wörterbücher der krit. Philosophie; Hanke's

le's neues Real-Schullexikon, von welchem bereits 3 Bände erschienen sind, und das seiner Mängel ungeachtet immer vollständiger und besser ist, als das vom Hrn. Verf. gebrauchte Hederich'sche; das von Junke ebenfalls herausgegebene, von Lippold bearbeitete, neue Natur- und Kunstlexikon, dessen vierter Band nächstens herauskommen soll; Sulzer's Theorie der schönen Künste, nebst den Nachträgen dazu; das von Hrn. Grohmann in Leipzig besorgte, aber immer noch nicht vollendete, kurzgefaßte Handwörterbuch der schönen Künste; Jakobson's technologisches Wörterbuch; Eberhard's Versuch r. — deutschen Synonymik, u. a. m.

Das Buch selbst ist mit schönen Lettern, in gespaltenen Kolumnen, auf gutes Papier gedruckt, und die Einrichtung sehr ökonomisch. Wie in Schneider's kritischem Wörterb. der griechischen Sprache, sind, im ersten Bande jedoch nicht oft, unter jedem Hauptworte, die von diesem abgeleiteten Wörter gleich hinter einander aufgeführt, und die ersten Sylben, zur Ersparung des Raums, nur mit einem kleinen Striche angegeben; die Hauptwörter sind mit lateinischen, die abgeleiteten aber mit deutschen, ausgezeichnetern Buchstaben gedruckt; die einzelnen Hauptbedeutungen mit Zahlen, und die diesen untergeordneten, mit lateinischen Buchstaben bezeichnet. Dabey hat sich Hr. O. mehrerer Abkürzungen bedient, welche vor dem Subscribentenverzeichnisse erklärt worden sind.

Der Fleiß des Hrn. Verfassers ist nicht zu verkennen; Rec. hat mehrere Abschnitte in politischen und gelehrten Zeitungen, in Akten, Mandaten, Handlungsbüchern und mehreren Schriften, welche vom größern Theile des Publikums fleißig gelesen werden, so wie die Umgangssprache, mit dem Wörterbuche in der Hand, genau verglichen, und fast immer die nöthige Auskunft gefunden; so vollständig ist dieses Wörterbuch; auch die Erklärung ist, der Kürze ungeachtet, meist befriedigend und richtig.

Indessen hat es noch manche Mängel, die sich nur nach und nach bey fortgesetztem Gebrauche und durch Mitwirkung mehrerer Sprachkenner verbessern lassen; es ist daher zu wünschen, daß man auf dieser Grundlage fortbaue, und nicht etwa, wenn man ein paar hundert Zusätze oder Berichtigun-

gen gesammelt haben sollte, ein neues Wörterbuch der Art schreibe.

Rec. will zum Beweis seiner Aufmerksamkeit, mit welcher er dieses Wörterbuch geprüft hat, und um Etwas zur Erfüllung des in der Vorrede des Hrn. Verfassers geäußerten Wunsches beyzutragen, seine Bemerkungen hier mittheilen, zu welchen er veranlaßt worden ist.

Zuerst noch ein Wort von dem Plane beyder Wörterbücher. Hr. O. will in seinem Wörterbuche, wie der Titel sagt, die im gemeinen Leben vorkommenden, fremden Ausdrücke erklären und verdeutschen. Fremde Ausdrücke im engern Sinne sind solche, die nicht ursprünglich deutsch; sondern aus andern Sprachen entlehnt sind, und nur diese hat Hr. Schweizer in sein Wörterbuch aufgenommen, wie schon der Titel lehrt; im weitern Sinne aber solche, die nicht nur aus andern Sprachen erborgt; sondern auch ächt deutsch, aber nicht Jedem deutlich und verständlich sind, mithin eben so gut, als jene, einer Erklärung bedürfen, und in diesem Sinne hat Hr. O. obigen Ausdruck verstanden. Doch findet man bey Hrn. S. auch einige Wörter, welche rein deutsch sind, z. B. Furt, Flur, Frevel. Beyde Wörterbücher erläutern nicht nur die, unserer Sprache aufgedrungenen Wörter, die sich fast alle durch rein deutsche ersetzen lassen; sondern auch die Namen der Götter und Helden in der heidnischen Fabellehre, die Namen der christlichen Sonn- und Festtage, der heidnischen Feste, die in der Geschichte und in den Systemen einzelner Wissenschaften und Künste vorkommenden fremden Namen und Ausdrücke, die Namen vieler Naturprodukte, besonders solcher, welche Handelsartikel sind, die in der Umgangssprache häufig gebrauchten lateinischen und französischen Sprichwörter, sogar die Titel mancher berühmten Bücher u. s. w. Beyde setzen die richtige Aussprache fremder Wörter bey (nur selten ist sie übergangen worden, z. B. in dem Worte: Clavecin oder Cadence, bey Hrn. S.; in dem letztern auch bey Hrn. O.); das O.'sche bemerkt auch, was Hr. S. nicht gethan hat, überall, aus welcher Sprache ein fremdes Wort entlehnt sey, was es in jener eigentlich und zunächst bedeute, und führt das fremde Wort selbst auf; nur bey solchen, die aus morgenländischen Sprachen abstammen, ist es, wie billig, nicht geschehen; denn derjenige, der ein solches Wörterbuch braucht, kann sie doch nicht lesen;

endlich erzählt es auch öfters die Geschichte des Ursprungs mancher Ausdrücke, die man hier gern liest, wenn sie sich gleich nicht immer als ausgemacht erweisen läßt, z. B. von den Wörtern: Fidibus, Pumpernickel, Schulfuchs, u. s. w.

Was nun die Ausführung des Plans des Oertelschen Wörterbuchs selbst anlangt, so kann man, wie gesagt, im Ganzen mit derselben sehr zufrieden seyn; doch bleibt noch Manches zu wünschen übrig. Rec. will zuerst von der Wahl der Wörter und ihrer Bedeutungen, welche Hr. O. aufgenommen hat, dann von ihrer Erklärung, und zuletzt von der Ordnung reden, in welcher sie aufgeführt werden.

Die Auswahl der Wörter und Bedeutungen, die in ein solches Wörterbuch gehören, ist nicht leicht; denn wie mannichfaltig sind die Bedürfnisse der auf dem Titel genannten Leser, und wer kann voraussehen, worüber sie hier Auskunft suchen werden? Sollte aber für Alle möglichst gesorgt werden, so müßte das Wörterbuch weit vollständiger seyn, als es ist; dann würde es aber mehr als zwey mäßige Bände füllen, und von den Mehresten, die gerade ein solches Wörterbuch am nöthigsten brauchen, nicht angeschafft werden können. Doch eine solche Vollständigkeit ist gar nicht nothwendig; hier kann nur von solchen Wörtern die Rede seyn, welche am häufigsten im gemeinen Leben vorkommen, und entweder ganz oder zum Theil unverständlich sind; und da scheint es, als ob Hr. O. manche Wörter und Bedeutungen aufgenommen hätte, die sehr selten oder gar nicht im gemeinen Leben vorkommen, oder die keiner Erklärung bedürfen; dagegen vermißt man mehrere, die nicht nur mit gleichem, sondern mit weit größerm Rechte eine Aufnahme verdienten. Wie oft mögen wohl z. B. die Ausdrücke: Damno, Hassagei, Hemerobaptisten, Pacholken, Pakne, Palmarium, Paludamentum, Panaricium, Pancras, Paeon, Pedilavium, Phlebotomie, Pinguin, Pitaff, Platonisches Jahr, Plica Polonica, Praeficae, Primicerius, Proxenet, Pyxis u. s. w., vorkommen? Aus der sogenannten Naturgeschichte findet man aufgeführt: Aigrette, Angelika, Abrotonum, Allium, Aster, Ascarides, und sogar den Namen des Faulthiers Aï. Aber da hätte der Verf. mit eben dem Rechte die Artikel: Albatros, Aesche, Aguti, Ackeley (Aquileja), Anacardienbaum, Erve (Orobus), Gleisse, Hahnenfoss, Hahnenkamm, Hahnenkopf, Haft, Jaguar; ferner die

 Beden-

Bedeutungen von Aurora, Admiral, Apollo (Schmetterlinge aus dem Geschlechte der Tagevögel), Eremit (Weidenkäfer und ein Krebs in einer Schaale, bey Linne) u. s. w., erwähnen müssen. Aber was müßte das für ein Wörterbuch seyn, das alle Namen der merkwürdigern Naturprodukte enthielte! welchen Raum würden nur die im gemeinen Leben häufig vorkommenden Namen der Pflanzen einnehmen, die oft der gemeinste Gartenarbeiter kennt? Und doch gehören diese eigentlich hieher, da sie meist entweder griechisch und lateinisch sind, und im gemeinen Leben oft sehr verstümmelt ausgesprochen und falsch geschrieben werden, oder selbst im Deutschen so sonderbar zusammengesetzt sind, daß man nimmermehr errathen kann, welche Gewächse sie bezeichnen sollen. Die Wörter: übersüngeln, Unbild, Ungeld, Unfehde, Urkunde, Weidgang, Weidwerk, Weichbild u. dgl., mögen vielen Lesern undeutlich seyn; aber sollten wohl viele der letztern die Wörter: Zwieback, Ueberbein, Zwillich, Zwergbäume, Zwergfell, Zakrappe, Falke, Gemächte, Gekröße u. s. w., nicht verstehn? Doch ist es besser, der Verfasser eines solchen Wörterbuchs erkläre zu viel als zu wenig; nur muß der Raum möglichst geschont und für Wörter und Bedeutungen verspart werden, welche eben so häufig vorkommen und weit unverständlicher sind, z. B. Academicus, eine Person, die unter der Gerichtsbarkeit der Akademie steht, nicht mehr actu studens (Student) ist, oft auch wohl eigentlich nie studirt hat; Anjovis (Anschovis), Adonis, der Geliebte eines Mädchens, den dieses sonst auch ihren Charmanten (Schatz, Liebhaber) nennt, diese Bedeutung fehlt auch in dem Worte charmant; accommodiren, vorzüglich vom Friseur oder Peruquier gebraucht, Adhaesion in der Physik. Allermannsharnisch (Allium victorialis und Gladiolus communis), das auf dem Lande gepriesene Hexenkraut, Bärmutter (Gebärmutter), daemisch (es ist mir dämisch vor dem Kopfe), der deutsche Name: Caecilien und Liliensteine in dem Artikel Encriniten; Entrochiten, Rädersteinchen, Encephalognomik, Hirnkunde (s. Galliismus), Espagnol, ein bekannter Schnupftaback, Fuchs (s. Schulfuchs), Graveswein, Gresswein, ein Ausdruck, den sogar ein großer Weinhändler dem Rec. nicht erklären konnte, der von gressus (Schritt) herkömmt, und bey Würzburg wächst; Fado, Factionaer, Gang (als bergmännischer Ausdruck), Gimpel (der Name eines Vogels aus dem Geschlechte

te der Kernbeißer, als Name eines einfältigen Menschen), Glucine (eine von Vauquelin neu entdeckte Erde, von γλυκύς, süß), Gneis (eine Gebirgsart), Grauwacke (eine Art von Breccie, s. dieses Wort), Heliotrop (eine Art Edelsteine), Hirschauer Streich (s. Abderiten), Honigstein (eine Gattung von Erdharzen), Hornblende (ein Fossil aus dem Thongeschlechte), Hyalith (ein Mineral aus dem Kieselgeschlechte, in Corpore (erscheinen), Kurrendaner (Kurrende ist erklärt), Linie (bey den Schiffern, daher die Redensart: die Linie passiren; unter dem Artikel Aequator ist Etwas davon gesagt worden, aber dort sucht es der Laie nicht); Marocco (eine Art Schnupftaback), Maezen (Maecenas), Mechanismus (eine Art des Fatalismus, welche la Mettrie in Schutz nahm), Mnemonik, Morellen, das Sprichwort: Naturalia non sunt turpia; Paxeret (ein süßer Wein, der fast wie Malagga, nur etwas säuerlicher schmeckt), Polylogie, die Redensart: Pyx kai Lax; Parisienne (ein weibliches Kleidungsstück); Portorico, Psychrologie, Riole (Fach, Bücherbrett); Regens alumnorum (der über die alumnen — s. dieses Wort — die Aufsicht hat); Samarie (die vorn geschlossene, lange Amtskleidung der Geistlichen, von Summaria, eine ehemalige Tracht der Vornehmen), Schildbürger, Schild'scher oder Schoeppenstädter Streich (s. Abderiten), ins schwarze Register kommen, Similiren, Subconrector, Sterz (s. v. a. penis), Summa Summarum (kurz, mit einem Worte), subito (in dem musikalischen Notenzeichen volti s.), das Wort Vewam, die Sprichwörter: chacun a son gout; hic haeret aqua (hier stehn die Ochsen am Berge); Point d'argent, point de Suisse; Cacatum non est Pictum; absit blasphemia; noscitur e socio, qui non cognoscitur ex se; Scire tuum nihil est, nisi te scire sciat et alter; Ad sidera per aspera (unter dem Sprichw. Per angusta etc.); die deutsche Redensart: Wenn der Himmel einfällt, sind wir alle tod (unter dem Sprichw. Quid, si coelum ruat). Im gemeinen Leben kommen auch noch die Wörter skaliren, schlabbern, baxen, laxen, Faxen, wixen, herumquerlen, riffeln (ausprügeln) vor. Die Redensart: in den polnischen Bock spannen; aus dem ff, und die fremdartigen, unter uns so sehr gewöhnlichen, aber den meisten Menschen unerklärbaren Taufnamen (Napoleon ausgenommen), sind nicht erklärt. Einige andere Beyspiele werden weiter unten in der Anzeige von Nr. 2. vorkommen.

wo Rec. zwischen dem Oertelschen und Schweizerschen Wörterbuche eine Vergleichung anstellen will.

Nun auch einige Beyspiele von Erklärungen, welche dem Rec. nicht ganz richtig, oder nicht deutlich und bestimmt zu seyn scheinen, und wo eine kleine Abänderung, ein kleiner Zusatz dem Uebel leicht abhelfen könnte; denn eine so vollständige und faßliche Erläuterung, die ohne allen mündlichen Unterricht ausreichte, läßt sich von manchen Ausdrücken gar nicht geben, wenn man nicht durch zu große Ausführlichkeit die Gränzen eines solchen Wörterbuchs überschreiten will, weil öfters Vorkenntnisse vorausgesetzt werden, die man beym Laien gar nicht erwarten darf; und die neu gebildeten Wörter, welche den fremdartigen Ausdruck bezeichnen sollen, sind oft so dunkel, als diese; ja, Rec. würde manche selbst nicht verstanden haben, wenn der letztere nicht beygesetzt worden wäre. In einem Sprachwörterbuche kann das Alles nur ganz kurz erläutert werden; wer mehr Auskunft wünscht, der muß die vollständigern philosophischen, physikalischen, naturhistorischen, chemischen, technologischen Wörterbücher nachschlagen.

Atufe, sagt der Verf., hebr. Handpauke; Rec. kennt dieses hebr. Wort nicht; wohl aber das spanische Adufe, das arab. Doffon und das hebr. tof. Amalgama ist nicht bloß eine Mischung des Quecksilbers mit Gold oder Silber; sondern überhaupt mit jedem Metall. Das Verbum Amalgamiren ist richtig erklärt. — Amarant wird durch Tausendschön, Samtblume erklärt. So nennen die Gärtner gar viele Blumen. A. ist aber eigentlich, was sonst Fuchsschwanz heißt. — Amt der Schlüssel wird mit Hrn. Doktor Stolz und andern Interpreten erklärt durch: apostolische Vollmacht, Juden und Heiden in die christliche Religion aufzunehmen und davon auszuschließen. Aber diese Erklärung erschöpft den Begriff nicht. Denn was soll denn seyn: die Sünden (Sündenstrafen, Krankheiten) erlassen und behalten? (Vergl. Joh. 20, 23. mit Apostelgesch. 5, 5 ff.) — Ohne einen nähern Wink aus der Geschichte der ältesten christlichen Kirche, und ohne weitern Zusatz, wird der Laie nicht errathen, was Diaconus ist, und warum ein Stadtprediger (hier sollte wohl dabey stehen: »der erste oder oberste Prediger nach dem Superintendenten oder Pastor in einer Stadt«) Archidiakonus genannt werde. — Anthropoliten, sagt Herr O., »sind

ganz äußerst selten.« Aber hat man denn irgendwo einen schon gefunden, der über alle Zweifel erhaben wäre. Versteinerte Wölfe, übersinterte Menschenknochen sah man bisher für Anthropolithen an, Elephantenknochen für Riesenknochen. Amarellen oder Morellen (das letztere Wort fehlt) oder Ammern nennt man alle edeln Frühkirschen von saftiger Süßigkeit. (Voß Louise, in den Anmerkungen.) Wenigstens gehören sie nicht zu den Sauerkirschen; sondern machen ein eigenes Geschlecht aus, und die Frucht schmeckt mehr süß als jener. — Deponiren, welches hier aus einer rohen, längst vergessenen, Studentensitte erklärt wird, ist ein noch jetzt üblicher Ausdruck. Er bedeutet: Jemanden in das Verzeichniß der Studenten aufnehmen, ohne ihn auf die akademischen Gesetze förmlich zu verpflichten. Auch Kinder in der Wiege können deponirt werden. Gehn sie erwachsen aus der Schule auf die Universität: so erhalten sie noch die gedruckten akademischen Statuten, und müssen eydlich geloben, daß sie sich diesen unterwerfen wollen. Wer schon deponirt ist, zahlt dann nur die Hälfte der sogenannten Inskriptionsgelder. Denn eigentlich braucht man die Ausdrücke inskribiren und Inskription von wirklich aufgenommenen akademischen Bürgern, und nur abusive statt der Worte deponiren und Depositions-Schein. — In dem Art. Elenthier, hätte wohl auch die andere Ableitung von Elent, Stärke, angeführt, und ausdrücklich bemerkt werden können, daß man nicht Elendthier schreiben dürfe. Der Herr Verf. leitet dieses Wort vom slavon. lelen, Hirsch, ab. — Die Erdäpfel (den Namen Erdbirnen, und den, aus jenem und aus dem Worte Kartoffeln verstümmelten Namen Erdtoffeln, der an manchen Orten sehr gewöhnlich ist, hat der Hr. Verf. nicht erwähnt,) nennt Hr. O. die runden — — — Wurzeln des solanum tuberosum; und sagt, sie seyen von den Kartoffeln verschieden. Aber diese Erklärung ist falsch. Das, was man Kartoffeln nennt, ist solanum tuberosum, und was man Erdäpfel nennt, ist Helianthus tuberosus. Wie nöthig es sey, daß man den richtigen Namen dieser Frucht gebrauche, und für den häufigen Fall, daß die Benennungen beyder Gattungen verwechselt würden, diese Frucht beschreibe oder sich vorzeigen lasse, wenn man sie will zubereitet haben, davon hat Rec. auf seinen Reisen, durch Gegenden, wo große Armuth herrschte, sich einigemale überzeugt. Er forderte nämlich zur Mahlzeit Erdäpfel, nach dem, an seinem Wohnorte, wo

man

man die Knollen des helianthus tuberosus zu dem Tische zu geben pflegt, üblichen Sprachgebrauche, und erhielt entweder die Antwort, daß keine da seyen, oder bekam die Knollen des helianthus tub. auf den Tisch. — Von der Erdmandel sagt Hr. O., sie könne die Stelle des indischen Kaffee's vertreten. Allerdings ist sie als das beste Surrogat desselben neuerlich empfohlen worden, namentlich vom Herrn Pfar. Christ, in einer eigenen Schrift (Leipzig 1800.) Allein mehrere Versuche haben dieser Empfehlung nicht entsprochen. — Alumnus wird durch Chorschüler erklärt, der von den Wohlthaten der Schule lebt und im Chore singt. Rec. hat aber diese Benennung immer bloß von solchen Schülern gebrauchen hören, die auf eine Schule beysammen wohnen und dort verpflegt werden (aluntur). Entgeg. den Extraneern, Schüler, welche nicht auf der Schule wohnen und verpflegt werden, und doch auch an den Wohlthaten derselben Theil nehmen. (Diese Bedeutung vermißt man unter dem Worte Extraneus.) Es ist nicht nothwendig, daß die alumni einer Schule im Chore singen oder Chorschüler sind. (Der letztere Ausdruck fehlt, aber das Wort Chorist ist erklärt.) Und die Choristen werden noch nicht alumni genannt, wenn sie auch die Wohlthaten einer Schule genießen. Wenigstens hat Rec. diesen Sprachgebrauch immer bemerkt. — Chor (in der Kirche) wird erklärt durch »abgesonderter Platz, wo die Geistlichen sitzen.« Ob nun gleich die Geistlichen, in vielen Kirchen, im Chore oder am Ende des Chors sitzen: so ist dieß doch nicht überall der Fall, und der Begriff also nicht erschöpfend. Besser wäre es wohl »der — — Platz, wo der Altar (in der Regel auch das Pult und der Taufstein) ist. Daher der Ausdruck »eine Leiche im Chore beysetzen.« Vielen Menschen ist diese Bedeutung unbekannt; sie nennen nur den Platz so, wo die Schüler mit dem Cantor stehn, oder bisweilen gar abusive, die eigentlichen Emporkirchen, vermuthlich statt des abgekürzten Wortes Por. — (S. das Wort Por.) Die Erklärung von Edukt möchte dem Leser, der mit der Evolutionstheorie unbekannt ist, schwerlich etwas helfen. Indessen dürfte Hr. O. nur auf den Art. Evolution verweisen und dort den Ausdruck Edukt beysetzen. — Die Ableitung des Wortes Fidibus aus Eberts moralisch-satyrischem Wochenblatte ist freylich natürlicher, als die von vide bos. Aber Rec. hat eine minder gezwungene der letztern Worte irgendwo gehört oder gelesen. Die Studenten sagten näm-

nämlich, wenn sie Toback rauchen wollten oder die Pfeife ausgegangen war, zu dem sogenannten Fuchs (einem angehenden Studenten), der sie bedienen mußte, oder zu dem Aufwärter (Marqueur) in einem öffentlichen Wirthshause, vide bene, (Du! Ochse! bring ein angezündetes Papier her!) Vielleicht glaubte irgend ein unwissender Student oder der Aufwärter, ein solches Papier heiße videbene, welches hernach fehlerhaft ausgesprochen wurde. Rec. könnte ein ähnliches Beyspiel anführen, wo auf eben diese Art eine Benennung entstand, die zwar nicht allgemein, aber doch an dem ehemaligen Wohnorte des Rec. 20 Jahre nach ihrer Entstehung noch üblich war. — Die bloße Uebersetzung des französischen Foudre durch Donner, möchte wohl den deutschen Leser nicht gleich errathen lassen; daß dieß ein Fluch seyn solle, wie bey uns unter den niedern Volksklassen der Ausdruck: »der Donner und das Wetter« oder »mich soll der Donner erschlagen« rc. — Die Erklärung vom Gallismus hätte vielleicht etwas anders abgefaßt werden sollen; denn die so hingeworfene Aeußerung: »Doktor Gall lehre aus der Beschaffenheit der menschlichen Schädel den Charakter und die Talente des Menschen kennen,« könnte in dem Laien, der mit jener Theorie noch nicht genau bekannt ist, Zweifel erregen, die man lieber möglichst zu vernichten suchen sollte. Haben doch würdige Gelehrte die Besorgniß laut geäußert, daß diese Theorie zum groben Materialismus leite! Rec. weiß aber noch nichts davon, daß Galls Hypothese schon erwiesen wäre. — Die Gecko-Eidechse soll nicht gerade durch den Urin die Speisen vergiften; sondern überhaupt durch die scharfe Feuchtigkeit, welche aus den Wärzchen ihres Leibes dringt, durch den Schaum, der aus ihrem Munde läuft rc. — Hodie mihi, cras tibi übersetzt der Verf. durch: Heute an mir, morgen an dir. Was denn? Nämlich: ist die Reihe; heute muß ich sterben, morgen kommt die Reihe an dich. — In dem Art. Hydrophan heißt es: »Wasserscheiner, als Beyname eines Chalzedoniers, der inwendig helles Wasser enthält und durchsichtig ist.« Allein der Sinn ist offenbar: im Wasser durchscheinend. Der H. oder das sogenannte Weltauge (diesen Ausdruck hat Hr. O. hier vergessen) kann das Wasser einsaugen und wird dadurch durchsichtig. Im Art. Weltauge hat sich der Verf. richtiger ausgedrückt. Aber wenn nun der Laie dort liest, daß ein noch nicht genugsam verhärteter und gleichsam schwammiger

(ein

(ein versteinerter) Opal — — — so genannt werde, wie soll er sich darin finden? — Kaaba ist ein arab. Wort, und bedeutet ein viereckigtes Gebäude. — Kandidat der Theologie wird durch »geistlichen Amtsbewerber« übersetzt. So allgemein auch diese Erklärung ist, so scheint sie doch nicht ganz richtig zu seyn; nicht einmal nach den Grundsätzen jener Zeiten, wo sie aufkam, geschweige denn in unsern Zeitaltern. Kandidat in irgend einer Fakultät ist der, der von dieser nach vorhergegangener Prüfung, den ersten Grad zur höchsten Stufe in derselben erhalten hat, mithin so viel als: Baccalaureus, (s. dieses Wort.) Wer die zweyte Stufe in derselben erlangt, heißt Licentiatus. Beyläufig also ist Licentiat nicht bloß »ein Rechtsgelehrter, der sich auf einer Universität das Recht erworben hat, Doctor der Rechte zu werden,« wie der Verf. es in diesem Worte erklärt; denn es giebt ja in den theologischen und medicinischen Fakultät auch Licentiaten. Die höchste Stufe endlich ist die Doctorwürde. Wer nicht Baccalaureus (Candidatus) ist, kann nicht Licentiatus, wer das nicht ist, nicht Doctor werden. Sollte nicht der Laie, wenn er obige Erklärung liest, fast auf den Gedanken fallen, Theologie sey ein geistliches Amt? Aber wenn auch dieser Ausdruck richtig verstanden wird: so paßt er doch immer noch nicht; denn ein geistliches Amt bekleidet eigentlich, im engern Sinne, nur der, der ordinirt ist und die Sacramente verwalten kann, oder wirklich verwaltet; im weitern Sinne aber der, der zur Verrichtung des öffentlichen Gottesdienstes bestimmt ist, also auch der Kirchner oder Custos. Allein sonach gehören die Doctoren und Professoren der Theologie eigentlich nicht unter die Geistlichen, so wenig als diejenigen, welche ein Schulamt bekleiden; und es ist ganz zufällig, wenn diese und jene zugleich bisweilen ordinirte Prediger sind. Am besten also wäre es, wenn diejenigen, welche künftig ein Predigt- oder Schulamt bekleiden wollen, sich Kandidaten des Predigtamts oder (und) Schulamtes; diejenigen aber, welche auf einer Akademie Lehrer der Theologie werden wollen, sich Kandidaten der Theologie nennten. Wollte man aber den Ausdruck Candidatus Theologiae im weitern Sinne erklären: so müßte man etwa sagen: derjenige heiße so, der sich um ein Amt bestrebt, zu dessen Verwaltung das Studium der gelehrten Religionskenntniß erfordert wird. Candidatus ministerii oder reverendi ministerii (dieser Ausdruck fehlt hier) ist der, der nach vorhergegangener Prüfung vom Landes-

Oberkonsistorium die Erlaubniß erhalten hat, um eine Predigerstelle anzuhalten, welche dasselbe vergiebt. Wer vom Landes-Oberkonsistorium nicht examinirt ist, kann um keine Oberkonsistorial-Pfarre, wohl aber um eine Patronats-pfarre anhalten, und obiger Titel kömmt ihm eigentlich, nach hergebrachter Gewohnheit, nicht zu. Ein Candidatus Juris oder Medicinae wird derjenige seyn, der sich um eine Stelle bewirbt, deren Verwaltung ein gründliches Studium der Rechts- oder Arzneywissenschaft voraussetzt. — Etwas zweydeutig ist die Erklärung der Wörter Davus sum, non Oedipus. Der Verf. sagt: »sprichw. (Dieses Sprichwort) bezieht sich auf den Umstand, daß Davus ein unwissender Sklave im Terenz war; Oedipus hingegen das Räthsel der Sphinx zu errathen wußte!!« — Die Erklärung von Materialismus »Grobslehre, Lehre von dem Nicht-Daseyn einfacher Wesen« möchte dem Laien wohl keinen deutlichen Begriff beybringen! — Der S. 492 angeführte Grund des Ausdrucks Messe, »weil bey Kirchenfesten, an welchen Messen gelesen werden, viele Fremde, folglich auch Krämer erscheinen,« ist sehr gezwungen, und die ganze Erklärung nicht befriedigend. — Mette soll eine evangelische Frühpredigt seyn. Aber wie soll man denn da die Frühprediger von den Mettenpredigern, deren es leider noch viele giebt, unterscheiden? Selbst der Zusatz, den der Verf. bey Nr. 2. macht, wo er die Bedeutung katholischer Frühgottesdienst anführt, reicht nicht aus; denn die Worte »vor Anbruch des Tages« passen doch nur auf die Monate December, Januar und Februar! Besser also wäre es wohl, wenn es hieße: »die erste Frühpredigt, welche um 4 oder um 5 Uhr an manchen Orten gehalten wird.« — Genauer hat sich der Hr. Verf. in dem Art. Frühmesse ausgedrückt. In dem Worte Magister sagt der Verf. »man lasse sich, seitdem dieser Titel so alltäglich geworden sey, mit eben dem Rechte, wie die Ehrenmänner aus der theologischen, juristischen und medicinischen Fakultät Doktor nennen.« Obiger Grund ist nicht triftig; denn der Doktortitel ist jetzt so etwas Gemeines und Alltägliches, und die Verwirrung, die besonders in großen Städten, wo mehrere Gelehrte, die sich Doctoren nennen, einerley Namen führen, z. B. auf den Aufschriften der Briefe entsteht, so groß, daß man schon allmählich anfängt, den ehrenvollen Magistertitel wieder hervorzusuchen. Auch ist obige Sitte nicht so allgemein, wie Hr.

D.

D. zu glauben scheint; gerade die verdientesten Männer, die über die Jahre der Eitelkeit hinaus sind, haben ihren Magistertitel nie mit dem Doktortitel vertauscht. Wenn indeß jetzt nur die neuen Magistri auf den Titeln ihrer Schriften hinzusetzten, daß sie Doctoren der Philosophie sind: so wüßte man sie doch von andern zu unterscheiden, und der Nachtheil, den Rec. oft schon aus dieser Verwechselung hat entstehen sehen, würde verhütet. Unter diesen Umständen und bey der großen Menge der Doktoren der Philosophie, ist es durchaus nöthig, daß die Doktoren in andern Fakultäten immer den Namen der Fakultät hinzusetzen, von welcher sie die höchste Würde in derselben erhalten haben, wie dieß schon viele Gelehrte thun. — Wie sich H. Hofr. Meusel in seinem gel. Deutschl. in die Menge der Doktoren finden soll, ist schwer zu begreifen. — Miserere heißt, wie der Verf. wohl weiß, nicht Herr erbarme dich, sondern schlechtweg erbarme dich. — Syllogismus wird erklärt durch »förmlicher »Vernunftschluß, der aus drey Sätzen besteht.« Aber was kann der Laie verstehn, wenn er ihm nicht durch ein Beyspiel erläutert wird? Die Namen dieser Sätze findet man am gehörigen Orte; aber ebenfalls ohne die nöthige Erläuterung. — Die übrigens richtige Erklärung des Ausdrucks Teleologie wird den Laien nicht befriedigen. — Wenn das Wort Transsubstantiatio durch »katholische Verwandlung der Abend»mahlshostie in den wahren Leib Christi« erklärt wird: so möchte Mancher fragen, ob denn die Verwandlung des Weines in das wahre Blut Christi mit einem andern Namen bezeichnet werde? — In dem Artikel Waihalla fehlt die Ableitung dieses Worts.

Gut wäre es gewesen, wenn der Hr. Verf. den hier aufgeführten Trivialnamen der Pflanzen, die bekanntlich nicht überall dieselben sind, immer beygesetzt, und noch öfterer berichtigende Fingerzeige, die in einem solchen Wörterbuche am rechten Orte stehn, mitgetheilt hätte. Die, wenn gleich auch so willkührlichen und falschen Bedeutungen der Wörter, müssen freylich aufgeführt; aber es muß der Ungrund derselben, wenn auch noch so kurz, erläutert; es müssen die so häufigen Verwechselungen mancher Wörter ausdrücklich bemerkt werden. Einige Beyspiele sind schon oben erwähnt worden. Hieher gehört auch z. B. der Artikel Deismus, Deist, Theismus, Theist. Wer es sieht, daß diese Wörter die nämli-

chen

chen sind; daß einen Gottesglauben, einen Gottesgläubigen bedeuten, wird nicht begreifen, wie sie sich entgegengesetzt seyn können. So könnte vielleicht gewarnt werden, daß man nicht physisch mit psychisch, (beyde Wörter fehlen ganz), Psychologie mit Physiologie, nevritisch mit nephritisch, Teleologie mit Theologie, empritisch mit empyrisch, verwechseln dürfe, wie oft, aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit, in Büchern und in der Umgangssprache geschieht.

Was die Ordnung anbelangt, in welcher die Wörter aufgeführt werden, so ist es freylich nicht möglich, dem der Sprache unkundigen Leser das Aufschlagen ganz zu erleichtern. Der Verf. eines solchen Wörterbuchs muß jene nothwendig so aufführen, wie man sie eigentlich schreibt; hat der Nachschlagende Bücher vor sich, wo sie richtig gedruckt sind: so wird er sich bald helfen; sind sie aber, wie dieß in manchen Volksblättern geschieht, so gedruckt, wie sie ausgesprochen werden, oder schlägt er die Wörter nach, wie er sie in der gemeinen Umgangssprache hat richtig aussprechen hören: dann wird er sich nicht darein finden. Hier wäre kein anderes Mittel, als daß der Verf. eines solchen Wörterbuchs alle Wörter in einem eigenen Anhange nach ihrer Aussprache aufstellte; aber dadurch würde das Werk bogenreicher und theurer. Indessen könnte vielleicht diese Schwierigkeit erleichtert werden, wenn in einer Einleitung die wichtigsten Regeln in Absicht auf die Aussprache einzelner Buchstaben und Sylben, nach einer gewissen, leicht zu übersehenden Ordnung, deutlich entwickelt und durch Beyspiele erläutert worden wären. Auf jeden Fall aber hätte Hr. O. die Wörter nach ihrer verschiedenen Schreibart aufstellen, auf die Artikel, wo man sie erklärt findet, verweisen, oder zum Mindesten sich gleich bleiben sollen. Das erstere gilt besonders von solchen Wörtern, die man wegen der verschiedenen, von Hrn. O. befolgten Schreibart, zweymal nachschlagen muß, z. B. concipiren in konzipiren; oder deren Abstammungswörter der Laie nicht leicht erräth, und wo die alphabetische Ordnung verlassen wird, z. B. Stazion unter statarisch, Function unter Fungiren, oder wo der der Sprache Unkundige nicht wissen kann, daß und warum ein Wort noch auf andere Art geschrieben wird, z. B. Nenie, das man richtig unter Naenie findet. Aber jenes, da es oft so geschrieben wird,

hätte doch auch aufgeführt und auf Naemio verwiesen werden sollen; denn der Leser, der es dort nicht findet, wird glauben, der Verf. habe es ganz vergessen. So auch Faience, s. Fayance. Dadurch, daß sich Hr. O. in der Schreibart nicht gleich geblieben ist, ist das Nachschlagen für den Ungeübten sehr erschwert worden. Die Wörter charmant, cochenille, muß man unter scharmant, koschenille suchen; hingegen chef, chagrin steht unter ch; Philosophie steht am rechten Orte; hingegen Phantasie unter F. Die Wörter collationiren, Consul, Cossät, Calfactor, Catastrophe. Colcrepiren, canoniren, Canton, commod, Conduite, Collège, Collegium, Confession, stehn im K; hingegen die Wörter Cacodaemon, Canaille, Catapulta, Cataracta, Cataplasma, Collator, consulta, collegialiter, Confessionarius findet man im Buchstaben C; eben so die Wörter Cerrifolium, Cento, Centrum, Ceremoniale; hingegen die Wörter celebriren, central, Ceremonie, Cider, caementiren, Certificat, Cirkel, Cisterne, Citadelle, Cylinder, Cymbel, Cypresse, im Z; die Wörter Concept, concipiren, Concert, muß man unter Konzept, konzipiren, Konzert nachschlagen. Die unter dem Verzeichnisse der Abbreviaturen versteckte Anmerkung, die ohnehin leicht übersehen werden dürfte, daß man Alles, was nicht unter C und Ch stehe, unter K, Sch und Z finde, hilft dem Leser wenig. Diese Ungleichheit bemerkt man auch in manchen andern Artikeln. So steht z. B. par bricol unter bricol; hingegen par l'honneur u. a. mit par verbundene Wörter unter par.

Fremde Wörter müssen so geschrieben werden, wie dieß in der Sprache geschieht, welcher sie angehören; das weiß nun der Laie freylich nicht, wie sie geschrieben werden; allein wenn sie in den Büchern, die er vor sich hat, richtig gedruckt sind, was doch mehrentheils der Fall seyn dürfte: so findet er sie gleich, wie der Gelehrtere, der die richtige Schreibart kennt; und unter den verschiedenen, so sehr schwankenden Meinungen, in Absicht auf die Schreibart fremder Wörter, ist doch die obige gewiß die sicherste, und wenn der Verf. eines solchen Wörterbuchs, wie das vorliegende ist, sie befolgt und ihr treu bleibt: so hat er das Seine gethan; die minder richtige Schreibart kann auch angeführt, und da auf die richtigere verwiesen werden, so gewöhnt sich der Laie an diese,

diese, wenn er gleich mit den Sprachen unbekannt ist, aus welchen fremde Wörter stammen. Selbst bey solchen Wörtern, die schon in unserer Sprache eingebürgert sind, und welche daher ihr fremdes Kleid ganz ablegen sollten, z. B. das Wort Sylbe, welches Campe Silbe geschrieben wissen will, muß, nach des Rec. Einsicht, in einem solchen Wörterbuche, wie das Oertelsche ist, die ursprüngliche Schreibart beybehalten werden.

Herr M. Oertel hat öfters auch die falsche Aussprache fremder Wörter, wie man sie im gemeinen Leben zu hören Gelegenheit hat, beygesetzt. Wenn dieß bey Wörtern geschah, welche fast allgemein, selbst von gebildeten Leuten, falsch ausgesprochen und dadurch oft auch den Geübtern unverständlich werden: so war das allerdings nützlich; nur hätte es nicht da geschehen sollen, wo die unrichtige Aussprache nach den uns bekannten, im gemeinen Leben gewöhnlichen Abkürzungen und Verwechselungen erklärbar ist; oder bey Wörtern, die wohl gar absichtlich oder zum Scherz verstümmelt sind, oder doch äußerst selten, vielleicht nur in der Gegend des Verfassers so falsch ausgesprochen werden. Wozu nützt dieß? Zur Erschütterung des Zwerchfelles? Diese beabsichtigte der Verf. in diesem Wörterbuche nicht. Und hätte es der Verf. überall thun wollen, wie vielen Raum würde er weggenommen haben! Dagegen ist es bey Wörtern, wo es vielleicht noch nöthiger war, nicht geschehen. Rec. hat z. B. immer Carpute st. Corput, Mauschel st. Moschel, eciren st. séciren aussprechen hören; aber nie sind ihm solche Verstümmelungen und Verwechselungen vorgekommen, dergleichen Hr. O. anführt, z. B. Pro vobis st. Profos, caseus st. casus, Kühbärbel st. Hyperbel, Jagdspies st. Jaspis, Fuchsball st. Vauxhall, Schindmähre st. Chimaere, Blitzdumm st. Vitzthum, Vexation st. Vocation, Ammabuch st. Namenbuch (so reden kleine Kinder!), Rattenschiss st. Schattenriss, Kaspar Lorenz st. Castrum doloris (ein Bauer nannte es Kasten dralarichs), Letzter Bissen st. Recepisse, u. s. w.

S. 796 folgt eine Erklärung der vorzüglichsten Abkürzungen, welche oft in Büchern vorkommen; doch fehlen noch manche, sehr gewöhnliche, z. B. ff. sehr fein, ff. folgende, ff. sequentes, fec. (fecit, er hat es gemacht), del. (delineavit, er hat es gezeichnet), pinx. (pinxit) er hat es gemalt,

malt, (unter den Gemählden und Kupferstichen), p. oder S (pagina oder Seite), t. t. (tunc temporis, damals), Mgr (Mariengroschen), oder in den Druckfehlerverzeichnissen leg oder l. (lege, lies) lin. oder Z. (linea, Zeile), st. (statt) u. s. w.

Die wenigen Druckfehler, die etwa vorkommen, sind unbedeutend, z. B. Nactwandler (S. 510), wir sterben st. streben, (S. 518), *braue* st. graue (S. 29), Th*ieren* st. Thüren (S. 391), *auf daran* zu hängen (anzuschlagen, S. 669) S. 255 unter dem Wort Falbel »eigentlich tenc,« (?) Zwergfell ist wohl ein Schreibfehler! Es kömmt ja her von Zwerch (quer). Viele schreiben es zwar mit dem g; aber das ist nicht richtig. Ueber der Kolumne S. 444 steht Kli und Kna st. Ku und Kü, und S. 454 sind die Wörter Lessus, Letal, lesen, versetzt. Fabulant und andere von Fabel abgeleitete Wörter stehn nicht unter Fabel; sondern nach dem Wort Fabrik.

Bey der Anzeige von Nr. 2. kann sich Rec. kürzer fassen, da er schon im Eingange der vorigen Anzeige bemerkt hat, in welcher Rücksicht das Schweizersche und Oertelsche Wörterbuch übereinstimmen oder verschieden sind. Jenes enthält zwar manche fremde Wörter, die Hr. O nicht hat; aber Rec. würde die mehresten derselben gerade nicht aufgenommen haben, weil sie ihm in der Bücher- und Umgangssprache nicht vorgekommen sind; doch bescheidet er sich gern, wenn er irren sollte, weil er mit der Schweiz, für welche der Hr. Verf. wahrscheinlich zunächst schrieb, die Bekanntschaft nicht hat, die er mit seinem Vaterlande hat. Dagegen vermißt Rec. mehrere, die seiner Meinung nach nicht fehlen durften, und er kann es daher nicht ganz billigen, daß dem Wunsche eines Rec. des ersten Theils dieses Wörterbuchs, in der Schweizer Nationalzeitung gemäß, mehrere, bloß wissenschaftliche Ausdrücke, besonders solche, die in der Arzney- und Wundarzneykunst vorkommen, weggelassen worden sind; denn gerade die Leser, welche eine Kunst oder Wissenschaft erlernen, werden die in derselben üblichen Ausdrücke gewiß nicht in einem solchen Wörterbuche nachschlagen.

Die Wörter sind hier nicht, wie in dem Oertelschen Wörterbuche, in gespaltenen Kolumnen und unter den Stammwörtern; sondern durchaus in alphabetischer Ordnung hin-

ter

ter einander gedruckt; die Bedeutungen sind nicht so streng gesondert, wie bey Hrn. O.; aber die in Absicht auf die Schreibart oben empfohlne Regel und Gleichförmigkeit, ist fast überall beobachtet worden, und das Nachschlagen leichter, als in Nr. 1.; auch die Erklärung ist meistentheils befriedigend, zuweilen noch deutlicher und ausführlicher, als bey Hrn. O., auch hin und wieder durch Beyspiele erläutert. Der Styl ist weit korrekter, als er sonst in den Schriften schweizerischer Gelehrten zu seyn pflegt, wie man auch schon von dem Verf. einer, im Jahr 1802, zu Zürich erschienenen, und besonders in der Schweiz, mit Beyfall aufgenommenen »Anleitung zur Erlernung der deutschen Sprache und der Orthographie« erwarten kann.

Der Verf. wünscht, daß man ihm ausgelassene oder neue Ausdrücke mittheile. Mehrere derselben wird er bey Vergleichung des Oertelschen Wörterbuchs mit dem seinigen selbst finden. So fehlen z. B. im Buchstaben F die Wörter: Fabel, Fachiren, Facherien, Fagott, Fait (von etwas machen), Falerner (Wein), Falconerie, Falconier, Fallibel, (s. Infallibel), Familie, Famulatur, Fanti, Farno, Farin, Fasanerie, Faseolen (Faseln), Februar, Femininum, Ferman oder Firman, Ferio, Fertilitaet, Festina lente, Fidibus, Finis coronat opus, Fine (il Fine am Schlusse der Note), Fixum (fixer Gehalt), Flageolet (steht unter Flaschinet), Flatus, Fleurist, Fleute (douce und travers), Flor, Florett, Fluctuiren, Fo (s. Fe), Foiblesse, Fontange, Fricassée, Fronton, Frustriren, Frustration; im Buchstaben D die Wörter: Daedalus, Dame, Dasymeter, Daktyliographik, Daktyliomantie, Dagge (Daggen laufen), u. s. w. Rec. nimmt hier stäte Rücksicht auf den Maaßstab, den Hr. S. bey der Aufnahme fremder Wörter überall befolgt hat. Vergleicht man das Oertelsche Wörterbuch mit dem Schweizerschen: so findet man in jenem, im Buchstaben N folgende Wörter und Bedeutungen mehr, als in diesem: Nairen, Naissance, Nanking, (Napoleon gehört nicht her, da die Vornamen sonst nirgends erklärt worden sind, wie Rec. schon oben erinnert hat), Narden, Narcifs, Natur, eine Bedeutung von Naturell (Straßburger Schnupftabak), Naumachie, Nautilus, Nebulo, Nesse, Negativer Schlag, Negatorienklage, Nemeische Spiele, Nemo, Nequam, Nequitia, Neroli, Nervensystem, Nescio, Nestor,

stor, Neven, Nicotiana (herba), Niece, Niete, Nigaud, Nihilum, Nilometer, Nimrod, Niobe, Nisi, der Name der bekannten Springpflanze Noli me tangere, die Sprichwörter Ne sutor ultra crepidam und Nitimur in vititum, das Archimedische Noli turbare circulos meos. Zwar fehlen bey Hrn. S. auch die abgeleiteten Wörter: Nationalismus, Nationalitaet, Negotiateur, Negotiirte (Wechsel), Nekromant, Nephritisch, Nervina, Neutralsalz, Neutralisation, Niveau, Nivellement, Nivelleur u. s. w.; aber sie lassen sich allenfalls aus der Erklärung der aufgeführten Hauptwörter erläutern. Dagegen hat wieder Hr. S. in dem gedachten Buchstaben und in den Buchstaben V, W, X, Y, und Z, folgende Wörter, Formen und Bedeutungen mehr, als Hr. M. D.: Naama (das Gebet der Türken), Nabob (überhaupt ein reicher Mann), Narrata, Nasall (die Flötenstimme in der Orgel), nefas und das Sprichwort Per fas et nefas (das letztere steht aber unter per fas etc.), Nepenthe, Nepoten, Neriten, Nocens; — Vanterie, vantiren, Vaurien, Venditation, venditiren, Ventilation, verfehmen, Verfehmung, vestigiren, Vestigien, videant (auf den Circularschreiben), Vitrescibilitaet, vituperiren, Vociferation, volciren, das particip. votant, voviren, voce viua, Voyage, Voyageur, Vue, point de vue, vulgiren, vulgi opinio, Vultispex. — West. — Xantippisiren, Xeranthemum, Xerophthalmie. — Yonke. — (Zabacismus steht bey Hrn. D. unter Sab.), Zendsprache, Zentfolge, Zymotechnie, Zythum, Zythepsa, Zyteptica, die Bedeutungen Umkehrung, Umwendung (Versio), sich rechtfertigen (vindiciren), Gebet (Votum, denn die Bedeutung Wunsch, wenn vom votum im Eingange einer Predigt die Rede ist, reicht wohl nicht ganz aus), Neujahrsgeschenk (Xenium). Man wird wohl ohne die Erinnerung des Rec. bemerken, welche unter diesen Wörtern eine Aufnahme verdienten, oder nicht. Walhalla fehlt, es steht unter Valhalla, jene Schreibart hätte nicht übergangen werden sollen!

Was die Erklärungen selbst anbelangt, so sind sie auch hier nicht immer bestimmt und befriedigend genug. Rec. will nur einige Beyspiele ausheben, die sich ihm beym Durchblättern ungesucht darbieten. Unter dem Art. Advent heißt es: „so wurden die 4 Wochen vor Weihnacht genannt, als die Zeit, die der Ankunft Christi in der Welt allernächst

vor-

vorhergieng. An diesen 4 Adventssonntagen werden diejenigen Evangelienstücke in Predigten behandelt, welche sich für diese Zeit schicken und vorgeschrieben sind!!« Hr. O. erklärt Advent durch: die Ankunft Christi ins Fleisch. Da ist wieder eine Erklärung nöthig! Warum gerade 4 Adventssonntage gefeyert werden, ist nicht bemerkt worden. Es war aber hier auch nicht nothwendig. Anabaptist ein Wiedertäufer. Richtig erklärt; aber sollte nun der Laie wissen, was das ist? Hr. O. hat das Wort genauer erklärt. Die Bemerkung eines weisen Kunstrichters in dem Art. Anacreontische Lieder, gehört gar nicht hieher. — Ascension 1) Aufsteigung. (Hier sollte noch der Deutlichkeit wegen dabey stehen: höhere Beförderung.) 2) Das Fest der Himmelfarth Christi. (Das ist nicht ascensio, sondern festum ascensionis.) — Kanzellarius. Kanzler. Aber was ist denn ein Kanzler? — Die Erwähnung des Kunstwerks in Luzern und in dem Kabinet der physikalischen Gesellschaft zu Zürich war in dem Art. Basrelief ganz überflüssig. — Baccalaureus, der unter den Gelehrten den niedrigsten Ehrengrad auf einer Universität erlangt. — Aber es giebt ja auch Baccalaurei (funerum) auf Schulen, die keinen gradum erlangt haben! — Nach allen hier erwähnten Bedeutungen des Worts Capitel, ist doch der Ausdruck »einem das Capitel lesen« unverständlich. Chiliasmus ist nicht das tausendjährige Reich Christi selbst; sondern bloß die Lehre, die Meinung ꝛc. Die hier angeführte Stelle aus der Offenb. Joh. 20, 6 f., beweist nichts. — * Charmant wird unter andern durch liebelnd erklärt. Es soll wohl heißen Geliebter, Schatz! — Nach den hier angegebenen Bedeutungen des Worts collegium wird der Laie doch nicht verstehen, was das heiße: ein collegium hören oder lesen. — Correlat wird erklärt durch: Beziehung einer Sache auf die andere, Gegenbeziehung. Aber das ist correlation. Jenes ist das Adjectiv, z. B. correlate Begriffe. — Doctorat erklärt der Verf. durch Doktorwürde. Aber was ist denn nun ein Doctor? — Decan ist nicht bloß der Name eines Vorstehers der Geistlichkeit; es giebt ja auch auf Universitäten Decani. — Der Name Decemviri wird bloß aus der römischen Geschichte erläutert. Was ist denn aber jetzt noch bey uns ein Decemvir? — Wenn der Monat December der zwölfte Monat im Jahre ist, wie kann er denn von decem (zehn) seinen Namen haben? —

Erotisch: heißt es, buhlerisch, liebend, was von der Liebe herkömmt. Was ist denn also ein erotisches Lied, ein erotischer Schriftsteller (Erotiker)? — Eudaemonie soll Wohlstand, Wohlbefinden, Glückseligkeit bedeuten, und gleichwohl wird Eudaemonologie durch Lehre von der Belohnung eines tugendhaften Wandels durch Seelenruhe und innere wahre Glückseligkeit erklärt. Und was ist Eudaemonist, eudaemonistisches System? Diese Wörter fehlen. — Extraneus, Ausländer, Fremder, der in Niemands Gewalt ist. Was ist also ein Extraneus auf einer Schulanstalt? — Evolution, Schwenkung der Soldaten oder Schiffe. Was ist also Evolutionstheorie? — Famulus wird erklärt durch Bedienter, Aufwärter, besonders auf Universitäten, bey Professoren. Allein mit diesem Ehrennamen möchten die Famuli der Professoren, welche oft Magistri oder Kandidaten sind, nicht zufrieden seyn! Die allgemeine übliche Bedeutung von Filet, feines netzartiges Gestrick von Zwirn, fehlt ganz. — Tetrarch, Mitglied einer Regierung von Vieren. Sonach wäre also der Bürgermeister einer großen Stadt, wo vier angestellt sind, ein Tetrarch? Besser also wohl wäre es, wenn man sagte, derjenige sey Tetrarch, der den vierten Theil eines Landes beherrscht, wie z. B. Herodes im N. Test. — Im Art. Urania heißt es: der Name einer der neun Musen, besonders die der Astronomie!! — Utopien, Schlaraffenland. Aber wo liegt denn das, und wenn es nirgends existirt, wofür wird es gebraucht? Unter Schlaraffenland findet man nichts. — Unigenitus, der Eingeborne. Was ist nun Bulla Unigenitus, aus welcher kürzlich ein Setzer, der ein bischen Latein verstand, der Berichtigung des Correctors ungeachtet, erst b. unigeniti, dann b. unigenita machte? Unter dem Worte bulla ist zwar Etwas davon gesagt; aber die Ursache dieser Benennung, die man hier sucht, nicht angegeben worden. — Im Art. Urim und Thummim sollte es heißen: Eigentlich Licht und Recht. Man versteht darunter ꝛc. — Xenien erklärt der Verf., sonderbar genug, durch: Doppelverse für Leckermäulchen. Die Ursach dieser Benennung ist übrigens nicht angegeben. — Illation, das eingebrachte Gut einer Ehefrau. So auch Hr. O. Aber das ist illata (bona). Illation sollte wohl eigentlich das Einbringen seyn? Der Art. Solowechsel würde dem Laien erst dann deutlich seyn, wenn Herr S. ihn auf den Art. Primawechsel verwiesen hätte.

hätte. — Nach der hier gegebenen Erklärung von scholastischer Theologie, wird der Leser diesen Ausdruck in der Kirchengeschichte des neuen Jahrhunderts doch nicht ganz verstehen. Die Ausdrücke Summisten, Sententiarier, Quodlibetarier fehlen hier und bey Hrn. D. ganz.

Mit der hier angegebenen Aussprache möchten viele Leser wohl nicht zufrieden seyn. So soll man z. B. Corps, *Gor*; Chicane, *Schiggane*, entriren, *antriren*, entreteniren, *antretentiren*, coquin und coquette, *goggeng* und *goggette*, campagne, *gampanie* aussprechen.

Falsch ist es, wenn der Verf. schreibt Enchyridion, Ichtiologie, Ichtiolit, Brachilogie, Brachigraphie, Amethist, oder gar Cadaster (Catastrum), Phygopannichiten (h ist ein Druckfehler) Psychomagie. Unter die Unkorrektheiten gehört vorzüglich die Vernachlässigung des Artikels bey Substantiven von verschiedenem Geschlechte, die man durchgängig wahrnimmt. S. 34 steht: diese Art Lieder dürfen ꝛc. S. 15 ein Vorschlag an gehörigen Ort. Ebendaselbst ein natürlicher (Sohn). — Erkanntnuße (in dem Worte Juraten); Vergabung, (S. 15), innert (statt innerhalb) sind Provinzialismen. Die Wörter debilitiren und debilitation stehen aus Versehen nach dem Worte debitum. Die Druckfehler, z. B. S. 15 zum Besten andern Anstalten, sind nicht erheblich.

Für den ersten Ankauf ist Hrn. S's. Wörterbuch für den, der fremde, in unserer Sprache häufig gebrauchte Wörter verstehen lernen will, und besonders für den Schweizer sehr brauchbar; aber das Oertelsche behauptet, in Absicht auf Vollständigkeit und Genauigkeit, ohnstreitig den Vorzug.

Versuch einer genauern Bestimmung und Verdeutschung der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunst-Wörter, von Joachim Heinrich Campe. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1804. 96 S. 8. 6 gl.

Der würdige Verf. veranstaltet jetzt unter Mitwirkung zweyer jüngern Sprachforscher, ein Handwörterbuch der deutschen Sprache, (nicht der hochdeutschen Mundart), wel-

ches wenigstens 12000 gute brauchbare Wörter, die in dem grössern Adelungischen fehlen, nachtragen, und doch durch Sparsamkeit im Vortrage und im Drucke, so wie durch Weglassung des Fremden, des Herleitenden (Etymologischen), und des Beurtheilenden (Critischen) in einen so engen Umfang zusammengepreßt werden soll, daß es die Bogenzahl des Adelungischen Auszugs nicht erreichen wird.

Um nun aber nicht, wie er sich ausdrückt, auf der Bettlerkrücke der alten lateinischen Kunstsprache einherzuhinken, hat er hier einen Versuch gemacht, eine bessere, und zwar deutsche Kunstsprache für die deutsche Sprachlehre zu bilden, und bittet, daß man ihn einer genauen Prüfung würdigen und dann erklären möge: ob diese von ihm versuchte Bestimmung und Bezeichnung, der für unsere Sprachlehre gehörigen Kunstbegriffe angenommen, oder verworfen zu werden verdiene? und im letzten Falle, ob es nach, wie vor, auch zum Behuf des erwähnten deutschen Handwörterbuchs, bey dem Gebrauche der hergebrachten lateinischen Kunstsprache sein Bewenden haben solle; oder ob irgend Jemand glücklicher, als er, gewesen sey, und uns Kunstwörter für die deutsche Sprache gebildet habe, welche den seinigen vorgezogen zu werden verdienen?

Daß es besser wäre, wenn statt der bisherigen unvollkommenern lateinischen Kunstsprache eine deutsche eingeführt würde, daran wird wohl Niemand leicht zweifeln; aber über die Wahl der vom Hrn. R. Campe neugebildeten Wörter werden die Stimmen wohl noch lange getheilt bleiben, so wie über die Frage: ob diese schon jetzt in das angekündigte Wörterbuch aufgenommen werden sollen.

Rec. für seine Person wünscht, als ein erklärter Feind aller fremden Lappen, die wir unserer Muttersprache, welche doch wahrlich so arm nicht ist, daß sie von andern ausgestorbenen Sprachen ihren Putz betteln müßte, aufgedrungen haben, daß endlich einmal auch die Kunstsprache für die deutsche Sprachlehre durchgängig mit reindeutschen Wörtern bezeichnet würde, die nicht so seltsam, unvollkommen und unbestimmt sind, als die lateinischen Kunstwörter; denn zum Theil ist es ja schon geschehen; auch möchte er gegen die mehresten, hier vorgeschlagenen neugebildeten Wörter nichts einwenden, und wo dieß ja der Fall seyn dürfte, da wagt er es nicht,

bessere

bessere an ihre Stelle zu setzen; aber könnte man den größern Theil des gebildeten Publikums abhören: so würde sich dieser wohl für die Beybehaltung der lateinischen Kunstsprache erklären. Man dürfte nämlich einwenden, daß, da die Menschen an die alte lateinische Kunstsprache und die bisherigen Abkürzungszeichen derselben gewöhnt seyn, der Gebrauch eines mit einer neuen Kunstsprache abgefaßten und mit neuen Abkürzungszeichen versehenen Wörterbuchs, (denn in einer deutschen Sprachlehre, möchte man sich eine solche Abänderung leicht gefallen lassen) sehr erschwert werden dürfte; daß der Laie, der nie Unterricht in einer alten Sprache genossen hat, sich um die Kunstausdrücke nicht bekümmere, und daß vorerst noch ein solcher Versuch, wie der vorliegende, besser, als Einleitung, dem neuen Wörterbuche vorgesetzt werden könne, um allmälich eine bessere Kunstsprache und Uebereinkunft in Absicht auf die neugebildeten Wörter vorzubereiten.

Doch darüber getraut sich Rec. nichts zu entscheiden, und die Prüfung der hier vorgeschlagenen Wörter, die zum Theil schon aus andern Schriften des Hrn. Verf. bekannt sind, muß er solchen Zeitschriften überlassen, die sich ausschließend mit der Kritik unserer Muttersprache befassen; aber er kann sich nicht enthalten, einen kleinen Auszug aus diesen Bogen mitzutheilen, welche das Resultat mühsamer Sprachforschungen enthalten, und die Sprachgelehrsamkeit, Genauigkeit und den achtungswürdigen Eifer des Vf. für die Reinigkeit unserer Muttersprache aufs Neue beurkunden.

Jede Sprache besteht aus Wörtern, welche, wenn sie mit einander verbunden werden, um einen verständlichen Satz auszudrücken, nicht mehr Wörter, sondern Worte genannt werden. Die Urstoffe der Wörter heißen Silben (so will Hr. C. dieses in unserer Sprache nun einmal eingebürgerte Wort geschrieben wissen) und diese erwachsen aus einfachen Lauten, die, wenn sie durch Schriftzüge angegeben werden, die Namen Lauter und Buchstaben erhalten. Die Laute sind entweder Grundlaute (Vocale) oder Bestimmungslaute (Consonanten). Es giebt Doppelgrundlaute (Diphthongen) und zusammengesetzte Bestimmungslaute, (z. B. st und sch).

Alle

Alle, zu unserer Sprache gehörigen Wörter, lassen sich in vier Klassen theilen, in Grundbegriffe (Subjecte), Aussagebegriffe (Praedicate), Bestimmungsbegriffe, (die entweder das Subject oder Praedicat näher bestimmen), und Verhältnißbegriffe, welche bloß die zwischen Begriffen, Wörtern und Sätzen obwaltenden Verhältnisse betreffen. Es giebt also 1) Grundwörter, und zwar zweyerley Arten derselben, nämlich Sachwörter (Substantiva) und Fürwörter (Pronomina). Die äussern Kennzeichen der Sachwörter sind folgende: Sie haben in den meisten Fällen einen der sogenannten Artikel (Andeutewort, so nennt ihn Hr. C. der Gleichförmigkeit wegen, statt Andeuter, wie er ihn in seinem Wörterbuche nannte), der, die, das, oder ein, eine, bey sich, welcher theils anzeigen soll, ob der durch das Sachwort bezeichnete Gegenstand bestimmt oder unbestimmt gedacht werden soll; theils denjenigen Unterschied andeutet, den man bisher das Geschlecht (genus) nannte; den aber Hr. C. Gattung nennt. — — — Es giebt drey Gattungen von Sachwörtern: die erste nannte man sonst genus masculinum, die zweyte genus femininum, und die dritte neutrum (im Deutschen lustig genug das sächliche Geschlecht!) — Sie werden ferner im Deutschen gewöhnlich mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben und gedruckt, und mit ihren Artikeln den Endlauten nach, verändert, umgeendet (declinirt); die verschiedenen Arten, wie dieses geschieht, machen eben so viele Umendungsarten (Declinationen) aus, welche in der Einzahl (singularis) und Mehrzahl (pluralis), in fünf Fällen (casus) statt finden: denn der Ablativus zeigt keinen besondern Fall an, sondern scheint vielmehr zu einem casus geprägt zu seyn, weil die Praeposition von vor ihm steht. Die bisherigen, sehr willkührlichen Namen: Nominativus, Genitivus etc., werden von Hrn. C. durch erster, zweyter, dritter ꝛc. Fall bezeichnet. Die Nomina appellativa nennt er Gattungswörter, die Nomina propria Eigenwörter (der Gleichförmigkeit wegen ist dieser Ausdruck allerdings besser, als der Ausdruck: Eigenname, welchen Hr. C. in seinem Wörterbuche brauchte); die Nomina collectiva Sammelwörter, Substantiva concreta ächte Sachwörter, S. abstracta unächte oder Aftersachwörter, Frequentativa Veröfterungswörter, Diminutiva Verkleinerungswörter, und in dem Falle, daß sie zu Liebkosungen gebraucht werden, Liebkosungswörter. Die Fürwörter

sind

sind ihrer Bedeutung nach Persönliche (Pronomina personalia), Zueignende (possessiva), Hindeutende (demonstrativa), Bestimmende (determinativa), Beziehliche — nicht Beziehende; denn da kann das diesem Ausdrucke nöthige sich, ohne Härte, nicht unterdrückt werden — (relativa), Fragende (interrogativa) und Rückdeutende (reflectiva). Es giebt 2) Aussagewörter (verba), welche umgebildet (conjugirt) werden können, nach den Zahlen (Singular. und Plural.), Personen, Zeiten (tempora) und Weisen (modi). — Die vergangene Zeit (praeteritum) ist entweder kaum vergangen (imperfectum), oder ganz vergangen (perfectum), oder längst vergangen (plusquamperfectum); die zukünftige (futurum) ist entweder rein zukünftig (f. simplex), oder künftig vergangen (f. exactum). — Diese Weisen (modi) werden durch die verschiedenen Formen ausgedruckt, welche das Aussagewort bey seiner Umbildung annimmt; und diese sind Grundformen — die gebietende oder Befehlsform (imperativus), die abgezogene (infinitivus, Rec. würde doch lieber sagen: die unbestimmte F.) und die Zustandsform (Participium, dieser Ausdruck scheint freylich nicht erschöpfend) — abgeleitete Formen für die verschiedenen Zeiten und Redeformen. Die letztern sind die bestimmte oder ungebundene (Indicativus) und die unbestimmte oder gebundene (Conjunctivus). Die Aussagewörter sind helfende oder Hülfsaussagewörter, (verba auxiliaria), überleitende (transitiva) oder Mittelaussagewörter (v. neutra), welche entweder thätlich (neutro-activa) oder leidentlich (n. passiva) sind; ferner rückdeutende (reciproca), unpersönliche (impersonalia) veröfternde (frequentativa oder iterativa) verkleinernde (diminutiva), oder, wenn mit dem Nebenbegriffe der Verkleinerung zugleich der der Abschätzung verbunden ist, abschätzende und endlich verstärkende (intensiva). Der Art nach sind sie einfache (simplicia) oder zusammengesetzte (composita), regelmäßige (regularia) oder unregelmäßige (irregularia), und wenn bey diesen die Abweichung durchgängig statt findet, musterlose (anomala), ferner vollständige (completa) oder unvollständige (defectiva).

3) Die Bestimmungswörter sind entweder Bestimmungswörter der Aussage oder des Aussageworts, Aussagebestimmer (Adverbia), oder Sachbestimmer, Bestim-

stimmungswörter der Sache (Adjectiva). Die erstern sind entweder Beschaffenheitswörter (adv. qualitatis) oder Umstandswörter (a. circumstantiae). Wenn letztere eine Zahl bezeichnen: so heißen sie Zahlwörter, und diese sind entweder Grundzahlwörter (Cardinalia), oder Ordnende Zahlwörter, Ordnungszahlwörter (Ordinalia), Wiederholende, Wiederholungszahlwörter (Numeralia) und Vervielfältigende, Vervielfältigungszahlwörter (Multiplicativa). Die Beschaffenheitswörter lassen sich, gleich den Beylegungswörtern (Adjectiva), steigern (compariren), und zwar durch alle Steigerungsstufen (Gradus.) — — —

4) Die Verhälnißwörter im eigentlichen oder engern Sinne des Wortes (Praepositionen) nennt Hr. C. Verhältnißwörter schlechtweg, und im weitern Sinne des Wortes (Conjunctionen) Bindewörter. Die Empfindungslaute (Interjectiones) schließt Hr. C. mit Recht aus der Zahl der Wörter aus; sie können also nicht Empfindungswörter genannt werden.

Rec. hat nur die neugebildeten, zum Theil schon bekannten, Kunstwörter für die deutsche Sprachlehre bemerklich machen wollen. Das Uebrige kann er nicht ausziehen. Von S. 47 an folgen Anmerkungen, welche unwesentliche Nebenerörterungen und Erklärungen enthalten, und, um die Uebersicht zu erleichtern, hinter den Text gesetzt worden sind. Hier prüft der Hr. Verf. vorzüglich manche bisher vorgeschlagene Benennungen, zeigt, warum sie unstatthaft sind, und rechtfertigt die von ihm gewählten. Sollten auch die aufgeführten Gründe den Leser für manche dieser neugebildeten Worte, noch nicht gewinnen: so können sie ihn doch bey weiterm Nachdenken näher zum Ziele führen. Uebrigens kommen hier, wie unter dem Texte, mehrere sehr wahre und treffende Bemerkungen vor, welche Beherzigung verdienen. Z. B. S. 4, wo der Hr. Verf. gelegentlich von der Schreibart von neuem und vom neuen (statt von neuen, weil es die Stelle eines Umstandsworts vertritt); oder S. 10, wo er von dem Unterschiede zwischen ausdrucken (seine Empfindungen ausdrucken) und ausdrücken (eine Citrone ausdrücken) redet; oder S. 86, wo er die Bemerkung macht, daß unsere deutsche Sprache (wie auch andere) sich dadurch von der Griechischen und Lateinischen unterscheidet, daß sie eigent-

eigentlich ganz und gar keine leidentliche Aussagewörter (Passiva) hat; denn da, wo wir ihrer bedürfen, müssen wir unsere Zuflucht zu den Hülfsaussagewörtern seyn und werden nehmen.

Der unermüdete Eifer, mit welchem Hr. C. die schon oft von ihm angestellten Forschungen wiederholt, die Freymüthigkeit, mit welcher er offenbare, bisher begangene Fehler aufdeckt, und seine eigenen verbessert, und die Achtung, mit welcher er seine irrenden Vorgänger behandelt, verdient noch besonders ausgezeichnet zu werden.

Die Wichtigkeit des in obigen drey Schriften abgehandelten Gegenstandes, wird die Ausführlichkeit dieser Anzeigen hoffentlich bey den Lesern unserer Bibliothek entschuldigen, denen ihre Muttersprache noch etwas werth ist.

Itz.

Vermischte Schriften.

Thierseelen-Kunde auf Thatsachen begründet, oder 156 höchst merkwürdige Anekdoten von Thieren. Erster Theil. Mit Kupfern. Berlin, bey Matzdorf. 1804. 15 ½ B. 8. 1 Rl. 8 gr.

Schon die menschenfreundliche Absicht des Vf., ein Erlöser des Thiergeschlechts zu werden, das ist, die große Wahrheit, »daß der Gerechte sich auch seines Viehes erbarme,« dem Menschen ans Herz zu legen, und ihn so zu einer menschlichen Behandlung der ihm untergeordneten Thierwelt zu bewegen, würde sein Büchlein empfehlen, auch, wenn die Ausführung nicht ganz so gelungen wäre, als sie es ist. Theoretisch und praktisch erweist er sein Thema, daß in den Handlungen mehrerer Thiere noch etwas Höheres, als der bloße Trieb zur Fortpflanzung und Selbsterhaltung wirksam sey; daß sie daher, besonders die geistreichern, würdig sind, auch von Seiten ihrer geistigen Kräfte, dem stolzen Menschen immer wichtiger zu werden. Das erste geschieht in der Einleitung zu seinem Buche, das letzte in dem Buche selbst. In jener hat er mit kluger Auswahl die Schriften denkender

Natur-

Naturforscher und scharfsinniger Philosophen, eines Beauwelle, Bonnet, Büffon, la Croix, Reimarus, Smith, Herders und anderer für seinen Zweck benützt; in diesem mit Prüfung und Wahrheitsliebe ungemein interessante Anekdoten aus der Thierwelt zusammengetragen. Sein Werk entspricht also, in theoretischer und praktischer Hinsicht, seiner Ueberschrift; es ist ein schätzbarer Beytrag zur Thierseelenkunde, eine nützliche Vorarbeit zu einer Thierpsychologie im größern Sinne; und bis diese von einem philosophischen Forscher und Beobachter erscheint, werden die fortgesetzten Bemühungen des gegenwärtigen Sammlers um die Vorarbeit dazu, jedem denkenden und Unterricht suchenden Leser gewiß ein sehr angenehmes Geschenk seyn, wozu Rec. denn hiemit von ganzer Seele aufgemuntert haben will.

Pl.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Vier und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Romane.

Julie Wolmar. Ein Bild des Weibes, wie es sich der Weise denkt, und der Mann von Geist und Herz träumt. Als Seitenstück zur Sophie, dem Bilde edler Jungfräulichkeit. Leipzig, bey Martini. 1803. 406 S. 8. geh. 1 Rh. 12 gr.

1) Ueber Herzensverbindungen in Beziehung auf das weibliche Geschlecht. 2) Julie Wolmars und ihres Mannes Portrait, 3) Privatleben Wolmars und Juliens, 4) Weise Einrichtung des Wolmarschen Hauses, in Beziehung auf die Dienerschaft. 5) Julie als Erzieherinn ihrer Kinder. Dieß sind die Gegenstände, worüber man hier Unterhaltung und Belehrung finden kann.

Nur der erste Abschnitt — Ueber Herzensverbindungen — gehört dem Verf. eigenthümlich. Alles Uebrige ist aus Rousseau's neuer Heloise entlehnt. »Nur die Verbindung zu einem Ganzen in gegenwärtiger Gestalt gehört »dem deutschen Herausgeber an; die Sachen selbst sind »von Rousseau bis in das kleinste Detail.« Wer also Rousseau's neue Heloise, allenfalls auch nur in der Cramerschen Uebersetzung besitzt, und daraus die Briefe (namentlich den 10ten des 3ten Theils, den 10. und 11ten des 4ten, den 2. und 3ten des 5ten Theils) nachlesen will,

dem wird die Julie Wolmar unsers Verfassers, bis auf Nr. 1, sehr entbehrlich seyn.

Billig hätte diese Entlehnung aus Rousseau auf dem Titel deutlich angezeigt werden sollen. Der Verf. meint zwar in der Vorrede, schon der Titel besage, daß der Stoff zu Julie Wolmar aus Rousseau's neuer Heloise genommen sey. Rec. aber, seine Leser, und Alle vielleicht, die jenen Titel syllabiren können, sind anderer Meinung, und wundern sich, in dieser Julie Wolmar, so eigentlich, und so ganz und gar Rousseau's Julie wieder zu finden. Es giebt ja in unsrer so fruchtbaren Romanen-Welt der Julien so viele, daß doch auch wohl noch eine deutsche Original-Julie-Wolmar würde zu finden gewesen seyn. Möchte der Verf. immerhin, die besseren Züge im Gemälde seiner Julie, von der Rousseau'schen entlehnt, und, daß er das gethan, gestanden haben. Er hätte doch alsdann freyer arbeiten können; hätte, wenn Julie Wolmar, bey kleinen Festen, die sie ihrer Dienerschaft menschenfreundlich veranstaltete, selbst mit ihrer Dienerschaft tanzte, seine Julie dieß wahrscheinlich aus bessern Gründen thun lassen, als die der Rousseau'schen Julie sind. »Ich hätte mich nun »noch selber (selbst) zu rechtfertigen, (sagt sie S. 257.) »daß ich mit diesen guten Leuten tanze; aber ich will lieber »Verdammung wegen dieses Punktes über mich ergehen las»sen, und gestehe, daß mein stärkster Beweggrund mein »Vergnügen daran ist. Immer liebt' ich den Tanz; »aber nach dem Verluste meiner Mutter entsagte ich für »mein Leben allen Bällen und öffentlichen Gesellschaften; »ich habe — selbst bey meiner Hochzeit — Wort gehal»ten, und werde es halten, ohne daß ich ihm Etwas ab»zubrechen glaubte, wenn ich zuweilen mit meinen Gästen »und meinen Dienstboten tanze. Es ist eine für meine Ge»sundheit zuträgliche Uebung während des sitzenden Lebens, »das man hier (auf dem Lande) des Winters zu führen ge»zwungen ist. Es vergnügt mich unschuldig; denn mein »Herz wirft mir, wenn ich wacker getanzt habe, Nichts »vor.« —

Wenn aber die sonst überall so edelstrenge Julie allen öffentlichen Tänzen billig nicht hätte entsagen sollen, um nicht in die Versuchung zu gerathen, durch eine kleine Sophisterey das Gelübde zu umgehen? so würde auch unser

Heraus-

Herausgeber — sofern er, anstatt gar zu gemächlich bloß Worte zu kopiren, lieber das Gemälde frey nachgebildet hätte — seine eigene Julie entweder ein solches übereiltes Gelübde nicht haben thun, oder sie dasselbe besser halten lassen. Bey Rousseau ist man es schon gewohnt, mit vielem Vortrefflichen hier und da auch eine Paradoxie, oder gar eine Sophisterey verwebt zu sehen, die denn doch immer bleiben, was sie sind, und wären sie auch einem Rousseau nacherzählet.

Das, was man im ganzen Buche allein des Verfassers Eigenthum nennen kann, und wo er weder Uebersetzer noch auch Zerstückeler eines Originals ist, — den Aufsatz: »über Herzensbildung ꝛc.« nennt er selbst — bescheiden — nur Umrisse. Ein Ganzes hat man hier freylich eben so wenig zu erwarten, als etwas Vollendetes. Indessen fand Rec. hier doch mehrere Gedanken, die ihm wie aus der Seele geschrieben, obgleich nur selten neu sind. Zur Probe nur einige:

S. 12: »Unter Liebe verstehe ich nicht jene berauschende Leidenschaft, die nur von kurzer Dauer ist, und »aus der sich das Herz so wenig erproben läßt; ich verstehe darunter das ganze zärtliche Verhältniß zweyer Personen von verschiedenem Geschlecht, die ihr ganzes Schicksal mit einander verbinden, durch Verbindung aller ihrer »Interessen, die sie aus freyer Wahl, durchdrungen von »ihrem gegenseitigen Werthe, für ihr ganzes Leben eingiengen, und durch Vereinigung ihrer Willen und Herzen »diesem Verhältniß den moralischen Adel geben, den es »durch den blossen Naturtrieb, der dabey im Spiel ist, »nicht erhielte.« (Man fühlt wohl, daß dem Verf. eben nicht der lichtvolleste Ideengang und Styl eigen ist. Doch ist dieß nicht durchs ganze Buch der Fall.) »In »der Ehe — dem durch die Liebe geknüpften Bande der »Herzen — gehören zwey Personen einander ganz an, oder »machen vielmehr nur Eine Person aus, da die Natur jede durch die andere — durch wesentlich verschiedene Vollkommenheiten beyder, wodurch sie die beyden Geschlechter zu einer Gattung vereinigte — gleichsam ergänzt. »Um die Menschen nicht in egoistischer Absonderung nur »selbstsüchtige Zwecke verfolgen zu lassen, um sie zu gegenseitiger uneigennütziger Theilnahme zu vereinigen, senkte

»ſie den Trieb der Liebe in jede menſchliche Bruſt; und
»um nicht durch dieſen Zug der Geſchlechter gegen einander
»ihren eigenen Zweck dabey zu zerſtören, umgab ſie dieſen
»Trieb mit moraliſchen Gefühlen der edelſten Art. Die
»Ehe ſchränkt die Thierheit des phyſiſchen Triebes ein und
»heiligt ihn durch Verbindung aller Schickſale, aller In-
»tereſſen und Empfindungen des durch ſie vereinigten Paa-
»res, das noch mehr moraliſche Berührungspunkte durch
»Vater- und Muttergefühle erhält.« — S. 46. »Unmög-
»lich kann ein Frauenzimmer, dem es an reinen, geläu-
»terten Begriffen über menſchliche Beſtimmung fehlt, das
»von der Würde der menſchlichen Natur keine Ahndung
»(Ahnung) hat, und es ſeine geringſte Sorge ſeyn läßt,
»über ſeine Beſtimmung als Weib ſich zu unterrichten —
«ein gebildetes ſeyn. Bloß rührende Schriften, die un-
»mittelbar zum Herzen ſprechen, und das moraliſche Ge-
»fühl beleben, können auch für das gebildete Weib nicht
»die einzige moraliſche Lektüre ausmachen. Sie wirken auf
»das Gefühl; aber ſie gewähren nicht genug moraliſche Be-
»lehrung und Einſicht, deren ein aufgeklärter Geiſt zu ſei-
»ner Einigung mit ſich ſelbſt im Denken und Handeln be-
»darf.« —

Geſammlete Erzählungen, von A. G. Eberhard. Erſtes Bändchen. Leipzig, bey Hempel. 1802. 292 S. kl. 8. geh. 1 Rl. 8 gr.

»Ich weiß es wohl,« (ſagt der Verf. in der Vorrede) »daß dieſes Bändchen eben keine Kunſtwerke enthält; aber »wenn nichts als ächte Kunſtwerke gedruckt werden ſollten, »ſo müßten von tauſend Papiermühlen und Buchdrucke- »reyen, wenigſtens neunhundert neun und neunzig ſtill »ſtehen, (?) das Paulinum in Leipzig könnte Meſſe für »Meſſe verſchloſſen bleiben, und Buchhändler und Recen- »ſenten brauchten ſich nicht mehr mit Rechnen und Rich- »ten die Zeit zu verderben; ſondern könnten ſich einen »guten Tag machen, und die Hände in den Schooß le- »gen vom Morgen bis zum Abend. (?). — Das wäre »auf einmal zu viel Glück und Unglück für unſre arme »beſte Welt.« (?)

»Ich

»Ich bin daher mit dem Strohme geschwommen, und »habe das gegenwärtige Bändchen aus drey verschiedenen »Zeitschriften, an welchen ich Theil genommen habe und »noch Theil nehme, zusammen drucken lassen.« —

Die schlechten Schriftsteller, und auch wohl das Heer der mittelmäßigen hat Rec. immer für einen starken Einwurf wider unsre arme beste Welt gehalten. Ist denn etwa unsre beste Welt nur der tausend Papiermühlen und Druckereyen, des Leipziger Paulinums und der Buchhändler, der Recensenten und ihres Rechnen und Richtens wegen da? —

Es freut Rec. hinzusetzen zu können, daß ihm der Verf. mit seinen Erzählungen nicht zu den Einwürfen wider die beste Welt zu gehören scheint; und daß Hr. E. diese nicht viel entschuldigende Entschuldigung ruhig den schlechten Schriftstellern hätte überlassen sollen.

Die erste der vorliegenden Erzählungen — List um List, oder was ein Kuß nicht vermag — hat Rec. mit großem Vergnügen gelesen, und er glaubt, daß sie jedem Leser diesen Genuß gewähren werde.

Die zweyte? — Amors Maskenspiel? — Wir wollen sehen, was der Verf. selbst darüber sagt: — »Die »Erfindung dieser Erzählung gehört eigentlich nicht mir. »Der ziemlich unsaubere Grundstoff derselben ward mir ein»mal mündlich mitgetheilt. — Ich wollte damit nur den »Versuch machen, einmal einen Mohren weiß zu waschen, »und ich bildete mir sonst auch ein, dieses Kunststück zu »Stande gebracht zu haben. Meine jetzige Ueberzeugung »ist aber, daß ein übertünchtes, geschminktes Gesicht, kein »gewaschenes ist.« — —

Aber mußte denn — bey dieser eigenen Ueberzeugung des Verfs. — dieses übertünchte geschminkte Gesicht der Welt durchaus abermals vorgeführt werden? Hier wurde doch wirklich Recensenten, auch unsers Verfs. wegen, um seine beste Welt wieder etwas bange. Amor hat da der Mühen sehr viele, und flattert als ein kleiner, schöner Vogel hierhin und dahin. — Nun, mag er doch das! — wird ein munterer Bauerknabe. — Ganz wohl! — und zuletzt? — man denke! — ein großer, großer — Krebs,

der, wie der Verf. S. 119 sagt, »über des schönen Klär»chens Gestalt seine eigne Gestalt vergaß, und nicht daran »dachte, eine gefälligere, lieblichere anzunehmen. — Er »krabbelte an ihrer Schulter hinauf, und ließ sich sanft auf »ihrem Busentuche wiegen (O weh!!) und ergötzte sich am »dem Anblick ihres Madonnenköpfchens (Klärchen war eine »Nonne im Kloster) und ihres rechten Armes, mit dem sie »zurückgebogen ihr Köpfchen umschlang.« —

»Wie viel Reitze sah er! aber wie viel Reitze entbehrt »er noch!« — — — — Pfui! — Und Klärchen hatte nicht den Tod davon? Nun, nun! der Verf. hat ein Einsehen. Das schöne Klärchen schläft ja, und da konnte denn der Schalk vieles seyn und thun, ohne daß Klärchen eben nöthig hatte, davon zu sterben. Aber wie sie, durch Schelten und Poltern der Aebtissinn erweckt, diesen Amor-Krebs in ihren Haaren fühlt — (der grausame Verf.!) da kam doch wohl eine tiefe Ohnmacht dem armen Klärchen zur gelegenen Zeit? Die böse Aebtissinn! Nun, es ging ihr auch darnach. Doch, wie Krebs-Amor, die eine seiner Scheeren in Klärchens Haare, die andere in der schreyenden Aebtissinn Nase fest eingeschlagen, ein Mittel wird, daß beyde nicht auseinander können — — diese niedrig-komische Szene mag man im Buche selbst nachlesen. Und was kommt aus dem Allen heraus? Pater Robert und Nonne Klärchen entwischen aus dem Kloster, und werden ein glückliches Pärchen. Nun, das hätte auch wohl geschehen können, ohne daß der arme Amor so viele Mühwaltung davon gehabt hätte. So Etwas ergiebt sich allenfalls von selbst, nur es läuft nicht immer so gut ab.

III. **Das Fest in Langendorf** — hat Rec., der nicht sehr natürlichen Entwickelung ungeachtet, nicht übel gefallen. IV. **Der Wanderer.** V. **Der verwelkte Kranz.** Beyde gleich unterhaltend und belehrend. Hier und da noch eine kleine Bemerkung über diese angenehmen, belehrenden, und in einem reinen und lebhaften Styl gefaßten Erzählungen zu machen, verbot Rec. der Raum; aus eben dem Grunde würde er auch schon so viel, als er gesagt hat, nicht gesagt haben, wenn er nicht überzeugt wäre, daß Alles, was nur den Namen Erzählungen trägt, sehr gern, sehr viel, ja fast mit Begierde gelesen wird; daß also unsre Schriftsteller dadurch, je nachdem sie sind, viel

Gu-

Gutes, und viel Böses bewirken können. Wie sehr ist also zu wünschen, daß sie ihre Werke wohl prüfen mögen, ehe sie glauben, sie seyen für die Welt, wie sie ist, gut genug.

Pm.

Amaranthen. Vom Verfasser der grauen Mappe. Dritte Sammlung. Magdeburg, bey Keil. 1804. 382 S. 8. 1 Rh. 12 gr.

Diese Sammlung enthält nicht mehr als zwey Geschichten, nämlich: I. Trau, schau, wem? Eine liefländische Kriminal-Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. II. Der Bruder Johann Garin von Montserrat. — Rec., der voraussetzen kann, daß des Verfs. vortreffliche Art zu erzählen, dem größten Theile der gebildeten Lesewelt bekannt ist, und daß Jeder, der die ersten beyden Sammlungen gelesen hat, auch gewiß diese dritte nicht ungelesen lassen werde, hält es für hinlänglich, die Existenz dieser neuen Sammlung bloß anzuzeigen, mit der Versicherung, daß dieser neue Theil dem Verf. gewiß einen neuen Werth bey jedem seiner Leser verschaffen werde.

Malerische Wanderung am Arme meiner Karoline durch die Blumengefilde des Frühlings nach dem Thale der Liebe. Erstes Bändchen. 262 S. Zweytes Bändchen. 254 S. Erfurt, bey Henning. 1804. 8. 2 Rh.

Der Verf., der von vielem Sitzen hypochondrisch geworden war, läßt sich, nach langen und dringenden Vorstellungen von seiner geliebten Karoline zu einer Fußreise bereden, um seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, und seiner Laune eine bessere Stimmung zu geben. Der Weg, den unsere beyden Reisenden nehmen, geht von Bamberg aus über Rudolstadt, Paulinzelle, Arnstadt, Ichtershausen, Molsdorf, Ingersleben, Neudietendorf — nach den Gleichen, nach Gotha, Eisenach, Frankfurt rc.

Romane dieser Art, die so Manches aus der wirklichen Welt enthalten, und in welchen die Oerter und Gegenden, von denen die Rede ist, genau beschrieben werden, haben einen Vorzug vor vielen andern ihres Gleichen. So findet man hier z. B. eine sehr genaue und belehrende Unterhaltung über Neudietendorf; eine angenehme und besonders für Freunde der Astronomie sehr nützliche Beschreibung von dem Seeberg bey Gotha; eine zwar kurze, aber hinlängliche Schilderung von den Einrichtungen in Schnepfenthal; manche Bemerkung über die drey alten Bergschlösser Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg, die man in andern Beschreibungen davon vergebens sucht; eine treffende und schöne Beschreibung von dem ehemals berühmten Kloster Paulinzell im Schwarzburgischen, u. s. w.

Ueberdieß zeigt sich der Verf. als einen sehr guten und allezeit fertigen Dichter, der nicht leicht eine Gelegenheit unbenutzt läßt, wo er sein Talent zeigen kann; und sein richtiges Gefühl, mit welchem er Gegenstände, die sich ihm darbieten, zu betrachten weiß, wird besonders in seiner wirklich schönen Beschreibung des großen Schlachtgemäldes von Rugendas sichtbar, das sich in dem herzoglich-gothaischen Schlosse zu Ichtershausen befindet, den Entsatz von Wien vorstellt, und eine ganze Wandfläche einnimmt.

Aber bey dem vielen Guten, das dieses Buch charakterisirt, wünschten wir manche weitläufige Stelle weg, eine korrectere Schreibart und mehr Sorgfalt im Ausdrucke, die vielen Druckfehler ungerechnet, die auch ohnedem dem Verf. nicht zur Last gelegt werden können.

Welcher richtig schreibende Schriftsteller sagt z. B. beym Zuhausegehen, statt: beym Nachhausegehen; er führte ihn zum Frühstück bey die Gräfinn; ehrwürdige Linden ladeten uns in ihre Schatten; während sich Karoline hinkniete; ich kam zeitig zuhause, u. s. w. Klockenthurm statt: Glockenthurm; Simetrie statt: Symmetrie ꝛc. will Rec. mit unter die Druckfehler rechnen.

Doch noch unangenehmer, als inkorrecte Schreibart waren dem Rec. zwey Stellen in diesem Buche. Nämlich das Einschleichen des Verf. in das Zimmer seiner Geliebten, wo sie baden und nachher schlafen wollte; eine nicht delikate Handlung — Will sich der Verf. vielleicht damit entschuldigen,

digen, daß diese Szene erdichtet ist: so gewinnt er auch dabey nichts.

Die andere Stelle ist die, wo er, bey Gelegenheit des Brustbildes der Saracenischen Gemahlinn des bekannten zweyweibigen Grafen von Gleichen sagt: »Glich sie »diesem Bilde, so muß sie eine große Schönheit gewesen »seyn, und es ist dem guten Grafen gar nicht zu verar»gen, wenn er sie, troß dem Gebote der Kirche, auf »seine Burg führte, und seine erste Frau das Bette mit »ihr theilen ließ.« — Denn da dieser Roman wie ein in der Wirklichkeit ausgeführter Roman aussieht, was wird des Verfs. Karoline hiebey gedacht haben?

Das Titelkupfer zum ersten Bändchen giebt eine Ansicht der Brüderkolonie Neudietendorf von der Südostseite, und die Titelvignette zeigt eine Einsicht in die Ruinen der verödeten Abtey Paulinzelle bey Ilm ohnweit Rudolstadt.

Das Titelkupfer zum zweyten Bändchen ist eine Szene aus der Reise selbst, und wird zu Ende des zweyten Bändchens erklärt. Die Vignette stellt die gothische Kapelle im herzogl. Park zu Sachsen-Meiningen vor, welche im dritten Bändchen erwähnt werden soll. Die Künstler haben bey diesen Kupfern das Ihrige gethan.

Im ersten Bande unternimmt der Verf. mit seiner Geliebten die Wanderung, um sich Gesundheit zu holen; zu Ende des zweyten wird Karoline ziemlich verstimmt; im dritten werden sie sich wohl beyde wohl befinden.

Ha.

Bildende Künste.

Gallerie altdeutscher Trachten, Geräthschaften und Gebräuche, nach zuverläßigen Abbildungen aus den vorigen Jahrhunderten rc. Zweyter Heft. Leipzig, im Industrie-Comtoir. (1804) Der Text von S. 37 bis 78 fortgesetzt, und die illumi-

minirten Kupfertafeln von Nummer XIII bis und mit XXIV. gr. 4. 3 Rk.

Nicht ohne Beyfall ist der im Jahr 1801 bereits zum Vorschein gekommene erste Heft im 73. Bande unsrer N. A. D. Bibl. angezeigt, und über das ganze Unternehmen ein und anderes beygebracht worden, weßhalb man den Leser an gedachte Anzeige zurückweisen muß. Daß übrigens ein so guter Beobachter, wie Hr. Prof. Schlichtegroll in Gotha, laut öffentlicher Nachrichten, den historischen Theil bearbeitet, gereicht dem Werke allerdings zur Empfehlung. Zu wünschen bleibt nunmehr, daß die Besitzer oder Aufseher solcher des Beschreibens und Nachstichs nicht unwerthen Abbildungen sich zum Mittheilen derselben willfährig genug mögen finden lassen, und bey hinreichender Unterstützung von Seiten der Käufer, das Ganze in nicht gar zu langen Zwischenräumen wirklich zu einer Gallerie erwachse, die durch Mannichfaltigkeit sowohl als möglichste Vollständigkeit sich für immer empfehle!

Vorliegender zweyte Heft fängt mit den zu beschreibenden noch rückständigen 12 Abbildungen an, die aus den zu Gotha vorhandnen zwey Trachtenbüchern entlehnt sind, zu denen sich die damaligen Hofschneider durch Namensunterschrift als Zeichner bekennen, und mithin über die wirklich statt gehabte Existenz dieser Trachten keinen Zweifel übrig lassen. Mit Ausnahme eines im Jahr 1554 neu ausstaffirten Trabanten, sind es wiederum nur Herzoge von Sachsen, deren Sommer- und Winteranzüge von 1548 bis 1589 hier dargestellt werden; und da sich das regis ad exemplum etc. von je her bewährte, wird das elegantere Publikum wohl ebenfalls nach Schnitt und Farbe dieser Kleidungen die seinige gemodelt haben! Daß nunmehr statt einer oder zwey Figuren, deren 4 auf jeder Tafel Platz finden, ist eine um so mehr zu lobende Raum- und Geldersparung, da lange Zeit hindurch die Mode sich nur in Kleinigkeiten geändert zu haben scheint. Schwarz, noch immer die herrschende Farbe. Erst im Jahr 1588 erscheint das rechte Bein gelb, das linke schwarz bekleidet; noch andres Buntschäckige ungerechnet. Zwar fehlen im Trachtenbuche die Hofkleidungen der Jahre von 1554 bis

87;

87; da indeß die von 88 und 89 aufgestellten drey Figuren noch in vielen Stücken mit ungleich frühern übereinkommen: muß während dieser Zeit der Geschmack doch keine Hauptrevolution erfahren haben. Kurze Wämser, späterhin mit kleinen Mänteln, mit und ohne spanischen Schurz; kleine Mützen und Hüte, mit und ohne Federbusch; Fußbekleidungen oder Strumpfhosen, die bald von der Hüfte bis an die Zehe aus einem Stücke sind, bald aus eignen Socken bestehend, die dann wieder geschlitzt waren, oder ganz blieben; niemals aber gut ins Auge fallen konnten; bis endlich gegen Ende des XVI. Jahrhunderts die Mode der abgesonderten künstlichern Schuhe die Oberhand behielt. Ausser dem Degen (der zuweilen an der rechten Seite hängt, und schwerlich ein Irrthum des Zeichners seyn mag) noch den Dolch; und was man in der Mitte des XVI. Jahrh. kaum mehr erwarten wird! die Streitaxt, oder den zum Kommandohammer verkleinerten Kolben in der Hand. Sporen, die im Auslande doch längst schon zum Ritterschmuck gehört hatten, kommen in dieser Trachtenreihe zum ersten Mal unter dem Jahr 1553 vor. Der Bart, wie man denken kann, sehr verschiedenartig zugeschnitten. Wie Hr. S. dieß Alles, und weit Mehreres noch, historisch erläutert und vergleicht, will im Commentar selber nachgelesen seyn.

Daß diesen Gothaischen Trachtenbüchern, die in der Kunstsammlung zu Braunschweig nunmehr befindlichen der beyden Augsburgischen Schwarze unmittelbar folgen sollten, hatte schon der erste Heft versprochen: Hier also wird der Anfang mit dem Figurenbuche des Matthäus S. oder des Vaters gemacht; der in mehr als 140 Abbildungen alle bis in's Jahr 1560 von ihm gewählte oder neuersonnene Trachten auf's genaueste angab, beschrieb, und durch einen überaus feinen Pinsel auf Pergamentblättern in Oktavformat herrlich ausmalen ließ; bis in sein 23stes Lebensjahr zwar nur aus der Erinnerung und deßhalb eingezognen Erkundigungen; seit dieser Zeit aber jedesmal auf der Stelle, und mit größter Genauigkeit. Bekanntlich hat Rektor Reichard in Magdeburg diese Trachtenbücher beyder Schwarze (das des Sohnes Veit Conrads enthält nur 20 Quartblätter, die wie die Sammlung des Vaters auf beyden Seiten bemalt

sind,)

sind,) schon 1786 mit vieler Umständlichkeit beschrieben, und die ältere A. D. Bibl. keinesweges ermangelt, von dieser Arbeit den nöthigen Bericht zu erstatten. Um also nicht actum agere muß Rec. an den 81. Band derselben verweisen, so wie abermals an den 75sten der neuern, als in welchem bey Anzeige des ersten Hefts der Gallerie gleichfalls schon auf die Schwarzischen Trachtenbücher die Rede gefallen war. Was nun die Behandlung derselben in vorliegendem Hefte betrifft, so begnügt Hr. S. sich vor der Hand mit kurzer Inhaltsangabe der in der Sammlung des ältern Schwarz befindlichen 66 ersten Abbildungen und hat daraus neun der auffallendsten Anzüge nachstechen, und mit möglichster Treue illuminiren lassen. Finden diese Probeblätter Beyfall, soll in den nächsten Heften nicht weniger sorgfältig damit fortgefahren werden. Reichards frühere, aber ganz ohne Kupferstich gebliebene Beschreibung wird indeß nach wie vor dem Liebhaber zur Hand liegen müssen; denn obschon dieser wackre Gelehrte mit der muthwilligen Laune der beyden Schwarze, die in den ihr Malerwerk erläuternden Noten sich mancherley Spaß erlaubt, ordentlich gewetteifert zu haben scheint, und daher seinem eigenen Humor gar zu oft den Zügel schießen läßt, enthält sein Commentar doch auch viel Brauchbares, und ohne welches die Randglossen der beyden Augsburger den Meisten unverständlich bleiben würden; da hingegen die in der Gallerie befindliche Inhaltsangabe hier und da doch etwas gar zu gedrängt und wortkarg ausgefallen ist. Daß man zur ersten Nachbildung die in ihrer Form von den noch jetzt gebrauchten, sich wenig unterscheidende Wiege des 1497 gebornen Matthäus S. wählte, hat ohne Zweifel den Umstand zum Grunde, weil das Pythagoräische Fünfeck sich daran gemalt findet; dieses aber, wie bekannt, den Wunsch Υγιαινειν! oder: Mögest du gesund seyn! andeutet, und mithin allerdings für ein Emblem gelten kann, das an der Wiege, oder an einem Bette überaus schicklich bleibt. — Auf der 2ten Tafel (die, wie die übrigen den Schwarzen gewidmeten, nur eine Figur enthält,) erscheint Matthäus, wie er, als damals siebenjähriger Knabe, dem bekannten Cunz von der Rosen, Kaiser Maximilians Hofnarren, als Bub, oder Laufjunge mit einem Fähnlein nachschreitet, worauf eine, sehr unreinliche Nahrung suchende Sau abgebildet steht. In

der Folge jedoch brachten beyde Schwarze es zu einträglichen Commis-Stellen in Fugger'schen Comtoirs, wo dann ihre Putz- und Kleidersucht durch Reisen und Ueberfluß reichlich genährt wurde. Wer also Lust hat zu sehen, auf was für Einfälle Matthäus S. gerieth, wenn ihn der Kitzel anwandelte, sich als Bogenschütz, Fechtdilettant oder Lautenspieler zu kostumiren, wird hier genug zu lachen finden. Am possierlichsten und abentheuerlichsten kam er dem Rec. in der Stellung und dem Anzuge vor, wo ein Schlitten von ihm regiert wird, und seine ganze Bekleidung voller Unzweckmäßigkeiten ist. Seiner Fechtboden-Tracht läßt sich dieß nicht vorwerfen, die aber dann wieder desto buntschäckiger ausfiel. Noch am gefälligsten nimmt sich der Lautenschläger-Anzug aus, wo er besonders auf die reich mit Gold verbrämte Mütze großen Werth legt. Diese war schon von einem Italiänischen Fürsten getragen worden, mit welcher Nachricht uns der eitle Gesell ebenfalls beschenkt.

Der zweyte Abschnitt des Heftes liefert eine Fortsetzung der im ersten angefangenen Literatur der Quellen für die Geschichte altdeutscher Sitten und Trachten. Unter der Rubrik: Handschriftlich gebliebner, wird von Nummer VIII bis XI fortgefahren; vier Codices nämlich, die auf den Fürstl. Bibliotheken zu Gotha und Dresden sich befinden, und durch merkwürdige Bildnisse aus zum Theil längst verflossnen Jahrhunderten sich empfehlen. Die Herausgeber versprechen, mit einem Theile der erheblichsten ihre Gallerie in der Folge zu bereichern. — Unter den bereits gedruckten Hülfsmitteln, wird für dießmal nur, als Nummer IX der von Merians Erben 1696 zu Frankfurt in Quart herausgegebene Basler Todtentanz, und zwar deßwegen aufgeführt, weil dem Vorbericht zu Folge hier keineswegs von bloß willkührlichen Trachten und Malereinfällen die Rede sey; sondern die darin abgebildeten Stände der Welt nach dem Leben und den Kleidungen jener Zeit (das heißt, um 1440), auf Befehl der Väter des dasigen Conciliums und zum Andenken der damals gewüthet habenden Pest, abkontrefeyt worden. Eine Versicherung, die historisch zu erhärten, dem guten Merian schwer genug sollte gefallen seyn! Ungerechnet, daß man diese Malereyen seitdem mehr als ein Mal auffrischen müssen, wo es

dann

dann an willkührlichen Veränderungen wiederum nicht gefehlt haben wird. — Wenn irgend ein Literator oder Kunstfreund, dem die hierzu nöthigen Hülfsmittel zu Gebot ständen, doch einmal Lust bekäme, die noch immer sehr unvollständig behandelte Geschichte der so genannten Todtentänze in ihrem Umfange zu bearbeiten! Rec. nämlich ist der Meinung, daß dieser Gegenstand den Holzschnitt sehr früh schon beschäfftigt gehabt; eh dergleichen Todtentänze aber in zahlreichen Folgen oder ganzen Gallerien zum Vorschein kamen, erst auf einzelnen oder wenigen Blättern versucht worden. Ein solches einzelnes, für sich selbst bestehendes Blatt fiel dem Rec. unlängst aus Niedersächsischem Klosterarchiv in die Hände, wo man, nachdem seine Seltenheit beachtet zu werden aufgehört, doch schon aber im Jahr 1480 einen Theil seiner Rückseite zu Stiftsrechnungen gebraucht hatte. Dieser Holzschnitt füllt die innere Seite eines ganzen Kleinfolio-Bogens, und trägt alle Kennzeichen hohen Alters, so wie erst entstandner Kunst. Auch sein graues Papier ist von einer Sprödigkeit, die zur Vermuthung Anlaß giebt, daß es aus Hanf, und nicht von Flachslumpen, gefertigt worden. Beschreibung der Eigenheiten im Schnitt, in der Illuminirung und ganzen Manipulation würde zu viel Raum kosten; was er aber darstellen will, läuft auf Folgendes hinaus. Drey noch junge Fürsten oder Könige zu Pferde, einer davon mit einem Aeffchen en croupe! und alle drey die Krone auf dem Haupt, begegnen drey Todtengerippen zu Fuß, woran noch Würmer nagen, und erschrecken, wie natürlich, über diesen Anblick nicht wenig; denn diese 3 Skelette sind gleichfalls Könige gewesen, wie nicht nur aus den zu ihren Füssen liegenden eben so viel Kronen erhellt; sondern auch aus dem zwischen beyden Parteien sich entspinnenden gereimten Wortwechsel, der mittelst neben den Köpfen der Colloquenten hervorragender Zeddel statt hat. Die noch wohl beleibten Majestäten geben den bereits entfleischten ihr Entsetzen zu erkennen; diese dagegen jenen allerhand gute Denksprüche auf den Weg. Alles in sehr altem Oberschwäbischen oder Elsasser Dialekt, wodurch das Alterthum dieses, obgleich in Niedersachsen aufgefundenen Holzschnittes sich noch besser beurkundet. Hier also mit einem Wort die Grundlinien erst zum förmlichen Todtentanze.

Weltweisheit.

1) Die Lehre vom Gegensatze. (,) Von Adam Heinr. Müller. Erstes Buch. Der Gegensatz. Berlin, im Verlage der Realschulbuchhandlung. 1804. XVI u. 126 S. 8. 16 gr.

2) Etwas über den Widerspruch. (Ohne Anzeige des Verlegers und der Jahrszahl) 3 B. 4.

Mit der übermüthigsten Selbstgenügsamkeit, und mit dem verächtlichsten Rückblick auf unsere ältere Philosophie, eröffnet ein junger Schriftsteller mit Nr. 1 seine philosophische Laufbahn. Seine Zuversicht mußte eigentlich Jeden glaubend machen, es sey der metaphysische Stein der Weisen gefunden, wenn es nicht bekannt wäre, daß der Ton unserer neuern Philosophen, die Wahrheit mehr als zu sehr bestärket hat, daß hinter Größsprechereyen immer das Wenigste verborgen liegt. Veranlaßt durch Kants kleinere Schrift: Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen, will unser Verf. den Begriff des Negativen, den Kant bloß für nützlich und fruchtbar ansahe, als nothwendige, als Alles durchdringende und umfassende Formel in Philosophie, Welt und Leben einführen, und ist fest überzeugt, daß wenn wir Alles, bloß in Beziehung auf den Gegensatz betrachten werden, eine ewig feste Philosophie hervorgehen wird, die weder nach dem Beschriebenen an sich, noch nach dem absoluten Wesen des Beschreibenden fragen; sondern einsehen, und für die Ewigkeit beweisen wird, daß die Fragen nach einer Realität, über das Verhältniß, über den Gegensatz hinaus in sich widersprechend, unsinnig und leer sind. S. 6. 10. Philosophie wird also bloß eine Lehre vom Gegensatze, wodurch der Verf. hofft, dem Reiche des Absoluten für immer ein Ende zu machen, und der beschwerlichen Frage, nach dem Dinge an sich zu entgehen. Alles ist nämlich bloß da, in wie fern das Entgegengesetzte auch da ist; Subjekt und Objekt sind ohne Beziehung auf einander Nichts, und dieß gilt von allen möglichen Subjekten und Objekten. Nur in so fern ist etwas da real, als Etwas ihm

Entgegenstehendes da ist, actreal oder ideal. Rede, war nur möglich durch ein hörendes Objekt, und dieses wieder nur möglich durch das redende Subjekt; und so ist selbst der Begriff der Identität nur möglich durch den Wechsel. Raum ist dasjenige, was der Zeit entgegensteht, die Antizeit, und umgekehrt, und so eins ohne das andere unmöglich. S. 41. 44. 47. f. 57. 59.

Auf diese Weise wird nun Alles bloß zu etwas Beziehlichen gemacht, ohne zu bedenken, daß dieß jederzeit Etwas voraussetzet, das da aufeinander bezogen wird, und immer nur von zufälligen Beschaffenheiten gelten kann. Nach den eigentlichen Realitäten wird weiter nicht gefragt. Dasjenige, warum Etwas ist, wird nicht als Grund oder Ursache angesehen, weil sich sonst der Satz nicht jederzeit umkehren liesse, da die Folge, nach der ältern Philosophie, das Daseyn des Grundes voraussetzt, nicht aber der Grund die Folge, ob sie gleich wieder einen Erkenntnißgrund des erstern abgeben kann. Was Hr. M. eigentlich unter dem Entgegengesetzten denkt, ob das Contradictorische oder Conträre, wird nicht bestimmt, woraus eine große Verwirrung in seiner Philosophie entsteht, in der überhaupt Alles auf Unbestimmtheit hinaus laufen muß, da sie eigentlicher Definitionen entbehrt, indem die ihrigen nicht nur auf verneinende Bestimmungen, sondern auch auf Cirkel hinaus laufen. Sollten sie aber noch das Ansehn von Erklärungen haben: so müßte doch immer das kontradictorische Gegentheil von dem zu erklärenden Gegenstande verneint werden; indem das Entgegenstellen eines bloß konträren Begriffs nicht einmal zu einer wesentlichen verneinenden Bestimmung des Gegenstandes zureicht, wie wir dieß auch an des Verfs. Erklärungen sehen. Wir können sagen: Wahrheit in der Erkenntniß ist dasjenige, was nicht Irrthum ist, und können diesen Satz, wie es eine Erklärung erfordert, rein umkehren. Allein dann kann das Eine, die Erklärung, wohl den Begriff des andern, des Zuerklärenden, doch nur unter verneinenden Merkmalen enthalten; aber beyde, und wenn es selbst eine genetische Erklärung wäre, können nicht wechselseitige Gründe für ihre Möglichkeit und ihr Daseyn abgeben. Denn gerade da, wo der erklärte Gegenstand ist, muß der Erklärende nicht seyn. Unser Verf. modelt aber auch an allen Definitionen das-

dasjenige, was die Logiker für eine wesentliche Eigenschaft von denselben gefordert haben, daß sie nämlich mit den erklärten Begriffen identisch sind, und will dergleichen Erklärungen für nicht existirend betrachtet wissen. Den Rec. dauert bey dieser Gelegenheit nur der arme Euklides, der, weil er sich ihrer in seinen Elementen bediente, durch unsern jungen Verf. um einen wesentlichen Theil seines Ruhms kommt, woraus man sehen kann, was für ein unsicher Ding selbst tausendjährige Ehre eines Gelehrten ist! Ein Adam Heinrich Müller kann den Ruhm eines Euklides umstoßen. Der Verf. setzt daher mehrentheils conträre Begriffe einander entgegen, deren Gegenstände bloß in wechselseitiger Beziehung auf einander möglich und wirklich sind. Da er aber hierüber sich nicht bestimmt: so wird es seiner Schule auch nicht darauf ankommen, ob man subconträre, und subsubconträre einander entgegenstellt. Wie wird er es aber nun dem Mathematiker verwehren, wenn dieser das Dreyeck dadurch erklärt, daß es dem Viereck entgegenstehe, und umgekehrt, das Viereck dadurch, daß es dem Dreyeck entgegenstehe; obgleich das Fünfeck, Sechseck u. s. w. dem Dreyeck und Viereck ebenfalls entgegenstehen. Wie soll das Dreyeck erst möglich werden durch das Viereck, und das Viereck durch das Dreyeck, da vielmehr jedes seine eigne Möglichkeit fordert? Oder soll das Pferd dasjenige seyn, was dem Esel entgegensteht, und das Pferd den Esel und der Esel das Pferd möglich machen? Bey dem Verf. macht der Redner den Hörer, oder Antiredner, und der Hörer den Redner, oder Antihörer möglich. Muß denn nicht im Redner wie im Hörer die Fertigkeit zu reden und zu hören liegen, wenn sie solche auch nicht gegen einander ausüben? Wenn nach des Verf. Philosophie, ein Mensch einen Tauben anredete, würde er kein Redner seyn? welch ein Gedanke! Eben so wird Freyheit durch des Verf. Bestimmung gar nicht erklärt, da der Nothwendigkeit sehr viele Zufälligkeiten entgegenstehen können, die nicht aus Freyheit entspringen. Raum und Zeit, warum sollen sie nur durch einander möglich seyn: es könnte ja ein großes Nebeneinanderseyn von Dingen existiren, ohne alle Veränderung, ohne alle Folge? Und wäre da nicht der Raum ohne Zeit? Eben so ließe sich ja ein einziges Ding im Wechsel seiner Bestimmungen denken; und wäre da nicht Zeit ohne Raum? Müßte nicht demnach der Rec. bloß möglich seyn durch den Verf.?

 Wie

Wie gefährlich würde es da nicht oft um die Möglichkeit beyder stehen, da gewiß mancher Verf. sich einen nachgiebigern Rec., und dieser sich einen gründlichern und lehrreichern Autor wünscht! — Aber unser neuer Philosoph gehet auch zum Mysticismus der neuern Schulen über, der zugleich auf Atheismus führt, indem er die Gottheit nur zum Ideal in uns, zum vollen Gefühle des Lebens zu machen scheint. S. 111 ff. Auf diese Weise dürfte es wohl mit seinen Begriffen harmoniren, wenn er ein unendliches Wesen, und dieses wieder ihn möglich machte!!

Für Rec. gäbe es hier noch Gelegenheit genug, dem Verf. manche sehr auffallende Sätze entgegen zu stellen, wenn er nicht voraus wüßte, wie vergeblich diese Arbeit seyn würde, da es Hrn. Müller Mühe und Ueberwindung kostet, in das Krankenhaus der ältern Philosophie zu sehen, S. X. in welchem freylich auch Rec. nicht liegt; sondern sich sehr wohl befindet. Andern Lesern wird es nicht schwer werden, diese Wahrheiten selbst zu entwickeln. Indessen will doch Rec. den Verf. bitten, sich, bey Betrachtung der Schicksale der neuern Weltweisheit, an den wahren Spruch Ovid's zu erinnern:

Flumine perpetuo torrens solet altius ire;
Sed tamen haec brevis est, illa perennis aqua.

Eine eben so große Umwälzung wird nun auch der Philosophie in der Schrift No. 2. angekündiget. Der Verf. derselben hat sich schon durch seine Prolegomenen zur Analysis in der Philosophie, als einen Mitkämpfer um den bey der Berliner Akademie der Wissenschaften ausgestellten Preis, bekannt gemacht, und in der Neuen Berliner Monatsschrift (August 1804.) die Aufmerksamkeit der Philosophen auf gegenwärtige Abhandlung zu richten gesucht. Er glaubt nämlich, es habe selbst in derjenigen Philosophie, welche den Widerspruch bloß logisch und als negatives Kriterium der Wahrheit betrachtet, — also in unsern kritischen Schulen, — nur das Scheinbare des Widerspruchs, für das Wirkliche gegolten, woraus sich alle ihre Mißstimmungen begreifen ließen. Die Entdeckung des, in der bisherigen Vorstellung vom Widerspruch, liegenden Widerspruchs, würde die ursprüngliche Täuschung der Speculation aufklären, und das Behaup-

tetseyn aller ihrer Systeme mit dem Widerspruche, auf einmal beweisen. Kant sey daher auch einen falschen Weg eingeschlagen, indem er die Richtigkeit der Logik vorausgesetzt, und nicht mit einer Kritik derselben angefangen habe. Diese große neue Ansicht sollen also diese wenigen Bogen darreichen, und »es muß,« wie der Verf. sich ausdrückt, »bald genug begreiflich werden, daß alle bisherige Versuche das positive »Kriterium der Wahrheit zu entdecken, mißlingen mußten, »weil auch das negative Kriterium der Wahrheit selber bis»her verkannt und gemißbraucht wurde, und weil das allge»mein geltende Vertrauen auf die seit dem Aristoteles in ih»rem Grund und Wesen vollendete Logik, blind gewesen ist.« (S. 22.)

Der Verf. meint selbst, daß eine solche Behauptung unter allen bisher gewagten die gewagteste scheinen müsse, und sie scheint auch Rec. allerdings sehr gewagt zu seyn. Unsre ältern Systeme, die zwischen dem positiven und negativen Kriterium der Wahrheit, zwischen Philosophie und Logik, so wie zwischen Philosophie und Erfahrung, keine Scheidewand zogen, könnten sich zwar das Niederreißen derselben gefallen lassen; allein das allgemein geltende Denken würden sie nicht mit dem Auge des Verf. als »ein Ver»steckensspielen mit dem Widerspruch,« die bisherige Logik nicht als die Theorie dieser Kunst ansehen, und noch weniger möchte es den neuern so anmaaßlichen Systemen ansehen, wenn sie für »neue Kunststücke der zur »Profession gewordenen Ausübung jener Kunst,« erklärt werden S. 21. Jedoch so viel auch hieraus Streitigkeiten, unphilosophische Spiele, und unanständige Neckereyen entstehen möchten: so würde doch der Verf. und noch weniger seine Theorie hierdurch Etwas verlieren, wenn er nur mit derselben unter dem mächtigen Schutze der Wahrheit kämpfen würde. Ob er aber solch einen festen Posten behaupte, darüber wagt Rec. hier nicht zu entscheiden, zumal es schwer ist, sich in den Ideengang dieses Schriftstellers einzustudieren, da bey dem dunkeln Vortrage man nicht immer sicher ist, ob der eigentliche Sinn gefaßt sey oder nicht. Auch stehen die Behauptungen, die doch von selbst nicht einleuchten wollen, mehrentheils ohne allen Beweis da; und selbst wo sich Beweise finden, muß die Prüfung derselben sehr schwer seyn, weil sie die Gültigkeit unserer alten Logik nicht mehr anerkennen wollen.

Die Erklärung des Widerspruchs will Rec. keinesweges einleuchten: §. 1. »Der Widerspruch ist die Identität, »als die Nichtidentität, und die Nichtidentität, nicht »als die Nichtidentität. Sein Wesen ist die Mi»schung und Trennung der Identität und der Nicht»identität: und sein Grund die undeutliche und »scheinbar deutliche Vorstellung der Identität, und »der Nichtidentität.« Es scheint nämlich hier nicht bestimmt angegeben zu seyn, daß in einem Widerspruche die Identität, oder wie wir sagen, A mit der Nichtidentität, non A, in einem Begriff zusammen gezogen werden müsse. Wer den Zirkel viereckig denkt, der widerspricht sich daher, weil er ihn auch rund denkt. Dächte er ihn bloß viereckig: so hätte er zwar einen falschen Begriff von ihm; aber noch nicht einen widersprechenden, und dieß will aus des Verf. Definition nicht hervorgehen. Das Wesen des Widerspruchs wird nun in die Mischung und Trennung der Identität und der Nichtidentität gesetzt. Wenn aber auch sich hier jene Mischung findet: so will doch das Daseyn jener Trennung, nach alle dem was der Verf. darüber sagt, Rec. nicht klar werden. Bestehet aber der Widerspruch eben in jener Mischung und Trennung: so kann da kein Widerspruch seyn, wo eine solche nicht statt findet, und jedes, Identität und Nichtidentität, richtig erkannt und geschieden werden. Hierüber drückt sich unser Verf. am deutlichsten also aus: »Das an sich Unmischbare und Untrennbare, als solches, »in seiner Unmischbarkeit und Untrennbarkeit, oder die »Identität, als solche, und die Nichtidentität als sol»che, ist also die Identität, als die Thesis, und die »Nichtidentität, als die Hypothesis, in der Antithesis »und Synthesis von diesen beyden.« — »Nur allein »durch diese Vorstellung wird die Identität und die Nicht»identität nicht verworren, nicht scheinbar, sondern wirk»lich deutlich vorgestellt und ist der Widerspruch in sei»nem Grund und Wesen enthüllt und aufgehoben, während »derselbe in jeder andern Vorstellung der Identität und der »Nichtidentität, in seinem Grund und Wesen verhüllt und »wohl verwahrt aufbehalten wird.« S. 5. 8. Daß die Nichtidentität (Hypothesis) dasjenige sey, wodurch die Identität, als die Thesis, oder das Nichtsvoraussetzende, vorausgesetzt werde, und also nichts als die voraussetzende Voraussetzung, das an sich Nachstehende wäre, (S. 5) darüber möch-

wieder sich ausgleichen lassen, weil Verschiedenheit überhaupt nicht gedacht werden kann, ohne daß wir Dinge, die an sich dieselben sind, in ihrer Verschiedenheit denken. Aber im Widerspruche selbst, wo die bestimmten Begriffe einander nothwendig entgegenstehen, setzt nicht der Eine den Andern voraus. Kreis und Viereck sind jedes für sich bestimmt, und nur im Vergleiche gegen einander widerstreitend. Wollen wir nun dieß Verhältniß im uneigentlichen Sinne Hypothesis nennen; so lernen wir dadurch nichts Neues, das uns vor dem Widerspruche bewahren könnte. Dieß geschiehet immer nur dadurch, daß wir die Begriffe deutlich denken, und aus der Vergleichung ihrer Merkmale einsehen lernen, ob in einem oder mehreren auch die Verneinung eines oder des andern Merkmals gedacht werde. Mehrere Bemerkungen hält Rec. zurück, in der Hoffnung bald deutlichere Erklärungen über diese Theorie zu erhalten. Letztere wollte der Rec. dem Verf. ernstlich anrathen; besonders in denjenigen Schriften, die er bey der Akademie zu Berlin einzureichen gedenkt, indem sonst das Lesen derselben den Preisaustheilern zu schwer gemacht werden dürfte.

Kn.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

1. Homeri carmina cum brevi annotatione. Accedunt variae lectiones et observationes veterum grammaticorum cum nostrae aetatis critica; curante *C. G. Heyne*. Tom. I—VIII. Leipzig, Weidmann, London, Payne und Mackinlay. 1802. gr. 8. (Druckpap. ohne Vignetten 20 Rthl.; Schrpap. m. Vign. 30 Rthl.; holländ. Papier m. Vign. 50 Rthl.)

Die einzelnen Bände unter folgenden Titeln:

Homeri Ilias cum brevi annotatione, curante *C. G. Heyne*. *Vol. I, Lib. I—XII*. LXX und 691

S. m. 5 in Kupf. gestochenen Schriftproben verschiedner Handschriften. — *Vol. II. Lib. XIII — XXIV.* 671 S. — Versio lat. Iliadis, praemissa commentatione de subsidiis studii in Homericis occupati. *Vol. III.* CXVIII u. 619 S. — Variae lectiones et observationes in Iliadem. *Vol. I. P. I. Lib. I - IV.* VI und 704 S. — *Vol. I. P. II. Lib. V - IX.* 732 S. — *Vol. II. P. I. Lib. X - XIV.* 656 S. — *Vol. II. P. II. Lib. XV - XIX.* 808 S. — *Vol. II. P. III. Lib. XX - XXIV.* 845 S.

2. Homeri Ilias cum brevi annotatione, curante *C. G. Heyne.* Leipzig, Weidmann, London, Payne und Mackinlay. 1804. *Vol. I. Lib. I - XII.* XVI und 622 S. *Vol. II. Lib. XIII — XXIV.* 618 S. gr. 8. 4 Rg.

3. Ὁμήρου ἔπη. Homeri et Homeridarum opera et reliquiae. Ex recensione *Friedr. Aug. Wolfii. Vol. I. et II.* Leipzig, Göschen. 1804. 8. (Druckpap. 1 Rg. 16 gr. Velinpap. 6 Rg. 18 gr. Schreibpap. mit Flaxmanns Umrissen 6 Rg.)

Mit dem besondern Titel:

Homeri Ilias. Ex veterum criticorum notationibus optimorumque exemplarium fide novis curis recensita. *P. I.* LXXXVIII und 344 S. *P. II.* 365 S.

4. Die Iliade des Homer von *John Flaxman*, Bildhauer. (Göttingen, Dietrich. 1803.) Querfolio. 34 Blätter. (6 Rg.)

Wir reden zuerst von Heyne's curis Homericis, theils nach dem, was er selbst darüber in der Vorrede zum ersten

Bd. der großen und der kleinen Ausgabe, und in der Abh. de subsidiis studii in Homericis occupati vor dem dritten Band der großen Ausgabe gesagt; theils nach dem, was er und wie er es wirklich geleistet hat. Er bringt und sein Werk selbst nur unter den Gesichtspunkt einer Materialien-Sammlung für eine künftige vollkommnere Ausstattung des Homer; er giebt es für Data zu einem dereinst zu fällenden, gründlichen Urtheil über Entstehung, Bildung und ältere Gestalt des Gedichts. Wie verdienstlich wäre, hätte der Herausg. auch nur dieß geleistet, schon ein solches Repertorium, da bisher noch alle Hülfsmittel so zerstreut waren, und die weitläuftigen Verbindungen, die Betriebsamkeit und das Glück des Herausg. es allein möglich machten, einen so reichen und vollständigen Apparat (bey welchem er sich einiger Beyhülfe der Professoren Beck und Jacobs — von letzterm kommen auch Kritiken zu Il. 9, 197 248 612 vor — und einiger seiner jüngern Schüler erfreute) zusammenzubringen! So manches Jahr er sich auch provisorisch mit dem Dichter beschäfftigt hatte, so erlaubte ihm doch sein geschäfftvolles, (so vielfachen Pflichten des Berufs, der Verhältnisse und der Humanität hingegebnes) Leben und selbst sein Alter nicht, so lange mit der Ausarbeitung und Herausgebung dieses umfassenden Werks anzustehen, bis er Alles erschöpft und aufs Reine gebracht hätte. Sollte die gelehrte Welt nicht die Früchte mehrjähriger Studien und einer Ausbeute von Hülfsmitteln, wie sie nicht wieder zusammenkommen wird, verlieren: so mußte er es nicht scheuen, sein Werk auch in einer der höchsten Vollendung noch entbehrenden Gestalt erscheinen zu lassen. Dieß giebt der Arbeit das Charakteristische, daß der Herausg. nicht immer die bereits abgeschlossenen Untersuchungen dem Leser vorlegt; sondern sie oft erst vor dessen Augen anstellt, sich allmählig selbst über manche Punkte mehr aufklärt, und in spätern Observationen nicht selten modifiirt und berichtigt, was er in frühern vorgetragen. Daher faßt er auch erst, nach vollendeter Bearbeitung des Ganzen, in Prolegomenen oder Excursen zum letzten Band, als Resultate seine Meinungen oder Muthmaaßungen — weiter zu gehen wagt er nicht — über Entstehung und erste Abfassung der Homerischen Gedichte (de Iliade universe, ejus partibus et rhapsodiarum compage; de Homero, Iliadis auctore; Res memoratae ab Homero ex annis ante Iliadem, et ex annis post Iliadem; de carminum Homerico-

rum auctoritate rite constituenda) zusammen; insonderheit über die Ilias; denn die Untersuchungen über die Odyssee werden wir in seiner Bearbeitung der letztern zu erwarten haben, welche uns die ganze Anlage dieser Ausgabe. (Homeri *carmina*) und selbst das Versprechen zu 16, um hoffen läßt. Als Möglichkeiten nimmt der Herausg. an, das Gedicht der Ilias als Ein Ganzes könne vom ersten Verf. entworfen worden; aber nach und nach von verschiednen alten Sängern einzelne Partieen oder Rhapsodien eingeschaltet worden seyn; oder auch, es waren anfangs einzelne Gedichte vorhanden, welche späterhin durch ein Kunstgenie mit geschickter Auswahl und Verknüpfung in Ein Epos verbunden worden. Doch diese Untersuchungen berührt der Verf. mehr, als daß er sie ausführt, und er verweist über sie und die Geschichte des homerischen Textes in den ältern Zeiten auf die ausführlichern gelehrten und scharfsinnigen Wolfischen Prolegomenen zur Iliade. Die Resultate dessen, was H. über die Geschichte des homerischen Textes lehrt, möchten auf Folgendes zurückzuführen seyn. 1) Wir haben die homerischen Gesänge so, wie sie aus der Hand der Alexandriner kamen. 2) Diese hatten selbst keine sichern und allgemein geltenden Grundsätze, nach welchen sie bey Berichtigung des Textes verfuhren. (Das Ansehen der Codices leitete sie viel weniger als ihr subjektives, großentheils auf ästhetische oder grammatische Gründe gestütztes Urtheil, und bey so vielen Lesarten, wo der Herausg. so oft den Wunsch äußert zu wissen, ob sie sich auf Autoritäten der Handschriften oder auf innre Gründe stützen, folgten sie gewiß einzig ihrem oft einseitigen Gefühl und ihrer eignen Autorität.) Sie kannten nicht einmal das Digamma, und ließen in einzelnen Fällen die einst digammirt gewesenen Stellen so stehen, wie sie sie fanden; in andern ersetzten sie das Digamma durch Flickwörter, oder veränderten die Lesart; sie nahmen keine Rücksicht auf das ältere Alphabet und dessen allmählige Abänderungen. 3) Die Alexandriner waren unter einander in Streit. 4) Unser Text ist nach verschiednen Hypothesen dieser Leute zusammengesetzt, und es findet sich in ihm keine Uebereinstimmung der Sprach- und critischen Regeln. 5) Die Aristarchische Recension wurde die herrschende, und wir sind von ihren Lesarten verhältnißmäßig am vollständigsten berichtet; aber es fehlt uns doch noch viel daran, um den Aristarchischen Text herstellen zu können. Allein wäre dieß auch ehemals: so

wäre

würde dadurch zwar viel für die Geschichte des homerischen Textes, aber nicht wesentlich für den Homer selbst gewonnen werden, da die gesunde Kritik auch viele seiner Lesarten verwirft. 6) Von dem frühern Text und von den Lesarten, aus welchen die Alexandriner wählten, sind wir nur in wenigen einzelnen Fällen unterrichtet, und können nach diesen urtheilen, daß die Alexandrinischen Gelehrten von dem frühesten Zustande des Textes selbst nicht gehörig unterrichtet waren. 7) Auf eine Menge Veränderungen und zum Theil größere Revolutionen im homerischen Texte weisen so viele offenbare Verschiedenheiten in dem Gange der Erzählung hin, eingerückte Stellen, Spuren von verschiednen Zeitaltern und Styl, Interpolationen mancher Art, insonderheit in der Zusammenstellung und Verbindung der Begebenheiten, die sich erst durch genaue Prüfung der Mythen, der Heldenzeiten, des Local, der Personen und der Zeitangaben äußern. (Der Herausg. hat in den Observationen Hunderte von Stellen angezeichnet, welche entweder die alten Grammatiker oder er selbst für spätere Arbeit erklären. Er bringt diese Interpolationen unter Klassen, was 1) die Rhapsoden, die noch die Ilias declamirten, ältere und jüngere, können haben einfließen lassen, indem sie bald aus Willkühr, bald aus untreuem Gedächtniß, andre aus Unwissenheit änderten, abwechselten, viele eigne Verse einrückten. 2) Was die Diaskeuasten (wir bedienen uns der Kürze halber dieses Ausdrucks, ungeachtet H. mehrmals bemerkt, daß dieser Ausdruck weniger von denen, die die zerstreuten Rhapsodien zu einem Ganzen vereinigten, als von Beurtheilern und Verbesserern des Textes überhaupt gebraucht werde. Doch vergl. Wolf prolegg. II. §. CLI. sqq.) für Veränderungen müssen gemacht haben, um eine Verbindung verschiedner Theile zu einem Ganzen zu bewirken; was 3) für Interpolationen durch Vervielfältigung der Abschriften erfolgt seyn müssen; endlich 4) was spätere Grammatiker geändert und eingeschoben haben. Wem in der Beurtheilung, welcher Klasse in einzelnen Fällen eine Interpolation angehöre, manches Willkührliche eingeschlichen zu seyn scheinen möchte, der bedenke, daß sich bey Gegenständen dieser Art das Gewisse nicht ausmitteln ließ, und dem subjektiven Gefühl Manches eingeräumt werden darf.)

Der Herausg. war mit einem solchen Schatz von Handschriften, Scholiasten, Ausgaben und andern literärischen Hülfsmitteln, die ihm auch in vollem Maaße die Göttingische Universitäts-Bibliothek darbot, gesegnet, daß er sich, mit Lessing zu reden, in einer wahren Verlegenheit des Reichthums befand. Die Verarbeitung dieser Schätze war eben so mühsam, als sie Geschicklichkeit erforderte. Der Verf. suchte zuvörderst auf, auf welche Handschriften und von welcher Güte sich die Entstehung und Ausbildung der lectio vulgata gründe. Er brachte die Handschriften so wie die Druck-Ausgaben nach Alter und Güte in Klassen, und stellte ihr Ansehen und Gewicht durch Induction fest. Aber nicht zufrieden, aus ihnen die Lesarten gesammelt zu haben, gewann er eine gleich große Anzahl derselben aus den Grammatikern, den Scholien, besonders den Venezianischen und Townleyschen (deren Identität mit den Victorianischen der Herausg. entdeckte), welche letztere die Lücken der erstern ergänzen; aus den Lexicographen; vorzüglich dem Etymologicum Magnum und Apollonius homerischem Lexicon; und den Anführungen einzelner Stellen in den andern Schriftstellern, welche letztere aber keine so reiche Ausbeute gaben, als man sich anfangs versprochen hatte.

Zum Grunde ist der Ernestische Text gelegt, aus den Venezianischen, Townley'schen und übrigen alten Handschriften, mit Zuziehung und Vergleichung der andern anwendbaren kritischen Hülfsmittel, verbessert. Zur Aufnahme neuer Lesarten aus fremder oder eigner Conjektur glaubte der Herausg. nicht leicht sichern kritischen Grund zu haben, und er sagt T. 8. p. 617 ausdrücklich: Per totam Iliadem ex mera conjectura nullam lectionem reposuimus; wiewohl uns doch ein paar Beyspiele des Gegentheils vorschweben. Sogar des Einklammerns verwerflicher Verse, welches oft in Wolfs Recensionen vorkommt, (vergl. praef. Lips. p. LXXXVI) enthält er sich, vielleicht, weil ihm bey so vielem Verdächtigen, Maaß und Ziel des Einklammerns schwer zu treffen schien, und nur einigemal finden wir Versen, die nach allen kritischen Merkmalen verdammlich sind, Sternchen vorgezeichnet. Vollkommnes Ebenmaaß in Rücksicht auf einmal angenommne und gebilligte Art zu schreiben, hält die Ausgabe nicht, wie er sich selbst bisweilen vorhält, (z. B. T. 8 p. 226 sqq.) so daß er z. B. bald die Augmente wegläßt, bald

stehen läßt, bald gewisse Zusammensetzungen trennt, bald beybehält, bald zu frühern, Voralexandrinischen Arten zu schreiben in einzelnen Fällen sich neigt, bald dem von Alexandrien her überkommenen Schreib-Gebrauch treu bleibt. Wohl erkennen wir auch, daß es wenigstens jetzt noch nicht an der Zeit ist, eine durchaus gleiche Scriptur in den Text des Homer einzuführen, (selbst Wolfs Recension hat sie nicht); ja, daß die ältere und älteste Orthographie selbst schwankte und sich nicht gleich blieb, wie es in allen noch nicht vollkommen ausgebildeten Sprachen der Fall ist. Da wir übrigens doch einmal nicht auf die Autorität der Alexandrinischen Festsetzungen der Lesarten geschworen haben: dächten wir, man könne füglich in den wenigen vorhandenen Fällen, auch ältere Lesarten aus den Zeitaltern vor den Alexandrinern, wenn sie sich durch ihre entschiedne Vortrefflichkeit empfehlen, einführen, ohne sich zu scheuen, daß dadurch die Harmonie mit dem übrigen Text gestört würde. Anders dürfte der Fall mit dem Digamma seyn, das Heyne, nach dem Vorgange einiger Engländer, wieder ans Licht gezogen, und zur Verbesserung des homerischen Textes angewendet, aber doch nicht in dem Text selbst, sondern nur unmittelbar unter dem Text der großen Ausgabe angebracht hat; denn, abgesehen davon, daß die Leser an diesem Digamma, als an einem ganz fremden, unbekannten Wesen, im Texte großen Anstoß genommen haben würden, sind die Grundsätze über dasselbe, selbst nach Hs. Eingeständniß noch lange nicht so gesichert und festbegründet, daß man eine Umschaffung oder wenigstens Umwandlung des Textes nach demselben schon wagen dürfte. Wie dem aber auch sey; es gehört unter die Hauptverdienste des Herausg. um den Homer, daß er die fast aufgegebene Sache dieses Digamma wieder in Anregung brachte, und mit allem Nachdruck als der Anwald desselben auftrat, unbekümmert um den Spott, der deshalb etwa seiner, wie einst Bentley's, warten würde. Denn dieser Kritiker ist es, welcher in neuern Zeiten zuerst zur Herstellung des homerischen Textes durch das Digamma Anstalten gemacht hat, von welchen nur einzelne Notizen ins Publikum gekommen waren. Wolf bezeugte in den Prolegomenen zur Ilias S. CXVI seinen sehnlichen Wunsch, näher darüber unterrichtet zu seyn. Die Heynische Ausgabe befriedigt diesen vollkommen. Denn H. verschaffte sich aus Bentley's Nachlassenschaft das Exemplar des Stephanischen Homer, in welchem

chein Bentley außer verschiedenen wichtigen Collationen und Verbesserungen, auch durch den ganzen Homer seine Digamma-Conjecturen beygezeichnet hat, zu denen nun freylich erst die Grundsätze oder Prämissen, aus denen die Verbesserungen geflossen waren, aufgesucht werden mußten. Einige neuere Britten hatten ebenfalls dieser Lehre ihre Aufmerksamkeit geschenkt; der scharfsinnige Wakefield versprach in seinen Noctes carcerariae London 1801 noch in demselben Jahre eine Dissertation, an der ihn der Tod gehindert hat, de digamma Homerico herauszugeben, und spricht vorläufig aus: Interea moneo, rectam et luculentam hujusce rei administrationem permagni nostrorum studiorum interesse; quoniam illud est Ariadneum filum, sine quo poesis Homerea plane nihil aliud invenitur, quam inextricabilium errorum labyrinthus. Also durch die Aegide berühmter brittischer Kritiker geschützt, spürte Heyne der wahren Beschaffenheit des Digamma, der Geschichte und den Schicksalen desselben und den Regeln und Fällen, wann und wo es gebraucht worden, scharf nach; gab in den Obss. Bentley's und seine Vorschläge, einzelne Stellen nach der Lehre des Digamma zu verbessern, an, und machte manche Stellen der Unächtheit darum verdächtig, weil sie eine Nichtkenntniß des Digamma verriethen. Es sind scharfsinnige und subtile Untersuchungen darüber, die der Herausg. durch die ganze Ilias durchgeführt hat. Wer die Schwierigkeiten ganz durchschaut, wird sich freylich nicht über so manches Schwankende und Zweifelhafte, von dem die Grundsätze sowohl als ihre Anwendung noch gedrückt werden, verwundern. Der Herausg. selbst gieng allmählig im Fortgang des Werks vom Ungewissern zum Zuverlässigern fort, und trug seine Ideen und Hypothesen darüber, so weit er sie ins Klare setzen konnte, in einigen ausführlichen Excursen T. 7 p. 708—772 vor: de digammo placita, quae in Homero probanda esse videantur; Recensus vocum Homericarum, quae digammi vestigia servant; de digammi usu in media voce. Was hier noch unhaltbar oder unvollkommen ist, wird die Zeit und die weitern Forschungen fortbauender Grammatiker und Metriker verbessern und weiter ausbilden, und wirklich hat bereits Hermann (in der Lpz. ALZ.) die Bentley-Heynische Digamma-Lehre mit Einsicht und Scharfsinn weiter verfolgt. Wolf hat sich bis jetzt nur beyläufig, theils in den Prolegomenen zur Ilias, theils in der Vorrede der

Leip-

Leipziger Ausgabe S. LXIV ff. über das Digamma erklärt.

Die ausführlichen Observationes sind beydes der Kritik und der Interpretation des Dichters, (denn Beydes ist in ihm unzertrennlich, und greift in einander ein) gewidmet, und in ihnen sind alle die reichen Materialien verarbeitet, und mit eigner Zuthat und eignem Urtheil des Herausg. begleitet. Es versteht sich, daß die Grundlage eines homerischen Commentars die alten Scholien ausmachen müssen, deren Werth und Beschaffenheit ein eigner Excurs T. 8. p. 554 sqq. de usu grammaticorum veterum in interpretatione Homerici carminis auseinandersetzt. Wäre doch der Versuch, die Scholien selbst ganz, nach Art eines zweyten Eustathius zusammengestellt, oder wenigstens das Wichtigere und Brauchbarere aus denselben mit den eignen Worten der Scholiasten zu geben, ausführbar befunden worden! Man hätte Raum gewonnen, hätte der Verleger nicht auf dem Abdruck der latein. Uebersetzung bestanden; und hätte man die fortlaufenden kurzen Anmerkungen unter dem Text, die nur für den Liebhaber oder für den Leser, der nicht durch gelehrte Untersuchungen unterbrochen seyn will, bezeichnet waren, bloß für die kleinere Ausgabe, welche einzig der Interpretation des Dichters gewidmet ist, aufgespart! Nun wurde der für den Herausg. weit mühsamere Weg eingeschlagen, die Scholien nach ihrem Alter, Gewicht und Werth, sowohl in kritischer als exegetischer Hinsicht, auszuziehen, und daraus, meist mit den Worten des Herausg., seltner mit den der Scholien, zu referiren. Auch so war der Gewinn für Kritik, Erklärung der Worte und Sachen, selbst für ästhetische Schätzung des Dichters nicht gering. Ist bey diesen Auszügen aus zum Theil dunkel und zweydeutig ausgedrückten oder verdorbnen und lückenhaften Scholien der Sinn der Grammatiker je zuweilen verfehlt, ist bey der übergroßen Menge der zu beachtenden Dinge und der Scholien eins und das andere Brauchbare übersehen worden: wen mag das befremden? Bey anzustellenden Untersuchungen über einzelne Fälle und Stellen schlägt man doch ohnedem seinen Eustathius und die andern Scholien selbst nach, und zieht sie in ihrer eignen Sprache zu Rathe. In diesen Auszügen der alten Scholien, wovon so Vieles ungedruckt war, sind eine Menge vorhin unbekannter Bruchstücke aus alten Dichtern

und

und andern Schriftstellern ans Licht gestellt, die Scholien selbst an unzähligen Stellen verbessert und erläutert, und aus den Bemerkungen der alten Grammatiker vom Herausg. Veranlassung genommen worden, alte Wörter und Formen genauer zu bestimmen, das noch Schwankende der ältern Sprache zu zeigen, Urtheile über Etymologien und Bedeutungen zu prüfen, homerische Worte zu erläutern; durch welches Alles eine beträchtliche Anzahl Verbesserungen, Conjekturen und Kritiken herbeygeführt wurde. Um nur hier Etwas über die neue Ausbeute der Scholien anzuführen, geben wir ein, noch sehr unvollständiges, Verzeichniß der aus denselben, vorzüglich aus den Townley'schen oder Victorianischen Scholien mitgetheilten Fragmente, das gewiß um mehr als die Hälfte vermehrt werden kann. Cratinus Supplemm. T. 4 p. 684. Hermodemus p. 684. Euripides p. 701. Philochorus Suppl. T. 5 p. 716. Stesichorus p. 719 und Obs. zu 21, 575. Arctinus, Dionysius Obs. 11, 515. Hesiodus 11, 735 16, 748 21, 528. 23, 679. Melanippides 13, 350. Eupolis 352. Ibycus, Simonides 517. Sophocles 14, 40. 22, 419. 24, 256 T. 7 p. 807. Euphorion Suppl. T. 6 p. 655 und Obs. 24, 165. Dichter der Cypria Suppl. T. 7 p. 782. Kleine Ilias p. 782. Pindar p. 784. und Obs. 24, 100. Aeschylus T. 7 p. 784 und Obs. 19, 87. 23, 10. Callimachus T. 7 p. 785 und Obs. 22, 56. Alcman Suppl. T. 7. p. 785 sqq. Obs. 21, 485 22, 305. Philemon Suppl. T. 7 p. 799 und Obs. 24, 617. Orpheus und andre Sänger auf den Linus T. 7 p. 803. Herodotus 20, 390 1. Philetas 21, 179 Acusilaus T. 8 p. 150 Obs. 23, 297. Menander 21, 390. Hippobotus 22, 113. Alcäus 22, 332. Epigramm auf den Epicharmus 22, 414. Alexandrides oder Anaxandrides Lustspiel Sisyphus 23, 1. Alexander Aetolus in den Astrologisten 23, 86. Pherecydes 23, 297. 24, 343 617. Empedocles, Heraclitus 24, 54. Archilochus 24, 81. Simonides, Hecatäus 24, 228. Anacreon 24, 278. Theopompus 24, 428. Hellanicus 24, 494. Bacchylides 24, 494. Wir verbinden hiermit sogleich eine Anzeige einiger beyläufig vom Herausg. verbesserten oder erläuterten Stellen aus verschiedenen Schriftstellern, auch von den in den Scholien zerstreuten Fragmenten: Pausanias Obs. Il. 2, 148. Quintus von Smyrna 2, 218. 16, 259. Christodorus Lydiaca 2, 461. Hesiodus 2, 496. 8, 455. 13, 5 p. 369.

14, 200. 15, 189. 16, 387. 422. 17, 114 u. a. m. Euphorion 2, 496 und Add. T. 6 p. 623. Homerischer Hymnus auf den Apollo 2, 506. Callimachus 2, 605. 6, 303. Etymologicum Magnum 2, 681. Scholiast des Lycophron 2, 701. Carmen cyclicum 2, 731 p. 384. 859. Strabo 2, 850. 855. 856. 6, 92. 13, 5 p. 368. 2. 53 T. 8 p. 18. Nicander Theriaca 3, 152. Apollonius Rhodius 4, 447. Lycophron 5, 448. Musäus 6, 147 p. 213. Plutarch T. 5 p. 718. Athenäus 8, 441 p. 494. Epicharmus 8, 527. Aristoteles Poetik 10, 13. Plato Gastmal 11, 785 p. 260. Aeschylus Choephoren 15, 297. Aelian Thiergesch. 18, 39. Kleine Ilias 19, 326. Cäsar 20, 53 p. 19. Diodor von Sicilien 21, 454. Tryphiodor 23, 714. Ein Vers beym Quintilian 24, 556 p. 716.

Außer dem kritischen Theil der Observationen zur Berichtigung und Sicherstellung des Textes, war die Hauptsache richtige Erklärung nach dem Sinn und Geist der frühern Zeit, und nach der grammatischen Währung der Sprache des Gedichts. Auf diesem Wege entstanden eine Menge Bemerkungen über alte Denk- und Sprechart, über homerische Formen, Partikeln, grammatische und prosodische Observationen. Die meisten sind ohne Anspruch auf vollendete Ausführung hingegeben; es sind zum Theil Ansichten des Herausg., verzeichnet als Stoff für weitere Betrachtung, Prüfung und Ausführung, die er nicht weiter verfolgen konnte, ohne seine Kräfte ins Unendliche zu vertheilen. Verweisen wir hier nur auf die grammatischen und prosodischen Excurse, welche zusammen die Grundlinien zu einer homerischen Grammatik bilden. Zum ersten Buch Exc. 2. 3. 4. 5. 6. 7, zum zweyten 2 (über das IV. Ephelkystikon), zum vierten 3 (über ὄφρα mit dem Subjunktiv und Optativ. Ueber den Gebrauch dieser beyden Modi im Homer hat neulich Mathiä Obss. crit. c. 5—7 in Miscell. philoll. Vol. 2 mehrere Bemerkungen gemacht, welche Herausg. Bemerkungen theils bestätigen; theils bestreiten) zum fünften 1. 2. 3, zum siebenten 2, zum achten 2, (über das φ paragogicum) zum neunten 1. 2. 3. 4, zum zehnten 1, zum zwölften 2, zum funfzehnten 1, (über den Hiatus im Homer. Vergl. Wolf praef. Lips. p. LXIV sqq.) Zum siebzehnten 1. 2, zum 21sten 1, (über Homers Ionischen Dialekt.) Zum 23sten 1, (Salebrae interpretationis et Criticae ex grammatica Homeri imperfecta). Der beson-

sondern Excurse über das Digamma haben wir schon gedacht.

Eine andre Art von Erörterungen und Erläuterungen betreffen die Ilias als episches Gedicht, die Geschichte, den Plan des Gedichts, den Gang desselben, einzelne Schönheiten, Zeit, Lokal, Mythen, Sitten, Gebräuche und Geschichte der Helden, Erläuterungen von Kunstwerken. Dahin gehören auch folgende Excurse Il. I Exc. 1 de interventu deorum in Homero. Exc. 8 de Olympo Homerico. Exc. 9 de ambrosia. Il. II Exc. 1 de Agamemnonis sceptro, regno ac successione, de imperii finibus et de Argis. Il. IV Exc. 1 de acie Homerica et tactica Achivorum et Trojanorum. (Umarbeitung der Heynischen Vorlesung in den Commentationen der K. Gesellsch. der Wissensch. in Göttingen). Exc. 2 de primo ex quatuor praeliis inter Achivos et Trojanos commissis. Il. VI. Exc. 1 de locis, in quibus ad Trojam inter Trojanos et Achivos est pugnatum. (Retractation der Heynischen Abhandlung in seiner Bearbeitung von Lechevalier.) Il. VII Exc. 1 de castrametatione et de castrorum munitione per Achivos facta. Il. VIII Exc. 1 de mythis Homericis (Retractation dessen, was der Herausg. in ältern Schriften und Abhandlungen über homerische Mythen vorgetragen hat). Il. XI Exc. 1 de praelio tertium facto. Il. XII Exc. 1 de castrorum oppugnatione per Trojanos facta et insequuta pugna diei reliqua. Il. XIV Exc. 1 de cesto Veneris. Il. XVI Exc. 1 de Harpyiis. (Umarbeitung eines Excurses zur Aeneis) 2 de Iovis Dodonaei religione secundum Homerum ejusque interpretes veteres. Il. XVIII Exc. 1 de computatione dierum in Iliade et pugnarum per eos distributione; 2 de rebus in pugna tertia gestis in unum diem cumulatis; 3 de clipeo Achillis. Il. XIX Exc. 1 de Ate. Il. XX Exc. 1 de praelio quarto inter Trojanos et Achivos facto. Il. XXIII Exc 3 de allegoria Homerica. Register über Text und Commentar fehlen noch; vermuthlich in Beziehung auf die Ausgabe der Odyssee, die wir dem Herausg. hoffentlich noch zu verdanken haben werden, zu welcher dann schicklicher und nützlicher die Indices über beyde Werke und ihre Erläuterungen kommen werden.

Daß eine Arbeit dieser Art, welche in einer Reihe von vielen Jahren in verschiedenen abgebrochenen Zeitpunkten, wo

sie bald ruhte, bald wieder vorgenommen, und endlich unter einem Gedränge heterogener Geschäffte und Zerstreuungen durchgesetzt wurde, manche Stellen haben muß, welche eine neue Um- oder Ueberarbeitung, Verbindung oder Ausstreichung verlangt hätten, liegt in der Natur der Sache, und wird vom Her. selbst eingestanden. Auch gereichte es dem Werk zum Nachtheil, daß es an einem von dem Her. entfernten Orte gedruckt wurde; daß er die Revision der Druckbogen nicht selbst übernehmen konnte; daß er nie eine völlige Uebersicht des gesammten Mscr. vor sich hatte, nicht das Vorhergehende in nöthigen Fällen nachsehen, noch das Vorhingesagte vergleichen, noch immer auf die rechte Stelle, wo bereits davon gehandelt war, verweisen konnte; aus allen diesen Ursachen giengen manche Wiederholungen des schon Dagewesenen, manche kleine Unrichtigkeit, insonderheit in Citaten, hervor, manche Schreibfehler und einzelne Undeutlichkeiten im Ausdruck, die aus der Bemühung, sich kurz zu fassen, entstanden; wozu noch kam, daß der gelehrte und fleißige Korrektor doch hie und da die manus docta des Verf. nicht richtig las oder lesen konnte. Dieser der neuen Bearbeitung anklebenden Mängel ungeachtet, erhalten wir hier die Ilias in einer so reichen, vollständigen und des Dichters würdigen Ausstattung, als keine Nation von dem Dichter aufzuweisen hat. Der gerechte Wunsch des Her. ist, daß das Homerische Studium durch sie neu belebt, auf der Grundlage fortgebauet, und durch weitere Ausbildung und Verbesserung die Sache des Homer, und mit ihr, der ältesten griechischen Poesie überhaupt gefördert werde. — Das Aeußere der Heynischen Ausgabe ist gut, das der Pracht-Ausgabe besonders schön; mit der Korrektheit des Textes kann man ziemlich zufrieden seyn, nicht ganz so mit der der Anmerkungen.

Ueber die kleinere Heynische Ausgabe der Ilias in zwey Bänden können wir uns kurz fassen. Sie ist denen bestimmt, welche jene gelehrten kritischen und grammatischen Untersuchungen der Obss. in der großen Ausgabe nicht verlangen, nicht brauchen; dem Jüngling und dem Liebhaber, der den Homer verstehen und richtig interpretiren lernen will. Diesen Klassen von Lesern ist die adnotatio perpetua unter dem Text bestimmt (die Digamma's der großen Ausg.

sind weggelassen); sie enthält das zum unmittelbaren Verständniß Nöthige und Dienliche im Auszuge aus der größern Ausgabe, mit mancherley kleinen Verbesserungen und Zusätzen. Alle Kritik sah der Her. als überflüssig für eine solche Ausgabe an; da er aber doch selbst erklärt hat, daß sie und die Interpretation unzertrennliche Gefährten sind, da er selbst bey einigen Stellen nicht umhin konnte, Etwas über Unächtheit einzelner Partieen und über Lesearten hier einfließen zu lassen: so spricht er und die Sache, zumal im Homer, doch selbst wider sich. Wir glauben wirklich, daß die Kritik nicht ganz aus dieser kleinern Bearbeitung hätte ausgeschlossen werden sollen. Außer den Argumenten vor jedem Buche sind noch einige auch hier unentbehrliche Excursus aus der großen Ausgabe herüber genommen, nämlich: über Schlachtordnung und Taktik im Homer Exc. I., über die vier Treffen der Ilias, Exc. II. V. VII. IX., über das Local der Gefechte der Ilias, Exc. III., über das griechische Lager, Lager-Befestigung und Bestürmung Exc. VI. VII., über die Zusammenrechnung der Tage in der Ilias Il. VIII. Den Beschluß machen Indices, 1) nominum et rerum, 2) vocum graecarum, deren Vf. ein Mitglied des philol. Seminariums, Hr. Bergmann, ist, derselbe, welcher die Register zu der neuen Heynischen Ausgabe des Apollodor besorgt hat.

Da wir in der N. A. D. Bibl. Anhang z. 1 — 28sten Bd. Abth. 3. S. 497 ff. bereits ausführlich von der Wolfischen Recension der Ilias, 1794, nebst den Prolegomenen gehandelt haben; die neueste Ausgabe bey Göschen aber nur als eine Revision oder Rekognition jener zu betrachten ist: so ist uns hier Kürze der Anzeige erlaubt. Vorübergehen dürfen wir aber nicht vor der neuen Vorrede (welcher auch die Vorreden zu den frühern Wolfischen Ausgaben beygegeben sind), die theils aufs Neue einschärft, was der Her. schon anderwärts über Homerische Kritik vorgetragen; theils neue Kautelen und Regeln der Homerischen Kritik, welche er großentheils aus Griesbach's Grundsätzen der Critica sacra auf den Homer überträgt, und durch Beyspiele aus dem Dichter erläutert. Ueber das Ziel, welches sich die neuere Kritik bey einer Recension des Homer stecken kann und soll, drückt sich W. so aus: S. XXXVI: Ex Aristarchi conformatione, collatis Cratetis multorumque aliorum notationibus,

fidus; tandem post Herodianum studiis grammaticorum quasi ἐκλεκτικῶν seculi III. aut IV. coaluit *vulgatus quidam textus*, quem per vestigia optimorum subsidiorum, quae ad nos emanserunt, erui posse nemo dubitet. Ita si non purum putum Homerum, at saltem eum, quem Longini et Procli habuerunt, proximo intervallo assequi videbimur. (Vgl. prolegg. II. p. VII. XXI f.) Hunc igitur textum, veluti fundum factum, partim sordibus inferiorum temporum purgare; partim ex superioris aevi correctionibus ad linguae graecae rationem et Homericam consuetudinem expolire, et multis locis cum iis grammaticis, a quibus consummatus est, in certamen operae descendere licebit. Nam etsi illi in maximis rebus judicia Aristarchi et eam constitutionem, quam Cicero et Virgilius a pueris legebant, sequuti sunt, ita tamen nonnumquam ab ea discesserunt, ut delectus eorum refingi, et rejecta scriptura, quae clari alicujus auctoris nomine defenditur, praeferri debeat. Quin etiam, ubi non deteriora sunt ea, quae ab aliquo priorum profecta sunt, quam quae auctore carent, ad illa nobis reverti decet, eo magis, quod saepe incertum est, utrum haec vulgata omnino antiqua sint, an infimis saeculis nata. Der Her. geht nun die zur Herstellung des Textes vorhandnen Quellen und Hülfsmittel, die gedruckten Ausgaben, die Handschriften, die Citationen des Homer in den Schriftstellern, die vor den Alexandrinern gelebt, oder mit ihnen ungefähr gleichen Alters sind, die Nachahmungen der Dichter, die Scholiasten und Grammatiker überhaupt, endlich auch die Paraphrasten, durch, und ertheilt Winke und Vorschriften über ihren Nutzen und rechten Gebrauch. Noch führen wir des Her. Urtheil über die von den Gesetzen der Kritik bey andern alten Schriftstellern abweichenden Gesetze an, nach welchen Homer verbessert werden muß: Quicquid primi librarii erraverant, facile exhauserunt veteres critici, quum textum ex collatione plurium exemplarium formarent; sed multas vetustas lectiones jam partim obscuratas invenerunt, alias ipsi obscurarunt mira audacia corrigendi, ita ut consensu eorum tantum ad eam scripturam, quae pluribus placuit, non ad priscam et germanam perducamur, dissensus vero ipsam veterem παράδοσιν incertam faciat; denique ob maximam jacturam librorum criticorum, quos Homerus produxit, nobis nihil aliud quam παράδο-

σιν inferioris aetatis assequi et ad nostrum judicium modeste revocare licet, neque in contextu quicquam moliri, quod a veterum more penitus abhorreat. Hic, si unquam, criticum munus adstringendum est severis *historiae legibus*, quas saepe negligunt, qui scriptores cujusvis aevi ad praecepta, quae sibi finxerunt, subtilitatis et elegantiae emendant. Contra hic toleranda sunt multa, quae nostrae aetati minus placeant; alia, quae tantum verisimilia sunt, pro veris habenda, atque adeo adsciscenda; nihil ex textu illo veterum vulgato demendum aut mutandum, nisi quod falsum aut improbabile esse appareat. Bey der Beurtheilung der Homerischen Lesearten nimmt W. nun folgende Grade und Kennzeichen des Wahren und Falschen an. 1) Falsch ist, was weder einen tauglichen Zeugen für sich hat, noch durch die Sache selbst, oder durch andre kritische Gründe das Gepräge der Wahrheit erhält. 2) Nicht so unbedingt falsch, aber doch unwahrscheinlich sind diejenigen Lesearten, deren Unwahrheit sich zwar nicht durch gewisse Beweise darthun läßt; bey denen aber die widersprechende Aussage der Zeugen, der Sinn und Redegebrauch des Dichters großes Bedenken erregt. 3) In der Mitte zwischen Wahr und Falsch stehen die erträglichen Lesearten, d. h. solche, die zwar nicht ohne Autorität sind; aber denen doch in andern Hinsichten etwas zur Wahrscheinlichkeit fehlt. 4) Wahrscheinlich sind diejenigen Lesearten, welchen zur Evidenz keiner der Gründe fehlt, die aus der Sache und dem Sprachgebrauche hergeleitet werden; die aber nicht zugleich von den besten Zeugen bestätigt werden. 5) Die vollkommenste Evidenz, die nur beym Homer denkbar ist, findet bey solchen Lesearten Statt, in welchen die meisten guten Handschriften und Schriftsteller übereinstimmen, wenn kein kritischer Grund entgegen ist, und bey denjenigen Emendationen, welche die zuverlässigsten Gesetze der Sprache durchaus erheischen, in solchen Fällen, die keiner Zeugnisse der Handschriften bedürfen. Die übrigen noch mehr ins Einzelne gehenden Regeln der Beurtheilung der Lesearten, welche aus der Grammatik, der Metrik und dem Sinne und den Gedanken des Dichters hergenommen sind, können wir hier nicht weiter verfolgen. Sie müssen Sache des eignen Studiums seyn. Die vom Verf. aufgestellten und an Beyspielen anschaulich gemachten Grundsätze können und sollen zugleich als Maaßstab dienen, das, was er selbst

für

für den Homer geleistet hat, gehörig zu schätzen. Mit dem stolzen Selbstvertrauen, welches das Bewußtseyn eigner Kraft, und die Ueberzeugung, sein Möglichstes gethan zu haben, giebt, sagt er S. XXVIII: Repetita recensionis opportunitate, hoc assequutus sum, ut aliis fortasse aliquid, mihi quidem vix quicquam, quod correctionem posceret seu reciperet, eliminandum reliquerim, et contextum Carminum ad normam olim designatam et ad quandam scripturae constantiam studiosius revocare potuerim. Der gleichen Bearbeitung der Odyssee sehen die Freunde des Homer mit Sehnsucht entgegen. Eine seltne Korrektheit, wie sie in den guten alten Zeiten der Typographie häufiger gefunden wurde, so wie Eleganz und Schönheit des Druckes, gereichen dieser Ausgabe noch zur besondern Empfehlung. Eine angenehme Zugabe sind die so ins Kleine gebrachten Umrisse der Flaxmannischen Homerschen Blätter (welche auch besonders für 1 Thlr. 12 Gr. zu haben sind), daß sie zu dem Wolfischen Homer der Form nach passen. Flaxmanns Genius wird man freylich noch besser und lebendiger kennen lernen aus

Nr. 4. der bey Dieterich erschienenen Iliade des Homer von Flaxmann, welche allen Freunden der ächtgenialischen Kunst dieses Meisters, der bekanntlich zum Aeschylus und Dante ähnliche Vorstellungen geliefert hat, sehr willkommen seyn werden. Wer diese Blätter nachgezeichnet und gestochen hat, davon findet sich in dem Werke selbst keine Anzeige. Wir meinen gehört zu haben, daß Riepenhausen sie gezeichnet hat. Auch haben wir gelesen, daß der Kupferstecher Wachsmann in Berlin Flaxmanns Homerische Vorstellungen in Kupfer gestochen habe; wir wissen aber nicht, ob für die Göschensche oder für die Dieterichsche Unternehmung. Beym letztern ist auch unlängst erschienen: Die Odyssee des Homer von I. Flaxmann. 4 Thlr.

Wir könnten nach dem vorangegangnen Bericht über Heynes und Wolfs Homerische Studien und Ausgaben abtreten; aber vielleicht wird es eine Anzahl von Lesern des Dichters nicht ungern sehen, wenn wir die einzelnen Bücher der Ilias, nach obigen Ausgaben, flüchtig durchlaufen, und, zwar keinesweges vollständig oder erschöpfend, doch hie und da und aus jedem Buche einiges Neue und Merkwürdige, Einiges,

 was

was sich uns als wahr und gut besonders empfahl, Anderes, was uns zweifelhaft oder irrig schien, auszeichnen, und unsre eignen Bemerkungen und Ansichten daran anreihen. So wünschten wir auch unsers Theils Heyne's Aufrufe einigermaaßen zu entsprechen, daß die Freunde der Homerischen Literatur, jeglicher nach Vermögen, zum Anbau des Homerischen Studiums durch ihre Beyträge mitwirken möchten.

Ueber das Proömium des ersten Buches, das bekanntlich nicht so viel ankündigt, als in der Ilias steht, verbreiten sich die Noten unter dem Texte ausführlich. Bey V. 3 werden in den Obss., und noch besser geordnet, in der kleinen Ausgabe, die Bedeutungen von ἰάπτειν, προϊάπτειν untersucht, und hier für die Bedeutung des Sendens gestimmt. Πρὸ weist nicht auf einen unzeitigen Tod hin; aber für müssig ist es auch nicht zu halten, vielmehr, wie es oft geschieht, durch vorwärts, ante se, protinus agere (wie Virgil E. 1, 13 sagt), zu erklären. Wenn Zenodotus V. 4 und 5 etwa deswegen verwarf, weil nicht durchaus die Leichname der im Kampfe Gefallnen unbegraben blieben: so hätte er das ganze Proömium verwerfen müssen, das ja überhaupt nicht ganz mit dem Gedicht übereinstimmt. Aus dem Eustathius und dem venetianischen Scholiasten B. wird die Erzählung von Andron oder Ister beygebracht, daß Hercules das Verbrennen der Todten eingeführt habe, und zwar auf seinem Feldzuge gegen Troja. Denn als Argeius, den er seinem Vater zurückzubringen geschworen hatte, dort fiel: so ließ er ihn verbrennen, um doch seine Asche wenigstens dem Vater zurückzubringen. Abweichend davon ist Apollodorus Erzählung 2, 7, 7, nach welcher Argeius mit dem Hercules gen Oechalia in Euböa zog, dort im Streit umkam, und vom Hercules begraben wurde. Heyne hielt die Geschichte für Erfindung eines Stoikers oder Cynikers, der dem Herculus die barbarische Sitte, die Todten im Kriege verstümmelt liegen zu lassen, abschaffen läßt, und ihn als Muster eines edlen Menschenfreundes aufstellt. Uns scheint ein Sophist nur seine Schlauheit haben andeuten zu wollen, da er durch Zurückbringung der Asche sein Wort gehalten zu haben schien. Die Athener, die in ihrem Theseus so gern ein Gegenstück zum Thebanischen Her-

Her-

Herakles aufstellten, gaben diesen ihren König für den Erfinder des Gebrauchs aus, die gefallnen Krieger zu verbrennen. S. Barth zu Statius Theb. 9, 518. 12, 794. Hr. Wolf, den 8ten Vers von Μῆνιν ἄειδε abhängig zu machen, und mit dem neunten eine neue Rede anzufangen, erkennt er selbst als hart. Liest man nach Hs. Vermuthung: Τίς γάρ σφῶε statt Τίς τ' ἄρ σ., so fängt auf eine ganz natürliche Art mit diesem Vers ein neuer Satz an. V. 14 zieht H. wegen der sanftern Verbindung die Lesart verschiedner Handschriften: στέμμα τ' ἔ. der andern: στέμματ' ἔ. vor. Es versteht sich, daß man nun verbinden muß: λυσόμενός τε, φέρων τε, ἔχων τε στέμμα. V. 15. spricht H. noch nicht ganz entschieden über τὸν in τὸν Χρύσην. Uns thut Wolfs Erklärung zu Reiz de prosod. gr. acc. inclin. p. 74 ganz Genüge: Nihil dubito, quin τὸν Χρύσην poëta dixerit, ut personam fama celebrem, et auditoribus jam tum, quum primum ejus nomen audirent, notissimam. Die Hiatus in V. 38: Τενέδοιό τε ἶφι ἀνάσσεις, räumt H. durch das Digamma hinweg. Hermann nimmt in der Metrik S. 244 an, daß diese Art von Hiatus nicht die geringste Härte habe. Sehr gezwungen scheint uns die Art zu seyn, wie V. 45 genommen wird, als wenn da stünde: τόξ' ἔχων χερσὶ καὶ ἀμφ. φαρέτρην ὤμοισιν. Der eine Grund, daß der Bogen gewöhnlich in der Hand getragen werde, wird durch die von H. selbst angeführten Beyspiele, daß er auch auf den Schultern aufgehängt wurde, (vgl. Il. 3, 17) aufgewogen; gegen den zweyten, daß der Bogen in der Hand hier besser zu dem Gott passe, der im Begriff ist zu schießen, kann man sagen, daß der Gott, auf dem Wege vom Olympus herab, nicht schießt; sondern erst, nachdem er sich in der Nähe des griechischen Flottenlagers niedergelassen hat. In der kleinen Ausgabe neigt sich der Her. auch wieder zu der gewöhnlichen Verbindung und Auslegung. Bey V. 47 werden die verschiedenen Bedeutungen des beym Homer und andern Dichtern vorkommenden Bildes: »der Nacht gleich seyn oder einher gehen« aus einander gesetzt, und die Stelle vom Apollo, der gleich der Nacht daher schritt, auf seinen furchtbaren Zorn bezogen. Uebrigens hält H. mit Bentley für nicht ganz unwahrscheinlich, daß dieser Vers das Werk eines Rhapsoden sey. V. 56 und 198 ver-

vertheidigt H. Zenodotus Lesart ἄρητα als die ältere. Aus Versehen ist die gemeine im Texte stehen geblieben. So ist auch richtig in der Obs. zur ersten Stelle gedruckt: ὅτι ῥα, da der Text noch hat ὅτι ῥα; welches aber in der kleinen Ausg. verbessert worden. Zu V. 62 f. wird umständlich von den Wörtern μάντις ἱερεύς und ὀνειροπόλος gehandelt. Merkwürdig ist, daß Porphyrius zu V. 69 angiebt, man sage, daß einige Verse über die Abstammung des Calchas ausgefallen wären. V. 78 muß es in der Note heißen: οἴομαι (ἐγὼ) χολωσέμεν, wie H. selbst an so vielen andern Stellen der Grammatik gemäß konstruirt, und wie auch nun in der Note der kleinen Ausg. steht. Die Rede des Calchas ist H. geneigt, mit V. 79 zu schließen, und die folgenden vier Verse (nicht bloß V. 80 – 82, wie gesagt wird) für Ausschmückung eines Rhapsoden zu halten. – Den letzten Vers verurtheilte bereits Zenodotus. Die andern Verse sagen theils, was schon gesagt war, theils ist der Zusatz vom langen Nachtragen des Zornes müssig, und charakterisirt nicht bloß den Mächtigen; sondern das Wesen des Zornes als einer anhaltenden Leidenschaft überhaupt. Auch ist dieser Sentenzen-Ton mehr im Charakter des Hesiodus, der selbst in den Tagen und Werken V. 211 singt. Ἄφρων δ' ὅς κ' ἐθέλει πρὸς κρείσσονας ἀντιφερίζειν, welche Gnome Pindar u. a. wiederholt haben. Vgl. Quintus von Smyrna 1, 755. Indeß, will man die Weisheit in Lehrsprüchen im Munde des Priesters für sehr anständig halten: so haben wir auch nichts dawider. Auf jeden Fall könnte V. 81. 82 ausfallen, und man müßte alsdann verbinden: Κρείσσων γὰρ βασιλεύς, ὅτε χώσεται ἀνδρὶ χέρηϊ· Ἐν στήθεσσιν ἑοῖσι. — V. 91 ist die Lesart Ἀχαιῶν, welche die wichtigsten Autoritäten für sich hat, und welcher auch Wolf folgt, aufgenommen. Die ächt Homerische Vulgata des Zenodotus V. 97 behält der Verf. bey, trotz der vollwichtigen Zeugnisse der Aristarcheischen Exemplare (es ist nicht nur von einem die Rede: αἱ Ἀριστάρχου. Was es aber mit den angeblich mehreren Recensionen des Aristarchus für eine Bewandtniß habe, davon s. die Obs. zu Il. 10, 397), der Massilischen, der Ausgabe des Rhianus, und der meisten andern, welche hier sehr von jener abweichen. Marklands Konjektur Κῆρας (f. χεῖρας) ἀφέξει, welche Wolf in seinen Ausgaben so-

gar

zur in den Text erhob, verwirft H., wie wir glauben, mit Recht. Mit mehr Recht hat Wolf 21, 548 die Barnesische Verbesserung: Ἰαονίδιο βασιλῆος Κήρας ἀλάλκοι in den Text gesetzt. S. das. Heyne's Obs. Wenn V. 110 verworfen werden sollte, wovon in den Scholien die Rede ist: so müßte in V. 109 aus dem Zusammenhange hinter Πιονρο... κτῶν ergänzt werden: κακά, du sagst, daß das Unglück (die Pest) entstanden sey, weil ich u. s. w. — V. 139 wird von H. nach den Alten und nach Bentley verworfen. — V. 142 nimmt H. ἐπιτηδὲς für κατὰ τὸ ἐπιτηδὲς, nicht für eine alte, unregelmäßige Kontraktion (die wohl nicht im Geiste der Sprache ist) statt ἐπιτηδεῖς, wie die Alten annahmen, die auch ἀκλεὲς für ἀκλεεῖς anführen. S. Heyne zu Il. 7, 100. Es hat gewiß eine Form ἀκλῆς, ἀκλέος, ἀκλεὲς gegeben, und nach derselben Analogie auch πλῆς, πλέος, πλέας. — V. 170 f. ist H. geneigt zu lesen: οὐδέ σοι οἴω, non ea sum sententia et voluntate, ut paraturus sim opes tibi, injuria ipse a te affectus. Wir finden keine besondere Härte in der gewöhnlichen Art, diese Stelle zu verstehen, nach welcher ἄτιμος ἐὼν für ἐμοῦ ἀτίμου ὄντος genommen wird. — V. 177 wird nach Anleitung eines Scholiasten als aus Il. 5, 891 hier eingeschoben betrachtet. Dagegen wird die Aechtheit von V. 195. 196 gegen den Zenodotus in Schutz genommen. Die gemeine Erklärung von V. 200 »die Augen der Athene schienen ihm (dem Achilles) furchtbar« verträgt sich wohl mit Hn. Deutung. Denn wenn ihn die Göttinn auch nicht schrecken wollte: so müßte ihm doch ihr Feuerblick furchtbar erscheinen. V. 244 ist Hn. mit Bentley verdächtig, als müßig, nachschleppend, und kaum der Person des Achilles anständig. Daß V. 265, der in den meisten und besten Handschriften nicht steht, den weder Eustathius, noch ein anderer Scholiast hat, (Wolf Vorr. zur Leipz. Ausg. S. 28) noch von H. einigermaßen in Schutz genommen wird, wundert uns. Er ist vielleicht erst aus Hesiodus Schild V. 182 eingeschaltet worden, wie Wolf prolegg. p. XXVII vermuthete, und Pisistratus, der, nach dem Plutarch Thes. 20, 2, in die Odyssee den Vers eingeschoben haben soll: Θησέα Πειρίθοόν τε, θεῶν ἀριδείκετα τέκνα, könnte ja auch wohl diesen Vers, um seinen Theseus noch einmal zu seinem Ruhme zu erwähnen, hineingesetzt haben, womit Böttigers Vermuthung (griech. Vasengemälde. St. 3.

S. 183. Anm.), welche Heyne in Supplemm. T. 4. p. 677 anführt, zusammenstimmt. — V. 270 und Il. 3, 49 ist noch im Texte Ἀπίης stehen geblieben; aber in den Obss. mit den Supplemm. p. 677 neigt sich H. zu der Meinung derer, die das Wort für ein Appellativum halten, wodurch ein jedes entlegne Land bezeichnet wird. Vgl. Wolf Vorr. zur zweyten Ausg. der Odyssee S. 27. Daß nicht der ganze Peloponnes, wie beym Aeschylus, Sophocles und den Spätern, im Homer darunter zu verstehen sey, ist uns schon daraus klar, weil auch sonst noch kein gemeinschaftlicher Name für diese Halbinsel im Homer vorkommt, die vielmehr immer nach einzelnen Landschaften benannt wird. Aber auch die einzelnen Beyspiele dieses Worts in der Ilias führen nur auf einzelne Landschaften des Peloponnes, nicht auf den ganzen. So wird es Il. 1, 270 von Pylos gebraucht: »ich kam aus Pylos, fern aus entlegenem Land (ἀπίης γαίης); das zweyte Mal Il. 3, 49 wird Sparta darunter verstanden. Paris entführte ein Weib »aus entlegenem Land.« In den beyden Stellen der Odyssee, 7, 25. 16, 18 ist es, wie H. bemerkt, offenbar nur ein unbestimmtes Prädikat jedes fernliegenden Landes, ohne auf ein gewisses hinzuweisen. Griechische Dichter aus Klein-Asien (Athenische schwerlich), denen der Peloponnes ein weit entlegenes Land war, nannten ihn vielleicht zuerst ἀπίη, und dann ist der Ausdruck als poetischer Name allgemein geworden, wie etwa Hesperien für Italien. — V. 299 läßt H. nicht drucken: ἄπιον, sondern vereinigt: ἀπιν' οὐ πείσεσθαι ἐμοί; »ich denke ihm hierin nicht zu folgen.« Dagegen hat man die triftig scheinende Erinnerung gemacht, daß Homer allzeit im Plural ἄειρε[illegible] ἀπινά sage, wiewohl doch an einer Stelle Il. 22, 490 ἄπιν oder ἄπιν' ἔργα vorkommt. S. das. Heyne's Obs. und zu Il. 25, 491. Indeß dünkt auch uns die Erklärung anders: »Mancher, denk' ich, wird ihm nicht gehorchen«, oder: »Man wird ihm, denk' ich, nicht gehorchen« sehr im Geiste der Homerischen Ironie. Ähnlich ist Odyssee 22, 67 Ἀλλά τιν' οὐ φεύξεσθαι ὀΐομαι αἰπὺν ὄλεθρον. Vgl. Il. 12, 71 ff. — V. 296 nimmt H. mit einigen Alten und Bentley für längere Ergänzung. Indeß herrscht hier doch wohl nicht mehr Geschwätzigkeit, als in V. 287 – 9. — Was H. in den Obs. zu V. 318 vorträgt, erläutert nicht das Homerische ἀτρύγετος, sondern ἀτρύγετος. — V. 385 – 92 wird von

Bettes

Venetianischen Codex durch den Obelus bezeichnet. Die Gründe dafür, und auch die, die ebenfalls in den Scholien vorkommen, welche die Aechtheit vertheidigen, führt H. an; erwähnt auch in den Supplementen p. 678, daß der Venetianische Scholiast zu Il. 15, 64 sie für das Werk eines Rhapsoden halte. In der That mögen sich die häufigen Wiederholungen langer Stellen im Homer, die wir der Simplicität des Zeitalters zuzuschreiben pflegen, aus der Rhapsodik am leichtesten erklären lassen. Da man gewöhnlich nur einzelne Rhapsodieen auf einmal sang, und doch mehrere Rhapsodieen einen gewissen Zusammenhang mit einander hatten, und eine die andre voraussetzte: so kamen vielleicht die Rhapsoden dem Gedächtnisse der Zuhörer dadurch zu Hülfe, daß sie aus vorhergehenden Rhapsodieen Manches einschalteten und aufnahmen. Aber auch davon abgesehen, scheint die Weise des Gesanges eben sowohl, als in unsern Singspielen, erlaubt oder gefordert zu haben, daß manche Partieen zwey-, dreymal wiederholt wurden. Die Grammatiker, welche die angegebnen Verse herauswarfen, müssen V. 365 mit V. 393 also verbunden haben: »Warum soll ich dir das wiederholen, da du es schon weißt; jetzt nimm du dich nur meiner an.« Quorsum haec repetam? Tu potius — Gegen einzelne Stellen dieser ganz als verdächtig gemachten Partie lassen sich noch besondre Instanzen machen. Manches darin ist schon mit denselben Worten da gewesen, Andres scheint aus andern Sagen und Dichtern hinein gekommen zu seyn. Zenodotus verwarf unter diesen eilf Verse, von 396 — 406, welche die (von H. genau beleuchtete) Fabel von Briareus, der dem Zeus gegen die Olympier beystand, enthalten, und, wie auch Fr. Schlegel Gesch. d. Poesie der Gr. u. Römer S. 20 bemerkt, ganz Hesiodische Farbe, oder genauer, die Farbe der Theogonie haben. Flaxmann hat aus dem ersten Buche, außer der Scene von der Abführung der Briseis aus Achilles Zelte, auch vorgestellt, wie Thetis den Briareus, der mit seinem ungeheuern Kopf und sechs Händen aus der Tiefe hervorragt, den Zeus zu Hülfe ruft. Den 400sten Vers verwarfen die Alten, unter denen Zenodotus genannt wird, oder emendirten ihn aus philosophischen Gründen. Es werden darin die drey Gottheiten »Here, Poseidon und Pallas Athenee genannt, welche dem Zeus Fesseln anlegen wollten.« Daß Pallas unter diesen war, fand man vornehmlich

an-

anstößig, und las dafür καὶ Φοῖβος Ἀπόλλων. Merkwürdig ist, daß der vom H. zu V. 400 angeführte Agatharchides, der auf diesen Mythus und auf die Homerische Stelle anzuspielen scheint, nur von der Here und dem Poseidon spricht. Didymus nennt die vier Götter: Poseidon, Here, Apollon und Athene, in dieser Geschichte; aber das καὶ Ἀθηνᾶ scheint uns von denen, die im Homer fanden: καὶ Παλλὰς Ἀθήνη eingeschoben zu seyn, weil Didymus nachher bey Erwähnung der Strafen gegen die rebellischen Götter nur der Here, des Poseidon und des Apollo gedenkt. Hn. scheint der ganze Vers eine Interpolation oder ein Supplement zu den οἱ θεοὶ ἄλλοι in V. 399 zu seyn, welches nicht bloß auf die drey, sondern auf die übrigen, oder alle Götter des Olymp, hinweise. Aber da wir den Mythus nicht genauer kennen, müssen wir uns auf den Agatharchides und Didymus verlassen, welche die Verschwörung nur einigen Olympiern zuschreiben. Auch sagt Homer nicht οἱ ἄλλοι, sondern Ὀλύμπιοι ἄλλοι. Die übrigen Unsterblichen hielten sich ruhig und neutral; als andre, ein Theil derselben, den Zeus fesseln wollten. Auffallend ist, daß Zenodotus den 404ten Vers anders las, und noch einen Vers hinzufügte, nach welchem Aegäon zum Einwohner des Tartarus gemacht wird. Agatharchides scheint derselben Leseart gefolgt zu seyn, wenn er die Titanen aus dem Tartarus hervorgehen läßt, um dem Zeus beyzustehen. — Ueber die Stelle von der Reise des Zeus ἐς Ὠκεανὸν μετ' ἀμύμονας Αἰθιοπῆας V. 423 ff. läßt sich H. umständlich aus. Dornedden hat sich bekanntlich noch jüngst viel mit der astronomischen Deutung derselben beschäfftigt. Gleich anfangs bemerkt H., daß es zweifelhaft sey, ob Zeus zum Schmaus zu dem Vater Okeanos, der draußen bey den Aethiopiern wohnt, gehe; oder aber, zu einem Opferfeste der Aethiopier draußen am Ocean. Doch empfiehlt sich die letztere Erklärung durch Zusammenhalten mit andern Homerischen Stellen als die vorzüglichere. Ueber eine angebliche, sehr verschiedne Leseart in V. 424, und zugleich über eine verstümmelte Stelle in Aristoteles Poetik 26, 17 wird gute Auskunft gegeben. Doch vergleiche man jetzt Hermann zum Aristoteles. (Πάντες steht in mehreren Stellen des Homer für: »Viele.« Vgl Heyne Obs. zu Il. 3, 212. 15, 189.) Daß H. in der angeführten Obs. zu V. 424 (Vgl. T. 8. p. 554) eine Recension des Homer vom Antimachus

aners

anerkennt, war uns merkwürdig, da er sonst, gegen Mitscherlichs und Wolfs Ueberzeugung, das Daseyn einer solchen für sehr problematisch und unerwiesen hält. Eine lange Stelle V. 430—92 hält Schlegel in dem angeführten Buche S. 267 für eine von den der diaskevastischen Ursprungs verdächtigen Bindungsstellen, welche durch einen harten Uebergang, oder Einzigkeit der Worte oder der Sachen auffallend, aus epischen Gemeinplätzen und aus Homerischen Stellen zusammengeflickt sind. Bey einzelnen Versen findet man auch in Hs. Obss. dahin gehörige Winke. — Ueber die Stelle von den Opfern V. 460 f., namentlich von dem μηροὺς ἐξέταμον, und V. 464 μῆρ' ἐκάη hat sich bekanntlich Voß einigemal ausführlich ausgelassen; was das Letztere anlangt: so berührt H. nur einsylbig den von den alten Grammatikern angenommnen Unterschied unter μηροὶ und μηρα oder μηρία. Die Vossische Hypothese über die im ganzen griechischen Alterthum angeblich üblichen, auch schon im Homer vorkommenden Knochen-Opfer hat Schneider im griech. Wörterbuch unter μηρίον bestritten. Nach Erwägung alles darüber bis jetzt Beygebrachten scheint es uns unerwiesen, daß eine solche Sitte zu allen Zeiten und unter allen griechischen Völkerschaften herrschend gewesen; sie würde sich gewiß deutlicher und vernehmlicher in den Schriftstellern, die von Opfern reden, ausgesprochen haben, als es der Fall ist. Bloß in Hesiodus Theogonie kommt ein zu Mekone eingeführtes, und auf eine besondere mythische Veranlassung gegründetes (V. 535 hält Heyne zu Il. 15, 189 die Worte θνητοὶ τ' ἄνθρωποι für Interpolation, wofür etwa nach unsrer Vermuthung σωτῆρες ἐάων gestanden haben könnte, wie in der Parallele V. 111. Vielleicht schrieb auch der Dichter: ὅτ' ἐκρίνοντο θεοὶ θνητῶν ἀνθρώπων „als die Götter unter einander über die sterblichen Menschen (ihre Besitzungen und Regierung) stritten.") Knochen-Opfer vor; denn von einem solchen Lokal-Opfer muß man doch wohl nach dem ganzen Zusammenhange die Verse 556 f. nehmen, die sich zwar auch uns mit Heyne als Einschiebsel aufdringen, und den Gang der Erzählung unterbrechen; aber doch wohl für eine gelehrte und alte Anspielung auf einen wirklich einst irgendwo üblichen heiligen Gebrauch gelten können. Was sonst irgendwo von Knochen-Opfern gesagt wird, scheint aus dieser Stelle entlehnt und darin gegründet zu seyn. Daher auch die Vorstellung

der

der Grammatiker, daß unter den Homerischen μηρία, welche verbrannt wurden, Schenkel-Knochen zu verstehen seyn; wiewohl dieß nie im Homer durch ein weniger zweifelhaftes Wort ausgedrückt wird, und μηρία wohl auch fettere oder fleischigere Theile, oder überhaupt Partikeln der Schenkel (μηροὶ) seyn können, welche aus den ganzen Schenkeln ausgeschnitten worden seyn mögen. Die Stellen im Aeschylus und Sophocles (wo Musgrave der gemeinen Erklärung der Grammatiker folgt) braucht man gar nicht von Knochen zu erklären, und die Stellen der Komiker sind scherzhafte Dichtung oder Uebertreibungen, zum Theil ausgesponnen aus dem Opfer der weißen Knochen im Hesiodus. Die von Voß in den mythol. Briefen gesammelten Stellen lassen sich vermehren. Beym Aristophanes Plutus V. 1129 klagt Hermes über den Abgang der Opfer, der Kuchen, der Eingeweide, die ihm sonst dargereicht worden, auch der Schenkelknochen (die jedoch das Fleisch daran nicht ausschließen): Οἴμοι δὲ κωλῆς, ἣν ἐγὼ κατήσθιον. So beschwert sich Jemand in Menanders Μέθη beym Athenäus (s. Bentley Emendd. in Menandr. p. 40) über die Knauserey der Menschen bey ihren Opfern:

Wär' ich ein Gott, ich gäbe nimmer zu, daß mir
Auf meinen Altar bloß das Kreuzbein legete,
Wenn man nicht einen Aal mir opferte zugleich.

Vorher sagt er: sie kauften zum Opfer ein Lämmt für zehn Drachmen. Dieß muß nun von der Art gewesen seyn, wie das in Plautus Topf, qui ossa atque pellis totus est, und wenn das Rückenstück davon geopfert wurde: so konnte der Beschwerde-Führende wohl sagen: die Götter bekämen bloß Knochen oder das Rückgrat. — Zu V. 461 fehlt die Parallele aus Od. 14, 427 f. ὁ δ' ἀμοθετεῖτο — πάντοθεν ἀρχόμενος μελέων, ἐς πίονα δημόν. — Den 467sten Vers möchte H. allein, oder auch mit seinem nächstfolgenden den Nachbar ausmerzen. Beyde scheinen ihm müssig (das möchte doch nicht Jedermann so vorkommen), und die dreyfache Wiederholung des αὐτὰρ zu Anfange von V. 464. 467. 469 ist lästig. Ἐπαρξάμενοι, welches H. zu V. 471 erläutert, scheint man neulich am richtigsten von der wiederholten Wein-Vertheilung erklärt zu haben, welche auch Il. 9, 174. Od. 3, 338. 21, 270 vorkömmt. Den

474sten

[illegible] Vers haben schon die Alten mit dem Obelus das Verwerfungszeichen ausgedrückt, weil hier, verglichen mit dem vorhergehenden Vers, Apollon schon als Päan bezeichnet werde, welches ein späteres Prädikat dieses Gottes ist. Mit gleichem Rechte kann, wie H. bemerkt, auch der nächst vorhergehende Vers für spätere Interpolation gelten, denn nicht Paieon überhaupt ein Sieges-Hymnus ist. — Sollte bey V. 486 in der Note der richtige Grund angegeben seyn, warum den aufs Land gezognen Schiffen Stützen untergesetzt wurden? Wir denken, um sie vor der Feuchtigkeit des Bodens zu schützen, sie trocken und luftig zu halten? — V. 488—92 verwarf Zenodotus, vermuthlich, wie H. meint, weil sie ergänzt scheinen, um den Zusammenhang zu erhalten. — Wenn H. in der Note zu V. 529 »das Haar des Zeus wallte herab κρατὸς ἀπ' (ἀκ ist Druckfehler) ἀθανάτοιο« an Locken der Stirn denkt, die bey der Bewegung über die Stirn herabgeflossen wären, und daraus schließt, die Vorstellung von Zeus Stirn-Locken sey älter, als Phidias: so legte er wohl zu viel in diese Stelle. Spricht er doch selbst in der Obs. allgemeiner vom Herabfließen der Haare auf die Stirn, auf die Wangen, über den Nacken und über die Schultern. — Alles, was von V. 536 bis zu Ende der ersten Rhapsodie vorkommt, könnte, nach Hs. leiser Andeutung (vgl. die Obs. zu V. 611) eigne Zugabe eines Rhapsoden seyn; wir möchten lieber sagen, der Diaskeuasten, oder derer, die das Werk überarbeiteten und ergänzten, welches letztere auch durch Digressionen geschah. — Den ἄσβεστος γέλως der Götter V. 599 möchte H. durch die Erklärung mildern, daß sich »allgemeine Heiterkeit« über die Götter verbreitet habe. Allein so gewiß γέλως oft bloß von der Heiterkeit ohne Lachen gesagt wird: so deutet doch sicherlich das Prädikat, wie auch an andern Stellen, auf ein ausgelaßnes, unermeßliches Lachen, und noch mehr den Gegenstand des Lachens. Denn daß die Götter, indem sie den Hephaistos mit den Bechern geschäfftig erblickten, nicht bloß überhaupt das Ungewöhnliche lächerlich oder auffallend finden mußten, wie H. glaubt; sondern vorzüglich, daß gerade der Ungestalteste unter den Göttern das Mundschenkenamt verwalte, das nur dem Schönsten gebührte, das dünkt uns klar zu seyn. Dieser Anblick konnte wohl ein

unmäßi-

unmäßiges Gelächter erzeuget. Sonderbar und zweydeutig drückte sich freylich Clarke aus, wenn er zu ποιπνύοντα sagte: *pincernam agentem, sed et claudum*, gleichsam als finde er in dem Zeitworte den Begriff des Hinkens. — Die in den Obss. zu V. 601—4. über die Schmäuse der Olympier angedeuteten Bedenken gegen die Aechtheit dieser Stelle sind von andern, wie uns dünkt, hinlänglich gehoben worden.

Bey den Exkursen verweilen wir hier nicht. Wir gedenken nur, daß in dem fünften zum ersten Buche der in den Obss. berührte Gegenstand über die Zusammenziehung zweyer Wörter in Eins, wie ξυνιόμενος, welches vorzüglich Aristarchus einführte, erörtert wird. In den ältesten Zeiten schrieb man freylich alle Wörter ungetrennt nach einander fort, und erst gegen das Alexandrinische Zeitalter wurden sie getrennt. Heyne Obs. zu Il. 1, 271. Also erst um diese Zeit konnte davon die Rede seyn, ob man gewisse Wörter zusammenziehen müsse oder nicht. (Indeß läßt sich doch fragen, ob man diese Wörter früher in der Aussprache getrennt oder verbunden habe.) Das Erste billigt H. in solchen Fällen, wo zwey Wörter nicht getrennt geschrieben werden können; wo das Letztere aber angeht, zieht er die Trennung als einfach und natürlich vor. Wörter, von Adjektiven abgeleitet, müssen in Eins geschrieben werden (also auch εὐκτίμενος, ἀγακτίμενος, εὐρυκρείων); von Verbis abgeleitete, wo aber das Verbum nicht in dieser Zusammensetzung vorkommt, sind zu trennen, wie εὖ ναιόμενος, wo man nicht hat εὐναίειν, κάρη κομόων, da nicht vorkommt καρηκομᾶν, πᾶσι μέλουσα beym Pindar, da nirgends πασιμέλειν steht. Abweichende Grundsätze über diese Zusammenschmelzungen oder Trennungen trägt mit vielem Scharfsinn Wolf in der Vorrede zur Leipziger Ausg. S. 60—62 vor.

Den ersten Vers des zweyten Buchs interpungirt H. so: "Ἄλλοι μέν ῥα, θεοί τε κ. ἀ. ἱπποκορυσταί, εὗδον, wie Voß in der Uebersetzung, sowohl von 1793, als von 1802: »Alle nunmehr, die Götter und gaulgerüsteten »Männer schliefen« und er erklärt disjunktiv: »Andre »Götter und Krieger (vor Troja), schliefen.« Wirklich

scheint

scheint nach der gemeinen Interpunktion und Erklärung ἄλλοι μέν ῥα θεοί, nicht θεοί τε, stehen zu müssen. Da indeß hier die Menschen nur nebenher erwähnt werden, und der Begriff der schlafenden Götter vorzüglich herausgehoben werden soll, welchen der nicht schlafende Zeus entgegen gestellt ist: so begünstigt der Sinn wohl die Erklärung: »die andern Götter, wie die Helden, schliefen; »nur den Zeus fesselte der Schlaf nicht.« Auf jeden Fall steht hier ἄλλοι für οἱ ἄλλοι, die andern. — Nach V. 5. f. stellt Flaxmann den Zeus auf seinem Throne dar, und vor ihm den eingehüllten Traumgott. — V. 35 und 48 verläßt H. die Leseart ἀπεβήσατο, die vom Epaphroditus herrührte, und setzt die des Zenodotus: ἀπεβήσετο, in den Text, die auch Aristarchus in andern Stellen gebilligt haben soll. Vgl. Heyne Obs. zu Il. 15, 26. V. 55 ist, wie bey Wolf, die alte Leseart des Aristophanes und Aristarch, gegen die Zenodotische (βουλὴν), hergestellt: βουλὴ — ἵζε γερόντων. Eustathius sagt, die Alten nennen dieß die schönere und Aristarchische Leseart; die Alten sind nämlich die Alexandrinischen Grammatiker, deren Scholien in der Venetianer und Leipziger Handschrift dieses bestätigen. Im Scholiasten B. et L. ist offenbar vor διὰ τοῦ ν Etwas ausgefallen. Es muß gestanden haben: βουλὴν — δίχα τοῦ ν γράφουσιν Ἀρίσταρχος τε καὶ Ἀριστοφάνης. Ζηνόδοτος δὲ διὰ τοῦ ν. Uebrigens wurde in den gemeinen Ausgaben ἷζε geschrieben; aber ἵζε soll, nach dem Schol. B. L. Aristarchus geschrieben haben. — Zenodotus Zusammenziehung von 11 Homerischen Versen, V. 60 — 70, in drey dürfte wenig Beyfall finden. Mag er nun zu so kühnen Kontraktionen (vgl. z. B. seine Verkürzung von V. 111 — 118 und V. 157 — 67) Vorgänger gehabt haben: so waren doch wohl sicher keine kritischen, sondern nur ästhetische Gründe da, indem man Anstoß daran nahm, daß, wie hier V. 11 ff. 28 ff. 61 ff., dasselbe schnell hinter einander zu verschiednen malen wiederholt würde. Die rhapsodirenden Sänger häuften aber gewiß eher solche Wiederholungen, als daß sie sie hätten vermindern sollen. — V. 76 — 83 wurden wohl mit Recht zu Folge der Athetesis der Alten für unächt erklärt. Nestors Rede ist gar zu lose und ohne gehörige Bindung eingeschaltet. Denn nachdem Agamemnon V. 75 aufgehört hat zu sprechen, wird Nestor redend eingeführt; und unmittelbar darauf

folgt doch, nicht von Nestor, sondern von Agamemnon, wie der Zusammenhang lehrt: Ὥς ἄρα φωνήσας βουλῆς ἐξ ἦρχε νέεσθαι. — V. 130—3 haben ebenfalls das Zeichen der Athetesis vor sich; Hs. Vertheidigung der Aechtheit ist uns nicht recht deutlich. Indeß scheint die Ideenverbindung im Homer folgende zu seyn: Freylich ist es wohl schimpflich, daß wir die Troer nicht besiegen können, da wir ihnen doch so sehr an Anzahl überlegen sind; aber nicht sie, sondern die große Anzahl ihrer Hülfsvölker, sind daran Schuld. Den 141sten Vers verwirft H. mit den obelisirenden Alexandrinern und mit Bentley. Aber warum sollte nicht Agamemnon in seiner erheuchelten Verzweiflung gesagt haben: Laßt uns nach Hause fliehen; denn wir haben keine Hoffnung mehr, Troja zu erobern. V. 144 hatte Zenodotus das Monstrum einer Leseart: Φῆ κύματα für ὡς κύματα, und eben so setzte er dieses Φὴ oder Φῆ an andern Stellen, wie Il. 14, 499. Gemacht hatte er das seltsame Wort nicht; denn es kam bey den Dichtern, Antimachus und Callimachus vor. Vgl. Wolf prolegg. II. p. 204. Wie es entstanden seyn mag, darüber bringt Heyne zu beyden Homerischen Stellen scharfsinnige Vermuthungen bey. War es aus ἦ mit dem Digamma Γῆ, oder aus ἐφ' ἦ entsprungen? — An der Aehnlichkeit der beyden Vergleichungen in V. 144 — 47 nehmen wir nicht mit Hn. Anstoß; das Bild des Sturmwindes auf der See und das desselben in einem Saatfelde werden ja wohl auch sonst zusammengesetzt, und versinnlichen hier vereinigt noch mehr den Tumult der aufgelösten Versammlung. Hs. Bemerkung zu V. 148 über die Wörter-Familie αἴξ, ἀΐξ, ἀΐσσειν, αἰγίς, ist interessant. Vgl. Obs. zu Il. 17, 594. — Den 168sten Vers hält H. nach den gegen ihn vorhandnen kritischen Gründen für verdächtig; wagt doch aber nicht gegen ihn abzusprechen. Allein, ob er gleich Homerisch ist, und Il. 2, 17 steht: so fehlt er doch hier in den besten Handschriften, und wurde von den vornehmsten Scholiasten nicht gelesen, so daß ihn Wolf prolegg. p. 27 unter diejenigen setzt, welche ut vel maxime videantur Homerici esse, non tamen sunt Homeri. — In der Anrede des Ulysses an die tumultuirenden Führer und Gemeinen V. 190 ff. giebt es Allerley zu erinnern. Ulysses redet zuerst solche Führer an, die das Stratagem des Agamemnon nicht kannten V. 192, folglich nicht mit in der βουλὴ γερόντων gewesen

waren,

waren, wo der Oberbefehlshaber seine wahre Gesinnung an den Tag gegeben hatte. Hier rücken die alten Grammatiker — und H. billigt es — nach V. 192 drey Verse, die unten V. 203 — 5 an einem unschicklich scheinenden Orte vorkommen, ein. Wenn es nun gleich wahr ist, daß die gute Lehre: »nicht alle Achiver könnten regieren; »die Vielherrschaft tauge nichts; es müsse Einer Herrscher »seyn«, den Führern und Fürsten wohl mehr noth that, als dem gemeinen Haufen: so würden doch auch hier diese Verse ganz zusammenhanglos da stehen, und V. 193 würde eben so schlecht an jene anschließen. Wollte man aber V. 193 — 7 ganz herauswerfen: so würde man das vermissen, was eigentlich Ulysses sagen wollte und mußte: »Ihr kennt »die wahre Meinung des Agamemnon nicht. Denn ob er »euch gleich zum Abzug ermahnt hat: so scheint er doch im »Herzen ein Andres zu wollen, und es würde euch übel be»kommen, wenn ihr euch und eure Völker zur Abfahrt rü»stetet.« Auch das gemeine Volk weist er, ungeachtet des Aufrufs des Agamemnon zur Flucht (V. 139 f. An diese Stelle dachte H. nicht in der Note zu V. 198), jetzt zur Ruhe. Auch wir glauben, daß seine Apostrophe an diese mit V. 202 schließt, und vermuthen, daß die vier folgenden Verse, deren letzter längst verwerflich befunden wurde, und in den Scholiasten und besten Handschriften fehlte, oder vielmehr, wenn wir uns den letztern als nicht vorhanden denken, die drey folgenden entweder sich aus einer andern Stelle hieher verirrt haben (wie sie denn sehr wohl hinter V. 251 gestanden haben könnten), oder auch von Pisistratus oder den Pisistratiden hier eingerückt worden, um eine große Autorität gegen die unruhige Volksherrschaft anführen zu können. Der Hesiodische oder Solonische Sentenzen-Charakter ist diesen Versen aufgedrückt. — Die vier Verse 220 — 23 verwarf Zenodotus. Nihil in iis video, quod reprehendam, sagt Heyne. Vielleicht wurde der alte Kritiker durch folgende Gründe geleitet: 1) weil schon V. 214 im Allgemeinen gesagt war, daß Thersites auf die Könige zu schelten liebte. Vgl. 250 f. 2) Weil er V. 239 f. den Achilles lobt, den er doch nach V. 220 f. sonst gelästert haben soll. 3) Weil ein Interpolator seinen Zorn gegen den Ulysses vielleicht erst aus der Folge, da ihn letzterer so derb züchtigt, und den Zorn gegen den Achilles, aus den Nach-Homerikern, die ihn vom Achilles tödten

 lassen,

fassen, entlehnt hat. 4) Fand er vielleicht darin einen Widerspruch, daß Thersites V. 215 als der Lustigmacher unter den Griechen vorgestellt wird, da er doch nach V. 222 f. ihnen im höchsten Grade verhaßt war. Auch in dem Folgenden, wie im ganzen Homer, kommen viele Athetesen des Zenodotus vor, die auf sehr schwachen Gründen zu ruhen scheinen. Mit Fug und Recht erklärt H. die von den Alten obelisirten fünf Verse, 252—6, für unächt. Sie sind lahm, übel mit den übrigen verbunden, und gehören nicht eigentlich zur Sache; wenigstens ziemt es dem Ulysses nicht, daß er sich in eine Diskussion über die Sache mit dem verleumderischen Schwätzer einläßt, der durch eine kurze und nachdrückliche Drohung abzufertigen war. Wir wundern uns, daß Wolf auch in der neuesten Ausgabe nur V. 254—6 eingeklammert hat. Nimmt man die angegebnen fünf Verse heraus; so ist Alles im schönsten Zusammenhange. Will man ja annehmen, daß früh eine Lücke entstanden, die man schlecht durch die Verse 252—6 auszufüllen gesucht habe; so wären wir, wie wir schon vorhin bemerkt, geneigter, anzunehmen, daß die Verse 203—5 hier ihre wahre Stelle gehabt hätten. — Ueber das ἀχρεῖον ἰδὼν des Thersites V. 269 wird umständlich und gelehrt vom Herausg. kommentirt. — In V. 288—91 ist der gleiche Ausgang dreyer Verse: ἀπονέεσθαι, νέεσθαι, νέεσθαι, Hn. auffallend. Der letztre Vers könnte zwar für eine eingeschobne oder beygeschriebne Sentenz gelten; aber der Zusammenhang verbietet, wie H. bemerkt, ihn auszustreichen. Weniger würde man vielleicht V. 288, der aus V. 113 hier eingerückt seyn könnte, vermissen, da dessen Inhalt schon im Zusammenhange der übrigen Rede liegt. — V. 302 f. streicht H., wie ehemals, aber nicht so in der Leipz. Ausgabe, (s. deren Vorr. S. 80) Wolf das Punktum nach φέρουσαι weg, und verbindet: οὓς μὴ Κῆρες ἔβαν θανάτοιο φέρουσαι χθιζά τε καὶ πρωΐζ', weil »gestern und vorgestern« zum Folgenden gezogen einen Zeitraum von neun Jahren andeuten würde, welches unbequem sey; hingegen, von denen, die die Keren nicht wegrafften, gesagt, gehe es auf die Pest, welche wenige Tage vorher so Viele getödtet hatte. Wir können der letztern Erklärung nicht beytreten. Wenn Ulysses sagt: »Ihr Alle seyd Zeugen von dem Portentum, das wir »bey der Abfahrt nach Ilium erhielten, die die Keren nicht

»geraubt

»geweint haben«: so muß er Alle ausnehmen, die seit neun Jahren in Troja umgekommen waren, und jene sprüchwörtliche Redensart muß eben so wohl, wie das lat. nuper öfters, eine Zeit von mehreren verflossenen Jahren anzeigen. Wenn dieses aber der Fall ist: so würde die Stelle doch allerdings gewinnen, wenn man lieber die Worte: »gestern und vorgestern« zu der folgenden Erzählung von Aulis zöge, und diese damit anfienge. Ueber das merkwürdige Prodigium von dem Drachen und den Sperlingen und dessen symbolischer Ausdeutung läßt sich H. umständlich aus. — In der Rede des Nestor ist Hn. der 353ste Vers verdächtig, wegen des neuen Zeichens vom Himmel, auf welches sich der Redner beruft, da man vielmehr erwartete, er würde des Zeichens beym Opfer gedenken, an das vorhin Ulysses erinnert hatte. V. 324 ff. Nicht weniger wahrscheinlich ist des Herausg. Vermuthung, daß V. 356 nicht hieher gehöre; sondern aus V. 590 hier eingeschoben worden sey. — Ueber die V. 362—368 vom Nestor dem Agamemnon angerathne Eintheilung der Mannschaft in φῦλα und φρήτρας hat der Herausgeber im den Anmerkungen und im Exkurs de acie Homerica T. 4. p. 660 gesprochen. Diese sonst nicht im Homer vorkommenden Ausdrücke (wenigstens φῦλον nicht in diesem Sinn); noch mehr aber das erregt Verwunderung, daß von diesem Vorschlag des Nestor nicht der mindeste Gebrauch gemacht wird, so sehr Agamemnon auch die weisen Rathschläge jenes erhebt. Denn für die Anwendung jenes Vorschlags können wir das unbestimmte ἐς δ' ἀμφ' Ἀτρεΐωνα — θῦνον κρίνοντες V. 446 nicht halten; wiewohl es H. erklärt: κρίνοντες τοὺς ἄνδρας κατὰ φῦλα καὶ φρήτρας; vielmehr drückt es im Allgemeinen was immer für eine Anordnung eines vorher unordentlich gemischten Haufens aus, daher es Apollonius richtig διαχωρίζοντες erklärt. Dafür zeugt V. 474 f. Τοὺς δ', ὥστ' αἰπόλια — αἰπόλοι ἄνδρες Ῥεῖα διακρίνωσιν, ἐπεί κε νομῷ μιγέωσιν· Ὡς τοὺς ἡγεμόνες διεκόσμεον. Unter solchen Umständen nimmt uns nur Wunder, wie man es gewöhnlich bey der Verwunderung über jenen Vorschlag des Nestor hat bewenden lassen, ohne die Aechtheit der Verse 362—8 in Anspruch zu nehmen, die uns erst Athenischer Patriotismus hereingebracht zu haben scheint, dem es schmeichelte, im Homer schon die ersten Li-

 nien

nien jener Eintheilung der Athener in Phyla und Phratria zu lesen, oder vielmehr in den Homer hineinzuschieben. Leicht ließ sich das hier thun wegen eines Doppelsinnes des 361sten Verses. Dieser bezieht sich vermuthlich auf die vorhergehenden Verse, und auf die Rathschläge, welche Nestor in diesen ertheilt hat. Quodcunque nunc dico seu dixi, non erit tibi rejiciendum. Aber man konnte es eben so wohl als Hinweisung auf Etwas, was noch folgen sollte, ansehen, und so war der Weg zu dem Einschiebsel gebahnt. — In V. 395 f. hat H. eine bessere Interpunktion eingeführt: ὡς ὅτε κῦμα Ἀκτῇ ἐφ᾽ ὑψηλῇ, ὅτε κινήσει Νότος ἐλθών, Προβλῆτι σκοπέλῳ. Die letzten beyden Worte sind die Apposition von Ἀκτῇ ὑψηλῇ; und ὅτε — ἐλθών ist Parenthese. Lesenswerth sind die Erörterungen zu V. 461 über die Asische Wiese in Lydien. Vgl. Mannerts Geographie, 6r Th. 2s Heft, S. 15 ff. Die Leseart Ἀσίῳ vertheidigt Wolf in der Vorr. der Leipz. Ausg. S. 44. V. 462 liest H. ἀγαλλόμενα nach den wichtigsten Autoritäten, nicht ἀγαλλόμεναι. — In die Vergleichung der griechischen Schaaren mit einem Fliegenschwarm V. 469 ff. scheint uns H. in der Anm. mehr aufgenommen zu haben, als darin liegt. Vielleicht besteht das tertium comparationis hier und Il. 16, 641 ff. nur in der Menge der Fliegen; oder höchstens will der Dichter sagen: Wie die Begierde nach Milch Schaaren unzählicher Fliegen herbeylockt: so versammelt die Begierde nach Blut unzählige Griechen. Bey der Stelle V. 477 ff., wo Agamemnon am Haupte mit Zeus, an der Zona (wird von H. nach den Alten für die Hüften, die mit der Zona umgürtet waren, erklärt) mit Ares, an der Brust mit Poseidon verglichen wird, bemerkt H., daß also schon vor der Aufstellung großer Kunstwerke, ein gewisser Typus, etwas Charakteristisches an der Gestalt der einzelnen Gottheiten angenommen worden ist. — In der Anrufung der Musen vor dem Schiff-Verzeichnisse hat H. scharfsinnig so offenbare Interpolationen entdeckt, daß man sich wundern muß, wie sie haben von Andern übersehen werden können. So entgeht uns oft, was uns ganz nahe lag. V. 483—7 sagt nämlich der Dichter: »Nennt mir, ihr »Musen, die Anführer der Danaer: denn ihr wißt Alles; »wir folgen nur der Sage, und wissen nichts.« So weit hören wir gewiß den Homer selbst. Aber nun: »aber die »übrige

»übrige Mannschaft kann ich nicht aufzählen, wenn ich »auch zehn Zungen, einen zehnfachen Mund, eine unver»wüstliche Stimme und eine eherne Brust hätte; wenn »mir nicht die Musen Alle nennten, die nach Ilium ka»men.« Was soll denn das? »Aber die übrige Mann»schaft könnte ich nicht aufzählen, wenn es mir die Mu»sen nicht eingäben?« Das versteht sich ja so, da er schon vorher gesagt hatte, ohne Eingebung der Musen könne er nicht die Anführer nennen. Aber, gesetzt auch, die Musen sagten ihm die Namen der Individuen aus der Menge vor: so hälfe ihm dieß doch nichts, da er ja versichert, seine Stimme, seine Zunge, seine Brust halte es nicht aus, ein so großes Namenverzeichniß abzusingen. H. hält daher die ganze Stelle V. 488—493 für Zusätze einiger Rhapsoden; die aber nicht weit her sind. Allenfalls ließen sich noch V. 488—490 vertheidigen: »Sagt mir, ihr Musen, die Namen der Führer; denn »die Namen der übrigen Mannschaft verlange ich nicht »von euch zu wissen, weil meine Kräfte doch nicht zurei»chen würden, sie euch nachzusprechen.« Aber V. 491. 492 können auf keine Weise beybehalten werden; man müßte es denn durch eine Emendation erzwingen wollen: Ει και (für μή) Ὀλυμπιάδες — Die Namen der Andern vermöchte ich doch nicht zu nennen, wenn sie mir auch die Musen eingeben wollten. Für den V. 493 möchten wir ein gutes Wort einlegen. Er schließt sich an V. 487 an. Daß Homer nicht jedes einzelnen Schiffes besonders gedacht habe, ist wohl kein Grund gegen ihn, da er ja doch die Zahl der sämmtlichen Schiffe jeder Völkerschaft bestimmt. Indeß, entbehrt kann der Vers werden, und, wenn wir ihn weglassen: so schließt sich desto besser an den V. 487 der Schlußvers des Katalogs der griech. Heerführer V. 760 an: Οὗτοι ἄρ ἡγεμόνες u. s. w.

Der sogenannte Κατάλογος machte ehemals eine Rhapsodie für sich aus, und gehört schwerlich dem ersten oder Hauptverfasser der Ilias an; so alt auch immer dieses von den Griechen hochgeehrte Stück seyn mag. Es ist in der That ein merkwürdiges Stück, das erste Länderbeschreibende Gedicht, eine Charte zur Uebersicht der geographischen oder topographischen Kenntnisse der

Ganz ruhe finden. V. 612 — 14 verwarf Zenodotus. Wurden sie etwa von Jemand eingeschoben, der erklären wollte, wie Arkadier zu einer Flotte von sechzig Schiffen gekommen? — Bey V. 631 »Aber Odysseus führte die schochherzigen Kephallener« hat der Venetianische Codex den Obelus, wovon H. die Ursache nicht einzusehen bekennt. Stieß man sich etwa an dem V. 636 wiederkehrenden: »Ueber diese herrschte Odysseus« oder nahm man die Cephallenier in engerm Sinne für die Einwohner von Cephallenien, das vorher Samos hieß, wo denn freylich der Vers verdächtig wäre, da ja Samos V. 634 noch besonders genannt wird? — Von den fünf Versen 671 — 5 über den schönen Nireus aus Syme verwarf Zenodotus die drey letztern, und ließ den mittelsten unter diesen 674 ganz aus seinem Texte des Homer weg. In diesem wird Nireus mit dem Achill, der Schönheit wegen verglichen, was nicht gerade die Eigenschaft ist, an die man bey einem Achill denkt. Ueberall, was hat es für eine Bewandtniß damit, daß in dieser National-Urkunde die Einwohner von Syme so schlecht bedacht sind? Sie haben nur drey Schiffe, wenig Volk, und einen schönen, aber unkriegerischen, schwachen Anführer. Auf seine Schönheit spielen schon die Namen seiner Aeltern, Charopos und Aglaia, an. Vielleicht ist er erst ein Geschöpf der Cykliker, in denen er, wie H. bemerkt, eine Rolle spielt. Thessalien erscheint im Katalog als ein sehr weitläuftiges, in neun Landschaften abgetheiltes Gebiet. Der Verf. scheint eine sehr genaue Kenntniß vom nördlichen Griechenlande gehabt zu haben. Hier giebt H. eine gelehrte Dissertation und Auseinandersetzung von dem, was im Homer und späterhin Hellas und Hellenen (es ist noch ungewiß, ob der letzte Ausdruck Homerisch ist, und die beyden Stellen Il. 2, 530. 684 sind verdächtig), Achaia, Argos und Achäer sind, S. 363 — 70. — Die ganze Stelle vom Achilles V. 686 — 94 verwarf Zenodotus. Mit Recht sagt H., daß sie, wenn auch nicht nothwendig, doch auch nicht ganz müssig sind. Nur V. 692 scheint uns dem vorhergehenden von einem andern Verf. beygegeben worden zu seyn; vielleicht auch V. 693, 694. — In der Stelle von Protesilaus V. 700 f. »Einsam in Phylake blieb mit zerrissenen Wangen die Gattinn, und unvollendet sein Haus« werden alle von den Grammatikern angegebne Bedeutungen von δόμος ἡμιτελὴς durch-

durchgegangen, und es wird bey der für die Sitte des Hesiodischen Z. A. am besten passenden stehen geblieben, daß von dem neuen Hause die Rede sey, welches der junge Mann, der heyrathen wollte, aufzuführen pflegte. Nur wäre wohl noch näher zu bestimmen, in wiefern, bey dem Tode eines Ehegatten, nach der Hochzeit noch vom unvollendeten Hause die Rede seyn konnte. Wir denken so: der, welcher in den Ehestand treten wollte, suchte sein Haus nur fürs Erste unters Dach zu bringen, und für die nächsten Bedürfnisse einzurichten, mit dem Vorsatz, es in der Folge, nach der Hochzeit, wie es Zeit und Umstände erlaubten, weiter auszubauen. Nun ward es für bedenklich gehalten, ein noch unvollendetes Haus zu verlassen (Hesiodus T. und W. 744 f.): darum wurde vielleicht bey einem Unglücksfall, wie der des Protesilaus war, des »verlassenen unvollendeten Hauses« gedacht. Die von H. begünstigte Erklärung dieses Ausdrucks wird auch bestätigt durch Lucian Catapl. §. 9, wo der Schatten des Megapenthes sagt: »Laß mich nur erst mein Haus vollenden: denn ich habe es »halbvollendet (ἡμιτελὲς) verlassen. Ich hätte es vollen»det, wenn ich noch fünf Tage gelebt hätte.« V. 708 und 709 sind, nach Hs. richtiger Bemerkung, matte Wiederholungen von dem Vorhergehenden. Wie viel nachdrücklicher schließt sich die Rede mit: ὁ δ᾽ ἄρα πρότερος καὶ ἀρείων. — V. 720 scheint Hn. aus V. 518 gefertigt zu seyn. — V. 724. 5. verwarf Zenodotus, vielleicht, weil sie nach V. 694 gebildet schienen. Auch ist H. geneigt, sie für Zusatz eines spätern Rhapsoden zu nehmen, da die Fabel, daß man den Philoctetes nach Troja geholt habe, in den Cyklikern und Tragikern häufig vorkam. Auch V. 726 könnte aus V. 703 herüber getragen seyn. — Die Verse 750—52 sind Heynen verdächtig, sowohl wegen des entfernt im Epirus liegenden Dodona, das hier mitten unter den thessalischen Aenianen und Perrhäbern erwähnt wird, als aus derer, von Vernachlässigung des Digamma herrührender Bedenken wegen. Was die erste Schwierigkeit betrifft: so dünkt uns, sie lasse sich heben. V. 751. 752 werden wahrscheinlich die Grenzen der Perrhäber von Westen und Osten angegeben. Sie wohnten theils in Westen am Pindus, wie wir auch sonst wissen, also an der Grenze von Epirus und in der Gegend von Dodona; theils in Osten am Titaresischen Flusse oder dem Eurotas. Ihr ganzes Gebiet zog

sich

sich also queer durch Thessalien vom Pindus her. Τιταρήσιος ist wohl nicht der Name des Flusses; sondern das nomen gentile, der Titaresische Fluß, von einem Berg Titarus, oder auch irgend einem Ort Titares, der beym Orpheus Argon. 128 Τιταρῆθεν vorkommt. Daß dieser Titaresische Fluß mit dem Eurotas einerley sey, und aus dem Berge Titarus oder Titares (denn der Genitiv ἐκ τοῦ Τιτάρου ὄρους beym Strabo kann ja auch von einem Nominativ Τιτάρης seyn) in der Gegend des Olympus entspringt, und sich in den Peneus ergieße, hat Strabo gesagt; indeß ist es auffallend, daß, wie hier die Perrhäber mit Epirus oder Dodona und dem Titaresischen Flusse zusammengestellt werden, so in Orpheus Argonauten-Gedicht V. 128 f., welche Stelle mit der Homerischen parallelisirt werden muß, Chaonien und die Umgegend des Titares synonymisch gebraucht wird: »den Mopsus aus Titares gebar die Aregonis unter der Chaonischen Eiche.« Vgl. Heinrich zu Hesiodus Schild V. 181. Wäre Schneider beym Orpheus der Homerischen Stelle eingedenk gewesen: so hätte er wohl Χαονίη nicht für ein schmückendes Beywort einer alten, schattigen Eiche erklärt. Ein Titares war ihm freylich in Epirus und an der Grenze desselben fremd (in den kleinen Scholien wird gesagt: Τιταρήσιος ποταμὸς Θεσσαλίας, ὃς ἀπὸ τῆς Στυγὸς ῥεῖν λέγεται, ἢ Ἠπείρου.); aber dehnte sich etwa ehemals das Chaonische Gebiet bis dahin, wo Strabo den Titaresischen Fluß hinsetzt, oder begeht letzterer einen Irrthum, und hätte den Fluß und Berg weiter an den Pindus hinrücken sollen? Dann würde die Homerische und die Orphische Stelle noch mehr in Einklang mit einander seyn, und Dodona und Titaresius würden als nachbarliche Oerter beym Homer neben einander stehen, wie Chaonien und Titares im Orpheus. Sonderbar nennt Plinius, den H. anführt, den Titaresischen Fluß Orcon (ὅρκον), vermuthlich aus Mißverstand des Homer, der ihn nennt: ὅρκου δεινοῦ Στυγὸς ὕδατος ἀποῤῥώξ, welches entweder, wie Voß übersetzt, heißt: »er entspringt »von der Stygischen Fluth des furchtbaren Eides« oder interpungirt werden muß: ὅρκου δεινοῦ, Στυγὸς ὕδατος, also daß der Styx per appositionem ὅρκος δεινὸς genennt wird, d. h. bey welchem die Götter schwören. — V. 766 behauptet Herausg. die Leseart Πιερίῃ, wogegen Wolf Πηρείῃ in dem Texte hat, und in den prolegg. II. p. 28 ver-

theil.

theidigt. — V. 794 hält H. die in den kleinen Scholien vorkommende Leseart ἐφορμηθῆναι für die richtige; da nach dem Zusammenhange die Troer erwarteten, die Achiver würden (nicht einen Angriff auf die Stadt machen, sondern) fliehend in die Schiffe stürzen. Aber dasselbe kann unsers Erachtens auch durch die Vulgata: νηυσὶν ἐφορμηθῆναι gemeint seyn, welches ein Scholium erklärt: ναυσὶν ἀποχωρήσωσιν, εἰς Ἑλλάδα ἀναζεύξωσι. — In der Stelle von der Gesandtschaft der Iris an die Troer V. 786 ff. nimmt H. mehrere Interpolationen der Rhapsoden an, und schreibt nur folgende Verse ihrem ersten Urheber zu: V. 786—8. 790. 796—801. 807. Die Verse 791—5 haben schon bey den Alten das Zeichen der Athetese. — V. 814 wird der Ausdruck πολύσκαρθμος von der Amazone Myrine auf die rasche Kriegerinn bezogen, da die Bewegungen der Streitenden mit dem Tanz verglichen zu werden pflegen. Vgl. von den Amazonen Seneca in den Troerinnen V. 12 f quae vagos vicina prospiciens Scythas Ripam catervis Ponticam viduis *ferit.* Das Prädikat des Mars θοῦρος Ἄρης beym Homer gehört eben dahin. Vgl. Heyne Obs. zu Il. 7, 240. — Zu V. 841 stellt der Herausg. eine gelehrte Untersuchung an, um auszumitteln, welches Larissa hier gemeint sey. Eben so wird der 850ste Vers: Ἀξιοῦ, οὗ κάλλιστον ὕδωρ ἐπικίδναται αἴη sorgfältig kommentirt. Strabo, welcher von H. verbessert wird, lehrte, das Wasser des Axius sey nicht klar, sondern trübe (indeß könnte es, wie H. bemerkt, seit Homer seine Natur verändert haben); er las daher: ᾧ κάλλιστον ὕδωρ ἐπικίδναται Αἴης, und wollte es auf einen Quell bey Amydon, dem er den Namen Aia giebt, bezogen wissen. Ob ein solcher Name eines Quells wirklich existirt, oder ob er etwa erst aus dem Homerischen: αἴη, αἴῃ, αἶαν (denn so variirt hier die Leseart) als Hypothese aufgestellt worden, lassen wir dahin gestellt seyn. Daß der Name des Quells Aia gewesen, läßt freylich Eustathius den Strabo sagen, wenn er den Namen nicht etwa aus dem Homer per conjecturam ergänzt; aber aus den Excerpten des Strabo, die wir nur von dieser Stelle besitzen, sehen wir nicht, daß er dem Quell, der in den Axius geflossen, einen Namen gegeben, und es könnte wohl scheinen, er habe eigentlich lesen wollen: ᾧ. κ. ὕ. ἐ. αἴῃ, dem der Erdboden, d. h. eine aus dem Erdboden entspringende Quelle ihr schönes

nes Wasser mittheilt. Denn brauchte man nur mit sehr geringer Veränderung die folgenden Worte des Strabo so zu lesen: οὐ γὰρ τὸ τοῦ Ἀξιοῦ ὕδωρ, κάλλιστον τῇ ὄψει, τῇ γῇ ἐπικίδναται, ἀλλὰ τῆς γῆς τῷ Ἀξιῷ. — V. 851. 2 verbindet Herausg. Pylämenes war Anführer Παφλαγόνων, ἐξ Ἐνετῶν, derjenigen Paphlagoner, die zum Geschlechte der Heneti gehörten. Ueber die wilden Mauleſel oder Dſhikketái in Paphlagonien, deren Homer hier gedenkt, und die von Andern in Cappadocien erwähnt werden, vgl. Schneider zu Ecl. phyſ. T. 2. p. 12.– Vielleicht geht auf dieſe auch Il. 23, 654 f. von einem ſchwer zu bändigenden Mauleſel. Vgl. Il. 24, 278, und daſelbſt das Victorianiſche Scholium bey Heyne.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Hefte.)

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und neunzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Fortsetzung und Beschluß der Recension über die neuesten Ausgaben der homerischen Ilias.

(M. s. oben S. 192.)

Im dritten Buch nimmt H. an der verschränkten Wortfügung in V. 3—7 Anstoß, und ist nicht abgeneigt, diese Verse für jüngern Zusatz zu halten. Die Worte ὄρνιθας ὥς können einem Rhapsoden Anlaß zu der weitern Ausführung durch die Vergleichung mit dem Zug der schreyenden Kraniche gegeben haben. Aber vorausgesetzt, die erwähnten Verse wären nicht von Homer: so ließ sich überhaupt noch fragen, ob in dem Verse: Τρῶες μὲν κλαγγῇ τ', ἐνοπῇ τ' ἴσαν, ὄρνιθες ὥς die Aehnlichkeit mit den Vögeln im Geschrey oder in dem schnellen, daherstürzenden Gange zu suchen sey. Für die letztre Erklärung ließ sich doch z. B. Il. 2, 764 anführen, wo der Dichter des Eumelus Pferde schildert: τὰς Εὔμηλος ἔλαυνε, ποδώκεας, ὄρνιθας ὥς. Indeß scheint freylich erst durch die folgende Vergleichung V. 10—14 der schnelle Gang beyder Heere geschildert zu werden. Sehr alt müssen jene Verse auf alle Fälle seyn, da sie schon Herodotus vor Augen hat, und die in ihnen enthaltne Sage von dem Kampfe der Kraniche mit den Pygmäen von den folgenden Schriftstellern um die Wette ausgeschmückt worden ist, s. Heyne. Daß H. V. 18—20 für nichthomerisch nach Anleitung der Alten hält, daran scheint

er uns ebenfalls wohl zu thun. Nach V. 16 f. gieng Paris ganz leicht bewaffnet, mit dem Pardel-Fell und Bogen, vor seinem Heere her. Die folgenden verdächtigen Verse geben ihm nun noch ein Schwerdt und zwey Lanzen und lassen ihn alle Anführer herausfordern. Das Letztre darf man wohl nicht buchstäblich nehmen; vielmehr wird es heißen: er forderte Jeglichen, der sich mit ihm messen wollte, heraus, so daß nämlich Einer, es sey welcher es wolle, gegen ihn auftreten konnte. Aber ohne schwere Waffen-Rüstung würde er diese Aufforderung wohl nicht gewagt haben; diese legt er daher auch nachher V. 338 ff. an, als er sich zum Zweykampf mit dem Menelaus anschickt. Ueberdem scheint doch Paris, gegen Homers Absicht, gar zu sehr in Schatten zu stehen, wenn er erst kühn jeden Held herausfordert, und sogleich drauf vor dem Menelaus erschrocken flieht! Wäre vorher von einer Ausforderung die Rede gewesen: so würde Homer wohl vom Menelaus V. 21 ff. gesagt haben, er habe die Ausforderung angenommen; er sagt aber nur, Menelaus habe den Paris mit großen Schritten vor seiner Schaar hergehen sehen; habe sich der Gelegenheit, Rache zu nehmen, gefreut, und sey vom Wagen herabgesprungen und auf ihn zugeeilt. Nähmen wir nun an, Paris hatte die griechischen Heerführer vorher nicht herausgefordert: so fällt es weniger auf, wenn er, der Leichtbewaffnete, zurückweicht, als er den Menelaus auf sich zukommen sieht. Hätte er seine Gegner zum Zweykampf ausgefordert: warum hätte ihm das Hector, der ihm so viel Kränkendes sagt, nicht vorgehalten? Warum scheint er sich erst V. 67 f. zum Zweykampf zu entschließen, da es Hector so haben will? — V. 28 nimmt H. mit dem Venetianischen Codex: *φάτο γὰρ τίσεσθαι* statt *τίσασθαι*, welches Letztre noch Wolf in seinen Ausgaben hat, in den Text, weil der homerische Rede-Gebrauch nach *ἔφάμην* das Futurum erfordert. — In der Observation zu V. 39 über die Ableitungen des Namens *Δύςπαρις* erwähnt H. der sinnreichen Erklärung des Namens *Πάρις* und *Δύςπαρις* nicht, die Ilgen zu Hom. H. in Ap. Del. p. 212 sqq. giebt: *Πάρις* von *πάρος*, qui ante exercitum graditur, praetor f. praeitor. *Δύςπαρις*, qui male nominis (*Πάρις*) omen implet, ein schlechter Vormann! — Bey der Erklärung der Worte von der Helena V. 49 *νυὸς ἀνδρῶν αἰχμητάων* hat sich der Her. im Namen verschrieben: nurus fortissimi viri, Agamemno-

nonis. Sie war die Schwiegertochter des Atreus; aber H. scheint die unmittelbar darnach von ihm erwähnte Bedeutung von γυὸς, die Schwägerinn, in Gedanken gehabt zu haben, nach welcher freylich unter den »kriegerischen Männern« Agamemnon zu verstehen wäre. Vergl. V. 178—80. — Ueber die Episode V. 121 ff. urtheilt H., sie sey vielleicht ein Gedicht für sich gewesen, das einem ingeniösen Rhapsoden angehört, und stehe in keiner wesentlichen Verbindung mit dem Ganzen. Meint der Vf. die ganze Stelle von V. 121 —244? — Ueber die ἱστὸς δίπλαξ πορφυρέη commentirt der Her. ausführlich. Auch Böttiger hat diesen Gegenstand neulich in seinem Werk über die griechischen Vasen berührt, Th. 3 S. 39 f. Die Erklärung des δίπλαξ durch δίμιτος wird nur beyläufig in Hs. Note angeführt. Böttiger folgt dieser Erklärung, und nimmt ein Tuch von zweyfarbigen Fäden an, wo auf weißem Grund purpurne Figuren gewebt waren. — Die ἀργεννὰς ὀθόνας der Helena V. 141 erklärt man wohl am richtigsten von einem Shawl aus zarten, feinen Stoff, oder von einem Schleier, s. Schneider zu Orpheus Argon. 509. — V. 144, worin Aethra, Theseus Mutter, als Sklavinn der Helena, aufgeführt wird, ist schon den Alten anstößig gewesen, und wird von H. für ein Einschiebsel aus den Cyklikern gehalten; denn in Arctinus und Lesches Ἰλίου πέρσις (daß beyde Werke verschieden waren, macht Hermann z. Aristoteles Poetik 23, 7 wahrscheinlich) kam die Geschichte von der Entführung der Aethra zuerst vor. Ein Athenienser scheint uns diesen Vers nicht eingeschaltet zu haben; er würde es wohl für eine Demüthigung gehalten haben, daß die Mutter seines Königs Theseus im Homer als Sklavinn erscheine. Nach einer von H. aus dem Demosthenes beygebrachten Stelle scheint der Vers von der Aethra noch mit einem andern begleitet gewesen zu seyn, und das Ganze ungefähr so gelautet zu haben: Αἴθρη, Πιτθῆος θυγάτηρ, ἧς εἵνεκα υἱὸς Εἰς Τροίην Ἀκάμας στεῖλεν, Κλυμένη τε βοῶπις. Vgl. Schol. z. Euripides Hecuba 125. — Wenn Helena V. 180 von Agamemnon sagt: Er war mein Schwager, εἴ ποτ' ἔην γε, so muß dieß freylich wohl so gefaßt werden: quandoquidem fuit, non amplius est. — V. 193 hat der Her. zuerst die Aristarchische Lesart: μείων μὲν κεφαλῆν Ἀγαμέμνονος statt κεφαλῇ aufgenommen. Theils rieth dazu der Sinn; theils ist es die ausgesuchtere Lesart, die begreiflich in κεφαλῇ überging,

weil man wähnte, das folgende ὤμοισιν ἰδὲ στέρνοισιν erfordere den Dativ. Bekanntlich aber erlaubt der Sprachgebrauch hierin eine Abwechslung der Casus. — Die verschiednen Sendungen des Ulysses nach Troja werden zu V. 205 nach den Erklärern genau auseinandergesetzt. — V. 236 ff. vermißt Helena auf dem Schlachtfeld ihre beyden Brüder, Castor und Pollux, und vermuthet, sie möchten entweder gar nicht mit aus Lacedämon nach Troja gekommen seyn, oder, der Schwester sich schämend, jetzt keinen Antheil an den Gefechten nehmen. Davon, daß die Brüder gestorben seyn möchten, wie Hr. Note zu V. 234—44 sie ahnden läßt, ahndet sie im Texte nichts; sondern es ist der Dichter, der V. 243 f. meldet, die Erde habe die beyden Helden schon bedeckt. Den 244sten Vs. verdammt H. als ziemlich müßig, ferner wegen des Hiatus und des ungehörigen αὖθι. — Bey dem Bundes Opfer, das zwischen den Argivern und Troern V. 268 ff. geschlossen wird, hat H. verschiedenes Merkwürdige ausgezeichnet. So V. 269 f., wo der Wein der beyden paciscirenden Parteyen in Einen Crater zusammengegossen wird, vermuthlich als Symbol der Vereinigung der Gemüther. Diese symbolische Sprache herrscht auch in dem Gebet V. 300 f.: »Welche den Eid brechen, der und deren Kinder Gehirn spritze auf die Erde, wie der ausgegoßne Wein, ἄλοχοι δ' ἄλλοισι μιγεῖεν — diese Lesart adoptirt H. statt der gemeinen: δαμεῖεν. (anders Wolf Vorr. d. Leipz. Ausg. S. 73) und will es ebenfalls in Beziehung auf den Wein genommen wissen, so daß man aus dem vorhergehenden herausnehmen müßte: μιγεῖεν, ὡς ὅδε οἶνος ἐμίχθη s. V. 269. 270. Doch kommt uns diese Erklärung zu gekünstelt vor. Daß die an verschiednen Stellen wiederholten Vertrags-Punkte nicht überall ganz mit einander übereinstimmen, ist von H. bemerkt worden; am auffallendsten ist V. 286—91 der Zusatz von der Strafe, welche die Troer, wenn Paris getödtet werde, an die Argiver erlegen sollen. Daß hinter V. 287 Etwas fehle, hat schon H. angemerkt. Der Sinn ist unsers Dafürhaltens: die Troer sollten gehalten seyn, einen Tribut auf ewige Zeiten an Menelaus und dessen Nachkommen zu entrichten. Da an dieser Stelle allein dieses Punktes gedacht wird: so vermuthet H. Obs. zu V. 457, mit Recht, daß die Verse V. 286—91 von einem Rhapsoden hinzugedichtet worden. Vielleicht sind sie auch aus irgend einem cyklischen

Gedicht entnommen, wo die Sache auf verschiedne Art behandelt worden seyn mag. Heyne sagt T. 5 p. 301: In poëtis cyclicis multa videntur esse memorata, e quibus loca insititia adornarunt rhapsodi. — In der Beschreibung der Bewaffnung des Paris V. 328 ff., welche die Anlegung der Waffen nach allen ihren Theilen und in natürlicher Ordnung angiebt, wundern wir uns von den Auslegern die Schwierigkeit umgangen zu sehen, wie der Dichter anfangen konnte: Αὐτὰρ ὅγ᾽ ἀμφ᾽ ὤμοισιν ἐδύσατο τεύχεα καλά. Welche Waffen denn? Schild und Schwerdt? Allein von diesen meldet er ja erst nachher an der rechten Stelle V. 334 f. ἀμφὶ δ᾽ ἄρ᾽ ὤμοισι βάλετο ξίφος u. s. w. Und überdem konnten ja diese Stücke der Rüstung nicht um die Schultern gehängt werden, bevor der Thorax angelegt war; drittens sagt Homer ausdrücklich V. 330 ff., daß er zuerst die Schienen, zweytens den Harnisch rc. angelegt habe. Drückt sich der Dichter etwa erst nur im Allgemeinen aus, und geht nachher zu der ordnungsmäßigen Erzählung fort, gleich als wollte er sagen: Alexander umhüllte die Schultern mit den Waffen; und zwar legte er vorher die Schienen an, dann den Harnisch, dann umhüllte er die Schultern mit dem Schwerdt und dem Spieße? In andern Stellen, wo fast die nämlichen Verse wiederholt werden, geht dem Einzelnen höchstens folgender allgemeine, auf die ganze Rüstung passende Ausdruck voraus: ἐν δ᾽ αὐτὸς ἐδύσατο νώροπα χαλκόν. Gehört die ins Einzelne gehende Beschreibung der Anlegung der Waffen etwa gar nicht hieher, und ist von Rhapsoden aus andern Büchern der Ilias, wo sie eben so steht, hier eingewebt worden, so daß sich Homer hier mit der summarischen Angabe V. 328. 329. 339 begnügt hätte? Oder ist nur V. 328 unächt? Dann müßte man die nächstfolgenden so umsetzen:

Κνημῖδας μὲν πρῶτα περὶ κνήμῃσιν ἔθηκε
δῖος Ἀλέξανδρος, Ἑλένης πόσις ἠϋκόμοιο,
καλὰς κ. τ. λ.

Vielleicht ahndete Zenodotus Etwas von Ungehörigkeit oder von dem Pleonasmus des 328sten Verses, in Vergleichung mit V. 334 f., weil er die beyden letzten Verse athetisirte, welche Operation aber nicht glücklich ist. — Nachdem Paris durch die Venus von dem Kampfplatz weggebracht worden, folgt die an sich schöne Episode V. 383—448, worin

in Venus die Helena ihrem Gemahl zuführt, und diese sich mit ihm aussöhnt. (Flaxmann hat ihr zwey Blätter gewidmet, das eine, wo sie von der Venus auf den Thurm abgeholt, das andre, wo sie dem Paris zugeführt wird. Das letztere Sujet haben auch einige deutsche Künstler, veranlaßt durch eine vor ein paar Jahren von Göthe gegebene Preisfrage, glücklich bearbeitet.) Einzelnes in derselben ist schon den Alten verdächtig gewesen; H. hält die ganze Episode, welche nicht in das Ganze eingreift und hier müßig ist, zwar für das Werk eines sehr alten Dichters; aber nicht des ersten Urhebers der homerischen Gesänge. Anders wäre es, wenn Helena durch ihre Aufforderung an den Paris, den Menelaus nochmals herauszufordern, diesen zu einem wiederholten Zweykampf bestimmt hätte. Aber Paris umgeht dieses Aufgebot mit den Worten: er sey zwar jetzt von Menelaus besiegt worden; aber es werde schon eine Zeit kommen, wo auch er ihn besiegen werde, und nun ladet er sie zu einer zärtlichen Umarmung ein. In der schon den Alten anstößig gewesnen beißenden Anrede der Helena an die Venus V. 399 ff. sagt jene zu der Göttinn, von der sie eingeladen worden war, ihr zum Paris zu folgen: »Was begehrst Du mich zu betrügen? Willst Du mich etwa noch tiefer hinein in eine Stadt von Phrygien oder Mäonien führen, wenn Du etwa dort auch einen Liebling hast?« H. nimmt an, Helena sey darüber entrüstet, daß die Venus sie ihrem ersten Gemahl, dem sie nach der Besiegung des Paris wieder zufalle, zu entziehen suche, und darum in einen entferntern Ort locken wolle, damit sie Menelaus nicht bekomme. Da sie dieses dem Paris und nicht einem andern Liebling zu Gunsten thue: so scheine V. 402: »Wenn Du etwa dort auch einen Günstling hast« eingeschoben zu seyn. Allein der Zusammenhang V. 410 f.: »Ich gehe nicht zum Paris, alle Trojanerinnen würden mich in der Zukunft tadeln«, und der Erfolg, daß sie von der Venus in die Wohnung des Paris geführt wird, scheint von jener Hypothese abzuführen. Schlau und mit Verletzung der Kampfgesetze hatte Venus den Paris dem Zweykampf entzogen; eben so schlau schien sie nun auch (V. 403—5) die Rückgabe der Helena an den Menelaus abwenden zu wollen, indem sie die sich wieder nach dem ersten Gemahl sehnende zum Paris zurückführte und sie wieder in Liebe mit ihm vereinigte. Die Herzen der Greise auf dem Thurm waren schon für sie gewonnen; entbrannte sie

nun

nun selbst wieder für Paris: so war es vorauszusehen, daß er sie den Griechen nicht ausliefern würde. V. 400—2 sehen wir nur für eine allgemeine bittre Bemerkung an, welche Rec. etwa so umschreiben würde: »Ueberall suchst Du mich doch, Deinem Liebling zu gefallen hinzulocken; schon hast Du mich einst aus Sparta nach Ilium verlockt; jetzt lockst Du mich wieder zu ihm nach Hause; ich glaube, wenn Du einen Liebling in einer noch entlegnern Stadt von Phrygien oder Mäonien hättest, den Du mit meinem Besitz glücklich zu machen hofftest, Du locktest mich auch dorthin.«

Aus dem Anfang des vierten Buchs giebt Flaxmann eine schöngruppirte Vorstellung von den im Olymp Nektar trinkenden Göttern. Eine diesem Künstler eigne genialische Idee ist der unten mit Kopf und Brust hervorragende Genius des Olymp. Im vierten Buch ist die ins Einzelne gehende Beschreibung schön, wie Pandarus den Bogen spannt und schießt. V. 116. 117 hält Bentley für eingeschoben, und wirklich scheinen uns beyde wegfallen zu können. Indeß verwarf Aristarch nur den letztern wegen der dem Homer nicht gewöhnlichen Ausdrücke. Ihm tritt H. bey und glaubt, daß dieser Vers aus V. 191 entstanden, womit er jedoch nur in dem Ausdruck μελαινάων ὀδυνάων übereinkommt. Wenn man, wie auch H. thut, V. 112 τανυσσάμενος vom Spannen des Bogens versteht: so wissen wir damit V. 122—4 nicht wohl zu vereinigen, wo ja erst der Bogen gespannt wird. Vielleicht interpungirten und erklärten Einige daher auch die erstere Stelle anders. — Ueber die Theile der Waffen-Rüstung V. 132 ff., durch welche der Pfeil gieng, der ζωστήρ oder Gürtel, der θώρηξ und sein untrer Saum, ζῶμα, und die μίτρα oder Blechbinde, verbreitet sich H. umständlich. — V. 194 billigt H. Köppens Verbesserung: Φῶτ' Ἀσκληπιοῦ υἱὸν ἀμύμονος, ἰητῆρα statt ἰητῆρος. Wolf Vorr. zur Leipz. Ausg. S. 53 zieht die gemeine Lesart vor. V. 235 hat Wolf die Aristarchische Lesart ψευδέσσι von ψευδής, mendax; H. aber die des Hermappias aufgenommen: ψεύδεσσι, welches Abstraktum pro concreto allerdings dichterischer ist. — V. 242 streicht H. das Komma zwischen Ἀργεῖοι und ἰόμωροι weg, wie auch Wolf gethan hat, und bleibt unter den mehreren möglichen Deutungen des Wortes bey der Ableitung von ἴον, viola, stehen, welches,

wie πόντος ἰοειδής, bloß von der schwarzen Farbe gebraucht werde, und wonach ἰόμωροι wären infausti, miseri. — In der merkwürdigen Stelle von dem Feldzuge gen Theben V. 376 ff, wobey der Dichter vielleicht schon Thebaiden vor sich hatte, ist nach Hs. Bemerkung, höchst wahrscheinlich Manches von Rhapsoden eingeschaltet oder erweitert. So gehört das gar nicht zu den Beyspielen von Muth und Tapferkeit des Tydeus, die doch Agamemnon hier anführen will, daß Tydeus als Gesandter nach Mycen gekommen, um Bundes-Genossen zu bitten V. 376—381. Was die Stelle V. 380 f. anlangt, daß die Mycenäer durch Unglück-drohende Zeichen, welche Zevs gegeben, abgehalten worden, Bundes-Genossen zum Kriege zu schicken: so bemerkt H. in der Anmerkung, daß sonst nichts von diesem Ereigniß bekannt sey. Welche abrathende Zeichen vom Himmel herab auch Homer verstehen mag, die Sache kam in den Thebaiden vor, wie wir aus dem Nachhall derselben in Statius Thebais 4, 305 ff. sehen;

Hos belli coetus jurataque pectora Marti,
Milite vicinae nullo juvere Mycenae.
Funereae tum namque dapes *mediique recursus*
Solis, et hic alii miscebant proelia fratres.

Nur muß man bey den παραίσια σήματα des Homer nicht an den Helios denken, der sein Angesicht von dem Gräuel der Thyesteischen Mahlzeit wegwendet, da Homer wahrscheinlich noch nichts von dem Haß zwischen Atreus und Thyestes wußte. Siehe den Leipz. Scholiasten zu Il. 2, 107. Ein andres Schreckens-Zeichen, welches zu Mycen während des Heerzugs der Argiver nach Theben gesehen wurde, giebt Statius 7, 418 f.: Perseos effigiem moestam exorantque Mycenae Confusum Iunonis ebur. Statius zählt hier überhaupt die in ganz Peloponnes gesehenen mannichfaltigen ungünstigen Zeichen auf, welche dem Thebanischen Kriege vorhergiengen, und denen auch das zu Mycen im Homer beygesellt werden muß. Der Nichtbeachtung dieser Zeichen schreibt Homer V. 409 die Niederlage der Achiver zu. Die Stelle im Homer V. 382 f., wo es heißt, die Argiver wären auf ihrem Zug an den Asopus gekommen, nimmt H. von dem Asopus innerhalb des Peloponnes im Phliasischen und Sicyonischen Gebiet. Allein das Gegentheil erhellet aus

Il.

N. 10, 287 f., wo der Herausg. auch richtig erklärt. Dasselbe bestätigt Statius 7, 424 f. Iam ripas, Asope, tuas Boeotaque ventum Flumina. — V. 439—45 werden die Götter namhaft gemacht, die auf Seiten der Argiver, und die, welche auf Seiten der Troer stritten. (Apollo fehlt unter ihnen. Vergl. V. 507 ff.) Wie die Sätze hier verbunden sind, sollte man meinen, Mars wäre nur auf Seiten der Troer (τοὺς μὲν Ἄρης); hingegen auf Seiten der Argiver sowohl Athene, als Deimos, Phöbos und Eris, (τοὺς δὲ — Ἀθήνη Δεῖμός τ' u. s. w.) gewesen, da doch unstreitig die letztern Gottheiten als zwischen beyden Heeren getheilt angesehen werden müssen. Uns scheint aber die ganze, wiewohl schöne, doch mehr hesiodische Stelle V. 440—5, nicht von Homer zu seyn. Ἄμοτον V. 440 möchten wir beym Homer doch darum nicht von τὰ μοτά, die Charpie, ableiten, weil beym Homer noch keine Spur vom Gebrauch der zerzupften Fäden der Leinwand ꝛc. bey Wunden vorkommt; sondern nur, daß das Blut ausgedrückt, die Wunden ausgewaschen und Pharmaca aufgelegt werden. — V. 527 hat H. zuerst eine aus der einen Recension des Aristarchus entnommene Lesart ἀπεσσύμενος statt ἀπεσσυμένου oder ἐπεσσύμενον aufgenommen. Wollte man ἀπεσσ. vertheidigen, welches Aristarchus in der zweyten Recension hatte: so müßte man annehmen, Thoas wäre dem Peiros, als dieser von dem Leichnam des Diores weggegangen, begegnet; die Lesart ἐπεσσύμενον aber ließ sich allenfalls auf das vorhergehende ὁ δ' ἐπέδραμεν V. 524 beziehen. Wie Peiros so auf den Gegner herstürzte, und ihn mit der Lanze verwundete, erhielt er selbst von Thoas eine Wunde. Indeß scheint auch uns die von H. aufgenommne Lesart der Sache am angemessensten zu seyn.

Von der Diomedeia des fünften Buches vermuthet H. T. 8 p. 783, daß es ehemals ein eignes Gedicht gewesen. Es ist nicht unwahrscheinlich, nach der Observation zu V. 204, daß die geschwätzige Rede des Pandarus V. 179 ff. durch manche Interpolationen noch breiter und wäßriger geworden. Auch ist sonst einiges Auffallende darin; z. B. daß V. 204 der Gebrauch des Digamma in Ἴλιον, welches beym Homer fast durchgängig digammirt wird (Vgl. Heyne Exc. T. 7 p. 759), vernachläßigt ist; dann V. 215 εἰ μὴ mit dem Optativ, welches nur in der Odyssee so vorkömmt.

Wenn H. den erstern Vers V. 204 für Nicht-Homerisch hält: so muß er auch seine nächsten Nachbarn mit herauswerfen. Und in der That sind V. 204—8 sehr gut zu entbehren. Das Uebrige hängt so zusammen: Mein Vater ermahnte mich mit dem Streitwagen gen Troja zu ziehen; ich aber gehorchte nicht, um die Pferde zu schonen. Und so ergriff ich κακῇ αἴσῃ den Bogen. Die κακὴ αἶσα bezieht sich nämlich zunächst auf sein Schicksal, dem Diomedes nur eine leichte Streifwunde beygebracht zu haben V. 187—191. Nach der Weglassung jener Verse wird die Rede gedrängter und weniger wiederholend. — V. 227 hat H. im Text die Aristarchische Lesart, welcher auch die meisten Handschriften und Ausgaben zu folgen scheinen, beybehalten: ἐγὼ δ' ἵππων ἀποβήσομαι, descendam de curru. Als Bestätigung wird die Sitte der Heroen angeführt, oft zu Fuße zu streiten und ihren Wagen in der Nähe halten zu lassen; auch die Parallel-Stelle Il. 17, 479. 80. Aber der ganze Zusammenhang scheint uns hier einzig für Zenodotus Lesart: ἐπιβήσομαι zu sprechen, welche auch Wolf in seine Ausgaben aufgenommen und in der Vorr. zur Leipzig. S. 78 vertheidigt hat. Pandarus hatte geklagt, es sey dem Diomedes zu Fuße nicht beyzukommen; deswegen sagt jetzt Aeneas V. 219 f. »Wir beyde wollen uns ihm zu Wagen entgegenstellen.« Er heißt den Pandarus seinen (Aeneas) Wagen besteigen und die Rosse lenken: ἐγὼ δ' (fährt er fort) ἵππων ἐπιβήσομαι, ὄφρα μάχωμαι »ich will als Kämpfer den Wagen besteigen.« Oder er überläßt ihm auch, selbst den Kampf mit dem Diomedes zu bestehen, und ihm (dem Aeneas) das Lenken der Rosse anzuvertrauen. Das Letztere nimmt Pandarus an, und nun steigen beyde auf den Wagen V. 239. — V. 248 fehlt in einem Breslauer Codex, und H. scheint ihn auch mit Recht für ein müßiges Supplement zu halten. Daß man nach Αἰνείας δ', υἱὸς μὲν ἀμύμονος Ἀγχίσαο hinzudenken müsse εὔχεται εἶναι, ist aus dem vorhergehenden Verse klar, und υἱὸς εὔχεται ἐκγεγάμεν, wie es nach dem Zusatz-Vers heißt, ist müßig und ungewöhnlich. Vermuthlich hat ein Interpolator der Concinnität zu Liebe den Vers eingeschaltet. Vom Pandarus hieß es: ὁ μὲν τόξων εὖ εἰδώς, υἱὸς δ'. — Dem wurde nun gegen über gesagt: Αἰνείας, υἱὸς μὲν — μήτηρ δέ. — V. 340—2 nimmt H. gegen einen Rec. in der Bibliothek der alten Litteratur in Schutz, der sie wegen der hier und

V.

V. 416 (hier vertheidigt auch H., wie Wolf prolegg. p. 33, die Form ἰχῶ) einzig vorkommenden Benennung des Götterblutes Ἰχώρ für untergeschoben hielt. Er glaubt, daß gar keine Schwierigkeit vorhanden sey, wenn man das Wort nur nicht für einen Eigennamen, sondern in der Bedeutung einer dünnen, feinen Flüssigkeit, die es auch bey den Spätern hat, nehme. Wolle man ja eine Interpolation annehmen: so sey diese höchstens in V. 341. 342, worin das Ichor näher erklärt wird, zu suchen. — Nach V. 355 stellt Flaxmann die Iris vor, wie sie mit der verwundeten Venus zum Mars kommt. Die schwierige, auch vom jüngern Plinius 9, 26, 6 als auffallend bezeichnete Stelle V. 356 ἠέρι δ' ἔγχος ἐκέκλιτο καὶ τάχε ἵππω. erklärt H. so: »Die mit Wolken umgebne Lanze war an die Erde gelehnt, und der Wagen hielt dabey.« Sollte nicht noch einfacher seyn: Waffen und Wagen waren an die Wolke gelehnt, in so fern Mars mit seiner Rüstung von einer dichten Wolke umgeben ist? — V. 359 schreibt H. nach der Lehre von Ptolemäus Ascalonita Φῖλε statt Φίλε; ferner stellt er mit Wolf, die Lesart der Handschriften her: κόμισαί τε με; endlich nimmt er Bentley's Conjektur: δός τε für δέ, welche der Gegensatz erfordert, in den Text auf. — Wenn Dione V. 373 f. zur Venus sagt: »Welcher der Uranionen hat Dich so mißhandelt, als hättest Du öffentlich etwas Böses verübt« (sollte nicht besser zu interpungiren seyn: μαψιδίως, ὡσεί τι κακὸν ῥέζουσαν, ἐνωπῇ; wer hat es gewagt Dich so öffentlich zu mißhandeln?): so verstehen wir nicht ganz, wie Hr. Obs. zu diesem Verse paßt: Ex graecorum more femina intra aedes coerceri solebat, und: Declarat et hic locus disciplinam domesticam priscae vitae et conditionem mulierum, quae etsi adultae, verberibus coërcebantur, si quid indignum se commisissent. Sollte sich auch wohl in der griechischen Heroen-Welt eine solche Behandlung als gewöhnlich — denn als Ausnahme kommen solche brutale Sitten überall vor — erweisen lassen? — Von der merkwürdigen Stelle V. 385—415, wo Beyspiele von Göttern, die durch Sterbliche verwundet worden, aufgestellt werden, ahndet H. wohl mit Recht, daß sie vielleicht von mehr als einem Rhapsoden erweitert, und zum Theil aus Herakleen zusammengewebt worden. Die darin vorkommenden Mythen werden von H. gelehrt erläutert. Zu V. 385 ist die Vorstellung Flaxmanns etwas barock, wie die Aloiden

den

den Mars in Ketten halten. Den ehernen κέραμος V. 387, in welchem er 13 Monate lang von den Aloiden eingesperrt gehalten wurde, will H. nicht mit mehrern Alten von einem dolium, testa verstanden wissen; wiewohl doch Ares nach der abentheuerlichen Fabel eben so gut in einem Faß eingesperrt seyn konnte, als man in neuern Zeiten Menschen in Käfichten eingeschlossen hat. Das dem ersten Anschein nach nicht passende Prädicat χάλκεος verliert sein Auffallendes, wenn man es mit H. nach dem alten Sprachgebrauch für fest nimmt. Vgl. die Ausleger zu Horaz Oden 3, 26, 1. Indeß scheint uns doch der ganze Vers, unter andern wegen des χάλκεος κέραμος, ein sehr spätes Einschiebsel eines Alexandrinischen, dem von der Cleopatra eingeführten Sprachgebrauch folgenden, Gelehrten zu seyn; denn Athenäus 6, 3 p. 229 C. Caf. (c 14 T. 2 p. 381 Schweigh.) erzählt aus dem Juba, bis auf die Macedonischen Zeiten habe man sich bey Gastmälern irdner Geschirre (κεραμέοις σκεύεσιν) bedient; als aber die Römer angefangen mehr Pracht bey denselben zu zeigen, sey auch Cleopatra ihrem Beyspiel gefolgt, und da sie den alten Namen des irdnen Geschirres nicht habe abschaffen können: so habe sie ihre kostbarern Gefäße genannt ἀργυροῦν καὶ χρυσοῦν κέραμον. Vgl. das Uebrige im Athenäus und Casaubons Anmerkung. — V. 424 scheint uns eine ganz homerische Wiederholung zu seyn, in der Art, wie V. 79 mit Nachdruck den 76sten Vers wiederholt. — V. 445 ff. wird der verwundete Aeneas in den Tempel des Apollo auf Pergamos gebracht, wo ihn Latona und Diana, vermuthlich als σύνναοι des Tempels, verpflegen, welche Vorstellung schön von H. erläutert wird. Wenn hier gesagt wird: die Göttinnen ἀκέοντό τε κύδαινόν τε, so faßt das Letztere H. gewiß recht: oris decus ac venustatem ei reddiderunt, wenn er gleich für diesen Sprachgebrauch nur die Analogie anführt. Aber wir zweifeln nicht, daß das κύδεϊ γαίων von Mars V. 906, nachdem er geheilt, gebadet und mit glänzenden Kleidern geschmückt worden (ἰήσατο, λοῦσε — χαρίεντα εἵματα ἕσσε V. 904. 5) eben so stehe: prangend in neuem Glanze, wodurch auch jedes andre Bedenken über diese Stelle wegfällt. Vgl. Pindar Ol. 6, 127 f. αἰδοία ποτιστάζει χάρις εὐκλέα μορφάν und Virgil Aen. 1, 590 f. lumenque juventae Purpureum et laetos oculis afflarat *honores*. Statius Achill is 1, 279 Equitis campis fluviisque et *honore superbo Gavisus*. Gegen die

Aechtheit und den Sinn von V. 491 f. hat der Herausg. Bedenklichkeiten. Er ist ungewiß, ob V. 492 Hector oder die Bundesgenossen mit den Worten gemeint sind: κρατερὴν δ' ἀποθέσθαι ἐνιπήν. Wir meinen, Hector soll seine drohenden und stolzen Reden fahren lassen, die ja in den vorhergehenden Versen 473 ff. liegen. Hector hatte sich bey irgend einer Gelegenheit, die in Vorhomerischen Gesängen vorgekommen seyn muß, vermessen, er wolle schon allein die Stadt mit seinen Brüdern und Schwägern beschützen, und bekümmere sich nicht um das Heer und die Hülfsvölker. V. 522—26 von den Wolken, die fest auf den Bergen sitzen und hernach in Sturm aufgelöst sich zerstreuen, wird von H. in Add. p. 712 schön aus Reisebeschreibungen erläutert. Es scheint uns, daß Catull 64, 240 f. diese Stelle vor Augen gehabt hat: ceu pulsae ventorum flamine nubes Aërium nivei montis liquere cacumen. Vgl. Il. 16, 297. 364 f. Statius Theb. 10, 537 ff. V. 638 f. führt der Herausg. Heracleons Erklärung, der die Stelle als Ausruf der Bewunderung annimmt, und sie sehr gut durch zwey Verse der Odyssee bestätigt, an; ist aber doch mehr für die Emendation des Tyrannio: Ἀλλοῖον statt Ἀλλ' οἷον. Als Ausruf faßte sie auch Wolf in seinen Ausgaben (so wie Voß in der Uebersetzung) und vertheidigt dieses in der Vorr. zur neuesten Ausgabe S. 78 — V. 703 hat H. (gegen Wolf) statt ἐξενάριξεν die durch die wichtigsten Handschriften und die Verbindung unterstützte Lesart ἐξενάριξαν in den Text genommen. — V. 714 f. bekennt H. nicht zu wissen, wo Juno und Pallas dem Menelaus den Sieg über Troja versprochen haben, und vermuthet, daß die Stelle aus einem Vorhomerischen Gesang entlehnt sey. — V. 744 erklärt der Herausg. nach dem grammatischen Sinn: »Der Helm der Pallas, groß genug, um die Häupter der Krieger von hundert Städten zu decken« und erläutert diesen hyperbolischen Ausdruck aus mehrern homerischen Beyspielen des Ungeheuren. — Die Ausdrücke πέτεσθαι V. 768, und ἐπιθρώσκειν V. 772 von den Rossen der Juno führen den Her. auf die Bemerkung, daß dadurch der Phantasie nur ein allgemeines Bild der Schnelligkeit gegeben werde; ohne daß die Art und die Hülfsmittel der Geschwindigkeit dadurch näher bestimmt werden sollen. Die Sohlen läßt der Her. nicht als Hebungsmittel gelten, und erklärt sich darüber an mehrern Stellen; am

ausführlichsten in der neuen Ausgabe seines Apollodorus 2, 4, 2 S. 119 ff. In der Vergleichung der wandelnden Göttinnen mit Tauben V. 778 sieht er weiter nichts als einen leichten, schwebenden über dem Boden hinstreifenden Gang. — Bey der Stelle von Stentor, der hier das einzigemal im Homer vorkommt, mit der ehernen Stimme V. 785 f. merkt H. an, es sey kein Grund vorhanden, den Stentor, nach der gewöhnlichen Annahme, für einen Herold zu halten; vielmehr sey er ein hochherziger oder tapferer Krieger. Sonderbar ist es, was für Erfindungen man ihm zugeschrieben hat, die in Hs. Obs. angeführt werden. Das Scholium in dem Venet. Cod. A. legt ihm τὴν διὰ κόχλου γραφὴν bey, d. h. das Malen oder Färben mit Purpur; βαφὴν nennt es noch deutlicher Eustathius. Derselbe setzt aber hinzu: er habe vielmehr τὴν διὰ κόχλων βοὴν ἐν ταῖς μάχαις erfunden; und endlich schreibt ihm gar Schol. B. die Erfindung der Kriegsmaschine, κόχλος, zu. Die Vorstellung, daß er sich zuerst der Schnecken (wie die Tritonen des Tritonshornes und noch heut zu Tage die Indianer großer Schnecken) zu Blase-Instrumenten bedient habe, rührte vermuthlich daher, weil man dadurch begreiflich machen wollte, wie er funfzig andre Menschen habe überschreyen können. Sollte die Meinung von der Erfindung der Purpurfärberey aus einer abgeschmackten Ableitung des Wortes χαλκεόφωνος von χάλκη, der Purpur-Schnecke, entsprungen seyn? Nachdem man ihm einmal den Gebrauch der Schnecke, κόχλος im Kriege zugeschrieben hatte: so war auch der Weg gebahnt, ihm die Erfindung der Belagerungs-Maschine dieses Namens beyzulegen. — Bey V. 837 erklärt H., daß er παραὶ im Homer nicht billige, und glaube, es sey bloß daher entstanden, weil man nicht bedacht habe, daß die letzte Sylbe in παρὰ durch den Ton lang werde. Für παραὶ hat doch Wolf Vorr. z. Leipz. Ausg. S. 63 Gründe angegeben. — Aus V. 850 ff. stellt Flaxmann den Kampf des Diomedes mit dem Mars vor. — Die drey schleppenden Verse 896—8 hält H. für einen spätern Zusatz. Auch V. 901 verwirft er nach Anleitung der Alten.

Ob die Episodien von Hectors Hingang in die Stadt und vom Zusammentreffen des Glaucus und Diomedes im sechsten Buche von den ersten Verff. der Ilias herrühren, wird

wird in der Obs. zu V. 119 bezweifelt, und als merkwürdig aus dem Ven. Cod. A. ausgezeichnet, daß »Einige der Stelle von Glaucus und Diomedes einen andern Platz angewiesen haben sollen.« Also ein Emblema, das Einige an diese, Andre an eine andre Stelle versetzen. Vgl. Böttiger Erläuterungen der griech. Vasen-Gemälde Heft 1 S. 106. — V. 130 behält H., wie Wolf im Texte die Lesart Λυκόοργος bey, ungeachtet mehrere Handschriften und andre von H. angegebne Gründe der Lesart Λυκόεργος günstig sind, welche auch Wolf Vorr. der Leipz. Ausg. S. 42 in Schutz zu nehmen scheint. — V. 147 hat der Her. die Lesart des Aristophanes ὥρῃ im Dativ beybehalten, nach einer ähnlichen Construktion Il. 2, 468; übrigens interpungirt er wie Wolf, der jedoch ὥρη in dem Text hat, welche Lesart auch die Vossische Uebersetzung befolgt. V. 149 könnte zwar für wiederholenden Zusatz eines Rhapsoden aus V. 146 gelten; allein eine solche Wiederholung ist doch homerisch, und das Auffallende, daß Φύει hier für nascitur zu stehen scheint, wird dadurch weggeräumt, daß H. erklärt: γενεὴ Φύει ἄνδρας, ἡ δ' ἀπολήγει Φύειν ἄνδρας. — V. 151 verwirft H. als müßige Ergänzung des vorhergehenden; ὄΦρ' εὖ εἰδῇς steht im Homer absolute, nicht mit dem Accusativ. Wollte man den Vers beybehalten: so wäre vielleicht die von H. vorgeschlagne Interpunktion die annehmlichste: Εἰ δ' ἐθέλεις καὶ ταῦτα δαήμεναι, ὄΦρ' εὖ εἰδῇς, Ἡμετέρην γενεήν, so daß die letzten Worte Apposition von ταῦτα sind. — Schätzbar ist die Erläuterung über die Fabel vom verschlagnen Sisyphus zu V. 152. 153. — In der berühmten Stelle V. 168 f. von dem gedoppelten Täflein mit den traurigen Zeichen, welche Bellerophon von Prötus an den Jobates brachte, nimmt H. an, daß es eine Art von tessera hospitalis gewesen: jedoch so, daß die beyden Freunde mit einander über gewisse Zeichen übereingekommen, wodurch sie zu verstehen gegeben, wie sie den Ueberbringer des Täfelchens behandelt wissen wollten. Die Interpunktion dieser Stelle, welche H. vorschlägt, gefällt uns sehr wohl. — Ueber die Fabel von der Chimära und ihrer Gestalt wird zu V. 179. 181 gehandelt. Der letztre Vers scheint dem Her. nicht von Homer, sondern aus der spätern Zeit zu seyn, wo man diese Fabel noch mehr ins Wunderbare arbeitete. Was das Bedenken anlangt, daß, nach Beybehaltung desselben, V. 180 und 181 schlecht zusammenpaßten: so hat er selbst dasselbe

durch

durch den Vorschlag einer andern Verbindung der Worte beseitigt. V. 181 ist nämlich bloß als Parenthese oder vielmehr als Apposition von V. 180 ἡ δ' ἄρ ἔην θεῖον γένος anzusehen, und V. 182 ἀποπνείουσα bezieht sich auf ἡ δὲ Χίμαιρα V. 180. Anders interpungirt Wolf. Statt μέσση χίμαιρα V. 181 liest Wakefield zum Lucrez 5, 903 μέσσῃ, welches unnöthig ist. — In wiefern der König von Lycien dem Bellerophon die Hälfte seines ganzen Königthums oder seiner königlichen Würde, τιμή V. 193 habe geben können, da die Könige damals nicht Eigenthümer der Länder und Provinzen waren, wird von H. in der kleinen Ausg. noch genauer als in der großen auseinandergesetzt. Er scheint ihn zum Mitregenten, zum Theilnehmer an den Geschäfften des Richters, des Vorstehers der Versammlungen der Alten und des Volks u. s. w. ernannt zu haben. — V. 222. 223 werden, nach einem Scholium, als zur Sache nicht gehörig, verdächtig gemacht. — V. 234—36 über die Verblendung des Glaucus, welcher seine viel kostbarere Rüstung (τεύχεα deutet H. nur auf den Schild) gegen die des Diomedes vertauscht, ist auch H. nicht abgeneigt, für Zusatz einer andern Hand zu halten, ohne doch sich ein entscheidendes Urtheil anzumaaßen. Nimmt man die ganze schöne Episode von Glaucus und Diomedes für Werk eines spätern Homeriden, der (wie Böttiger Vasen Heft 1 S. 106 vermuthet) einem Abkömmling des Glaucus etwas Angenehmes erzeigen wollen: so behaupten auch jene drey Verse ihren Platz in derselben, und mögen, nach Böttiger, irgend eine besondre Veranlassung in den Zeitumständen des Episoden-Sängers gehabt haben. Im tadelnden Sinne ist die Stelle ohnedem nicht zu fassen. — Zu V. 242 wird die Beschaffenheit der Wohnungen der Fürsten im heroischen Zeitalter nach ihren einzelnen Theilen erläutert. — Um das zu motiviren, was Hecuba V. 256 f. zu Hector sagt: »Dich treibt Dein Gemüth an, aus der Burg zu Zeus zu flehen« nimmt H. an, es werde damals allgemeine Art zu denken gewesen seyn, daß man vom Feinde bedrängt sogleich zu Gelübden und Gebeten sich anschicke. Statt diese Stelle als Frage zu nehmen, wie H. wünscht, möchten wir doch lieber mit Wolf in der Leipz. Ausg. ein Ausrufungs-Zeichen setzen, in welchem Sinne auch Voß übersetzt: »Hart wohl drängen sie uns — daß nun dein Herz dich hieher trieb, deine Hände dem Zeus von Ilias Burg zu erheben!« In den Suppl. T.

5 p. 718 ist doch H. geneigt V. 258 für unächt zu halten. — Zu V. 290 wird eine gelehrte Erläuterung über die Landung des Paris in Sidon gegeben. — Nach V. 313 ff. stellt Flaxmann den Hector vor, wie er zum Paris und der Helena eintritt. V. 386—9 wäre H. nicht abgeneigt für Ergänzungen der Rhapsoden zu halten. Von V. 388. 9. wollten wir es wohl zugeben; aber nicht von allen vier Versen, da sonst die Schaffnerinn dem Hector nur würde gesagt haben, wohin Andromache nicht gegangen wäre; aber nicht, wohin sie gegangen wäre. Und das Letztre hatte doch Hector ausdrücklich zu wissen verlangt, und es muß ihm ihr Aufenthalt auch angezeigt worden seyn, weil er, nach erhaltner Antwort, sofort nach dem Stadtthore eilt. Das Bedenken gegen das Digamma in V. 386 ist vielleicht von keiner Erheblichkeit, wenn überhaupt die ganze Episode nicht vom ersten Verf. der Ilias ist. Auch gegen V. 396—8 wird ein, obwohl nur leichter, Verdacht erregt. — V. 425 bemerkt H. das Auffallende, daß die Gattinn eines Fürsten im heroischen Z. A., die Mutter der Andromache, geherrscht habe, βασίλευεν. Wahrscheinlich ist, wenn anders die Stelle nicht einem spätern Zeitalter angehört, doch wohl ein gewisser Antheil an den Regierungs-Geschäften zu verstehen; sie half wohl mit, Streitigkeiten zu schlichten und behauptete ein Ansehen, wie Arete bey den Phäaken, von der es ausdrücklich Od. 7, 74 heißt: ἀνδράσι νείκεα λύει. — In die Observation zu V. 488 drängt der Hr. eine Auseinandersetzung des homerischen Schicksals zusammen. — Wohl wahr ist die Bemerkung über den starken Schluß dieses Buches V. 528 von dem Kratér der Freyheit, d. h. der Befreyung von dem Joche der Knechtschaft, daß er vielleicht zu glänzend für das homerische Z. A. sey. »Certe Graecorum aliquis libertate publica civitatis suae seu universae Graeciae vindicata vel recuperata ab iis, qui eam in servitutem redigere volebant, ita diceret sensu sublimiore.«

Der Kampf des Hector und Ajax im siebenten Buche scheint dem Verf. ein eignes, später in die Ilias eingeflochtnes, Gedicht gewesen zu seyn, das in der That wenig Beziehung auf alles Vorhergehende zu haben scheint, indem von der vorhergegangenen Treulosigkeit der Troer gegen die Griechen und dem vorigen Vertrage die Helena betreffend,

ger nicht mehr die Rede ist. Hermann de emend. rat. graec. grammaticae p. 38 glaubt, daß das ganze siebente und achte Buch der Ilias einem jüngern Dichter angehöre. — V. 58. Der Vergleichungs-Punkt in der Stelle: »Athene und Apollo saßen gleich Geyern auf der Buche« wird wie in ähnlichen Stellen, nicht in der Aehnlichkeit der Gestalt, sondern in dem Sitz auf dem Baume und in dem Herabschauen gesucht. — Wenn V. 113 f. von Achilles gesagt wird: »er habe dem Hector in der Schlacht zu begegnen gestutzt«: so wird dieß mit Recht nicht von einer Scheu oder Feigheit des großen Helden erklärt; sondern vielmehr davon, daß er, wiewohl ein so großer Heros, sich doch nicht ohne Schauer mit dem gleich großen Hector gemessen habe. So drückt sich ähnlich Seneca Herc. fur. 45 vom Hercules aus, er habe sich Waffen bereitet von den Ungeheuern: quae *timuit* et quae fudit; und als Hercules und Cerberus einander erblickten V. 792 Uterque *timuit*. Und so begann ja auch nach dem Homer V. 216 dem muthvollen Hector »sein Herz im Busen zu schlagen«, als er den Telamonier Ajax gegen sich ankommen sieht, welche Stelle Cicero T. 2, 4, 22, wie Clarke und Heyne bemerken, falsch, und ohne Rücksicht auf den Zusammenhang, deutet. Auch dem Agamemnon zittert Il. 10, 10, unbeschadet seiner Würde, das Herz, und dem Menelaus V. 25. Ja Poseidon sagt selbst Il. 21, 288 zu dem von Scamander bedrängten Achilles: Zittre nicht allzusehr. Hector zittert Il. 22, 143 vor dem Achilles. Also schämten sich die homerischen Helden solcher Anwandlungen eben so wenig als des Weinens. Die Beschreibung von Ajax Schilde V. 219 ff. hat Statius in der Achilleis 1, 470 f. nachgebildet: septemque Ajax umbone coruscet Armenti reges atque aequum moenibus orbem. Bey dem coruscet armenti reges dachte er vielleicht an die folgenden Worte des Hector V. 238 f. der von sich sagt: οἶδ᾽ ἐπὶ δεξιά, οἶδ᾽ ἐπ᾽ ἀριστερὰ νωμῆσαι βῶν, welches H. scharfsinnig dahin deutet, daß Hector das Schild bald in die rechte, bald in die linke Hand genommen habe, um nicht Eine Hand zu sehr zu ermüden, da es ja nichts Merkwürdiges gewesen seyn würde, wenn er hätte sagen wollen, er verstehe den Schild bald nach der, bald nach jener Seite zu richten. (Er war, sagt H., ἀμφιδέξιος, welches sonst von denen gebraucht wird, welche auf einmal zwey Lanzen, aus beyden Händen, versenden. s. Heyne Obs. zu Il. 21, 163.) Ob

andre

andre Beyspiele vorkommen, daß man den Schild abwechselnd in der einen und in der andern Hand geführt habe, ist uns nicht erinnerlich. Aber vielleicht könnte man die Stelle von der künstlichen Beschirmung mit dem Schilde verstehen, wenn ein von allen Seiten von Feinden umzingelter und beschossener Held mit großer Gewandtheit seinen Schild nach allen Seiten hinrichtet, wo Pfeile oder Wurfspieße auf ihn herfliegen, so wie jener im Statius Theb. 2, 602 geschildert wird: Huc illuc clypeum objectans seque ipse recedens Circuit. Den »Tanz des furchtbaren Ares« V. 240 erläutert H. durch die Sitte roher Völker, nach einem gewissen Takt und Rhythmus in den Streit zu gehen. Die Gesetze des Taktes liegen tief in der menschlichen Natur, und jedes Geschäfft, auch das schwerste, furchtbarste, wird durch dieselben erleichtert. Vgl. Heyne zu Il. 2, 814. — Aus V. 273 ff. stellt Hermann vor, wie die Herolde den Schwerdtkampf zwischen Ajax und Hector schlichten. V. 310 entsteht ein Bedenken, ob dieser Vers nicht untergeschoben seyn könne, da nach demselben Hector in die Stadt geführt wird, der doch gleich nachher nicht bey der Versammlung als gegenwärtig erwähnt wird, welche Priamus hält; allein H. vermuthet zu V. 345, daß die ganze Episode von der Versammlung der Troer und der Sendung des Idäus einen jüngern Sänger zum Verf. habe. V. 370 wird in H. und Wolfs Ausgaben mit Recht κατὰ πτόλιν gelesen, welches der ganze Zusammenhang erfordert, wenn gleich Voß in der Uebersetzung noch der Lesart κατὰ στρατὸν folgt. Der einzige Vers 380, welcher für diese zu seyn scheint, wird von H. nach Handschriften und, als aus andern homerischen Stellen hieher versetzt, verworfen, und schon Wolf hatte ihn in beyden Ausgaben eingeklammert. Bey Gelegenheit von V. 321 »Er ehrte den Ajas mit dem Rücken des Stieres« bemerkt H., daß man den Helden, die man besonders ehren wollen, größere Fleisch-Portionen gegeben, nicht, damit sie diese ganz essen, sondern damit sie ihren Freunden davon mittheilen möchten. Allein bey den Heroen des Homer, die besonders starke Esser und Trinker waren, war es wohl einzig auf ihren eignen Genuß abgesehen, wenn man ihnen mehr Fleisch und mehr Wein vorsetzte. Vgl. Il. 8, 162 f. 12, 311. Am deutlichsten ist es aus Il. 4, 345 ff.: »Ihr dürft so viel Fleisch essen, und so viel Becher Weins trinken, als ihr begehret« und 4, 261 ff.: »Wenn andre Achaier ihr zugemeßnes

Maaß erhalten, so steht dein und mein Becher immer voll, zu trinken, wenn es das Herz begehrt.« Zu V. 330 bemerkt H. in der Note als etwas Auffallendes, daß von den noch unbegrabnen Griechen gesagt wird: »ihre Seelen stiegen hinab in den Hades«. Noch viel bestimmter wird doch das Nämliche schon im Anfang der Ilias gesagt: »er sendete viele tapfre Seelen zum Hades, und gab ihre Körper den Hunden und Vögeln zum Raube.« Weiter erklärt sich H. darüber Obs. zu Il. 21, 71. V. 411 wird von Wolf, Heyne und Voß die richtige Interpunktion befolgt. Wolf setzt sie in der Vorr. z. Leipz. Ausg. S. 79 außer Zweifel durch die Parallele Il. 13, 154, und bestimmt dadurch zugleich andre ähnliche Stellen. V. 443—464 werden nach den Athetesen der Alten als spätern Ursprungs verworfen. Sie enthalten die Berathschlagung der Götter über die Verschanzungen der Griechen, auf welche jene eben so eifersüchtig sind, wie dort der Jehova auf den Thurmbau zu Babel. — V. 451 und 458 hat H. die Aristarchische Lesart: *ἴσην* (sc. *χώραν*, statt der gemeinen *ὅσον*) *τ' ἐπικίδναται ἠώς* in den Text gesetzt, als die schwerere und gelehrtere; nicht so Wolf, der Vorr. d. Leipz. Ausg. S. 37 diese insolentem ellipsin verwirft. V. 475 wird auch, als Nichthomerisch in Ausdrücken, mit Zenodotus, Aristophanes und Bentley verworfen. H. nimmt Anstoß daran, daß es V. 478 heißt: Zeus habe den Troern Unglück ersinnend »furchtbar gedonnert«: per se tamen fulmina *malum* portendere, haud memini creditum haberi; *nisi aliud quid accessisset*. Gewöhnlich ist der Donner, in Gesellschaft von Schnee und Hagel, ein böses Zeichen; s. Döring zu Horaz Oden 1, 2, 1. Indeß kommt auch Il. 10, 5. 8. der Zeus vor, wie er durch den Donner den Krieg, also ein Uebel, verkündigt. Vgl. Il. 8. 75 f. 133 f. Auch Il. 15, 377 verkündet der Donner offenbar den Griechen Unglück; daher die Troer neuen Muth schöpfen. Ovid Fast. Buch 3: Deûm genitor rutilas per nubila flammas Spargit et effusis aethera siccat aquis. Non alias missi cecidere frequentius ignes. Rex pavet, et vulgi pectora terror habet.

Ueber die Bedeutung der alten Ueberschrift des achten Buchs, *κόλος μάχη*, trägt der Hr. verschiedne Vermuthungen vor; dem Sprachgebrauch der alten Grammatiker ist es doch wohl am angemessensten, es auf die unverhältniß-

mäßi-

mäßige Kürze der Erzählung zu beziehen. Vgl. Heyne zu V. 487. Hermann de emend. gramm. gr. S. 39 hält das achte Buch für Nachhomerisch; Wolf in den homerischen Briefen S. 8 fand schon vom 8ten Buch der Ilias an Reste von Kitt, welcher großen Rhapsodieen zur Verbindung diente. Bey dem Ausdruck V. 1. die Eos im Safran-Gewand ἐκίδνατο πᾶσαν ἐπ' αἶαν scheint es der Her. als etwas Besonderes anzumerken, daß die Eos theils als Göttinn, theils als Licht vorgestellt werde; aber die Stelle sagt doch wohl hier und 7, 451. 458 nur: die Göttinn verbreitet sich d. h. ihren Glanz, über die Erde. Ihr safranfarbener Peplus ist es, dessen Schimmer die Erde überleuchtet. In die Beschreibung des Tartarus scheinen dem Her. V. 15. 16 aus dem Hesiodus sich eingeschlichen zu haben. Nachdem Zeus in der Stelle von der Olympischen Kette zu den andern Göttern V. 24 gesagt: »an dieser Kette zöge ich euch zugleich mit Meer und Erde empor,« so fügt er noch V. 25 f. bey: »dann bände ich die Kette um die Kuppe des Olympos fest, und Alles hing schwebend daran;« daher möchten wir das Letzte doch nicht mit Zenodotus als müßig verwerfen, da das ganze Bild gleichsam dadurch vollendet und noch anschaulicher wird. Der Her. glaubt, daß den Versen 28—40 nicht ohne Grund das Zeichen der Verwerfung von den Alten beygesetzt worden, und daß die Stelle von den Diaskeuasten herzurühren scheine, die mehr Einheit in die Götter-Maschinerie zu bringen wünschten. Vgl. Heyne's Bemerkung zu 7, 443. zu 8, 198. Nach V. 131 folgten, wie der Victorianische Scholiast bey Heyne T. 5 p. 726 berichtet, in einigen alten Exemplaren noch zwey ergänzende Verse. Für eine spätere Episode ist der Her. auch geneigt die Stelle V. 184—211 zu halten. Den 189sten Vers von dem Wein, den Andromache den Pferden des Hector zu trinken gegeben, hat schon Wolf eingeklammert; auch H. verwirft ihn mit dem Aristophanes; wiewohl er bekennt, daß man in Arabien, Aegypten und Afrika den Pferden nicht selten Wein gebe. Zu V. 193 werden einige dunkle Kunstausdrücke von Theilen des Schildes, κανόνες, τελαμών, ὄχανον, πόρπαξ in Bezug auf den Homer und auf den Herodotus 1, 171 gelehrt erläutert. Vgl. die Anmerkung in der kleinern Heynischen Ausgabe zu Il. 11, 38. Es scheinen uns die homerischen Schilde an einem Tragebande, τελαμών (nicht mit πόρπαξ zu verwechseln) gehängt zu haben, das an zwey Querstäben

 (κανό-

(κανόνες) befestigt war, die über das Innere des Schildes wie ein Steg gespannt waren, welche Vorkehrung eigentlich zum Aufhängen des Schildes auf der Schulter diente; in der Mitte des Schildbauches war noch zur Regierung und Haltung des Schildes eine besondre Handhabe nöthig, die anfangs in einem Ring, κίρκος / πόρπαξ bestand; welches aber von den Cariern dahin vervollkommnet wurde, daß man ein oder zwey Querbänder oder Stäbchen (ὄχανα, sie werden dem frühern πόρπαξ beym Plutarch Cleomenes 11 entgegengesetzt) anbrachte, die über die ganze Mitte oder nur über einen Theil derselben herliefen, und durch welche Arm und Hand gesteckt wurden. Vergl. Böttiger Raub der Cassandra S. 71. Schneider im Wörterbuch voc. ὀχάνη verwickelt sich, wenn er erst jenes Wort von dem Trage-Riemen, πόρπαξ aber von der Handhabe erklärt; am Ende aber sagt: »also ist πόρπαξ der Tragerriemen, ὄχανον oder ὀχάνη die Handhabe.« Im 203ten Verse wird der Verehrung des Poseidon zu »Helice und Aegä« gedacht, wo H. schon wegen der Zusammenstellung mit Helice in Achaia annimmt, daß das Achaische Aegä, von andern Aegium genannt, zu verstehen sey, wovon man auch gewöhnlich das Aegä Il. 13, 20 ff., wo Poseidon seine Wohnung und Stallung (δώματα βένθεσι λίμνης u. s. w.) hatte, erklärt. Aber was Heyne zu Il. 8, 203 für keine Schwierigkeit achtete, daß sonst von der Verehrung des Poseidon im Achaischen Aegä nichts bekannt ist, das bringt er hier gegen die Annahme, daß Il. 13, 20 Aegä in Achaia gemeint sey, in Anschlag. (Der Umweg des Poseidon von Samothrace nach Troja macht wohl keine Schwierigkeit, da die Götter bey feyerlichen Gelegenheiten und Unternehmungen sich ihrer Wagen und Pferde zu bedienen lieben, welche der Gott also hier in Aegä holen mußte) Er will daher lieber unter dem Aegä, wo Poseidon seine Wohnungen in der Tiefe des Meeres hatte, den Ort dieses Namens in Euböa am Euripus verstehen, und glaubt, in dem Stürmischen dieses Ortes die Veranlassung zu finden, daß man ihn für die Wohnung des Poseidon gehalten habe. Allein uns dünkt, ein ruhiger, vor allen Stürmen sicherer Hafen oder Meerbusen sey passender zu einer Wohnung des Gottes. Uns scheint an beyden homerischen Stellen ein Ort in Laconica verstanden zu werden, den Pausanias 3, 21, 5. 6 Αἰγιὰς nennt (Αἰγαί, Αἰγιαί, Αὐγαί waren verschiedne Formen. S. zu Stephanus von By-

By-

Hypomn. v. Aigai. Heyne zu Il. λ, 581): πόλισμα Αἰγαίας. — ἐνταῦθά ἐστι μὲν λίμνη καλουμένη Ποσειδῶνος. ἔστι δὲ ἐπὶ τῇ λίμνῃ ναὸς καὶ ἄγαλμα τοῦ θεοῦ. An eben dieses Aegä dachte vielleicht der Dichter Statius, wenn er in der Thebais 2, 43 ff. die Wohnung und Stallung des Neptun in den Hafen beym Tänarus versetzt: Illic (apud Taenaron) Aegaeo Neptunus gurgite fessos In portum deducit equos. Zu der dunkeln Stelle V. 213 bringt H., außer der verschiednen Lesart einiger alten Ausgaben im Venetianischen Scholiasten, in den Supplementen T. 5 p. 727 zuerst die sehr abweichende Lesart des Zenodotus aus den Victorianischen Scholien bey; nimmt aber doch die Vulgate in Schutz und verbindet: ὅσον τάφρος ἀπεῖργεν ἀπὸ τοῦ πύργου mit dem Zusatz: ἐκ νηῶν, von dem Schiffslager her; auch könne man das Letztere nehmen für ἔξωθεν, ἐκτὸς τῶν νηῶν. Unhomerisch, wenigstens sonst nicht im Homer vorkommend, ist V. 221 der Purpurmantel als Signal im Kriege gebraucht; wiewohl er an sich wohl für ein Zeitalter paßt, das noch keine andre Zeichen haben mochte, wie H. bemerkt. Vgl. zu Il. 11, 4. V. 224—6 über die Posten des Achilles und Ajax im Lager der Griechen, welche Verse in vielen Handschriften fehlen, und auch von Wolf umklammert werden, sind im Heynischen Texte durch Sternchen als verdächtig bezeichnet worden, was sonst höchst selten in diesem Texte geschehen ist. Bentley hielt fünf Verse, 222—26 für untergeschoben. Warum fügte er nicht noch V. 221 bey? Denn wir sehen die Nothwendigkeit des Signals mit dem Purpur-Mantel nicht ein, da doch Alle Agamemnons durchdringende Stimme vernahmen. V. 231, den auch der Vf. der kleinern Scholien ausläßt, wird von H. mit dem Aristarchus aus guten Gründen verworfen, und gezeigt, daß das Scholion A in der Villoisonschen Ausgabe zu diesem Vers aus den Aristarchischen Commentarien sey. V. 235 wird mit den Alten und mit Wolf, der ihn einklammert, für ein Emblem eines Rhapsoden gehalten. Aristarchs gewaltsame Veränderung, aus Gründen des Schicklichen, wie es scheint, hergenommen, wird von dem Venetianischen Scholiasten nicht richtig angegeben; ächt giebt sie Heyne im Suppl. T. 5 p. 737 aus den Victorianischen Scholien: — Ἕκτορος, ᾧ τε δὴ κῦδος Ὀλύμπιος αὐτὸς ὀπάζει. — Indem Teucer den Bogen spannt, trifft ihn Hector mit einem Stein in die Schulter, und V. 328 ῥῆξε δέ οἱ νευρήν. Es fragt

sich hier, ob νευρή die Senne des Bogens, oder ob es die Gehne oder Flechse der Schulter sey. Heyne, welcher nach Sprachgebrauch und Zusammenhang beydes erörtert, findet es zwar dem homerischen Redegebrauch am angemessensten, an die zerrissene Senne des Bogens zu denken; aber er macht die Instanz, der Stein treffe nicht den Bogen, sondern das Schulterblatt, also scheine doch hier eher von einer Zerreißung oder Verletzung der Flechsen des Oberarmes die Rede zu seyn. Wir glauben dieß nicht. Teucer zieht die Senne an, αὖ ἐρύων, unstreitig an die Brust, nach Il. 4, 123, und mit der rechten Hand, nicht mit der linken, wie Porphyrius meinte, Virgil. Aen. 11, 862 dextra nervoque papillam. So mußten die Spitzen der Bügel des Bogens die Schultern berühren; und so konnte das Schulterblatt (das rechte nach dem, was wir aus Maro angeführt haben) durch denselben Steinwurf verletzt und die Senne des Bogens zerrissen werden. Eine Parallele aus dem Statius Theb. 9, 865 ff. bestätigt diese Erklärung. Gorgon contingit mucrone et *pectora nervo* (aus Il. 4, 123). Cum ducis Aonii magno vita turbine cuspis Fertur in adversum (μαιμώωντα βέλη Homer.), *nervique* obliqua *sonori Vincla secat* (ῥῆξε δέ οἱ νευρήν), — *manibusque remissis* (νάρκησε δὲ χεὶρ ἐπὶ καρπῷ) Vana supinato ceciderunt spicula cornu. Tunc — arma remisit (τόξον δέ οἱ ἔκπεσε χειρός), Vulneris impatiens, *humeri* qua *tegmina dextri* Intrarat. V. 349 von Hector, hält H. die Zenodotische Lesart: Γοργοῦς ὄμματ' ἔχων ἠὲ (f. ἠδὲ) βροτολοιγοῦ Ἄρηος für die echte. Indeß scheint auch die gemeine einen guten Sinn zu geben, wenn man die Stelle als Vergleichung nimmt, wie Voß:

»Gräß wie die Gorgo an Blick und der Männer mordende Ares.«

V. 378 wird die gemeine Lesart, nach welcher Athene zur Here von Hector sagt: νῶϊ γηθήσει προφανέντε ἀνὰ πτολέμοιο γεφύρας im Venet. Schol. B. für die des Aristarchus ausgegeben; in der andern Ausgabe muß Aristarchus davon abgegangen seyn, da ihm von einem andern Scholiasten bey H. die Lesart προφανείσας zugeschrieben wird. Gegen alle Lesarten, auch die sehr abweichende Zenodotische: προφανείσας ἰδὼν ἐς δοῦπον ἀκόντων zeigen

zeigt sich metrische Schwierigkeiten. H. setzt aus der letztern und aus der einen Aristarchischen die Lesart zusammen, die ihm die wahrscheinlichste dünkt: προφανέντε ἰδὼν ἐς δοῦπον ἀκόντων. Ἰδὼν wird oft mit γηθεῖν verbunden. Indeß gesteht er, daß sich auch die Vulgata vertheidigen lasse, entweder als Casus absolutus νῶϊ προφανείσα, nobis in conspectum prodeuntibus; oder γηθήσει (διὰ) νῶϊ προφ. so wie auch Il. 9, 77 γηθεῖν mit dem Accusativ zusammengesetzt ist. Aus V. 391 ff. stellt Flaxmann Juno und Pallas vor, die vom Olymp herabfahren. Die Horen, welche beym Homer die Pforten der olympischen Burg öffnen, schweben hier vor dem Wagen her. In der folgenden Tafel spannen die Horen, nach V. 433, die göttlichen Rosse aus. Zu V. 435 macht Hr. eine Observation über die in den Pallästen der Götter und Helden und in den Lagerhütten der Feldherren vorkommenden »glänzenden Wände« ἐνώπια παμφανόωντα. Dort versteht er den wirklichen Schimmer von Gold und Erz, hier »erhellte,« die ihr Licht durch die Thüre oder durch das Feuer auf dem Heerd erhalten. Allein dieses solenne Prädicat führt wohl auf eine allen Stellen gemeinschaftliche Bedeutung. Die Heroen werden die Wände ihrer Zelte oder Lager-Wohnungen mit ihren und mit den erbeuteten Waffen geschmückt haben, wie sich schon aus der Schilderung des schimmernden Brustschildes abnehmen läßt, das Il. 23, 560—4 aus dem Zelt des Achilles gebracht wird. Nach Il. 13, 260 f. lehnten in Idomeneus Zelte eine Menge Lanzen »an den glänzenden Wänden.« V. 475. 76 umklammert beyde Wolf, nach der Athetese der Alten. Heyne will wenigstens V. 476 herausgeworfen wissen. V. 524, 25 verwirft H. ebenfalls mit den Alten als matt und kraftlos und wegen des Unhomerischen ὑγιής. V. 526 behält Wolf die gemeine Lesart im Text: εὔχομαι ἐλπόμενος Διΐ; H. nimmt aber die des Zenodotus auf: ἔλπομαι εὐχόμενος Δ. theils wegen des Digamma; theils weil es nicht gewöhnlich ist, daß ἔλπεσθαι mit dem Dativ verbunden wird. V. 528, den auch Wolf einklammert, wird von H., trotz Ruhnkenius Vertheidigung, verworfen. V. 529 sagt Hector: φυλάξομεν ἡμέας αὐτούς. Allein der Zusammenhang verlangt: »wir wollen den Feind bewachen;« daher H. lieber ἡμέες lesen möchte. Und in diesem Sinne übersetzt auch Voß: »Auf, wir wollen die Nacht aufmerksam hüten des Heeres.« Die vier Verse, welche Wolf nach V. 542 aus dem Plato

 in

in den Text gesetzt, aber in Klammern eingeschlossen hat, läßt H. bloß in den Obss. abdrucken und hält sie für Zusatz eines Rhapsoden, der aber schon aus den ältern Recensionen des Homer herausgeworfen worden. Voß hat diese Verse in seiner Uebersetzung mit übertragen. V. 553. 54 werden nach der Athetese der Alten als tautologisch verworfen, und auch von Wolf, bey dem es V. 557 f. ist, umklammert. Aus demselben Grund sollte, dächten wir, auch V. 556 weggestrichen werden, dessen Anfang wenigstens: πάντα δέ τ' εἴδεται ἄστρα schon in V. 551 ἐν οὐρανῷ ἄστρα φαίνετο da war.

Vom 9ten und 10ten Buch urtheilt H. T. 8 p. 784. beyde könnten für eingeschoben in die Ilias gehalten werden. Im neunten Buch wird die Stelle V. 97 »Mit dir endige ich, mit dir beginne ich« in der Note erläutert, auch als eine gewöhnliche Formel der Rhapsoden bey Absingung der Hymnen bezeichnet. Daß dieser Vers von Philo T. 1 p. 499 und vom Vater Seneca Controv. 3 p. 284 angeführt werde, ist unbemerkt geblieben. Vgl. Ruhnken zu dem Bruchstück des Hymnus an den Bacchus V. 9. Ueber die verschiednen Namen der Töchter des Agamemnon beym Homer und den andern Dichtern, ist eine gelehrte Ausführung zu V. 144; eben so von den Abgaben und Geschenken (sie werden mit den Bäten der Germanischen Völkerschaften verglichen), die man den Fürsten darbrachte, zu V. 155. 156. — Nach V. 192 ff. hat Flaxmann den Eintritt der Abgesandten Agamemnons in Achilles Lager-Hütte dargestellt. — V. 257. 258 wird mit großer Wahrscheinlichkeit als Einschiebsel der spätern Rhapsoden verworfen. Peleus soll nach diesen dem Achilles beym Abschied gesagt haben; er möchte von seinem schädlichen Zorn und Streit ablassen. Dieß ist vermuthlich ein Zusatz, zu welchem Achilles späterer Streit mit dem Agamemnon während des Krieges Anlaß gegeben. V. 324 irrt es uns nicht, daß μάσταξ, sonst der Mund oder die Kinnlade, mit welcher gekauet wird, für die Speise, welche damit gekauet wird, steht. Aehnlich braucht Phädet 1, 26, 5 sorbitio, welches die Handlung des Einschlürfens ausdrückt, für das Gericht, die Brühe, welche man einschlürft. Ausführlich wird über V. 378 »ich achte ihn ἐν καρὸς αἴσῃ« commentirt, und als wahrscheinliches Resultat angenommen, daß es ein Wort ὁ oder τὸ κάρ, capillus

rasse, rescissus, geredet habe; welches für jede geringfügige Sache gebraucht werde, wie im Lateinischen: flocci non facio. Non flocci pendere Terenz im Eunuch 3, 1, 21. Man muß hiemit die gelehrte Ausführung von Valckenaer zum Ammonius 1, 4 über ἐν ἀκαρεῖ, momine s. momento, welches auch H. berühret, vergleichen, wo er zeigt, daß τὸ ἀκαρὲς für βραχὺ steht: »Ut res omnium minimas denotarent, Graeci *tantillas* dixerunt, *ut nihil inde posset abradi*.« Die von Wolf nach V. 457 aus dem Plutarch eingeschalteten vier Verse (vgl. Wolfs prolegg. p. 18) werden von H. in den Observationen beleuchtet, und geurtheilt, daß weder diese vier, noch der vorhergehende 457ste Vers vom ersten Urheber der Ilias sind. V. 469 werden die unterschiednen Bedeutungen von ἡ κλυτὰς auseinandergesetzt. Von dem Prädicat βαθύζωνοι γυναῖκες V. 590 wird umständlich gehandelt. Da ζώννυσθαι für bekleiden überhaupt gesetzt wird: so wird dieses Beywort von weiten, faltenreichen Gewändern und als gleichbedeutend mit βαθυκόλπος verstanden.

Ueber das zehnte Buch, welches ganz Episode, und zwar eine müßige Episode ist, sehe man Heyne's Einleitung in den Obss. und vergleiche damit folgendes Urtheil in Schneiders Vorrede zu Orpheus Argonauten-Gesang: Qui decimum, foetum exsanguem et exsuccum ingenii languidi, libro nono, a praeclarissimi poëtae ingenio inprimis profecto subjunxit potius, quam cum toto carmine argumenti vi atque effectu conjunxit, sive is Pisistratus, ut narrant scriptores veteres quidam apud Eustathium, sive Pisistrato aliquis paulo posterior fuit, profecto is non solum consilii illius, quod primi statim Iliadis versus lectori denunciant, nullam plane rationem habuit, sed ne singulorum quidem librorum tanquam unius alicujus operis partium ad commune aliquod consilium conspirantium notitiam omnino ullam habuisse videtur. Qui libro patrocinium in insomni Agamemnonis nocte quaesiverunt, et reperisse sibi visi sunt, iis equidem ingenii acumen non invideo, dum modo confiteantur, ingenium et sermonem carminis totius alienum auctorem loqui. V. 18 verbindet wohl H. ganz richtig: πρῶτον μετ' ἀνδρῶν ἐλθέμεν ἐπὶ Νέστ. inter ceteros primo loco adire Nestorem. Denn wie sollte hier Nestor πρῶτος ἀνδρῶν, der Erste der Men-

Wünschen, wissen? Auch Voß faßt es richtig: »Erst zu Nestor zu gehn, dem neleïadischen Könige«. Das zu V. 18 angeführte Scholion; ἐν τοῖς κακοῖς δεῖ καταφυγεῖν εἰς σοφίαν gehört wohl eigentlich zu den Worten des 20sten Verses μῆτιν, ἥ τις ἀλεξίκακος πᾶσι Δαναοῖσι γένοιτο. Und in diesem Verse liegt vermuthlich auch der Grund der Vergleichung in den Victorianischen Scholien Heyn Suppl. T. 6 p. 623, Agamemnon sey zum Nestor gegangen: ὥσπερ εἰς ἰατρὸν νοσῶν: denn weise Rathschläge werden als Arzney angesehn, nach Longinus l. 16: αἰώνιον τινὰ καὶ ἀλεξιφάρμακον εἰς τὰς ψυχὰς τῶν ἀκουόντων καθιεὶς λόγον. Der von H. aus den Victorianischen Scholien angezogne Vers des Euphorion scheint uns theils nach Heyne, theils nach eigner Vermuthung so gelesen werden zu müssen: πολλάκις οἱ κλισίῃσι Πυληγενέεσσι τε νηυσὶν Ἐννύχιοι πίλναντο, νοσῶν ἅπερ ἰητῆρ᾽ ὥς. d. h.: Oft kamen sie in der Nacht (sich Raths zu erholen) zu den Zelten und Schiffen der Pylier, (vgl. Il. 10, 74) wie der Kranke zu dem Arzte. Richtig ist gewiß die Vorstellung, daß V. 23 die Löwenhaut vom Agamemnon nicht sowohl als Schild, als vielmehr zur Sicherung gegen nächtlichen Frost und Reif umgeworfen wird; wiewohl sie auch nach V. 34 mit Recht als ein Waffenstück angesehen werden konnte, weil sie auch dazu gebraucht werden konnte und oft gebraucht wurde. Das in der Obs. ausgehobene Scholion muß, wie Heyne späterhin bemerkte, so gelesen werden: σκέπη γὰρ ὄμβρων (statt ὅπλων) ἡ λεοντῆ. V. 98 macht den Grammatikern: καμάτῳ ἀδδηκότες ἠδὲ καὶ ὕπνῳ viel zu schaffen, ob der Sinn gleich ganz einfach ist: »überwältigt von Ermüdung und Schlaf.« Ueber ἀδδέω s. den Excurs zu diesem Buche. Eine der ausführlichsten Erörterungen, welche über fünf Seiten einnimmt, betrifft die Stelle V. 252 f. παρῴχηκεν δὲ πλέων νὺξ τῶν δύο μοιράων, bey welcher erst alle Meinungen der alten Grammatiker recensirt werden, denen der Her. nachher seine eigne Erklärung beygesellt. Mehrere eingeschobene Verse werden vom Her., nach Anleitung der Alten, verworfen, z. B. V. 497. 531., welche beyde auch in den Wolfischen Recensionen umklammert werden. Aus V. 540 ff. stellt Flaxmann die Ankunft des Ulysses und Diomedes mit Rhesus Pferden im griechischen Lager vor.

Im

Im eilften Buch erkennt Schneider Vorr. z. Orpheus wieder den Homer oder den Urheber der ersten neun Bücher. Heyne hält es mit Wolf für wahrscheinlich, daß diese Rhapsodie ein für sich bestehendes Gedicht ausgemacht habe. Klarmann hat, nach dem Anfang dieses Buchs, die Eris mit zwey Fackeln (davon erklärt er also πολέμοιο τέρας V. 4) über dem griechischen Lager schwebend vorgestellt. Mehrere Verse werden von H. in diesem Buch als Zusätze der Rhapsoden verdächtig gemacht oder verworfen z. B. V. 50—2. 78—83. 432; 662. 704. 766—84. In V. 243: ἧς οὔ τι χάριν ἴδε, πολλὰ δ' ἔδωκε erklärt den Her. in der Note χάρις, aus den letzten Worten des Verses, durch Dank, Wiedervergeltung wie auch Voß; die Erklärung in den Obs. scheint etwas davon abzuweichen; läßt sich doch aber damit vereinigen. Indeß möchten wir die Stelle doch lieber so fassen: Er gab viele Schätze, hatte aber keinen Genuß von ihr, da er sie alsbald verlassen mußte. So sagt Dido Aen. 4, 317 Si bene quid de te merui, *fuit aut tibi quidquam Dulce meum*, wobey Virgil vermuthlich den Homer vor Augen hatte. Bey der Stelle von den Ilithyien V. 269 ff. verweilt H. umständlich, auch mit Beziehung auf Böttigers bekannte Schrift über diesen Gegenstand. Beym Homer kommen diese Göttinnen bald in der Mehrzahl (außer unsrer Stelle auch Il. 19, 119), bald in der einfachen vor, woraus, nach Hs. Bemerkung, sich noch nicht folgern läßt, daß diese verschiednen Angaben von verschiednen Sängern herrühren. Ueber die ganze Vorstellung von den Schmerzenbringenden, mit Pfeilen verwundenden Geburts-Göttinnen (welche uns die Erklärung von μογοστόκος »Geburtsschmerzen erregend« empfiehlt) hätten wir einige Winke gewünscht. Unsers Bedünkens sind es die Göttinnen schwerer Geburten, deren Schmerzen den Ilithyien als Urheberinnen beygelegt werden, da hingegen die so oft vorkommenden »sanften« lenis aperire partum beym Horaz, die Göttinnen der leichten Geburten sind. Wir berühren hier sogleich die Obs. zu Il. 19, 119 von der durch die Ilithyia gehemmten Geburt der Alcmene. Die Art, wie die Göttinn die Geburt aufhielt, bleibt beym Homer noch unbestimmt; aber Nicander und Ovid in den Metamorphosen haben den Zauber genau angegeben; letzterer vielleicht nach dem Nicander, wenn man nicht lieber mit Heyne den Ister

als

hic liber inter nobiliores. Gleich zu Anfang des Commentars zu dieser Rhapsodie trifft man auf eine ausgeführte Erörterung über die nördlichen Völkerstämme der Thracier, Myser, Hippomolgen u. s. w., auf welche Zeus V. 3 ff. seine Augen richtet, mit Kritiken über die Polemik, in welche Strabo bey Gelegenheit dieser Stelle eingeht. Die Namen, welche der Dichter den einzelnen Völkerschaften giebt, Hippomolgi, Absi, sind nach Hs. Bemerkung, mehr Beywörter, von der Lebensart derselben entlehnt, als die eigentlichen Namen derselben; aber sie werden doch vom Dichter als solche behandelt. Uns scheint es daher auch nicht annehmlich, mit Heyne und Voß ἀβίων klein zu schreiben und für ein bloßes Epitheton zu nehmen, wornach die Hippomolgi ganz unverhältnißmäßig zu den andern Völkerschaften vier Beynamen erhalten würden; vielmehr nehmen wir mit Wolf an, daß Homer vier Völkerschaften nenne, 1) die der ἱπποπόλων Θρῃκῶν 2) Μυσῶν ἀγχεμάχων 3) Ἱππημολγῶν ἀγαυῶν γλακτοφάγων 4) Ἀβίων, δικαιοτάτων ἀνθρώπων. Die von Heyne benutzte und an einer Stelle verbesserte Recension des Strabo (T. p. 453 ff. Alm. T. 2 p. 345 ff. Siebenkees.) giebt noch manches Räthsel aufzulösen, 'es sey uns vergönnt, da sie auf die Homerische Stelle Einfluß und Bezug hat, etwas tiefer in dieselbe einzugehen. Strabo disputirt gegen Posidonius Erklärung der homerischen Verse (p. 396 Cas. 345 Siebenkees.). Dieser sagte von den Mysern, sie enthielten sich aus Frömmigkeit des Genusses der Thiere, und lebten von Honig, Milch und Käse, ein stilles Leben, und daher καλεῖσθαι θεοσεβεῖς τε καὶ καπνοβάτας. Der letzte unverständliche Ausdruck kommt noch einmal p. 397 Cas. 350 Siebenkees. vor, und auch Eustathius zum Homer hat ihn aus dem Homer herübergenommen. Der Analogie nach sollte man glauben, καπνοβάτας wäre gleichbedeutend mit ἀεροβάτης, welches von den Weisen gebraucht wird, die sich über das Irdische erheben, und dem Haufen der βαδιζόντων χαμαί entgegengesetzt wird. S. Jacobs zur griech. Anthologie V. 2. P. 2 p. 133. Aber da sich Gottesfurcht (θεοσεβεῖς) dieser Myser auf die Enthaltung von thierischer Nahrung bezieht: so sollte man erwarten, daß durch den andern Ausdruck ihre Kost von Milch und Käse angedeutet werden solle, wofür etwa das rechte Wort wäre: γαλακτοπότας, oder, welches den Abschreibern etwa weniger geläufig war, ἱππημολγούς.

πων. s. Coray Hippocr. de aëre T. 2. p. 283—6. Aeschylus beym Strabo S. 301. Cas. 363 Siebenk. ἱππάκης βρωτῆρες εὔνομοι Σκύθαι. So weit Posidonius mit Rücksicht auf die erstern Prädikate jener Völkerschaften in Homer; nun fährt er fort in Beziehung auf das Homerische ἀβίους τε, δικαιοτάτους ἀνθρώπων: »Auch findet man unter den Thraciern Menschen, die ohne Weiber leben, »die man Kristä nennt, und welche für heilig gehalten und »von Niemanden verletzt werden.« Diese Unbeweibten sollen die Homerischen ἄβιοι seyn, qui vitam non vitalem degunt. Der Name Kristä ist unverständlich. Strabo läugnet, nicht ganz richtig, gegen den Posidonius, daß die Enthaltung von Weibern das Ansehen der Heiligkeit gegeben, da doch bekanntlich der decubitus in sacris beobachtet wurde, und manche Gottheit ehelose Priester forderte. Er glaubt ferner, daß dieser Angabe von Thraciern, die nicht mit Weibern umgegangen, die bekannte Vielweiberey der Thracier entgegen stehe. Aber, wie, wenn Posidonius die alte Sage für sich hat, daß Orpheus zuerst die Thracier gelehrt habe, die Liebe der Weiber zu verschmähen und auf das männliche Geschlecht überzutragen. Phanokles Elegie in Rhunken epp. cr. p. 301. ed. 2. V. 9 f. πρῶτον ἔδειξεν ἐνὶ Θρήκεσσιν ἔρωτας Ἄρρενας, οὐδὲ πόθους ᾔνεσε θηλυτέρων. Vgl. Ovid. Met. 10, 83 ff. So gienge denn wohl diese Stelle auf die unter einzelnen Thracischen Stämmen, oder auch nur einzelnen Menschen oder Casten verbreitete Knabenliebe, und man könnte allenfalls verleitet werden, anzunehmen, daß das verdorbne καπνοβάτας in der nächstvorhergehenden Zeile an der unrechten Stelle stehe, ursprünglich ἀνδροβάτας geheißen habe, und von einem Glossator als passende Erklärung über οἱ χωρὶς γυναικὸς ζῶσιν, wie S. 297 Cas. 350 Siebenk. als Erklärung von ἐρήμους γυναικῶν geschrieben worden sey. Ueber ἀνδροβάτης und ἀνδροβατεῖν s. Brunck und Jacobs zu Meleager 48, 2 in Jacobs Animm. ad Anthol. V. 1. P. 1. p. 65. Diese Enthaltung von Weibern konnte jenen Menschen allerdings, so unrein sie sonst seyn mochten, den Geruch der Heiligkeit verschaffen; zumal, wenn es etwa Priester waren, oder sie sich sonst viel mit Opfern und religiösen Gebräuchen befaßten, wie man aus Strabo vermuthen kann. Vgl. denselben S. 351 Siebenk. Würde aber gar, wie sich aus dem Gesagten schließen läßt, vornehmlich in

Orpheus Schule und Mysterien diese Sitte fortgepflanzt: so begreift sich noch leichter die Heilighaltung dieser Mysen ohne Weiber, von denen Posidonius sagt, sie wären Κτίσται genannt worden, wofür gelesen werden könnte: Μύσται. Bald darauf führt Strabo Posidonius Verbesserung des Homer an; aber verstümmelt, so daß sich nicht daraus sehen läßt, wie P. habe lesen wollen: δεῖν δὲ ἐν τῷ δεκάτῳ (Heyne liest: δεκάτῳ καὶ τρίτῳ sc. τῆς Ἰλιάδος, wenn es nicht etwa in Posidonius Exemplar oder Ausgabe die zehnte Rhapsodie war) ἐγγράφειν ἀντὶ τοῦ, Μυσῶν τ' ἀγχεμάχων. . . . . . Heyne supplirt die ausgefallene Emendation so: Κτιστῶν ἀγχεμάχων; wir zweifeln aber, ob glücklich, da die vorher erwähnten Kistä diejenigen Thracier waren, welche ohne Weiber lebten; die aber Posidonius von den Milch und Käse genießenden Mysern zu unterscheiden scheint. Strabo's Kritik über diese Aenderung soll uns die wahre Lesart nachweisen: »Es dürfte unnöthig seyn, »sagt er, eine Lesart zu ändern, die seit so vielen Jahren »(nicht Jahrhunderten? vermuthlich meint er die erst in »Alexandria angenommne Recension) angenommen ist: »Und es ist viel wahrscheinlicher, daß sie anfangs Μυσοὶ »genannt, und daß dieser Name jetzt verändert worden.« Und wie denn verändert? Strabo S. 295 Cas. 342 Sieb. und S. 303 Cas. 373 Sieb. nach Tyrwhitt's nothwendiger Verbesserung belehrt uns, daß die europäischen Μυσοὶ, die zu dem Thracischen Stamme gehören, jetzt Μοισοὶ heißen. Also wollte Posidonius sicher Μοισῶν τ' ἀγχεμάχων lesen. Dagegen bemerkt Strabo: Μοισοὶ ist der neue Name, der alte wahrscheinlich Μυσοί; also ist die letztere Lesart vorzuziehen. Verlassen wir endlich den Strabo. Zu V. 21 führt H. in Addendis aus den Victorianischen Scholien die im Eustathius u. a. aus dem Euphorion vorkommende Geschichte von dem Wunder der am Dionysus-Feste wachsenden, reifen und sich ergänzenden Trauben zu Aegä in Euböa (Andre nennen Aegä in Achaia) vollständiger an, als sie anderswo steht; doch findet sich im Eustathius das Meiste davon. — Den Poseidon zu Wagen stellt Flaxmann aus V. 23 ff. vor. — In der berühmten Stelle V. 72 von dem Gange der Götter möchten wir noch nicht mit H. ῥεῖ' ἔγνων verbinden, da ῥεῖ' ἀπιόντος so gut den leichten hinschwebenden Weggang der Götter bezeichnet. Aehnlich verbunden ist es V. 144, 158, 516. Annehmlich scheint zwar die

Ver-

Vermuthung, daß Heliodorus, der über diesen Vers philosophirt, so interpungirt haben möchte: ἴχνια — ῥεῖ, ἔγνων, ἀπιόντος, vestigia abeuntis, noram, fluunt. Aber aus seinen Worten: »ῥεῖ ἔγνων ἀπιόντος« οἷον ῥέοντος ἐν τῇ πορείᾳ. τοῦτο γάρ ἐστι τὸ ῥεῖ ἀπιόντος sieht man, daß er den Genitiv ῥεῖ ἀπιόντος erklärte: ῥέοντος, indem er nämlich nach stoischem Sprachgebrauche ῥεῖα von ῥεῖν ableitete, und von einem fließenden oder schwebenden Gange verstand. — V. 144 hat H. statt; ῥεῖα δ' ἐλεύσεσθαι, wo das δ' keinen Sinn gab, die Aristarchische lectio palmaria aus der Handschrift von Townley hervorgezogen; ῥέα (einsylbig) διελεύσεσθαι (vgl. Addenda p. 643); aber leider noch nicht in den Text gesetzt, wie er doch bey der Stelle Il. 20, 263 thut, wo dieselben Worte wieder kommen, und wo auch die ächte Lesart aus Eustathius, dem Leipz. Codex und dem Venetianischen Scholiasten A. dargethan wird. Wolf hat sie nun an beyden Stellen in seiner neuesten Recension aufgenommen; sie wurde ihm schon früher als Konjektur von Voß und Buttmann mitgetheilt, s. praef. Lips. p. LVII. — V. 315 wundern wir uns, von Heyne nicht die ältere, in Aristarchs Kommentarien selbst schon erwähnte Lesart οἵ μιν ἄδην ἐάσουσι, von ἐάω, satio, aufgenommen zu sehen; die gemeine Lesart ἐλόωσι hat auch Wolf. Ueber beyde verbreitet sich Hs. Observation ausführlich. V. 316 wird von H. als unächt anerkannt. — V. 351 f. interpungirt H. Ἀργείους δὲ Ποσειδάων ὀρόθυνε μεταλθὼν λάθρη, ὑπεξαναδὺς πολιῆς ἁλός, statt daß gewöhnlich, auch von Wolf, das Komma nach μεταλθὼν gesetzt wird. Sein Hauptgrund scheint in der Parallele V. 357 zu liegen: λάθρη δ' αἰὲν ἔγειρε; indeß ist der Begriff des heimlichen Beystandes auch schon dadurch ausgedrückt, daß Poseidon heimlich aus dem Meere hervorkommt, und die gewöhnliche Interpunktion und Vertheilung der Glieder der Rede ist wohl natürlicher und Homerischer. Auch Wolf tritt, in Beziehung auf diese Stelle, praef. Lips. p. LXXX mit dem Canon ein: Non sine magna necessitate faciendum est, ut aliquid in priorem versum trahamus ex posteriore. V. 358 f. interpungirt H., wie uns dünkt, sehr gut: τὼ (Zeus und Poseidon) δ' ἔριδος κρατερῆς καὶ ὁμοιΐου πολέμοιο Πεῖραρ, ἐπαλλάξαντες, ἐπ' ἀμφοτέροισι τάνυσσαν, und erklärt es vorzüglich in der Note unter dem Texte gegen die gewöhnliche, auch

von Voß ausgedrückte Vorstellung (nach welcher von einem Fallstrick oder einer Schlinge die Rede seyn solle, welche über die Völker hergezogen wird) scharfsinnig von einem Seile, dessen Enden beyde Götter abwechselnd auf ihre Seite zu ziehen bemüht sind; eine bildliche Vorstellung, die auch auf alten Kunstwerken durch zwey Genien, die an einem Stricke ziehen, den jeder an sich zu reißen sucht, bezeichnet wird. H. bemerkt, daß in Homer die Vergleichung und das Verglichene in einander verwebt sind, da es eigentlich heißen sollte: Wie zwey Streitende ein Seil bald hier, bald dahin reißen: so riß Zevs und Poseidon abwechselnd das Kriegsglück auf die Seite des von jedem derselben begünstigten Heeres. V. 423 tragen Mecisteus und Alastor den Hypsenor in das Lager βαρέα στενάχοντε, wie H. mit Aristarchus liest, welcher V. 411 ff. so verstand, als wenn Hypsenor bereits todt wäre. Da dieß aber nicht angenommen zu werden braucht: so kann schon darum Zenodotus στενάχοντα stehen bleiben, so wie es auch z. B. V. 538. 14, 432 vorkommt. Vgl. Wolf praef. Lipf. p. LIV. — V. 523 f. sitzt Ares, nicht wissend, daß sein Sohn Ascalaphus in der Schlacht gefallen sey, auf dem Olymp:

— — — ἄκρῳ Ὀλύμπῳ ὑπὸ χρυσέοισι νέφεσσιν
Ἧστο, Διὸς βουλῇσιν ἐελμένος.

Da sonst der Gipfel des Olymp als ewig heiter und wolkenlos geschildert wird: so scheint Hs. Note es bey dieser Stelle als etwas Ungewöhnliches anzudeuten: Ergo nunc super Olympo nubes sunt, et super deorum consessu. Er fügt in der kleinern Ausgabe hinzu: Aut est idem ac ἐν νεφέεσσι. Ein Kunstrichter, der mit Voß eines Sinnes ist, weiß Rath zu schaffen, daß der scheinbare Widerspruch gelöst werde; denn er statuirt zwar eine gediegene Wolke am Thor des Olympus (Il. 5, 751); aber sonst keine. Dem Ares, sagt er, sollte der Anblick der Schlacht durch vorgezogne Wolken gehemmt werden. Dazu dienten nicht Wolken über dem Haupte; sondern unterhalb an der Seite des Bergs, wo der Wolkenbezirk über der Dunstluft anfieng; und durch den Glanz des herabstrahlenden Aethers wurden sie vergoldet. Dem zu Folge streicht er das Komma nach ἧστο, und versteht:

Er

Er saß auf dem Gipfel, ὑπὸ χρ. νεφ. εἰλμένος, von goldenen Wolken beschränkt.

In diesem Sinne übersetzt Voß:

> Fern auf den Höhn des Olympos, durch Zevs des Allmächtigen Rathschluß,
> Saß er, von goldenen Wolken umschränkt.

Zur Vertheidigung der Stelle im gewöhnlichen Sinn und der gewöhnlichen Interpunktion, der sowohl Heyne als Wolf folgt, bemerken wir Folgendes. 1) Soll man nach Wolfs angeführtem Canon praef. Lips. p. LXXX nicht ohne höchste Noth aus dem folgenden Vers etwas zu dem vorhergehenden ziehen, was geschieht, wenn man εἰλμένος mit ὑπὸ χρ. νέφεσσιν verknüpft. 2) Steht der neu versuchten Interpunktion wenigstens das Ansehen des Homeriden, der unsre Stelle im Hymnus auf den Apollo V. 97 ff. nachahmt, entgegen. Ilithyia wußte nicht, daß Latona von Geburtsschmerzen gequält werde: ἧστο γὰρ ἄκρῳ Ὀλύμπῳ ὑπὸ χρυσέοισι νέφεσσιν, Ἥρης φραδμοσύνῃ λευκωλένου, ἥ μιν ἔρυκε. Hier sitzt also wirklich eine Göttinn auf der Kuppe des Olymp, in Wolken eingehüllt. 3) Die Erwähnung der goldnen Wolken widerspricht wohl nicht der herrschenden Vorstellung von der Wolkenlosigkeit des Gipfels des Olymp, so wenig, wie die dichte Wolke, die den Eingang zum Olymp schließt; sie gehören nicht zu den eigentlichen Wolken der Dunstluft; sondern sie sind in der Stelle der Ilias sowohl, als des Homerischen Hymnus eigens und übernatürlich hervorgebrachte wolkenartige Umhüllungen, wie sie öfter vorkommen, theils, um Götter und Menschen unsichtbar zu machen; theils, um ihnen den Anblick irgend eines Gegenstandes zu entziehen. Daß der angeführte Kunstrichter unter den »goldenen Wolken« die vom Glanze des Aethers vergoldeten versteht, ist Spitzfündigkeit. Eine ähnliche goldne Wolke zieht Zeus um sich, und die Here auf dem Ida Il. 14, 343 f. 350 f. Pallas um den Achilles Il. 18, 205 f. Horaz Od. 1, 2, 31. Nube candentes humeros amictus Augur Apollo. — Für die Unächtheit der Verse 657—9 hat H. die Gründe der Alten verstärkt. — Von V. 681—701 scheinen Heyne'n viele Interpolationen von mehr als einer Hand

vorzukommen, von denen man wenigstens zum Theil gewiß überzeugt werden wird. .. Insonderheit entsteht V. 674 ff. ein Streit über das Lokal bey der Belagerung des griechischen Lagers, worüber sich der Hr. in der Anmerkung zu V. 675 umständlich geäußert hat. Wir wollen auch unsere Stimme abgeben, und den Kennern überlassen, sie zu prüfen. »Hector, so fassen wir den Zusammenhang, wußte nicht, daß zur Linken der Schiffe und »der Mauer seinen Troern von den Griechen, welche »Poseidon unterstützte, hart zugesetzt wurde; denn er be»fand sich noch immer da, wo er zuerst die Mauer (ge»gen die Mitte) erstürmt hatte. Dort (V. 681 ἔνθ' ἔσαν, auf der linken Seite) waren Ajax und Protesi»laus Schiffe, und bey ihnen ein heißes Gefecht; hier »(V. 685 ἔνθα δὲ, in der Mitte) standen die Bhoter, »Athener, Locrer, Phthier und Eper, welche des Hectors »nicht mächtig werden konnten.« Die folgenden Verse 689 — 700 scheinen freylich großentheils ein cento von eingeschobenen Versen zu seyn. — V. 745 erläutert H. das μὴ τὸ χθιζὸν ἀποστήσωνται Ἀχαιοὶ χρεῖος nach Tollius zu Apollonius Wörterbuch: ad lancem quasi et stateram sibi reddi curent. Nur bemerkt Wolf Vorr. Lpz. Ausg. S. LII, daß man unter χρεῖος nicht die Niederlage, welche Tags vorher die Griechen erhalten hatten; sondern den Sieg verstehen müsse, den die Troer über die Griechen davon getragen.

So eng auch das vierzehnte Buch mit dem dreyzehnten verbunden ist, da ja bey den Alten das dreyzehnte, vierzehnte und funfzehnte Buch Eine Rhapsodie ausmachten: so nimmt doch Schneider einen andern Verf. dieses Buches an. Das vierzehnte Buch scheint ihm, etwa mit Ausnahme einiger Purpur-Lappen, z. B. V. 30 — 40, 317 — 27, 376. 77 (die auch H. verwirft) das Erzeugniß eines bessern Kopfes zu seyn, vielleicht desselben, dem wir die neun erstern Bücher und das eilfte verdanken. Auch macht jetzt Heyne in der kleinen Ausgabe beherzigungswerthe Bemerkungen zum ersten Vers über die lose Art, wie diese Rhapsodie sich an das eilfte Buch anschließt, wo Nestor schon mit dem verwundeten Machaon im Zelte ankam, und sich und ihn durch einen von der Hecamede bereiteten Trank stärkte, während jetzt nach einem so großen

Zwischenraume, Hecamede erst mit Zubereitung des Bades beschäfftigt ist: Sagacitatem in consarcinandis rhapsodiis desideres. Schon Porphyrius, und vielleicht die Alexandriner vor ihm, werfen die naive Frage auf, wie Nestor so lange habe zechen können, da er bereits im eilften Buche angefangen habe. — V. 178 f. hüllt sich Here in ihr Gewand (ἀμβρόσιον ἑανόν), welches ihr Athene gewirkt, ἔξυσ' ἀσκήσασα. Heyne giebt in den Observationen und in der neuen kleinern Ausgabe sorgfältig die Erklärungen der Alten von der Bedeutung des Wortes ξύειν an dieser Stelle an, ohne sich doch recht deutlich machen zu können, von welchem Aktus der Weberey hier die Rede sey. Nach Allem, was Schneider Ind. scriptt. R. R. p. 365 in Bezug auf diese Stelle, und noch richtiger, zum Orpheus Arg. 309 ausgeführt hat, scheint uns die Rede von einem glatten, aus gedrehten oder gespuhlten Fäden (νῆμα ἀσκητόν Od. 4, 134) gewebten Gewand zu seyn, welches mit στρεπτὸς χιτὼν übereinkommt; und den rauhen, wollichten oder zottichten Gewändern entgegengesetzt wird. Das Zusammendrehen der Fäden gab dem Zeuge Ebenheit und Dichtheit; daher der Scholiast: ξύουσι τὴν κρόκην πρὸς τὸ πυκνωθῆναι. Späterhin waren es die Walker, die der Wolle ihr Rauhes benahmen, oder die τρίψις κρόκης einführten, wie der Townley'sche Scholiast zu Il. 21, 31 (bey welcher Stelle Heyne auch schon in der kleinern Ausgabe die Schneiderschen Erläuterungen zum Orpheus benutzt hat) anmerkt, und die so geglätteten Gewänder hießen ἱμάτια ἀνάτριπτα, vestes attritae. Nach V. 258 ff. stellt Flaxmann den Schlafgott vor, welchen die Göttinn Nacht gegen Zeus Drohungen schützt.

Das funfzehnte Buch, das man nicht sehr schicklich abgetheilt hat, rechnet H. unter diejenigen, bey welchen die Rhapsoden vorzüglich ihre Betriebsamkeit gezeigt haben, wie er an vielen einzelnen Stellen wahrscheinlich macht. Wie sich H. bey mehreren Stellen gegen das Allegorisiren im Homer erklärt: aber einen vielen Homerischen Mythen zum Grunde liegenden symbolischen Sinn annimmt; so auch bey dem Mythus von der der Here angedrohten Strafe V. 17 ff. Zuerst droht sie Zeus zu schlagen πληγῇσιν ἱμάσσειν, welches uns in den Anmerkungen beyder Heynischer Ausgaben unter dem Texte ganz richtig im eigentlichen Sinne von

Geißelhieben verstanden zu werden scheint: eos geritur ex rudium et ferociorum aetatum sensu et more. Wenn der Hr. H. in den Obss. und in den Supplendis dazu die Stelle vom Blitz erklärt: so scheint uns dieses weniger annehmlich, und wir glauben, Homer würde sich dann deutlicher ausgedrückt haben, wie er sonst thut: Διὸς πληγῇσι κεραυνῷ; denn obgleich auch beym Hesiodus Theog. 857 der Blitze herabschleudernde Zeus heißt: πληγῇσιν ἱμάσσας, so läßt hier der Zusammenhang keinen Zweifel übrig; Wolfs Anmerkung dazu, daß diese Formel in den Homerischen Stellen nicht eigentlich von Schlägen zu nehmen sey, scheint uns irrig. Die von Heyne angeführten Beyspiele beweisen nicht, was sie beweisen sollen, und bey Il. 12, 37 Διὸς μάστιγι δαμῆναι sagte ja H. selbst in Obss. Nihil est, quod ad fulmen ducat, und in der Anm. dazu erläutert er gelehrt mit vielen Beyspielen die Art, sich auszudrücken, in welcher Geißelhiebe von äußern Reizungen, Furcht, Schreck, Angst gebraucht werden. Zu subtil scheint uns aber des Her. symbolische oder kosmogonische Deutung der mit Amboßen an den Füßen aufgehängten Here. Was H. sagt: alioqui non apparet, quomodo hoc cuiquam in mentem venire potuerit, ut narraret duas incudes pedibus Junonis esse appensas, das hat er sich selbst beantwortet, indem er zeigt, daß es ähnliche rohe Strafen zu jener Zeit gegeben, die auf den Despoten des Olymp übergetragen werden, wie vorher die Geißelhiebe. Gegen die große Athetese von zwey und zwanzig Versen, V. 56—78, welche Aristophanes und Aristarchus verwarfen, führt der Her. viele Gründe auf, deren Resultat ist, daß die Verse bis 62 Homerisch sind; daß aber von V. 63 mehrere Zusätze angefügt worden. — V. 224 möchten wir doch nicht mit H. der Lesart μάλα γάρ τε (für κε) μάχης ἐπύθοντο καὶ ἄλλοι, οἵπερ ἐνέρτεροί εἰσι θεοί den Vorzug geben. Poseidon, sagt Zeus, that wohl dran, meinem Zorn auszuweichen; denn ich würde gegen ihn einen Tumult und Streit begonnen haben, den selbst die andern Götter, die im tiefsten Tartarus wohnen, gehört hätten. Er schließt damit nicht die Götter des Olymp aus; sondern will nur durch Erwähnung der Titanen im Tartarus die große Entfernung bezeichnen, bis zu welcher der Schall dringen würde. Auch Wolf vertheidigt diese Lesart Vorr. Lpz. Ausg. S. LVIII. So hat auch wohl die zu V. 230

von

von Wolf Vorr. S. LVII unterstützte Lesart: τὴν μελλουσαν mehr für sich als τῇ. — V. 360 ist es Hn. dunkel, was der Venetianische Scholiast A. damit sagen wolle, es sey etwas beym Homer Seltnes, daß die Interpunktion und Cäsur hier auf der achtzehnten Zeit (χρόνος) sey. Wolf, welcher praef. Lips. p. LXXXI des Scholiasten metrische Bemerkung lobt, sagt, von der in diesem Verse vorkommenden Cäsur fänden sich nur drey Beyspiele in Homer. Die erste Sylbe des fünften Fußes, in welcher sich hier die Cäsur befindet, ist die achtzehnte Zeit, in sofern der Hexameter in 24 Zeitmaaße (χρόνος, tempus, mora) getheilt wird, nämlich jeder Fuß in vier Zeitmaaße, zwey einfache für die beyden kurzen Sylben, und ein gedoppeltes für die lange Sylbe, welches für zwey einfache Zeitmaaße gerechnet wird. — Wenn es von Patroclus, der dem verwundeten Eurypylus zuspricht, V. 393 heißt: τὸν ἔτερπε λόγοις, ἐπὶ δ' ἕλκεϊ λυγρῷ φάρμακ' ἀκήματ' ἔπασσε μελαινάων ὀδυνάων, so haben Einige nach den Victorianischen Scholien, welche das Nichthomerische λόγοις befremdete, gelesen: ἔτερπε λοέων, und es auf das warme Bad bezogen, welches Hecamede bereitete; Andre scheinen dagegen, freylich nicht ohne Zwang, die ganze Stelle von den Heilmitteln, die er gegen den Schmerz angewendet, uneigentlich verstanden, und auf die freundlichen Tröstungen und Mutheinsprechungen, verba medentia saevis, wie der Dichter sagt, bezogen zu haben. Darauf scheint auch die vom Scholiasten B. angeführte Stelle des Menander hinzuweisen, welche so gelesen werden muß: ἰατρός ἐστιν ἀνθρώποις λόγος νόσων, auf welchen unmittelbar der zweyte folgt: ψυχῶν (les. ψυχῆς, wie auch die Stelle anderwärts citirt wird. s. Heyne) γὰρ οὗτος μόνος ἔχει κουφίσματα. Das letzte Wort scheint der Scholiast (auch der Victorianische) aus dem Gedächtniß citirt zu haben; denn vorzuziehen ist wohl die Lesart des Scholiasten Aeschylus Prometh. 378 θελκτήρια, bey welchem überdem der erste Vers sehr abweichend heißt: λόγος γὰρ ἀνθρώποισιν ἰᾶται νόσους. Ob wohl die Worte, welche im Schol. B. noch weiter folgen, seine Auslegung, oder noch zwey Verse des Menander sind, die so abzutheilen wären?

πρὸς τὸ μὴ συγκαταπίπτειν τῷ σώματι
ψυχήν, ἀλλ' ὑπερορᾷν βάρος τοῦ σώματος.

Wieder abweichend findet man die beyden ersten Verse des Menander mit zwey andern in le Clerc fragm. Menandri p. 276:

> λύπης ἰατρός ἐστιν ἀνθρώποις λόγος,
> ψυχῆς γὰρ οὗτος μόνος ἔχει ἰάσματα,
> Λέγουσι δ' αὐτὸν οἱ πάλαι σοφώτατοι
> ἀστεῖον εἶναι φάρμακον. —

Bey V. 451 werden von H. mit den Alten die Schwierigkeiten erwogen, wie der Pfeil den Wagenführer Clitus habe in den Nacken treffen können, da doch wohl Wagen, Pferde und Fuhrmann nach den Griechen zugekehrt gewesen. Die Wagen hielten auf Anrathen des Polydamas, dessen Wagenführer Clitus war (Il. 12, 76 ff.), anfangs vor dem Graben, um bey der Hand zu seyn, wenn die über den Graben in's Lager eingedrungnen Troer zurückgeschlagen werden, und ihrer bedürftig seyn sollten; hernach, als Apollo einen Weg über den Graben gebahnt hatte (15, 355 ff.), wurden auch Wagen und Pferde mit hinüber genommen (Heyne Note zu 16, 367), und die meisten Helden stritten von Wagen; doch nicht alle, wie denn Hector und Polydamas zu Fuße kämpften, ihre Wagen aber auf den Fall der Noth in der Nähe hielten. Es ist aber kein Grund vorhanden, warum die Führer derselben ihre Stellung so genommen haben sollten, daß das Gesicht immer gegen die Schiffe zu gerichtet gewesen, da sie ja keinen Theil an dem Gefechte nahmen. Also konnte auch wohl ein Pfeil, der über die Fechtenden weg flog, in den Nacken des Wagenführers Clitus eindringen. V. 459 scheint uns, nach Erwägung der Wolfischen Gründe, Vorr. Lpz. Ausg. S. LXXVII, die Lesart ἔπαυσε μάχην den Vorzug vor der andern, μάχης, zu verdienen, die H. als die gelehrtere in Schutz nimmt. Er fühlte selbst das Nüchterne des Satzes, der dadurch entstehen würde, indem er sagt: Jejunum satis hoc et tantum non ludicrum: fecisset sane Hectorem cessare e pugna, si modo eum feriisset. V. 646 nimmt Wolf in der neuesten Recension die Tollische Verbesserung in den Text: τὴν (ἀσπίδα) αὐτὸς φορέεσκε ποδηνεκέ', ἕρκος ἀκόντων für ποδηνεκὰς ἕρκος, und begründet sie in der Vorr. S. LVII. Jenes scheint schon der Lexikograph Apollonius gelesen zu haben, und auch Bentley emendirte so, wie H. bemerkt, welcher beypflichtet, ohne doch die Les-

art

nur für so evident zu halten, daß sie sie hätte in den Text setzen sollen. V. 655—74 hält H. für das Werk eines Rhapsoden. V. 680 von dem Kunstreiter, hat H. im Texte eine ausgesuchtere Lesart: ἐκ πολέων πίσυρας συναείρεται ἵππους statt συναγείρεται, welches Wolf noch aus dem Grunde Vorr. S. LXXVII beybehält; weil es besser zu ἐκ πολέων passen scheine. Doch würde man zu Letzterm füglich ἐπιάλμενος hinzudenken können. Für συναγείρεται sind freylich die meisten und wichtigsten Handschriften; aber es läßt sich eher begreifen, wie dieses aus dem andern Wort entstanden, als umgekehrt. Ein Moskauisches Scholium nimmt die Vulgata für einen bloßen Schreibfehler. V. 694 behält und vertheidigt H. die Lesart der meisten Handschriften: τὸν δὲ Ζεὺς ὦρσεν ὄπισθε statt der Aristarchischen: ὦσεν, der wir mit Wolf Vorr. S. XXXVII den Vorzug geben möchten; ὦθειν paßt doch wohl besser zu χειρὶ μεγάλῃ. — Zu V. 705 wird von H. aus Schol. A. angeführt, Dionysius von Halicarnaß habe den Eigennamen Φίλιππος ohne Adspiration, das Appellativum aber mit der Adspiration Φίλιππος geschrieben, und daher in einem Verse aus Sophocles Tereus (womit die Brunckische Sammlung zu bereichern ist) gelesen:

Ἥλιε, Φιλίπποις Θρῃξὶ πρέσβιστον σέλας.

H. fügt hinzu: dixitne simpliciter pro ἱππικοῖς Θρῃξὶ, et hoc pro ἵπποις? Die wahre Lesart scheint aber zu seyn Φιλίπποις Θρῃξί. — Aus V. 743 ff. stellt Flaxmann den Ajax vor, wie er die mit Fackeln das Schiff angreifenden Troer zurückstößt.

Das sechzehnte Buch wird von den Alten Patrokleia überschrieben; wiewohl diese eigentlich bis in das achtzehnte Buch fortläuft. Die Eigenthümlichkeiten dieser sehr schätzbaren Parthie der Ilias entwickelt Heyne T. 8. p. 785. Von V. 487 an erblickt Schneider einen verschiednen, dem vorigen nachstehenden, Dichter, und so vermißt er in allen übrigen Büchern den Verf. der erstern Bücher der Ilias. V. 43 hält Wolf praef. Lips. p. 77 die Bentleysche Aenderung: ὅσσοι πάρος εἰσίν für ἦσαν für überflüssig, da beyde Arten der Konstruktion in Homer vorkommen. Vgl. Od. 19, 349 (ἦσαν πάρος). Zu V. 55 mißbilligt er es praef. p. 80 sq., wenn man die letzte Hälfte zum folgenden Verse ziehen wollte. Der scheinbare Pleonasmus, den H. hier fand,

ver-

verschwindet wohl, wenn man erklärt: das bringt mir bittern Schmerz (daß mich Agamemnon der Belohnung beraubte), nachdem ich so vieles Ungemach erduldet. V. 93 — 100 hält H. nach den Alten, aber aus verschiedenen Gründen, für spätere Interpolation. Die erstern vier ließen sich doch wohl noch vertheidigen; denn auch, ohne vorher zu wissen, daß Apollo sich dem Patroclus widersetzen würde, konnte Achilles ja den Patroclus warnen, nicht zu weit in Verfolgung der Troer zu gehen, weil einer der Olympier sich ihrer annehmen möchte, vornehmlich Apollo, der sie sehr liebe. Letzteres war ja allbekannt. Mit mehr Recht werden die folgenden vier verworfen, worin Achilles im Ausbruch einer kindischen und rasenden Rache wünscht, daß alle Griechen und Troer getödtet werden, und nur er und Patroclus übrig bleiben möchten. Die Kritiken der Alten über diese Stelle enthält am vollständigsten das Victorianische Scholium, welches H. in den Supplementen mittheilt. V. 182 möchten wir nicht mit H. hinter ὀφθαλμοῖσιν ἰδὼν das Komma setzen; sondern es zu dem Folgenden nehmen: Als sie Hermes am Feste der Artemis unter den Tänzerinnen sah. So auch Wolf. V. 272 wird mit Recht von H. nach Seleucus Vorgang verworfen. — Den elenden tavtologischen Vers 383, der aus V. 367 f. zusammengesetzt ist, und den mißverstandnen vorhergehenden Vers erklären soll, verwirft H. mit Recht. Ob wohl die folgenden V. 384 — 393, die an sich sehr schön sind, dem Homer angehören? Sie haben ganz den Hesiodischen Gnomen-Charakter, und ihr Inhalt kommt mit den Lehren der Hesiodischen Tage und Werke überein. Zeus bestraft die Ungerechtigkeit durch Landplagen. Richtig erklärt wohl Heyne V. 387 οἳ βίῃ εἰν ἀγορῇ σκολιὰς κρίνωσι θέμιστας durch σκολιῶς δικάζωσι δίκας, wie es Hesiodus in Werken V. 262 ausdrückt: Ἄλλῃ παρκλίνωσι δίκας, σκολιῶς ἐνέποντες. Wie Homer hier »verdrehtes Recht sprechen« sagt, so Apollonius »das gerade Recht sprechen« 4, 1178: λαοὶ (so muß nach der Florentina gelesen werden) ἰθείας ἀνὰ ἄστυ διακρίνοντο θέμιστας, welches aus dem Hesiodus Theog. 84 f. geborgt ist: λαοὶ πάντες ἐς αὐτὸν ὁρῶσι, διακρίνοντα θέμιστας ἰθείῃσι δίκῃσιν, wo die gewöhnlichere und deutlichere Art des Ausdrucks ist, wie auch in der von H. mit Recht als unächt verworfenen Stelle der Hesiodischen Werke V. 221: δωροφάγοι, σκολιῇς δὲ δίκῃς κρίνωσι θέμιστας,

tus, die uns jedoch nicht sowohl aus Homer zusammengesetzt scheint, als aus dem Hesiodus selbst V. 264: Δωροφάγοι, σκολιῶν δὲ δικῶν ἐπὶ πάγχυ λάθεσθε. Beym folgenden Vers in Homer V. 388 »sie vertreiben die Gerechtigkeit« merkte auch schon Köppen an, daß Ausdruck und Gedanke Hesiodisch sind, Werke 220—4., wo die Gerechtigkeit unter Weinen und Schreyen von den ungerechten Richtern fortgeschleppt und zur Stadt hinausgetrieben wird. Θεῶν ὄπιν οὐκ ἀλέγοντες, fährt Homer fort, gerade, wie Hesiodus V. 250 f. σκολιῇσι δίκῃσι Ἀλλήλους τρίβουσι, θεῶν ὄπιν οὐκ ἀλέγοντες. — In der Anmerkung zu V. 393—7 erwägt H. die Lokal-Schwierigkeiten der bekannten Stelle: »Patroclus tödtete die Troer zwischen den Schiffen und dem Flusse und der Mauer.« Das verstehen wir nicht, wie er sagen kann: miror, Trojanos jam castris pulsos et per campum fuga dispersos nunc iterum in castris caedi, μεσηγὺ νηῶν. Wohl flohen sie schon die Ebene hinauf; aber Patroclus wußte sie ja, wie H. in derselben Note bemerkt, mit seinen Myrmidonen zu umgehen; schnitt sie von der Stadt ab, und trieb sie nach dem griechischen Lager zurück. Auf diesem Treibjagen nun tödtete er Viele beym Scamander, weiterhin bey der Wallmauer, und jenseit derselben bey den Schiffen selbst. Die Folge ist aber in Homer nachlässig angegeben, »zwischen den Schiffen, »dem Flusse, der Mauer.« — Die ganze Unterredung des Zeus mit der Here über Sarpedons Tod hält H. für müssig und unächt, und knüpft V. 431 und 459 unmittelbar zusammen. Die ganze Episode von Glaucus V. 509—31 ist er ebenfalls geneigt für das Werk eines Rhapsoden zu halten. Eine andre Athetese der Verse 666—83 wird nach dem Zenodotus bemerkt. Die schöne Vorstellung V. 454 ff. 671 ff. 681 ff., daß Sarpedons Leichnam durch den Tod und den Schlaf nach Lycien getragen wird, wird in Heyne's Noten erläutert, und von Flaxmann durch den Griffel versinnlicht. Den Vers des Hesiodus, den H. zu V. 748 aus dem Venetianischen Scholiasten anführet, liest Schneider zum Orpheus V. 338 also: καί τοι σοι Γλαύκην (s. Γλαῦκον) δυσπέμφελον ἐργάζονται. — V. 775 hat zwar H., wie Wolf, im Texte ὁ δ' ἐν στροφάλιγγι κονίης κεῖτο, nach der Aristarchischen Lesart; aber er vertheidigt in der Obs. die Auslassung der Präposition, welche doch, nach Wolfs Bemerkung Vorr. Lpz. Ausg. S. XXXVII, in dieser

Ver-

Verbindung nicht weggelassen werden darf. V. 8 nimmt H. die Aristarchische Lesart in den Text: Euphorbius τότε (statt ποτὲ) φῶτας ἐείκοσι βῆσεν ἀφ' ἵππων, weil aus der Lesart ποτὲ folgen würde, daß er schon vor dem Krieg in Kampfspielen Andre besiegt hätte; welches aber nicht zu den andern Ausdrücken paßte. Allein, warum kann man nicht das Adverbium erklären, wie Wolf praef. Lips. p. LXXIII: »in aliqua pugna priorum annorum belli, ad quod ille tiro profectus erat« —?

Aus dem siebzehnten Buche hat Flaxmann den Kampf um den Leichnam des Patroclus ausgewählt, den Ajax vertheidigt. H. findet in diesem Buche mehrere Zusätze und Einschiebsel der Rhapsoden. s. die Obs. zu V. 368 p. 347. Für ein solches Einschiebsel oder eine Anzahl von Einschiebseln ist er geneigt V. 366 — 83 zu nehmen, ferner mit dem Zenodotus (Suppl. T. 7. p. 794) V. 404 — 25. — Ein Monstrum eines Wortes, ἐσσεύαιτο, V. 463, und Il. 23, 198 hat H. zuerst aus dem Texte gestoßen und die ächte Lesart hergestellt: ὅτε σεύαιτο. Wolf selbst gesteht bescheiden in der Vorr. Lpz. Ausg. S. LI: adhuc turpi socordia omnes ex codd. propagavimus haec duo menda, u. s. w. Zu V. 514 untersucht der Her. umständlich den Ursprung und Grund der Redensart: »dieß liegt in den Knieen (ἐν γούνασι) der Götter.« Wir vermuthen, daß der Ausdruck aus der alten, sinnlichen Sprache genommen ist, und auf die Zeugungskräfte der Götter anspielt, aus deren Schooße Alles hervorgeht, wie wir auf ähnliche Weise sagen, daß der Sohn aus den Lenden seines Vaters hervorgehe. Γόνυ und γουνὸς ist einerley Ursprungs, jenes γυῖον γόνιμον, dieses τόκος γόνιμος. S. von letzterm Heyne's Note zu Il. 9, 530. — Mit Il. 17, 620, wo Hector fällt, läßt Wolf Vorr. z. Ilias (Halle, 1794) S. XXIV die Iliade sich schließen, und nimmt alles Folgende als bloße Erweiterung oder Appendices dieses Gedichts.

Ueber das achtzehnte und einige folgende Bücher spricht Schneider folgendes Urtheil aus: In libro decimo octavo, nono, vicesimo primo et secundo imitatoris ingenium ineptum plane agnoscere coepi. Das achtzehnte Buch heißt bekanntlich bey den Alten Ὁπλοποιΐα. — Zu V. 9 zeigt H. umständlich, wie in der Ilias die Kenntniß von

den

im künftigen Schicksalen und dem Tode des Achilles allmählig aus ihrem Dunkel hervortritt, und immer deutlicher ausgesprochen wird. — Den Katalog der Nereiden V. 39—49, der meist aus der Hesiodischen Theogonie entlehnt ist, stand schon in der Argolischen Ausgabe des Homer nicht, und H. tritt Zenodots Verwerfungs-Urtheile bey. Einige Verse stimmen wörtlich mit den Hesiodischen überein, V. 43 mit Hesiodus Theog. 248. V. 45 mit Hes. 250. Manche Namen kommen im Homer vor, welche das Hesiodische Verzeichniß nicht hat. Als lächerlich ist schon von den Alten bemerkt worden, daß der Dichter, über dem langen Verzeichniß ermüdet, und, nachdem er 33 Nereiden aufgezählt hat, ein »und so weiter« V. 49 ἄλλαι θ', αἳ κατὰ βένθος ἁλὸς Νηρηΐδες ἦσαν hinzufügt. Hesiodus giebt ihrer funfzig an, Andre noch mehrere. S. Wolf zur Theogonie V. 264. Des Verzeichnisses der Nereiden beym Homer und Hesiodus gedenkt Aelian in der Thiergeschichte 14, 28, wo sich eine Notamenel eingeschlichen hat, die H. wegschafft: Τοῦ Νηρέως πεντήκοντα μὲν τεκεῖν θυγατέρας τὴν Ὠκεανοῦ Δωρίδα Ἡσίοδος ᾄδει [μέμνηται δὲ αὐτῶν καὶ Ὅμηρος] ἐν τοῖς ἑαυτοῦ μεγάροις. Das von uns Eingeklammerte wirft H. als eine Randglosse heraus, und erklärt das τεκεῖν ἐν μεγάροις nach dem bekannten Sprachgebrauche beym Homer und Hesiodus. Aber müßte es denn nicht ἐν ἑαυτῆς (Δωρίδος) μεγάροις heißen? Wir riethen auf Ἡσίοδος ἐν ταῖς ἑαυτοῦ μεγάλαις Ἠοίαις; sey es, daß der Kompilator die Theogonie mit den Eöen verwechselt, oder daß der funfzig Nereiden auch in letzterer Gedicht-Sammlung gedacht wurde, welches gewiß der Fall war, da in derselben auch das Epithalamium der Nereide Thetis vorkam. Flaxmann entlehnt aus V. 140 ff. die Vorstellung, wie Thetis ihre Schwestern in die Tiefen des Meeres zum alten Nereus zurücksendet, und aus V. 239—41 den Befehl der Here an den Helios, in den Ocean hinabzugehen. Die Verse 267—83 scheinen Hn. wegen ihrer ins Weite gehenden und müssigen Fülle Rhapsoden-Werk zu seyn. Desgleichen verwirft er mit Zenodotus, Köppen und Wolf die Unterredung des Zeus mit der Here V. 356—68 als unächt. Ueber den alten Mythus von der Herabwerfung des Hephästos in den Ocean, wo er von der Thetis und Eurynome aufgenommen und erzogen wurde, läßt sich H. zu V. 395 umständlich aus. Der Unbefangene

wird

wird gern zugeben, daß dieser Fabel ursprünglich ein physischer Sinn zum Grunde lag. Von der Aufnahme des kleinen Knaben durch diese beyden Nymphen giebt Flaxmann eine gefällige Vorstellung. Daß die Nereide Thetis hier in einer Grotte des Ocean erscheint, da sie doch in demselben Buche als in der Tiefe des Meeres bey ihrem Vater Nereus sich aufhaltend vorgestellt wird, ist eine auffallende Verschiedenheit, die auch Heyne'n nicht entgangen ist. Ueber die weiblichen Automate, von denen Hephästos unterstützt zur Thetis geht — welches auch Flaxmanns Kunst dargestellt hat — sagt H. zu V. 419 viel Lesenswerthes, und zählt dabey die verschiednen berühmten Automate der Fabel auf, die Hunde und die fackeltragenden Jünglinge im Hause des Alcinous, Dädalus Bildsäulen, die Rhodischen Kunstwerke, Talus in Creta und die Pandora, welcher H. eigentliches Beseeltseyn und Stimme abspricht, indem er die Hesiodischen Verse der Tage und Werke, welche ihr [illegible] beylegen, für Interpolation hält. Auch den goldnen Mägden des Hephästos will er dieses nicht beygelegt wissen; sondern erklärt so: »goldne Dienerinnen, ähnlich lebenden »Jungfrauen, welche Verstand, Stimme und Kraft besi»tzen, und von den Göttern Kunstarbeiten gelernt haben.« Diese Eigenschaften hätten also nicht die metallnen, sondern die lebenden Mägdchen. Allein dieß zugegeben, scheint doch die Vergleichung mit so geeigenschafteten Mägdchen darauf zu führen, daß auch die Automate diese Eigenschaften hatten. Es wäre ja auch, wenn man die Heynische Erklärung annimmt, wohl V. 419 f. müssig, (wiewohl es auch stumme und seelenlose Schönen giebt) und die Worte der Vergleichung hinreichend gewesen: Sie gleichen lebendigen Jungfrauen. Hephästos Zauberkunst hatte sich Wesen aus Gold geschaffen, die etwas Analoges mit menschlicher Kraft, Stimme und Kunstfertigkeiten hatten, und vermuthlich Kraft derselben den Hephästos auch bey seinen Metall-Arbeiten unterstützten, wie die belebten und selbsthauchenden Blasebälge V. 469 ff., bey denen wohl die Frage der Note überflüssig ist, durch welche Maschinerie dieß habe bewirkt werden können, da hier Alles übernatürlich zugeht. Die Kunstfertigkeiten verdankten die goldnen Mägde den Göttern, die auch das Automat Pandora mit allerley Vorzügen begabten. Zu V. 444 mißbilligt H. nicht unbedingt Aristarchs Urtheil, der V. 444—456 für

eingeschoben hielt; wiewohl er hinzusetzt, er sehe nicht recht ein, wie, nach Wegnehmung dieser Verse, der Zusammenhang bestehe, oder wie viel und welche Verse hinzugekommen. Ueber das Letztere hatte ja Aristarch seine Stimme gegeben; den Zusammenhang sehen wir durch Wegnehmung der Verse nicht gestört; wiewohl auch wir glauben, daß sie sich vertheidigen lassen mit der dem weiblichen Geschlechte eignen Geschwätzigkeit; denn Thetis redet. Aber das verstehen wir nicht, wie der Scholiast B., den H. hier excerpirt, Aristarchs Athetese dadurch widerlegen könne, »daß es ja ungereimt gewesen wäre, wenn Thetis von einer alten, bekannten Sache, ihrer Hochzeit, hätte reden wollen; aber das verschwiegen hätte, weswegen sie zum Hephästos gekommen wäre.« Die Ursache ihres Besuchs oder ihr Anliegen bringt sie ja deutlich genug V. 457 ff. vor. Denn daß Aristarch auch diese Verse etwa in seiner Athetese mit begriffen haben sollte, läßt sich nicht wohl denken, da die Antwort des Hephästos dieselben nothwendig voraussetzt. — Bey V. 478 steht eine Ausführung über das homerische Schild, die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der ihm zugeschriebnen und so umständlich beschriebnen Einrichtung, die Schilderungen der Schilde des Achilles bey andern Dichtern, und in den Werken der Kunst, die Nachahmungen des homerischen Schildes, die Sitte, Kunstwerke mit Figuren zu überladen, und über Kommentarien zu der homerischen Ἀσπιδοποιΐα. Nach der Obs. zu V. 478 p. 517 sollte man glauben, die aus dem Suidas angeführte Periphrase des Schildes vom jüngern Philostratus wäre nicht mehr vorhanden, da sie doch hernach p. 518 aus den Werken des Philostratus aufgeführt und beurtheilt wird. Ein eigner Excurs verbreitet sich über den Inhalt und Sinn der Figuren auf dem Schilde, dessen Beschreibung ursprünglich einem eignen Gedichte angehört haben mag, und wobey es der erste Verf. vielleicht nur auf ein Gemälde des menschlichen Lebens angelegt hatte, auf ähnliche Art wie Cebes Tafel eingekleidet, als Schilderung eines Kunstwerkes, welches Gedicht hernach in die Ilias eingereiht worden. Schon Zenodotus wendete seine Athetese hier an. Warum behielt H. nicht V. 485 die Lesart der besten Handschriften bey: τὰ τείρεα statt τά τε τείρεα, da er das von dem spätern Gebrauch des Artikels hergenommne Bedenken selbst dadurch entkräftet, daß er den ganzen Schild für ein späteres Werk hält! Wolf hat

hat daher auch in der neuesten, wie in der frühern Recension den Artikel beybehalten. V. 535—540 scheinen dem Hrn. mehr hesiodisch (sie kommen auch im Schilde des Herakles vor) als homerisch zu seyn. Die Schwierigkeiten in der Wortfügung und dem Sinne von V. 570 λίνον δ' ὑπὸ καλὸν ἄειδε erörtert H. umständlich, und stimmt zuletzt für die Erklärung: »der Knabe sang lieblich nach dem Saitenspiel.« Das Klagelied auf den Linus in dem Venetianischen und Victorianischen Scholiasten dürfte etwa so zu lesen seyn.

Ὦ Λίνε, πᾶσι θεοῖσι τετιμένε· σοὶ γὰρ πρώτῳ
Ἀθάνατοι δῶκαν φωναῖς λιγυραῖσιν ἀεῖσαι.
Φοῖβος δέ σε κότῳ αἵρει, θρηνοῦσι δὲ Μοῦσαι.

V. 576 hat H. zwar (wie Wolf) die Lesart: παρὰ ποταμὸν κελάδοντα, παρὰ ῥοδανὸν δονακῆα im Texte beybehalten; aber, nachdem er die Lesarten und Erklärungen der alten Grammatiker, die aus Heracleons Kommentar zum Homer herzufließen scheinen, durchgegangen und mit Gelehrsamkeit geprüft hat, bleibt er dabey stehen, daß Zenodotus und Aristophanes ῥαδαλὸν und des Scholiasten B ῥαδανὸν (er hat zwar ῥοδανὸν, aber H. macht wahrscheinlich, daß jenes dafür zu lesen sey) gleich viel für sich haben, und dem Sinne nach ziemlich auf Eins hinauslaufen. Statt παρὰ liest er aber mit Zenodotus διὰ ῥ. und erklärt: boves properantes ad fluvium sonantem, per arundinetum mobile, a vento agitatum. Die Ufer des Flusses sind mit Schilf umwachsen, in welchem das Rindvieh zu weiden liebt. Die gemeine Lesart ῥοδανὸν hält H. für die Aristarchische, und vermuthet, daß diese in dem verdorbnen Wort des Etymologicum versteckt sey: Ἀρίσταρχος δὲ ῥαδηλὸν, welche Annahme doch etwas gewagt seyn dürfte. Vielleicht hätte aber H. die Lesart ῥοδανὸν, welche in allen Handschriften steht, nicht so sehr mißbilligt, hätte er ῥοδανὸν und ῥαδανὸν als gleichbedeutend und nur der Mundart oder der Form nach verschieden, angesehen. Vgl. Schneider zu Orpheus Arg. 109. p. 136 f. — Die Kürze der Verse 587—9. welche einen Weide-Platz beschreiben, nebst ihrer Schmucklosigkeit in Vergleichung mit der Beschreibung der andern Kunst-Gruppen, macht es dem Hrn. wahrscheinlich, daß diese Verse irgend woher in die Beschreibung des Schildes eingeschaltet worden. — Die χιτῶνας ἐϋννήτους V. 596 erklärt Schneider zum Orpheus Arg. 596.

Aus

Aus dem Anfang des neunzehnten Buches hat Hermann die Scene gewählt, wie Thetis dem um den Patroclus klagenden Achill die Waffen des Hephästos bringt, ein Gegenstand, der, nach Heyne's Ausführungen, auf alten Kunstwerken häufig dargestellt wurde. Die Anmerkungen über V. 76—80 nehmen mehrere Blätter ein. Diese schon von den Alten misverstandnen Verse haben zu großen Differenzen Anlaß gegeben und Veränderungen hervorgebracht, wie sich Zenodotus, Aristophanes, Aristarchus, die Massilische und Chiische Ausgabe erlaubt haben. Das πρῶτον ψεῦδος scheint Heynen der 79ste Vers zu seyn, wo Agamemnon in der Versammlung spricht: »den Stehenden anzuhören geziemt sich.« Aristarchus, welcher vermeinte, der verwundete Agamemnon habe nicht stehend reden können, muß bey diesem Vers sehr gezwungen hinzugedacht haben: »dennoch ist es billig, auch mich zu hören, indem ich von meinem Sitze spreche.« Um das Sprechen vom Sitze aber bestimmt auszusprechen, soll er, oder auch schon vor ihm Aristophanes, den 77sten Vers: αὐτόθεν ἐξ ἕδρης, οὐδ᾽ ἐν μέσσοισιν ἀναστάς eingeschaltet haben, den auch Wolf mit Recht umklammert. Agamemnon wollte aber mit jenen Worten V. 79 nichts weiter, als sich ein ruhiges Gehör verschaffen: »Es geziemt sich den Stehenden (d. h. Sprechenden, weil man im Stehen sprach) anzuhören und ihn nicht zu unterbrechen (ὑββάλλειν).« Das letztre Wort erklärten einige Alte lächerlich genug vom Einhelfen oder Souffliren. Der Her. giebt bey dieser Gelegenheit S. 615 eine Aufklärung über die auch uns immer auffallend gewesenen Worte in einem Scholium des Porphyrius im Villoisonschen Homer: »Apollonius, unser Lehrer.« Da nichts von einem Lehrer dieses Namens, den Porphyrius gehabt, bekannt ist: so macht es H. wahrscheinlich, daß Porphyrius hier ein andres Scholium eines Grammatikers aus der Schule des Apollonius Sophista abgeschrieben habe, in dessen Lexicon eine Glosse vorkommt, die wörtlich mit den Äußerungen des Archias beym Porphyrius (in der Stelle des Porphyrius in den Venetianischen Scholien und in Quaest. Hom. 29 wird Archias nicht genannt) übereinstimmt. Hs. weitere Folgerung: ut adeo, si Apollonii glossa u. s. w. ist uns nicht klar. — V. 92 hat H. τῇ im Text, nicht τῆς, welches letztre Wolf Vorr. Leipz. Ausg. S. LXXVII beybehält und vertheidigt: Ad sensum nihil refert, quum T, 92 similiter τῆς μέν θ᾽ ἁπαλοὶ πόδες, an τῇ

μέν; sed vulgatum nulla consuetudo damnavit, legiturque bis in editt. Platonis. Allein Aristophanes, Aristarchus und die bessern Handschriften haben, wie H. bemerkt, τῇ; es ist also vorzuziehen. Bey dem gleich darauf folgenden 93sten Vers mißbilligt Wolf Vorr. S. LI Hs. Conjectur: τῇ γε für ἧγε. Den schon von den Alten athetesirten 94sten Vers, welchen Wolf in Klammern eingeschlossen hat, hält H. um des Zusammenhangs willen für nothwendig. Die Erklärung und Interpunktion von V. 105 und 111, die sich auf einander beziehen, macht Hn. viel zu schaffen. Die einfachste Art bleibt immer die V. 105 τῶν ἀνδρῶν γενεῆς, οἵ θ' αἵματος ἐξ ἐμεῦ εἰσί, womit genau V. 111 übereinstimmt, wenn man ihn nur so, wie Wolf, interpungirt: τῶν ἀνδρῶν, οἵ σῆς ἐξ αἵματός εἰσι, γενέθλης. Den 177sten Vers schließt W. in Klammern ein, und auch H. verwirft ihn zugleich mit dem vorhergehenden. V. 192—5 hält H. für rhapsodische Zusätze. V. 221—4 würde man, wie schön sie für sich sind, doch hier nicht vermissen, wo sie nur den Sinn des Ganzen erschweren. Alle Versuche bey Heyne, den Sinn zu erleichtern, ermangeln der Leichtigkeit. Bey dem Wort ὀτρυντὺς des 234sten Verses wird der Scholiast B von H. verbessert, welcher sagt: ἔστι δὲ ἡ λέξις Ἀττική. Es muß nämlich heißen: λέξις Ἀντιμάχειος, ein beym Antimachus vorkommender Ausdruck, wie aus dem Townleyschen Codex gezeigt wird, in welchem auch aus dem Eratosthenes ein ähnlich gebildetes Wort ἀντιμαχιστὺς ausgezeichnet wird. Der Hr. erinnerte sich dieses Scholiums bey Townley nicht, als er dasselbe aus dem Victorianischen Codex in den Suppl. T. 7 p. 806 anführte, indem es fälschlich bey V. 228 steht, welches Hn. irre führte. — Auffallend ist V. 290 die Construktion von δέχεσθαι: ὥς μοι δέχεται κακὸν ἐκ κακοῦ αἰεί, wofür man erwartet hätte: κρέμαται κακὸν ἐκ κακοῦ, wie Apollonius Rhodius 2, 222 κρέμαται κακὸν ἄλλο κακοῖσιν. Will man mit H. μοι als Pleonasmus annehmen: so bleibt das absolute δέχεται κακ. ἐκ κακοῦ hart. Schrieb etwa der Verf. des Verses: ὥς μοι κακὸν ἐκ κακοῦ ἔχεται αἰεί. Dieß käme mit Eustathius Erklärung überein: συνέχῃ μοι καὶ ἐπάλληλα τὰ κακά. Am leichtesten kommt man freylich mit der Lesart einer Breslauer Handschrift durch: με δέχεται. Die ganze Stelle, V. 340—356 scheint Hn. nach einer vielleicht nicht ganz verwerflichen Vermuthung

un-

untergeschoben. Dem Achilles, der aus Trauer über den Patroclus keine Nahrung zu sich nehmen will, wird auf Zeus Geheiß von der Pallas Nektar und Ambrosia eingeflößt, damit ihm kein Hunger ankomme. Nektar und Ambrosia ist Götterspeise, und wer sie genießt, nimmt an der Unsterblichkeit Theil. Sollte sie dem Achilles mitgetheilt worden seyn? Doch, der Verf. dachte hier wohl nur an jene magische Salbe, durch deren Einträufelung Il. 19, 38 f. Thetis den Leichnam des Patroclus vor Fäulniß bewahrt, welcher Stelle die andre nachgebildet zu seyn scheint. Auf ähnliche Weise erzählt Apollonius Rhodius 4, 870 ff. Thetis habe den kleinen Knaben Achilles mit Ambrosia gesalbt, um ihn unsterblich zu machen, und das Alter von ihm zu entfernen. — Wenn V. 359 ff. einen erträglichen Sinn haben soll: so müßte es der seyn: »Helme und Schilde und Panzer und Lanzen drängten sich hervor« ἐκφορέοντο, statt der mit diesen Waffen angethanen Krieger; wo aber doch immer ἐκφέρεσθαι, für ἐκχέεσθαι etwas ungewöhnlich wäre. Vielleicht fände man Νηῶν ἐκ φορέοντο annehmlicher. Vom Heraustragen der Waffen kann noch weniger die Rede seyn. Sehr wahrscheinlich nimmt aber H. an, daß der ächte Text hier durch fremde Hände entstellt worden; darauf führt, daß in V. 359, wie Schol. A berichtet, ehemals die von Aristarch herrührende gemeine Lesart war: ὡς πυκναὶ κόρυθες, statt: ὡς ὅτε ταρφειαὶ κ., und daß nach dem anstößigen V. 360 Νηῶν ἐκφορέοντο, καὶ ἀσπίδες ὀμφαλόεσσαι in einigen Handschriften folgt: Ἐκ νηῶν ἐχέοντο, βοὴ δ' ἄσβεστος ὀρώρει, welcher Vers wirklich aus Il. 16, 267 herübergenommen ist. Beyde hier angegebne Verse: Νηῶν ἐκφ. und Ἐκ νηῶν ἐ. scheinen dem Her. Interpolation aus Il. 16, 267 zu seyn, und seine Art, wie er den ursprünglichen Text herzustellen versuche, gefällt uns sehr wohl:

— τοὶ δ' ἀπάνευθε νεῶν ἐχέοντο θοάων,
Ὡς ὅτε ταρφειαὶ νιφάδες Διὸς ἐκποτέονται
Ψυχραὶ ὑπὸ ῥιπῆς αἰθρηγενέος Βορέαο·
Ὡς πυκναὶ κόρυθες καὶ ἀσπίδες ὀμφαλόεσσαι
Θώρηκές τε κραταιγύαλοι καὶ μείλινα δοῦρα. (sc. ἦν)

V. 365—8 schließt W. in Klammern ein; die Gründe werden bey H. aus den Alten angegeben, und die Einschaltung durch einen Rhapsoden auch nicht unwahrscheinlich

gesunden. V. 374 wird das Schild des Achilles, nur mit einem Wort, mit dem Monde verglichen; eine an sich passende Vergleichung, da so oft bey Dichtern Schilde mit Sonne und Mond verglichen werden. S. Schütz zu Aeschylus Sieben gegen Theb. 491. Aber da gleich darnach eine zweyte unverhältnißmäßig ausführliche Vergleichung des Schildes folgt und zwar, die ebenfalls seinen Glanz, und die Aehnlichkeit desselben mit einem für Seefahrer angezündeten Feuer betrifft, da unmittelbar hinter einander in der ersten und zweyten das Wort σέλας vorkommt: so nimmt der Verf. den 374sten Vs., der die erstre Vergleichung enthält, für das Werk eines Interpolators, welcher den vorhergehenden Vers für einer Ergänzung bedürftig hielt und nicht einsah, daß nach αὐτὰρ ἔπειτα σάκος u. s. w. aus dem vorigen Vs. ἀμφὶ βάλετο hinzu gedacht werden müsse, wie es auch z. B. Il. 16, 135 f. steht. Wollte man ja Etwas zur Vertheidigung der doppelten Vergleichung vorbringen: so wäre es dieß, daß in der ersten nur überhaupt die Aehnlichkeit zwischen dem Glanze des Schildes und des Mondes angedeutet; in der zweyten aber die weite Verbreitung seines Scheins durch die Zusammenstellung mit einem in die Ferne leuchtenden Wachfeuer versinnlicht wird. Die vier Verse von der Lanze des Achilles 388—91 haben die Alten zum Theil hier athetisirt; zum Theil Il. 16, 141 ff., wo sie ebenfalls in der Verbindung stehen, daß von Patroclus gesagt wird, er habe sich der Waffen-Rüstung des Achilles bedient, bis auf die Lanze, die ihm zu schwer gewesen. Heyne glaubt, daß dort die Verse eingeschaltet worden, die eigentlich hier ihren Platz haben und hieher passen. Uns macht noch die Assonanz, oder der ähnliche Klang der Wörter πάλλειν, πῆλαι, Πηλιάδα, Πηλίου in vier Versen hinter einander, einige Bedenklichkeit, und wir möchten dafür lieber stimmen, daß diese vier Verse an zwey Oerter vertheilt würden. Die ersten zwey passen sehr gut zu Il. 16, 140 und geben die Ursache an, warum er Achilles Lanze nicht nahm:

Ἔγχος δ' οὐχ ἕλετ' οἶον ἀμύμονος Αἰακίδαο,
Βριθὺ, μέγα, στιβαρόν· τὸ μὲν οὐ δύνατ' ἄλλος Ἀχαιῶν
Πάλλειν, ἀλλά μιν οἶος ἐπίστατο πῆλαι Ἀχιλλεύς·

Das

Dagegen würde bey der Schilderung der von Achilles angelegten Waffen unmittelbar auf die Erwähnung des πατρώϊον ἔγχος V. 387 die Ausführung sehr passend und im Geist des Homer seyn, was es mit dieser väterlichen Lanze für eine Bewandtniß habe:

Ἐκ δ' ἄρα σύριγγος πατρώϊον ἐσπάσατ' ἔγχος,
Πηλιάδα μελίην, τὴν πατρὶ φίλῳ τάμε Χείρων
Πηλίου ἐκ κορυφῆς, φόνον ἔμμεναι ἡρώεσσιν.

Bey Gelegenheit der redenden Pferde des Achilles macht Heyne zu V. 407 lesenswerthe Bemerkungen über die den Thieren bey Homer, Hesiodus, Archilochus und Aesopus in verschiedner Hinsicht beygelegte menschliche Sprache und menschliche Art zu empfinden. Vgl. Suppl. T. 7 p. 802 und Huschke de fabb. Archilochi in Matthiä Miscell. philol. 2 Vol. 1 P. 1.

Nach Hs. einleitenden Bemerkungen zum zwanzigsten Buch konnte man wohl noch erwarten, daß Achilles den Patroclus rächen und als Sieger über den Hector zurückkehren würde; aber dieser Kampf ist durch Episoden und Einwebung von Götter-Maschinerieen sehr weit ausgesponnen worden, und zieht sich durch einige Bücher hindurch. Die Götter-Kämpfe in diesen mögen Nachbildungen von andern alten Gedichten, von Titanomachien, Gigantomachien u. dgl., worin die höhern Mächte gegen einander ins Feld zogen, seyn. Flaxmanns Vorstellung zu V. 32 ff. paßt nicht recht zum Text des Homer. Er bildet die Troisch gesinnten Götter ab, im vollen Angriff und im Schießen auf die Griechisch gesinnten Götter, die in der Tiefe nur leicht angedeutet sind. Aber in diesem Buche der Ilias werden die Götter noch nicht handgemein. H. hält zu Anfang V. 7—9 für spätern Zusatz, weil es wirklich auffallend ist, daß auch die Flußgötter und Nymphen an dem Rathe im Olymp Theil nehmen, von denen Ovid sagt:

Sunt mihi Semidei, sunt rustica numina Nymphae;
Quos — coeli nondum dignamur honore.

Zu V. 53 stellt der Her. eine einige Blätter einnehmende Untersuchung über den Hügel Kallikolone bey Ilium, vors

zugleich nach dem Demetrius von Skepsis, an, woben die Stellen von Strabo und Scylax beleuchtet und verbessert werden. In der Erzählung von dem Antheil oder Nichtantheil der Götter an dem Kampf herrscht viel Verwirrung, welche zum Theil darin ihren Grund haben mag, daß sich Diaskevasten und andere Dichter oder Grammatiker Mancherley einzuschalten und zuzusetzen erlaubt zu haben scheinen. Erst kommen die Götter, theilen sich in zwey Partheien, und wollen theils den Achivern, theils den Troern beystehen; dann wollen sie wieder nicht, setzen sich ruhig abseits, und geben Zuschauer des Kampfes ab. H. rügt mit Recht die Dunkelheiten und den Doppelsinn von V. 54. 55., Verse, die wir als müßige oder vielmehr die Erzählung unterbrechende Embleme herausgeworfen wünschten. Wie viel besser reiht sich alsdann Alles an einander! Noch hatte der Kampf zwischen den Troern und Achivern nicht begonnen; aber jetzt wurde es Ernst, da die Götter sich näherten. Jetzt macht der Dichter diese Annäherung der Himmlischen und ihrer Zeichen anschaulich: »Ihnen gieng voraus die Eris« V. 48 (d. h. sie bringen oder erregen das Treffen. V. 66 verstehen wir eben so: »die mit der Eris einhergehenden« und schreiben: *Θεῶν Ἔριδι ξὺν ἰόντων*). Athene ruft auf der einen Seite die Griechen zum Kampf, Ares auf der andern die Troer; Zeus donnert; Poseidon erschüttert die Fundamente der Erde (wir sehen nicht, wie H. p. 21, etwas Unpassendes in der Vereinigung der beyden letzten Handlungen); die achivisch- und die troisch-gesinnten Gottheiten postiren sich einander gegen über. Daß sich aber das große Geräusch, mit dem sich die Götter hier einführen und etwas Großes erwarten lassen, so gut wie in Nichts auflöst, ist ein übler Umstand, der auch von H. zu V. 75 gerügt wird. V. 125—8 wird nach der Athetese der Alten verworfen, weil es mit V. 26—30 in Widerspruch steht. So gewöhnlich beym Homer die Wechselgespräche der Helden, die im Streit auf einander treffen, sind: so befremdlich sind die unerträglich langen Standreden, welche die gegen einander aufgebrachten Heroen, Achilles und Aeneas, beym hitzigen Stoßen auf einander, V. 178—258 halten. Wohl recht hatte Aeneas selbst zu sagen:

Aber laß nicht länger uns hier gleich albernen Kindern
Schwatzend stehn in der Mitte des feindlichen Waffengetümmels.

Heyne erkennt in dieser ganzen Episode einen Nachahmer der homerischen Schilderung Il. 6 von der Zusammenkunft des Diomedes und Glaucus. Die Stelle über den Stammbaum der Ilischen Fürsten mag aus einem alten genealogischen Gedicht entlehnt seyn. In den einzelnen Versen ist so Manches von H. angemerkt, was die Unächtheit derselben verbürgt. Ueber den Mythus vom Raube des Ganymedes verdient Hs. Obs. zu V. 230 nachgelesen zu werden. Ueber den Heliconischen Poseidon wird zu V. 404 eine umständliche Erläuterung gegeben. V. 414 f. dringt der Wurfspieß in den Rücken des Polydorus, da wo die Spange den Gürtel schließt, und kommt vorn beym Nabel wieder heraus, woraus, wie Heyne (obgleich in der Obs. noch zweifelnd) bemerkt, erhellt, daß die ζωστῆρος ὀχῆες auf dem Rücken, dem Nabel gegen über, waren. Da die Spitze der Lanze beym Nabel herausdringt, dringen auch die Gedärme mit hervor, welche Polydorus mit den Händen auffaßt V. 418. 420. Daß bey einem Stich in den Nabel die Gedärme hervorstürzen, kommt einigemal in Homer vor Il. 4, 525 f. und dieselben Verse noch einmal 21, 180 f.; aber nicht, daß der so Verwundete sie mit den Händen aufgefangen und gehalten hat; eine Vorstellung, in deren Ausmalung sich die R. Dichter gefallen, Ovid Met. 12, 309 ff. Valerius Flaccus 6, 555 f. Vgl. Ernesti diss. de luxurie poët. p. 64 f. Indeß ist darum unsre Stelle noch nicht für übertrieben zu halten, da selbst Xenophon in dem Feldzug des Cyrus 2, 5, 8 erzählt, Nicarchus sey geflohen, »verwundet in dem Bauch und die Eingeweide in den Händen haltend«. Eine ähnliche Wunde, wo die Leber herausfällt, kommt hernach in Homer V. 470 f. vor, wo Heyne und Wolf der gemeinen Lesart folgen: αἷμα κατ' αὐτοῦ Κόλπον ἐνέπλησεν, welches nur ein Glossem der gelehrtern, wenn gleich aufgeblasnern Lesart des Philoxenus und Aristarchus: ἐνέπρησεν zu seyn scheint, von der freylich H. mit Recht sagt: Atqui hoc ipsum nimis inflatum est pro Homerica simplicitate; nur daß diese Bemerkung vielleicht gerade zur Empfehlung dieser Lesart dient, da wir hier gewiß nicht mehr den Homer, sondern einen After-Homer sprechen hören. H. selbst ist dieser Lesart nicht ganz abgeneigt; nur möchte er mit einer leichtern Veränderung lieber lesen: ἀνέπρησε und den Tros zum Subjekt machen: »Er hauchte das Blut aus«. Indeß reicht man mit der Vulgate auch aus, bey welcher

wir doch αἷμα am liebsten zum Subjekt machen möchten. Das Blut quillt mit Macht und in solcher Menge hervor, daß das Gewand, welches den Unterleib deckt, dadurch ganz aufgeblasen wird. Eine ähnliche Schwulst der Rede findet sich beym Statius Theb. 2, 635—5 singultibus arctum Exhaurit thoraca dolor, nec vincla coërcent Undantem (l. redundantem, inflatam) fletu galeam.

Im ein und zwanzigsten Buch kommen in der Episode von Lycaon V. 34—135 einige Stellen vor, die uns eingeschaltet scheinen. Lycaon erzählt dem Achilles, was sich mit ihm zugetragen; seitdem er von dem letztern nach Lemnos um den Preis von 100 Ochsen verkauft worden; »ich wurde (so erklärt H. richtig den 80sten Vers) um einen dreyfach höhern Preis wieder ausgelöst und kam vor eilf Tagen wieder nach Hause.« Des hohen Lösegeldes erwähnt er wohl, um den Achilles zu vermögen, daß er ihm das Leben gegen ein hohes Lösegeld schenke. Aber wie reimt sich nun zu dem instständigen Flehen des Lycaon seine V. 82—93 so deutlich ausgesprochne Ueberzeugung, daß er zu einem kurzen Leben bestimmt sey, und daß ihn Achilles unfehlbar tödten werde. Uns scheinen diese Verse ein unpassender Zusatz, und wir rücken V. 81 und 94 unmittelbar zusammen. Auch die Antwort des Achilles scheint Interpolationen zu haben und nur V. 99—105 ächt zu seyn. »Ehmals gab ich gefangne Troer für Lösegeld los; nach Patroclus Tode schenke ich keinem mehr das Leben.« Alles Uebrige von V. 106—113, daß Lycaon doch nicht klagen möge, sterben zu müssen; Patroclus sey ja auch gestorben, und auch er, Achill, werde sterben müssen, sind müßige Zusätze. Von V. 111—13 erkennt dieß auch H. an, so wie er auch in der folgenden Rede des Achilles V. 126—35 verdächtig findet. V. 130—5 hatte ohnedem bereits Aristophanes verurtheilt, wie Aristonicus in seinen Kommentarien berichtet beym Schol. A. Ἀρίσταρχος διὰ τῶν ὑπομνημάτων κατ' Ἀριστοφάνην φησὶ στίχους ἐξ ἠθετηκέναι. So muß man nach Hs. Wink lesen; διὰ für ἐν steht, eben so in einer zur Sturzischen Fragmenten-Sammlung nachzutragenden Stelle des Akusilaus bey Heyne Obs zu V. 195 p. 150 ὁ Ἀκουσίλαος (wie Schneider zu Orpheus Arg. 335 richtig liest. Auch im Tatian bey Sturz S. 230 wird er fälschlich Ἡγησίλαος genannt) διὰ τῆς πρώτης ἱστορίας δεδήλωκεν. Es ist hier die Rede von dem

ur-

[illegible] mythischen Hauptfluß Achelous, von welchem H. hier ausführlich handelt. Die Fabeln vom Achelous müssen vorzüglich in den Herakleen vorgekommen seyn, weil der Flußgott mit dem Hercules gekämpft hatte. Die wahrhaft dichterische, und malerische Schilderung vom Kampfe des Achilles mit dem Flußgott Scamander V. 233 ff. hat ein schönes Blatt von Flaxmann veranlaßt, und war auch vor einigen Jahren der Gegenstand des Wetteifers mehrerer Künstler, als Göthe auf die Darstellung dieses Kampfes durch die zeichnende Kunst einen Preis gesetzt hatte. Wie kam doch Schneider zu folgendem Urtheil, in welches Niemand, dem die Musen bey seiner Geburt lächelten, einstimmen wird? Achillis cum fluvio pugna lectori serio stomachum movet; nec miror equidem Platonem e republica a se constituta dimittentem harum nugarum auctorem, velut hominem civium honesti et pulcri studiosorum societate plane indignum. Ganz anders Heyne: Est haec carminis pars haud dubie e splendidissimis. Percellitur animus specie dei Fluvii et audaciae Achillis, mox discriminis, in quo ille versatur, omninoque novitate pugnae, qua variatur narratio, et post reliqua praelia novissimo hoc Trojanorum cum Achivis congressu inauditam rerum speciem menti, h. e. phantasiae, objicit. Er verbreitet sich nun umständlicher über die ganze Idee des Dichters; auch darüber, ob der ins Wunderbare hinausgearbeiteten Erzählung eine Thatsache zum Grunde gelegen habe. Wenn V. 239 Scamander die noch im Strohme lebenden Troer dadurch rettet, daß er sie in den tiefen Wogen verbirgt: so muß man wohl an Klüfte und Grotten in den Tiefen des Flusses denken, welche von den Wogen umrauscht werden. V. 273 f. flehet Achilles um Rettung aus dem Flusse und setzt hinzu: ἔπειτα δὲ καί τι πάθοιμι. Daß dieß hier nicht heißen: »sonst möchte ich hier umkommen,« sondern: gern will ich alsdann, nämlich auf eine andre, ruhmvollere Art fallen, bestätigt Il. 5, 685 f. wo Sarpedon zum Hector sagt: Laß mich nicht umkommen, sondern steh' mir bey: ἔπειτά με καὶ λίποι αἰὼν Ἐν πόλει ὑμετέρῃ. — V. 301 f. scheint uns eine andere Erklärung zu fordern, als es hier erhalten hat. Um uns deutlicher zu machen, müssen wir etwas weiter zurückgehen. Achilles sprang aus dem Strohm heraus, und dieser setzte ihm nach (in der ganzen Erzählung wird der Fluß bald eigentlich, bald als Person genommen). So oft sich

sich Achilles gegen den Fluß umkehrte (στῆναι ἐναντίβιον V. 266) überschüttete dieser seine Schultern mit Wasser (so muß man κλάζε verstehen, damit es nicht gleichbedeutend mit V. 270 f. ὑπὸ γούνατ' ἐδάμνα wird). Wüthend und unwillig sprang nun Achill gegen den Scamander an (V. 269 ὑψόσε ποσσὶν ἐπήδα); aber dieser suchte ihm den Boden unter den Füßen zu entziehen. Wehklagend fleht der Held den Zeus an; Poseidon und Athene sprechen ihm Muth ein, heissen ihm nicht nachlaßen im Kampf, und geben ihm die Versicherung, daß er nicht vom Strohme werde überwältigt werden; sondern daß dieser alsobald zu wüthen aufhören werde. Nun schreitet Achilles gestärkt in die Ebene fort, welche ganz vom ausgetretenen Wasser angefüllt war. V. 302 f. τοῦ δ' ὑψόσε γούνατ' ἐπήδα Πρὸς ῥόον ἀΐσσοντος ἀν' ἰθύν. Er flieht nicht; sondern mit neuem Muth von den Göttern belebt, springt er, wie V. 269, in die Höhe auf den Fluß zu, der ihn von allen Seiten umgiebt, und der letztre ist nicht im Stande den Achilles zurückzutreiben. Dieß ist: οὐδέ μιν ἔσχεν; aber nicht: »er könnte seine Flucht nicht hindern.« — Scamander droht, den Achill in seinen Fluthen zu versenken, und seinen Körper so mit Schlamm, Sand und Steinen zu bedecken, daß die Achiver seine Gebeine nicht würden herauslesen können. »Dort,« setzt er V. 322 f. mit bittrer Ironie hinzu, soll es ihm auch nicht an einem Male fehlen (nämlich von Schlamm, Sand und Steinen), und die Achiver brauchen ihm nicht erst einen Grabhügel zu errichten.« H. hält diese beyden Verse für Zugabe eines spätern Rhapsoden, weil sie für die homerische Simplicität zu sehr zugespitzt scheinen. Aehnlich sagt beym Statius Theb. 8, 473 f. Tydeus zu dem von ihm durchbohrten Idas, dessen Haare beym Fall von der brennenden Fackel, die er schwenkte, ergriffen wurden: [illegible] ne dixeris Argos: Igne tuo, Thebane, rogum consumimus, ardo. — V. 347 schwanken die Autoritäten der Alten und der Handschriften zwischen ἂν ξηραίνῃ, welches nur Eine Handschrift hat, ἂν ξηράνῃ der besten Handschriften, denen Heyne im Texte folgt, ἀνξηράνῃ des Aristarchus, welchem Wolf folgt, und ἐξαυαίνῃ des Aristophanes, auf welches H. ein besondres Gewicht legt. Die in solchen Fällen gewöhnliche Wiederholung des nämlichen Wortes bey Homer macht es wohl am wahrscheinlichsten, daß V. 347 wie V. 345. 348 ξηραίνων gelesen werden müsse. — Von V.

385 an hebt endlich der Kampf der Götter gegen Götter an, den man schon im vorigen Buche erwartete. Indeß ist er auch hier fast mäßig; auch ist wenigstens zum Theil richtig, was Schneider urtheilt: pugnantes inter se pueriliter deos videre licet. Sonst ist, nach Hs. Dafürhalten, die Episode als Gedicht für sich betrachtet, doch nicht ganz zu verachten, und enthält einzelne schöne Parthien. Vermuthlich liegen ältere Theomachien oder Titanomachien zum Grunde, aus denen sich auch jene Schilderung in der hesiodischen Theogonie erhalten hat. Als nüchtern und matt bezeichnet H. mit Recht die Unterredung der Here mit der Athene V. 418—434. Nicht unwahrscheinlich ist auch die Heynische Vermuthung, daß in der Erzählung des Poseidon zum Apollo: »Laomedon habe sie beyde um ihren Sold gebracht, und mit Drohungen entlassen« die Verse 453—5, worin die Art dieser Drohungen bestimmt wird, später hinzugekommen seyn mögen. Auf keinen Fall scheint uns aber V. 453 die Lesart σοὶ μέν, welche Wolf aufgenommen und in der Vorr. z. Leipz. Ausg. S. LII vertheidigt, der gewöhnlichen vorgezogen werden zu dürfen. Denn wie sonderbar wäre diese Vertheilung der Strafen und diese Bezeichnung derselben: »Dir (dem Apollo) drohte er Hände und Füße zu binden und Dich in ferne Inseln zu verkaufen; und er setzte noch hinzu, er wolle uns beyden die Ohren abschneiden.« Da wäre doch Poseidon noch besser weggekommen als Apollon, der nicht nur die Ohren verlieren; sondern auch gefesselt in die Sklaverey kommen sollte. Nach der gemeinen Lesart V. 453 Σὺν μὲν ὅγ' ἠπείλησε — Δήσειν geben alle Drohungen die beyden Götter gemeinschaftlich an. Nach ἠπείλησε ergänzen wir νῶϊ aus V. 451 und verbinden συνδήσειν, indem es uns nicht klar geworden ist, wie Wolf den V. 455 dem entgegensetzen kann. Eben so wird von Melanthius, an welchem die nämliche Strafe vollzogen wird, Od. 22, 189 gesagt: Σὺν δὲ πόδας χεῖράς τε δέον. — Auffallend muß freylich seyn, was H. zu V. 464 aus den Venetianischen und den Townleyschen oder Victorianischen Scholien als Erklärung des Wortes δειλῶν beybringt; ἀσθενῶν. Δειλὰς γὰρ, ὁ Θρᾷξ, ἐφεῦρε πρῶτον τὸν εἰς φόνους κλῆρον. Die Notiz von diesem Deilas ist, nach dem Townley'schen Scholium, aus einem gewissen Theoclytus entlehnt. Aber man sieht nicht ein, welche Beziehung die Erfindung des Looses beym Mord oder bey Blutgerichten zu der Bedeutung

von

von δειλὸς, schwach habe. Allein es hätte bemerkt werden sollen, daß das Scholium verstümmelt ist, und daß hier eine andre Bedeutung ἀτυχής, zum Tode bestimmt, geltend gemacht werden sollen, wie aus Eustathius erhellt, der dieses deutlicher auseinandersetzt: δειλοὺς ἕτεροι τοὺς ἀτυχεῖς. Δείλας γάρ, φασι, πρῶτος τὸν εἰς φόνον κλῆρον εὕρηκε· καὶ λαλοῦσι μὲν οὗτοι οὐ πάνυ σαφῶς. ὃ δὲ λέγουσι, τοιοῦτόν ἐστιν, Εὕρημα ἦν Δείλαντός τινος, τὸ κληροῦσθαι ἤτοι λαγχάνειν ἐπὶ φόνῳ, οἷον ἐπὶ μονομαχίᾳ, ἢ καὶ ἄλλων ἐπὶ φόνῳ ἀδίκῳ· καὶ ἐξ αὐτοῦ (sonderbar genug, daß von dem Eigennamen das Wort δειλὸς abgeleitet wird) δειλοὶ ἄνθρωποι οἱ ἀτυχοῦντες εἰς ζωὴν καί, ὡς ὁ ποιητὴς λέγει, ἀκήριοι, ὅ ἐστι νεκροί. Ueber die hier angegebnen Bedeutungen von δειλὸς vergleiche man Heyne Obs. zu Il. 22, 31.

Zu Anfang des ersten Buches V. 21 ff. rennt Achilles so eilig auf Ilium zu, wie ein Rennpferd durch die Rennbahn, cito transcurrit curriculo, wie Plautus gesagt haben. Den bey: ὥσθ᾽ ἵππος ἀεθλοφόρος σὺν ὄχεσφιν u. s. w. angezognen Parallelen, geselle man noch zu den Ibycus in Ursini fragmm. p. 115: ὥς τε φερέζυγος ἵππος ἀεθλοφόρος ποτὶ γήραι ἄκων σὺν ὄχεσφι θοοῖς εἰς ἅμιλλαν ἔβα. Dieselbe Vergleichung kommt weiterhin in Homer V. 162 f. noch einmal vor; scheint aber aus unsrer Stelle dorthin versetzt worden zu seyn, wenn Hs. Vermuthung, die wir sehr wahrscheinlich finden, Grund hat, daß die berühmten V. 162—5 von dem dreymaligen Herumjagen des Hector um Ilium späterer, wenn gleich auch schon alter, Zusatz sind; und so wie die Vergleichung aus Il. 22, 22. genommen ist, so scheint auch der dreymalige Umlauf des Hector und Achilles nach Il. 24, 16 gebildet zu seyn, wo Hectors Leichnam dreymal um Patroclus Grabmal geschleift wird. Nimmt man aber diese Heynische Hypothese an: so muß man auch, welches H. nicht ausdrücklich sagt, den 251sten Vers durchstreichen, und V. 250 und 252 so an einander knüpfen:

Οὔ σ᾽ ἔτι, Πηλέος υἱέ, φοβήσομαι, ὡς τὸ πάρος περ,
Μεῖναι ἐπερχόμενον.

Doch jetzt bemerken wir aus der Obs. zu V. 252, daß H. drey

den Vers, nämlich V. 231—3 für verdächtig hält. — Bey V. 108 ist die Rede von den nur zweymal im Venetianischen Scholiasten, und sonst nirgends vorkommenden Ausgaben des Homer *αἱ κατὰ ἄνδρα*, die H., wenn nicht etwa zu lesen sey *αἱ κατὰ Ἀρίσταρχον*, für Ausgaben hält, welche Privat-Leute besaßen, oder sich hatten abschreiben lassen; von der Art also, wie sich Cassander ein *ἰδίως γεγραμμένον* Exemplar des Homer hatte verfertigen lassen (Wolf prolegg. p. 173 Note). Nach Wolfs Muthmaßung (prolegg. p. 174 f.), wenn wir sie recht fassen, wurden diejenigen Ausgaben per excellentiam *κατ᾽ ἄνδρα* genannt, welche von berühmten Männern besorgt waren, wie die Recension des Antimachus und Aristoteles. — V. 110 hatte W. wohl Recht, die in einigen Handschriften befindliche Lesart *αὐτὸν* für *αὐτῷ* aufzunehmen. Quartus casus, sagt er Vorr. Leipz. Ausg. S. 72, ex nota consuetudine et ad vim sententiae magis necessarius erat. — Den 123sten Vers mit seiner frostigen Wiederholung streicht H. weg. — Ueber die Quellen des Skamander wird von H. zu V. 148 genau gehandelt, und aus den ungedruckten Scholien manche merkwürdige Notiz, welche dahin gehört, ausgezogen. — V. 202 hat H. die ausgesuchtere Aristarchische Lesart: *πῶς δέ κεν Ἕκτωρ Κῆρας ὑπεξέφερεν θανάτοιο* aufgenommen statt des gemeinen *ὑπεξέφυγεν*, welches W. beybehält. Heyne sagt: Non *effugit* mortem, sed *mortem tantum distulit* (*ὑπεξέφερε*) Apollinis ultima vice succurrentis Hectori opera. Die Krise war nur kurz; denn bald wog Zeus V. 209 ff. Hectors und Achilles Schicksal ab, und Hectors Todverkündende Schale sank (*ῥέπε*) *ᾤχετο δ᾽ εἰς Ἀΐδαο*, ein großes, von H. mit Recht gepriesenes Bild, dessen Abstich gegen das weit schwächere in den freylich verdächtigen Versen Il. 8, 73 f. *Ἀχαιῶν Κῆρες ἐπὶ χθονὶ — Ἑζέσθην* gehalten wird: wenn gleich mit unsrer Stelle das Bild in so fern übereinkommt, daß, wie Il. 8 die Schale der Troer bis in den Himmel steigt: *Τρώων δὲ πρὸς οὐρανὸν εὐρὺν ἄερθεν*, hier die Schale des Hector bis in den Hades sinkt. Ueber die Vorstellungen der Schicksals-Wage im Homer, Aeschylus und Quintus von Smyrna werden von H. gelehrte Bemerkungen gemacht. Zu einer andern gelehrten Ausführung geben die Verse 359 f. über den bevorstehenden Tod des Achilles Stoff. — V. 402 behält W. in seinen beyden Ausgaben *πίλναντο*, welches H. mit Ernesti

nesti — uns dünkt, mit Recht — die von ihm gelehrt vertheidigte und erläuterte Lesart *πίτναντο* vorzieht. — Bey V. 441 f. vergl. mit Il. 3, 125 f. macht H. darauf aufmerksam, daß man also schon damals menschliche Figuren und Laub- und Blumenstücke (so erklärt man *θρόνα*) in das Gewebe eingewirkt habe, welches die Kunst zu zeichnen und bunte Muster oder Modelle voraussetze, nach welchen die Figuren auf das Tuch übergetragen worden. Gleichwohl gehören die ersten Versuche in der Malerey weit spätern Zeiten an. Indeß sey Phrygien und Babylonien doch schon früh wegen der Kunst Figuren einzuweben, berühmt gewesen; allein durch die Barbarey der Dorier und nach dem Einfall in den Peloponnes hätten nicht nur die Fortschritte der Künste, sondern auch ihre ersten Anfangs-Gründe verdunkelt werden können. Andre möchten gerade aus solchen Beschreibungen einer fortgeschrittenen Kultur in der Kunst schließen, daß diese Stellen jünger als Homer wären. Allein beweisen können doch diese homerischen Beschreibungen noch weiter nichts mit Zuverlässigkeit, als, daß man in dem homerischen Zeitalter, oder noch etwas früher schon rohe Versuche gemacht habe, Figuren in die Gewebe einzuwirken, die die Einbildungskraft des Dichters idealisirt. — Aus diesem Buche hat Flaxmann die Scene V. 463 ff. vorgestellt, wo Andromache beym Anblick ihres geschleiften Gatten ihren Schwägerinnen ohnmächtig in die Arme fällt. Wie es scheint, ist zur andern Seite Andromache noch einmal vorgestellt, wie sie, nach Homer, den Kopfputz herunterreißt.

Ob die Schilderung der Leichenspiele im 23sten Buche einen Theil der Patrokleis ursprünglich ausgemacht oder für ein eignes Gedicht anzusehen, läßt H. unentschieden. Flaxmann hat aus diesem Buche den Holzstoß des Patroclus vorgestellt, dessen Flammen von drey Winden (beym Homer nur von zweyen, Boreas und Zephyrus) angeblasen werden. Unter mehreren kritischen Erörterungen in diesem Buche, z. B. zu V. 30. 119 f. 329. bleiben wir nur bey einer zu V. 328 stehen, wo es von einem alten Pfal oder Baumstamme, der als Ziel zu den Wettspielen gebraucht wird, heißt τὸ μὲν οὐ καταπύθεται ὄμβρῳ. Bey den Alten kommt noch eine andre Lesart vor: οὗ, welche H. dem Sophisten Hippias

plas

ias von Thasus zuschreibt, von dem beym Aristoteles Poetik C. 25 (C. 26 §. 18 der Hermannschen Ausg.) gesagt wird, er habe κατὰ προσῳδίαν die Schwierigkeit dieser Stelle gelöst (ἔλυσεν), indem er gelesen: ου καταπύθεται ὄμβρῳ, welches ου Heyne accentuirt: οὐ. Er meint nämlich, Hippias habe dem Bedenken, wie ein Stamm eines abgestorbnen Baumes nicht (οὐ) vermodert sey, durch eine andre Interpunktion abhelfen wollen, nach welcher im Gegentheil gesagt würde, daß er daselbst (οὗ) vermodert sey. Allein es findet hier der umgekehrte Fall statt. Vor Hippias las man in Homer, wie auch Wolf prolegg. Il. p. CLXVIII. anmerkt, οὗ καταπ. ὄ. Dieß wurde von Andern als ἄτοπον gesagt, in Anspruch genommen, und nun trat Hippias auf, der, wie man aus der Vergleichung der Stelle in Aristoteles Poetik mit Aristoteles Sophist. elench. c. 4. §. 8. deutlich sieht, richtig emendirte οὐ, welches nachher immer im Text geblieben ist. Λύουσι, sagt Aristoteles an der letztern Stelle, αὐτὸ τῇ προσῳδίᾳ, λέγοντες τὸ οὐ ὀξύτερον. Sie sprachen es aus, als hätte es den Akut; obgleich der Accent bey den procliticis, wie sie Hermann nennt, nicht geschrieben wurde. Vergl. Hermann de emend. rat. gr. grammat. P. I. p. 98. Uebrigens hat Statius Theb. 6, 351 f. die Homerische Stelle nachgeahmt:

Metarum instar erat hinc nudo robore quercus,
Olim omnes exuta comas, hinc laxeus umbo,
Arbiter agricolis, finem jacet inter utrumque,
Quale quater jaculo spatium ter arundine vincas.

Sollte man nicht nach dieser Stelle auf die Vermuthung gerathen, daß auch in Homer die beyden entgegengesetzten Ziele der Rennbahn bezeichnet wären, der hölzerne Pfahl als die ἀφετηρία, von wo die Wagen ausfuhren, und die zwey steinernen Säulen als die νύσσαι, metae, oder die äußersten Enden, wo man umkehrte. Auf das Letztre würden wir dann V. 330—2 beziehen: Es war entweder das Mal eines längst verstorbenen Mannes,

Ἦ τό γε νύσσα τέτυκτο ἐπὶ προτέρων ἀνθρώπων,
Καὶ νῦν τέρματ' ἔθηκε ποδάρκης δῖος Ἀχιλλεύς.

Aristarchus hatte wohl Recht sich an den Gegensatz zu stoßen: „Ehmals war es ein Ziel, und jetzt machte es Achilles zum Ziel oder Ende der Rennbahn.“ Denn dieß scheint

uhs der Grund gewesen zu seyn, warum er beyde Verse in einen zusammenzog, und so las:

Ἦ τόγε σκίρος ἔην· νῦν αὖ θέτο τέρματ' Ἀχιλλεύς,

oder wie es im Victorianischen Scholiasten heißt:

Ἠὲ σκίρος ἔην· νῦν u. s. w.

durch welches sonst nicht in Homer, aber in den Nachhomerischen Schriftstellern vorkommende, und von H. erläuterte Wort (σκίρος) wenig gewonnen werden dürfte. Denn gesetzt, diese Verse giengen nicht auf die beyden Steine; sondern auf den alten Baumstamm: was wäre denn damit sonderlich gesagt: „Der Pfahl war ehmals eine Baumwurzel"? oder wollte man es auf die steinernen Säulen beziehen: so sehen wir eben so wenig, was dieses Wort, das selbst einen Stein oder eine Verhärtung bezeichnet, hier ausdrücken soll? Wollte man den Homer emendiren: so war eine viel leichtere und passendere Verbesserung zur Hand:

Ἠέ που οὖρα τέτυκτο ἐπὶ προτέρων ἀνθρώπων,

d. h. die Steine waren bey den Vorfahren Gränzzeichen, welches mit Statius übereinkommt: hinc saxeus umbo, Arbiter agricolis. Vergl. Ovid Fasten B. 2:

Termine, sive lapis, sive es defossus in agro
Stipes ab antiquis.

Das ganze drey und zwanzigste Buch bietet der Kritik und Interpretation überaus reichen Stoff an, und dieser Theil des Heynischen Kommentars gehört auch wohl zu den reichhaltigsten und schätzbarsten Parthien des ganzen Werks. Hier weisen wir nur noch auf einige Observationen besonders: V. 473 über die Vorstellung von dem rauhen Charakter des Ajax, Oileus Sohn, als dem Fundus alles dessen, was sonst von dieses Ajax Ungehörigkeiten und Schicksalen erzählt wird. V. 654 eine gelehrte Verbesserung und Erläuterung eines Victorianischen Scholiums über den Wasserträger Epeus, mit einer Ausführung der Behandlung dieser Geschichte beym Stesichorus. V. 679 über die verschiednen Sagen von der Todesart des Oedipus. V. 683 über den Gebrauch des Gürtels beym Wettlauf und die Zeit seiner Abschaffung.

V. 760

V. 760—3 über eine dunkle Stelle vom Weberstuhl der Alten hergenommen.

Die Oekonomie des letzten Buchs, τὰ λύτρα Ἕκτορος von den Alten überschrieben, erhält in Hs. Argument ihr gebührendes Lob. Ein eigner Exkurs ist zu zeigen bemüht, daß man keine besondre Ursache gehabt zu haben scheine, gerade diese Rhapsodie vorzugsweise für unächt zu erklären, da, was von ihr gesagt wird, im Ganzen von mehrern Büchern der Ilias, insonderheit den sechs letztern, gilt; ob sich gleich im 24sten die Beyspiele des Abweichenden und Befremdenden häufen. Zu V. 78 giebt H. eine gelehrte Erläuterung über den höchst wahrscheinlich hier nach einer spätern Vorstellung, angenommenen Sitz der Thetis zwischen Samus und Imbrus im sogenannten Μέλας πόντος, wie wohl besser in Homer mit einem großen Buchstaben hätte geschrieben werden sollen; denn außerdem, daß sonst nirgends das Prädikat μέλας vom Meere überhaupt beym Homer gebraucht wird, (obgleich das ähnliche πόντος ἰοειδής) spricht auch das ganze Lokal, und die von H. beygebrachten Parallelen aus Apollon. 1, 922 f., und Oppian Hal. 4, 514 f. dafür, daß es hier ein Eigenname ist. Die berühmte Stelle V. 80—2 von der Fischer-Angel, welche um so merkwürdiger ist, da in Homer wenig von Fischen und vom Fischfang die Rede ist, wird von H. also erklärt: Der Faden oder die Leine gieng am untern Ende, wo die Lockspeise an dem Haken befestigt ist, durch eine Röhre von Horn, damit die Fische den Strick nicht benagten; und damit er desto schneller und tiefer ins Meer gehe, war eine bleyerne Masse unten dran befestigt, μολυβδαίνη, die auch in einer von H. angeführten Dichter-Stelle μολυβδὶς genannt wird, wie im Statius Wälder 3, 2, 30 Sint, quibus exploret rupes gravis aere (so lesen wir statt arte) molybdis; nur daß hier unter diesem Worte ein Anker oder etwas Aehnliches gedacht werden muß. V. 81 f. interpungirt H. so: ἥτε, κατ᾽ ἀγραύλοιο βοὸς κέρας, ἐμβεβαυῖα Ἔρχεται, indem er nicht glaubt, daß man grammatisch sagen könne: κατὰ κέρας ἐμβεβαυῖα, „am oder im Horn „hinablaufend," wogegen W. seinem Canon getreu, nichts aus dem vorhergehenden in den folgenden Vers zieht: ἥτε κατ᾽ ἀγραύλοιο βοὸς κέρας ἐμβεβαυῖα, Ἔρχεται. Für ἐπ᾽ ἰχθύσι κῆρα (W. schreibt: Κῆρα, welches uns hier

nicht gefällt) φέρουσα schreiben Platt und einige Städte-Ausgaben: πῆμα φέρουσα, welches als das weniger Dichterische mit Recht verworfen wird. Vielleicht spielte sogar der Dichter absichtlich mit der Aehnlichkeit der Töne in: βοὸς κέρας, — κῆρα φέρουσα. Vor einigen Jahren theilte Herr von Hammer im N. T. Merkur eine neue Erklärung der Homerischen Stelle mit, auf die er, auf einer Fischer-Barke fahrend, durch befragte griechische Fischer geleitet wurde. Man habe am Bord der Barke ein Horn befestigt, an welchem das Seil herabgelaufen sey; eine Erklärung, welche aber unter andern, wie dort Böttiger bemerkte, die Parallele aus der Odyssee 12, 251 f. gegen sich hat. — Bey V. 347 bemerken wir, daß H. die Aristarchische Leseart αἰσυμνητῆρι aufgenommen, und ausführlich gegen die gemeine, aller Auctorität und Analogie entbehrende, αἰσυητῆρι, welche noch in Wolfs neuer Recension steht, vertheidigt hat. H. macht hier zugleich die Bemerkung, daß die Kunst vielleicht aus dieser Stelle den Hermes als einen schönen Jüngling gebildet hat. — V. 419 wird sehr schön vom Leichnam des Hector, der noch frisch und unentstellt war, gesagt: οἷον ἐερσήεις κεῖται, dessen Sinn schon durch V. 757 bestimmt wird. Sehr richtig wird es daher von H. nach den Alten von dem weichen, zarten, noch blühenden Körper genommen, der den vom Thau erfrischten Blumen gleicht. Aehnlich erklärte Heyne zum Pindar Ol. 6, 91 f. das liebliche Bild von Jamus: ἴων ξανθαῖσι καὶ παμπορφύροις ἀκτῖσι βεβρεγμένος ἁβρὸν σῶμα. Bald hernach folgt zu V. 420 eine merkwürdige chirurgische Erläuterung über das Zugehen der Wunden, theils nach den Alten, theils nach Blumenbach, dessen Beyrath Heyne auch bey andern Stellen, welche ein responsum medicum heischten, benutzt hat. — V. 428 hat W. im Text: τῷ οἱ ἐπεμνήσαντο; H. aber die Lesart: τῶν οἱ ἐπεμνήσαντο, als mehr Homerisch, und wegen der Parallele Od. 1, 37 τοῦ ὅγ' ἐπιμνησθείς. — Die ganze Beschreibung von Achilles Lager-Hütte und deren Umgebungen V. 449 — 56, welche den Zusammenhang der Rede unangenehm unterbricht, hält H. für spätern Zusatz. Sehr schätzbar sind die Erläuterungen und Kritiken der ganzen Stelle V. 602 — 617 von der Niobe, deren Mythus hier noch in einer frühern, von den spätern Erzählungen weit abweichenden Gestalt erscheint. Nach V. 610 — 12 lagen die getödteten Kinder der Niobe

neun

neun Tage unbegraben, „weil Zeus die Einwohner Thebens „zu Stein gemacht hatte." Die Scholiasten und Heyne tragen ihre Vermuthungen vor, wie das Volk zu diesem Schicksal gekommen, von welchem die spätere Fabel nichts weiß. Die einfachste Antwort scheint uns doch die zu seyn, daß das stumme Anstaunen und die Betäubung über das Schicksal der Kinder der Niobe als Versteinerung vorgestellt wird, welches doch um so viel mehr auffällt, wenn, nach He. wahrscheinlicher Vermuthung, Homer oder der Homeride, der hier erzählt, noch nichts von einer Versteinerung der Niobe selbst weiß; vielmehr von ihr erzählt, sie habe lange Zeit ihren Thränen freyen Lauf gelassen, und sich der Nahrung enthalten; endlich aber doch ihrem Gram ein Ziel gesetzt, und wieder Speise zu sich genommen. Denn, da die Absicht des Achilles, der hier diese Geschichte erzählt, offenbar ist, zu zeigen, man müsse auch in Klagen Maaß halten, und zum Lebensgenuß zurückkehren: so können die zunächst folgenden Verse 614 — 17, worin die Versteinerung und Versetzung der Niobe auf den Sipylus erwähnt wird, unmöglich ächt seyn, und sie werden daher von H., nach dem Beyspiel der Alten, athetesirt. Aber auch so sind sie gewiß alt und merkwürdig, so wie auch die Scholien über dieselben, insonderheit die Victorianischen, beachtenswerthe Beyträge zur Geschichte dieses Mythus liefern. In diese vier Verse ist aber selbst vermuthlich, wie wir nachher aus He. Observationen angeben wollen, ein Vers, nämlich V. 616, von einem andern gelehrten Interpolator eingeschaltet worden. Die andern Verse sagen: Niobe hänge jetzt, obgleich zu Stein geworden, ihrem Schmerz nach auf dem Berge Sipylus (lästig und schleppend ist dieß ausgedrückt: ἐν πέτρῃσιν, ἐν οὔρεσιν οἰοπόλοισιν, ἐν Σιπύλῳ, wenn gleich Eustathius in dieser Gradation etwas Schönes zu finden scheint) wo man sage, θεάων ἔμμεναι εὐνάς. Ueber den letztern Ausdruck giebt nun der Victorianische Scholiast folgenden wichtigen Aufschluß: „Rhea habe aus Furcht vor „den Drohungen des Kronos mit ihren Töchtern heimlich den „Sipylos bewohnt; und es sey auch ein Tempel derselben „daselbst." Also wäre hier eine geheime Grotte der Rhea auf oder im Sipylus in Lydien zu verstehen. Hierzu stimmen nun sehr gut verwandte Sagen von dem Aufenthalt der Cybele an verschiednen Orten von Lydien, und der geheimen Entbindung derselben von Zeus. Denn beym Sophocles

Philoctet V. 390 heißt sie „Mutter des Zevs, welche am „Pactolus wohnt." Herodot 5, 102 macht sie „in Sar„des einheimisch," und in einem Epigramm des Macedonius Br. Analecta T. 3. p. 120. (wo Jacobs die gleich vorher von uns angeführten beyden Stellen beybringt,) sagt die Stadt Sardes V. 3 f.

Zeuginn war ich von Zeus Geburt; der verborgene Knabe,
Unserer Rhea Sohn, ward nicht verrathen von mir.

Man erinnert aber H. mit Recht, daß der Scholiast, welcher *θεάων εὐνάς* auf die Cybele und ihre Töchter bezieht, in seinem Kodex des Homer den folgenden Vers 616 nicht gelesen haben könne, nach welchem unter jenen Göttinnen die Nymphen zu verstehen sind. Dieser Vers hat aber sehr das Ansehen eines Glossems vom vorhergehenden, dessen dunkle *θεάων εὐνάς* man auf die Nymphen beziehen zu müssen glaubte. Den Achelous in diesem Vers nimmt H. für den allgemeinen Namen eines mythischen Flusses, wie es mehrere Namen mythischer Oerter gab, die allenthalben hin verlegt wurden. Da man indeß nicht wußte, was man mit dem Achelous beym Sipylus anfangen sollte: so lasen Einige: ἀμφ' Ἀχελήϊον, von einem Flusse Acheles, der aus dem Sipylus entsprungen seyn soll, und von welchem der Victorianische Scholiast merkwürdige, noch unbekannte Nachrichten giebt, unter welchen auch diese ist, von welcher sich Einiges in Eustathius befindet: „Ein gewisser Aesonides (oder Asonides oder Autonides) habe sich in die Niobe „verliebt, und, da sie ihm nicht zu Willen seyn wollen, ihre „Söhne zu einem Gastmahl geladen, und das Haus in Brand „gesteckt, worauf Niobe entflohen sey, und die Götter um „Verwandlung in Stein angefleht habe. Einige sagten, sie „wäre in Krystall verwandelt worden." Auch werden hier sechs schätzbare Verse des Comikers Philemon über das Schicksal der Niobe mit Hülfe des Victorianischen Scholiasten berichtigt. — Zu V. 699, wo Cassandra auf die Burg von Ilium steigt, und von da zuerst ihren Vater mit dem Leichnam des Hector ankommen sieht, wird von H. bemerkt, daß die spätere Fabel und Lycophron von dieser Stelle Gelegenheit genommen, die Cassandra als eine Seherinn vorzustellen. Sehr annehmlich scheint uns Hs. Konjektur, daß V. 721 aus einem Glossem zu V. 720 ἀοιδούς entstanden

sey

sey, in welchem Wort man schrieb: θρήνων ἐξάρχους, um den Gegensatz auszudrücken von V. 722, ἐπὶ δὲ στενάχοντο γυναῖκες. In der That hat der Vers ein zusammengeflicktes Ansehen, und das οἵτε — οἱ μὲν etwas Unbequemes. Die Sänger in Ilium fallen übrigens auch in dieser Beschreibung auf, da im ganzen Homer keiner Aöden in Troja gedacht wird. Die Klagen der Andromache, Hecuba und Helena selbst von V. 723 — 776 sind entweder vom Verf. dieser Rhapsodie selbst oder von andern, die sie durch Zusätze erweitert haben, den Klagen der Hecuba und Helena Il. 22 über Hectors Tod nachgebildet, wie H. richtig bemerkt, und sind hier zum zweytenmal sehr überflüßig. Der letzte Vers der Ilias: Ὣς οἵγ' ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος ἱπποδάμοιο scheint uns weniger ein Schlußvers als der Anfang einer Fortsetzung zu seyn, die man auf cyklische Weise durch diesen Uebergang an die Ilias anknüpfte, welches noch deutlicher aus dem Victorianischen Scholium zu werden scheint, welches ihn um einen vermehrt mittheilt: „Einige, heißt es, schreiben:

Ὣς οἵ γ' ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος· ἦλθε δ' Ἀμαζὼν,
Ἄρηος (wie H. liest für Ὄρηος) θυγάτηρ μεγαλήτορος ἀνδροφόνοιο.

Fast eben so schließt Quintus von Smyrna seine Paralipomena an die Ilias an V. 1: „Nachdem der Holzstoß des „Hector ausgebrannt war, blieben die Troer in der Stadt.“ V. 18: „Aber es kam vom Thermodon her die Penthesilea.“ V. 54: „Die hochbeschiente Tochter des unbezwinglichen „Ares.“ Am Ende der Ilias findet man in einer Wiener, und in einer Pariser Handschrift die Zahl der Verse des ganzen Gedichts angegeben (Heyne T. 8. p. 790. 845), ein ehmals üblicher Gebrauch, von welchem Casaubonus zum Athenäus 6, 43. T. 3. p. 439 f. d. Schweighäus. Ausg. handelt. — Zum Schlusse bemerken wir noch, daß Flaxmann aus dem letzten Buche der Ilias folgende Auftritte nachgebildet hat: Hector von Achilles um Patroclus Grabhügel geschleift, und von Apollons, der von F. als Sonnengott vorgestellt wird, Mantel (nicht Aegide, wie Homer) gedeckt; Iris, die zum Priamus eintritt, der mit seinen

Söhnen und Töchtern um den Hector trauert; Hector, wie er auf den Holzstoß gelegt wird.

* * *

Die Entschuldigung wegen der Weitläuftigkeit unserer Recension, liegt einzig theils in dem Umfang, theils in dem innern Gehalt beyder schätzbaren Ausgaben, die wir anzuzeigen hatten. Wir endigen gleich als mit einem Schluß-Motto, mit der schönen, erhebenden Stelle aus Wolfs Vorrede S. LXXXV über die jetzige Gestalt der Homerischen Gesänge: Tales habemus hos primitivos humani ingenii flores, qualibus propitia fortuna in barbaras aetates propagandis videtur providere voluisse, ne hominibus solatia frigidarum curarum et humanissimum animorum et ingeniorum pabulum deesset. His muneribus convenit nos esse contentos, ac, si quando in eorum originem et vetustissimam formam inquirere placet, tamen alio tempore, quasi mutata mente, sollicitas suspiciones parumper amovere, et doctissimos veterum imitando, cognitionem Carminum ad uberrimum fructum, quem praebent, vel utilitatis vel delectationis unice referre, et, ut philosophus ait, τὸ παρὸν εὖ θέσθαι.

R.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.



Des XCIV. Bandes Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1804.

Verzeichniß

der

im 2. Stücke des vier und neunzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Katholische Gottesgelahrheit.

II. Rechtsgelahrheit.

III. Arzneygelahrheit.

 Auch

Ueber

IV. Schöne Wissenschaften und Gedichte.

V. Romane.

VI. Theater.

VII. Weltweisheit.

VIII. Naturlehre und Naturgeschichte.

Mono-

IX. Chemie und Mineralogie.

X. Botanik.

XI. Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

XII. Gelehrtengeschichte.

XIII. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Fr.

XIV. Deutsche und andere lebende Sprachen.

XV. Erziehungsschriften.

XVI. Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

XVII. Handlungswissenschaft.

XVIII.

Register

über das Intelligenzblatt

zum zweyten Stücke des vier und neunzigsten Bandes.

---

1. Ankündigungen.

2. Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

3. Todesfälle.

4. Chronik deutscher Universitäten.

5. Anzeige kleiner Schriften.

6. Reichstagsliteratur.

Schrei-

7. Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Vier und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.
Fünftes Heft.

Katholische Gottesgelahrheit.

Predigten über wichtige Gegenstände der christlichen Religion und Moral, mit vorzüglicher Hinsicht auf die studierenden Jünglinge, von Bernard Stöger, ehemal. Professor der Philosophie zu Salzburg. Straubing, in der Schmidtschen Buchhandlung. 1804. Zweyter Band. 8. 235 Seit.

Auch unter dem Titel:

Bernard Stögers geistliche Reden, gehalten bey dem akademischen Gottesdienste zu Salzburg. Zweyter Band.

Den ersten Theil dieser Predigten hat Recensent nicht gesehen, und bedauert es als einen Verlust, weil ihm das Durchlesen dieses zweyten, Vergnügen und Belehrung verschafft hat. Der Verf. war Professor an der Universität in Salzburg und Universitätsprediger. Die vorliegenden Predigten sind ein schöner Beweis, daß ihm der letztere Beruf wichtig war, und daß er ihn mit Treue und Würde erfüllt habe. Die 13. im zweyten Bande enthaltenen Predigten, sind meistentheils moralischen Inhalts; es kommen aber auch dogmatische darin vor; in welchen man jedoch nur ganz leise Spuren von eigenthümlichen Grundsätzen seiner Kirche

antrifft; und bey deren Bearbeitung sich Hr. St. glücklich bemüht hat, ihnen eine praktische Tendenz zu geben. Man lese nur die zweyte, dritte, siebente, und zehnte Predigt: so wird man unser Urtheil bestätiget finden. Der Verfasser, obgleich ein Ordensgeistlicher, hat doch die finstere, trübsinnige Klostermoral nirgend geäußert, und sich eben so weit von den engherzigen Grundsätzen des Particularismus, der den meisten katholischen Lehrern mehr oder weniger eigen ist, entfernt gehalten. Auch die Sprache ist viel reiner, als man sie in den dortigen Gegenden zu hören gewohnt ist.

D.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

1. Die Götter Griechenlands, von Schiller, zum Behuf der Declamation herausgegeben, und mit mythologischen Anmerkungen begleitet von C. F. Solbrig. Leipzig, bey Steinacker. 1804. 2 Bog. 8. 4 ℛ.

2. Klopstock und sein Verdienst. Eine Vorlesung zur Feier seines Andenkens in seiner Vaterstadt, von *T. P. Sachse*. Hamburg, bey Perthes. 1803. 2 Bog. 8. 6 ℛ.

3. *Ewald Christian von Kleist* Frühling, kritisch bearbeitet. Berlin, bey Unger. 1804. 9 Bog. gr. 8. 12 ℛ.

4. Briefe über die Nachbildung der griechischen Tragödie in Schillers Braut von Messina. Altenburg, bey Schnuphase. 1804. 4 Bog. 6 ℛ.

Was Nr. 1 enthält, sagt die Aufschrift. Hr. Solbrig hat die Worte und Sätze des Schillerschen Gedichtes, welche, ihrer Wichtigkeit nach, im Lesen heraus gehoben werden müssen,

sen, auszeichnend drucken lassen, und am Ende einige mythologische Notizen, wie jedes Compendium der Götterlehre sie darbietet, angehängt.

Nr. 2. eigentlich eine Vorlesung, die eine Redeübung auf dem Quedlinburger Gymnasium eröffnete, giebt Nachricht von den allgemeinsten, und darum auch allgemein bekannten Lebensumständen Klopstocks, und schließt mit einigen unbedeutenden Bemerkungen über seine dichterischen Verdienste.

Der Herausgeber von Nr. 3. meint berechtigt zu seyn, zu glauben, daß der Frühling Kleists, selbst nach dem neuesten Abdruck von 1803, weder von allen fremden Zusätzen, gereinigt sey, noch auch von den ächt Kleistischen Lesarten immer die bessern enthalte. Um beyde Zwecke zu erreichen, hat er daher nach einer Handschrift, (S. 10) von deren Beschaffenheit und Geschichte wir jedoch nichts Näheres erfahren, und den ältern, noch bey Lebzeiten des Dichters erschienenen, Ausgaben von 1749 und 1750, und der letzten von ihm durchgesehenen von 1754, diese neue kritische Bearbeitung des Frühlings, wie er sich ausdrückt, veranstaltet, und einige Bemerkungen über den innern und äußern Charakter des Gedichts, als Einleitung, vorausgeschickt.

Will man wissen, wie der Frühling aussah, den Kleist dichtete und verbesserte, so hat dieser Abdruck unstreitig seinen Werth; denn offenbar ist der Frühling von Ramler ganz ein anderer, als der Frühling von Kleist; und wenn von des letztern dichterischen Verdiensten die Rede ist: so kann dabey doch nur sein Frühling in Anschlag kommen. Ist es hingegen beym Lesen dieses Gedichts auf bloße Unterhaltung, auf Genuß abgesehen: so gesteht Recensent unbefangen, daß er, trotz aller Klagen über Ramlers Verbesserungen, die auch hier einigermaaßen wiederholt werden, weder den Abdruck von 1803, noch den vor ihm liegenden, sondern einzig die Ausgabe von 1782 in die Hand nehmen wird. Daß Ramler seinem Freunde hie und da zu nahe getreten ist, und manche einzelne glückliche Lesart verdrängt hat, geben wir zu; aber hier ist die Frage: hat das Ganze gewonnen? und wenn das ist, wie Niemand von Geschmack in Abrede seyn wird, verdient nicht, da fast jede Veränderung nothwendig eine andere nach sich zieht, die zuweilen eintretende Vertilgung einer besseren Lesart der Urschrift Verzeihung?

Man vergleiche folgende Stellen! die ursprüngliche Lesart ist:

»Hier lockt das Mädchen die Hühner
»Zum Hühnerkorbe; sie essen,
»Durchschlüpfen die Sprossen des Tischsaals,
»Und fordern Nahrung; die Wirthin,
»Sich darüber neigend, begießt sie
»Mit einem Regen von Korn,
»Und sieht sie picken und zanken.
»Dort lauscht das weiße Kaninchen
»In dunkler Höhle; es drehet
»Die rothen Augen herum,
»Springt endlich furchtsam zum Zaune,
»Und reißt an staudichten Pappeln.
»Aus seines Wohnhauses Fenster
»Sieht das Lachtäubchen sich um,
»Es kratzt den röthlichen Nacken,
»Und fliegt zum Liebling aufs Dach,
»Erzürnt ob dessen Verweilen,
»Und dreht sich um sich und schilt;
»Bald rührt ihn das Schmeicheln der Schönen,
»Viel Küsse werden verschwendet,
»Bis sie mit schnellem Gefieder
»Die Luft durchlispeln, und aufwärts
»Sich zu Gespielen gesellen,
»Die blitzend im Sonnenglanz schwärmen.

Und nun höre man die Veränderung, durch Ramler:

»— — Dort läuft ein kleines, geschäftiges Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitschreitenden Hühnern.
Nun steht es, und täuscht sie leichtfertig mit eitelem Wurfe; begießt sie
Nun plötzlich mit Körnern, und sieht sie vom Rücken sich essen und zanken.
Dort lauscht in dunkeler Höhle das weiße Kaninchen und drehet
Die rothen Augen umher. Aus seinem Gezelte geht lachend
Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen Füßen den Nacken,
Und rupft mit dem Schnabel die Brust, und untergräbet den Flügel,
Und eilt zum Liebling aufs Dach. Der eifersüchtige zürnet,
Und dreht sich um sich und schilt. Bald rührt ihn die schmeichelnde Schöne:
Dann tritt er näher und girrt; viel Küsse werden verschwendet.

Jetzt

Jetzt schwingen sie lachend die Flügel, und säuseln über den Garten.

Auch ohne die dunkeln Zauberwörter, verletzter Ton, vernachlässigte Haltung, womit die Gegner Ramlers gewöhnlich um sich warfen, zu Hülfe zu rufen, wäre es leicht, einzelne Kleistische Ausdrücke und Wendungen in Schutz zu nehmen; aber wird deshalb ein Uneingenommener überhaupt Kleists mangelhaften Versuch der ältlichen Umbildung Ramlers vorziehen? Wir zweifeln. — Die Einleitung des ungenannten, und dem Rec. unbekannten Herausgebers enthält, manche sehr feine, und viele zweckmäßige Gedanken.

Das Letztere gilt im Grunde auch von Nr. 4. Der Verfasser hat aufgefaßt, was sich jedem nicht ganz verwahrlosten Beobachter, bey der Vergleichung des griechischen Trauerspiels mit der Braut von Messina, darbietet; allein, daß er tief eingedrungen wäre, können wir nicht sagen. Vielmehr erinnern wir uns, selbst in verschiedenen Zeitschriften und Zeitungsblättern, bessere Bemerkungen, als die seinigen sind, gelesen zu haben.

Wb.

Theater.

1. Neue Schauspiele von August von Kotzebue. Leipzig, bey Kummer. 1804. Eilfter Band. 1 Alph. 4 Bog. 8. 1 Rthl. 12 gr.

2. Shakspeare's Schauspiele. Neue Ausgabe von Eschenburg. Zürich, bey Orell. 1804. Zehnter Band. 1 Alph. 8 Bog. 1 Rthl.

Nr. 1. enthält die Pagenstreiche, die auf dem Theater so ziemlich die nämliche Wirkung thun, die Pagenstreiche im gemeinen Leben zu thun pflegen, d. h. die belustigen und unterhalten; Eduard in Schottland, oder die Nacht eines Flüchtlings, ein historisches Drama, dem man mehrere glückliche Scenen nicht absprechen kann; und der todte Neffe, und der Vater von ungefähr, zwey kleine Nach-

spiele, die beyde nicht unwerth sind, einen theatralischen Abend auszufüllen!

In Nr. 2. finden sich Koriolan, Julius Cäsar, und Antonius und Kleopatra.

Bb.

Weltweisheit.

D. Joh. Valentin Müller, über den Einfluß der Ideen auf die menschlichen Handlungen; ein Handbuch für Criminalrichter, Rechtsgelehrte, Aerzte und Prediger. Herborn, in der hohen Schulbuchhandlung. 1804. 328 Seit. gr. 8. 1 Rk.

Was den Rec. bey Lesung dieses Buchs am meisten interessirte, ist die Geschichte des ehemaligen Hafners B* zu Frankfurt am Mayn, eines zur Melancholie geneigten, in einer unzufriedenen Ehe lebenden, mit Nahrungssorgen kämpfenden, und dabey eiteln und stolzen Mannes, welcher endlich auf den unglücklichen Gedanken kam, seine Frau umzubringen, und solchen an einem frühen Morgen, da sie noch im Bette lag und schlief, mittelst seines Hafner-Hammers ausführte. Der Criminalfall war einer der schwierigsten. Der Magistrat zu Frankfurt that hiebey Alles, was man von einer weisen und gewissenhaften Obrigkeit erwarten konnte. Er schickte das sowohl von dem Frankfurter Physikus, als einigen Privat-Aerzten (unter denen auch der Verf. war) erstattete Gutachten, sammt den Inquisitions-Akten, an drey Juristen-Facultäten in Deutschland; und zwar zuerst an die zu Jena, die dem Todtschläger die Strafe des Rads zuerkannte; sodann an die zu Gießen, welche der rechtlichen Meinung war, daß der Inquisit mit der Todesstrafe zu verschonen, und in eine lebenslängliche sichere Verwahrung, unter Anhaltung zur Arbeit, zu bringen wäre; und endlich an die Juristen-Facultät zu Halle, welche dem Jenaer Urtheil beytrat, und den Verbrecher zur Strafe des Rads condemnirte, die von dem Magistrat zu Frankfurt in die Schwerdtstrafe verwandelt wurde.

Der

Der Verf. ist weder mit dem Gutachten der ordentlichen Aerzte zu Frankfurt, noch mit dem rechtlichen Responso der zwey Juristen-Facultäten zu Jena und zu Halle, zufrieden. Er macht besonders der ersten den Vorwurf, daß sie wahrscheinlich nicht sämmtliche Akten gelesen; sondern es nur beym Lesen der beyden Gutachten der Frankfurter Aerzte habe bewenden lassen; welches theils aus dem eigenen Geständniß der Facultät, theils aus dem Umstand sich schließen lasse, daß in dem ganzen rechtlichen Gutachten, kein einziges Moment aus den Akten zur Begründung ihrer Meinung angeführt worden sey. (S. 247.) — Der Verf. glaubt also, daß dem Hafner B* zu viel geschehen sey. Zu dem Ende geht er, nach Vorausschickung gewisser Begriffe über Melancholie, Wahnsinn u. s. w., die ganze Geschichte des B* von seiner Kindheit, ja sogar von seiner Empfängniß an, durch, und sucht zu zeigen, wie viel seine melancholische Complexion; seine unglückliche Heurath; das herrschsüchtige Betragen seiner Frau; seine drückende Lage; der herannahende Termin, auf welchem er eine Schuld zu bezahlen hatte, wozu ihm das Geld fehlte; sein dadurch gebeugter Stolz; die Trunkenheit, mit der er Abends vorher nach Hause gekommen war, u. s. w., zur Begehung seines Verbrechens beygetragen. Er glaubt, daß der Todtschläger sich in einem delirio transitorio, oder in einer Art von Schlaftrunkenheit befand; und er stützt diese seine Meinung auf den Umstand, daß er die That in der Morgendämmerung, und kurz nach seinem Erwachen begieng; bey dem Erwachen aber, wie beym Einschlafen, nach dem Zeugniß berühmter Aerzte, eine Verwirrung der Gedanken eintrete, die an Verrücktheit gränze. Rec. muß aber bekennen, daß er durch alle diese und andere Bemerkungen, wobey der Verf. allerdings eine große Belesenheit in den Schriften berühmter Aerzte und Philosophen, und nicht selten Scharfsinn gezeigt hat, nicht überzeugt worden ist, daß der Hafner B* bey Vollbringung seiner That nicht so viel Besonnenheit gehabt habe, als zur Imputation erfordert wird. Er schlug ja seine Frau nicht beym Erwachen im Bette todt; sondern er war aufgestanden, und zwischen seinem Erwachen und der Vollziehung der That, war einige Zeit verstrichen. Die Ermordung seiner Frau war planmäßig. Der Zahlungs-Termin nahte herbey, und er konnte seinen Gläubiger nicht befriedigen. Nun entstand in ihm der Gedanke, seine Frau umzubringen, um die Leute

glauben zu machen, die Diebe hätten es gethan, von welchen er bestohlen worden sey. (S. 218.) Der Verf. nennt dieses einen wahnsinnigen Gedanken. Freylich konnte nur ein Mensch, dessen Verstand durch Melancholie, Leidenschaft, und eine höchst-beklemmte Lage, verwirrt und verdunkelt war, einen solchen Gedanken hegen; allein eigentlicher Wahnsinn war es nicht, sonst müßten die meisten Mörder wahnsinnig seyn; denn es wird nicht leicht ein Mord ohne irgend eine heftige, den Verstand bis auf einen gewissen Grad verdunkelnde Leidenschaft begangen. — Eben so wenig konn Rec. mit dem Verf. es als einen Beweis von Wahnsinn ansehen, daß der Hafner B* durch eine gedruckte Anzeige bekannt machte, er sey entschlossen, einen Topf von 12 Schuh hoch, und 9 Schuh im Durchschnitt, auf einer Scheibe zu drehen, welcher mit einer gemächlichen Thüre zum Hinein- und Herausgehen, und inwendig mit Tisch und Bänken versehen sey, und worin 6 bis 8 Personen nach Belieben speisen können. (S. 195. 196.) Da er wirklich einen solchen ungeheuren Topf verfertigte, ohne freylich ihn auf einer Scheibe gedreht zu haben: so war das Letztere eine Prahlerey, wodurch er sich das Ansehen eines außerordentlich geschickten Hafners zu geben suchte. Aber wie manche Menschen, denen es gar nicht am Verstande fehlt, erlauben sich solche Großsprechereyen, um das leichtgläubige, und das Wunderbare liebende Publikum zu täuschen, und Geld zu gewinnen? Rec. zweifelt auch nicht, daß gerade die Versicherung, der enorme Topf sey auf einer Scheibe gedreht, viele Personen wird herbey gezogen haben, um ihn zu sehen und anzustaunen, und daß, wenn B* seinen Hafen fürs Geld hätte sehen lassen, dieß keine seiner schlimmsten Spekulationen gewesen seyn würde. Wenn die Versicherung, unmögliche Dinge zu leisten, ein Beweis von Wahnsinn wäre: so müßten viele unserer neuesten Philosophen, wahnsinnig seyn. Rec. findet es wenigstens nicht schwerer, einen Hafen von 12 Schuh hoch, und 9 Schuh im Durchschnitt, auf einer Scheibe zu drehen, als die Natur zu machen, und das Universum aus dem Ich heraus zu spinnen oder heraus zu drehen. —

Das Schlimmste aber ist, daß der Verf. um den Hafner B* minder schuldhaft zu finden, den Materialismus als eine ausgemachte Sache behauptet, und von der menschlichen

lichen Freyheit sagt, daß sie nicht viel mehr als eine Chimäre sey (S. 242). Wie kann der Verf. da die Imputabilität der menschlichen Handlungen noch behaupten? und sieht er nicht, daß, wenn die Freyheit aufgehoben wird, nicht nur nicht von der Todesstrafe, sondern überhaupt von keinen Strafen, (außer etwa von solchen, womit wir die Thiere belegen,) die Rede seyn kann? Er setzt freylich den Mangel der Freyheit darin, daß der Mensch jedesmal durch Gründe bestimmt wird; allein das ist ja eben die Frage, ob alle Gründe (die äußern und die innern) so beschaffen sind, daß sie den Menschen unwiderstehlich zur Handlung bestimmen, und ob die Freyheit nicht mit gewissen Gründen bestehen kann? Der Verf. scheint an diese Frage nicht gedacht zu haben. —

Der Verf. sagt S. 9. „Genau betrachtet, geben uns alle Erscheinungen das Resultat: Denken, Empfinden, und Wollen, sind keine von der Organisation des Körpers verschiedene Eigenschaften, indem alle diese Eigenschaften sich in allen ihren Graden nach der Beschaffenheit unsers Körpers richten." Allein dieser Schluß ist, mit des Verf. Erlaubniß, genau betrachtet, nicht richtig; denn daß unser Empfinden, Denken und Wollen sich nach der Beschaffenheit unsers Körpers richtet, beweiset noch nicht, daß Empfinden Denken und Wollen keine von der Organisation des Körpers verschiedenen Eigenschaften sind. Das hat man längst gegen die Materialisten bemerkt, und der Verf. hätte also dieses so oft widerlegte Argument nicht wieder aufwärmen sollen. Auch setzt er Empfinden, Denken und Wollen in eine Klasse, da doch zwischen Empfinden und Denken ein großer Unterschied ist. Beym Empfinden verhalten wir uns leidend, beym Denken thätig. Der Wille des Menschen aber behauptet eine unverkennbare Herrschaft über den Körper. Kurz, aus der Erfahrung und Beobachtung allein läßt sich weder eine Identität, noch eine Verschiedenheit der Seele und des Körpers streng beweisen; und da sollte man kein dogmatischer Materialist seyn. Mit dem Materialismus ist zwar die Freyheit nicht schlechterdings unvereinbar; allein da wir bey der Materie, so weit wir sie kennen, keine Denkkraft und keine Freyheit wahrnehmen: so ist es wenigstens gegen die Analogie, und mithin inconsequent, dem Menschen, wenn er ein bloß materielles Wesen ist, noch Freyheit beyzulegen. Der Jurist und der Arzt haben aber gar nicht nö-

 thig,

thig, sich in diese Frage einzulassen. Ihnen ist es genug zu wissen, daß das, was wir das Seelenwesen nennen, mit dem Körper, besonders mit gewissen Theilen desselben, in der genausten Verbindung steht, so daß bald der Körper von der Seele, bald die Seele von dem Körper abhängig ist. Das übrige bleibt der Spekulation überlassen.

Eine Probe von der Schreibart des Verf. mag folgende Stelle seyn: „Es ist demnach eine unbillige Forderung, wenn „uns Sittenlehrer, Pfaffen, Unvermögende, und vorzüglich „die lieben Alten, aus der Liebe ein Verbrechen wollen; „wenn alte Betschwestern auf einen Liebesfehler mit heiligem „Eifer tief niederblicken, und Ach und Weh über die ver„derbte Zeiten schreyen, nicht anders als wenn vor Zeiten die „Keuschheit die Universal-Monarchie auf dem ganzen Erd„kreis behauptet hätte. Diese guten Leute sollten doch billig „bedenken, daß sie sonst jung waren, jetzo alt sind“ (S. 83) u. s. w. In diesem Tone geht es noch ein Paar Seiten fort; und am Ende kommt die Lehre, daß man es doch in der Liebe nicht zu arg machen müße; denn „so natürlich wie „Hunger und Durst, Schlaf und Ruhe seyn, so könne man „doch nie ungestraft zu viel essen, sich betrinken, zu viel ru„hen, und sich zu sehr der Gemächlichkeit ergeben. So na„türlich uns demnach die Liebe sey, so müßen wir doch ihre „Ausschweifungen begränzen.“ Von solchen Trivialitäten ist das Buch voll. Der Verf. schrieb, laut des Titels, für Criminalrichter, Rechtsgelehrte, Aerzte und Prediger. Glaubt er denn, daß diese dergleichen Gemeinplätze noch nicht wissen, oder daß ihnen viel daran liege, sie mit etwas Witz aufgestutzt zu lesen? Was der Verf. von der falschen Aufklärung, von dem Eide, von der Unwirksamkeit der Kantischem Vernunftideen u. s. w. (S. 125. 126. ff.) sagt, ist ein Beweis von seinem schlichten Verstande; aber gleichfalls längst bekannt. Rec. führt daher nur noch eine nicht uninteressante Anekdote von dem Hafner W* (S. 181.) an. „Dieser Unglückliche lernte in Ulm einen „Informator kennen, welcher das ewige Leben nicht glaubte, „und doch seine Untergebenen daran zu glauben lehrte, was „durch sein schwacher Kopf so verwirrt gemacht wurde, daß „er es sich in der Zukunft zur Haupt-Angelegenheit mach„te, über Religions-Sachen zu grübeln, und Stellen aus „der Bibel nach eigener Phantasie auszulegen.“ Diese und

al-

andere Beyspiele beweisen doch wohl, daß die Doppelzüngigkeit eines Lehrers, bey wichtigen Religions-Gegenständen, in Ansehung des Volkes und der schwachen Köpfe, keine gleichgültige Sache ist.

Hd.

Chemie und Mineralogie.

Lehrbuch der Mineralogie, ausgearbeitet vom Bürger *Hauy*, zum Druck befördert durch das Bergwerksconseil in Paris. Mit vielen Kupfertafeln. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen versehen von *D. L. G. Karsten*. *Erster Theil*, hierzu das erste Heft der Kupfertafeln. Leipzig, bey Reclam. 1804. 8.

Die Naturgeschichte kann entweder rein empirisch verfahren, und der Beobachtung treu, in einer Ordnung, welche die Natur selbst kund thut, alle Naturprodukte als werdende und als ruhende aufstellen; oder sie kann, indem sie die Erfahrung an die Idee der Natur hält, zugleich die Ursachen aller Erscheinungen jener Produkte in ihrer wahren Einheit, Mannichfaltigkeit und harmonischen Verkettung beweisen und darlegen. Das Letztere, wiewohl es allerdings ein Höheres, nämlich Vereinigung der Erfahrung mit der Naturphilosophie ist, ist ohne Erkenntniß der Naturphilosophie nicht möglich; für einen Laien in der letzteren bleibt also nichts übrig, als in reiner Erfahrung ohne alle vorgefaßte Meinung und lustige Deuteley zu beobachten und zu beschreiben, was die Natur den äußeren Sinnen, mit und ohne Experiment von selbst offenbart. Unschätzbar jedoch ist jede reine Beobachtung der Natur, und um so mehr zwar, als sie von willkührlichen Hypothesen und seinsollenden Erklärungen frey ist, die der Natur nur Gewalt anthun, und größtentheils selbst das Auge eines solchen Beobachters verderben. Sollte sich aber eine empirische Naturbetrachtung, freylich neben ihre eigne Idee, willkührliche Hypothesen erlauben, um die, von der Vernunft unablässig geforderte Einheit der Erkenntniß, ohne Philosophie auf dem Schleichwege der heu-

heuristischen Fiktion hervorzubringen, und für den Gang der Beobachtungen doch scheinbar einen Leitstern zu haben: so muß der Entwerfer solcher Hypothesen, wenn er sich darin gefällt, sie auch bloß als solche erkennen; sie aber keineswegs, ohne daß sie dem ganzen Felde der Erscheinungen genügen, (und welcher Sinn umfaßt die Gränze der nach allen Seiten unendlichen Erfahrung?) und ohne daß sie durch Naturphilosophie direkt erwiesen worden, für sanctionirte Principien ausgeben. Außerdem geschieht der Natur Gewalt, und der Beobachter frevelt.

Der Verfasser dieser Mineralogie, welchen übrigens Enthusiasmus für die Tiefe und Schönheit der Naturwerke beseelt, wiewohl er leider keine Naturphilosophie zu kennen scheint, (um welche vermuthlich die Deutschen erst spät von den Franzosen werden beneidet werden), ergreift als Basis aller seiner chemischen und crystallologischen Ausführungen und Ansichten das atomistische System, und zwar dieß als ein absolutes Axiom, durch einen selbsteignen Machtspruch, welchen er an mehrern Orten des Buchs, sich selbst täuschend für den Machtspruch der Natur selbst hält, und doch behauptet er, daß er überall rein der Beobachtung gefolgt sey, und nichts festsetze, als was die Natur selbst dem Beobachter enthüllt. — Es ist hier der Ort nicht, auszusprechen und zu beweisen, welche Ansicht der Natur die wahre sey, die atomistische oder dynamische; indeß ist offenbar, daß der reinen Beobachtung, welche nothwendig hierüber ihr Urtheil zurückhält, vorerst eine so gut als die andere gelte; jedoch von derselben auch die eine wie die andere als Princip verschmäht würde, weil alles Princip über der Beobachtung liegt; aber nicht in ihr. Legt also doch Jemand, der sich zur reinen Beobachtung bekennt, derselben das eine oder das andere metaphysische System zum Grunde: so muß er die Wahrheit seines Princips anderswoher darthun, und zwar könnte dieß nur aus metaphysischen Gründen a priori geschehen, weil es außer Empirie und Metaphysik keine dritte Erkenntnißquelle giebt. Hauy z. B. da er das atomistische System hier zum Grunde legt, müßte dasselbe metaphysisch beweisen, oder sich auf metaphysische Beweise anderer Gelehrten berufen, welche nicht längst verworfen, und durch gründlichere Philosophen vernichtet sind. Gesteht Hauy nicht selbst (z. B. 41, 99, 119 u. s. w. wo er sagt, daß die Atome den Au-

Augen, ja den besten Gläsern entgehen,) daß er kein Mitheil gesehen? hat er es aber nicht gesehen: so hat er es nicht beobachtet; legt er also dergleichen der weiteren Beobachtung und der geometrischen Konstruktion zum Grunde, wie er es thut: so mußte er diese seltsamen Tetraederchen metaphysisch beweisen, welches er weder hier noch in seiner Physik gethan hat. Daß bey der Beobachtung, wenn sie wirklichen und reichen Gewinn bringen soll, das wahre Princip der Naturphilosophie dem Geiste des Beobachters vorschweben könne und müsse, darüber ist kein Zweifel; nur muß es als wahres a priori bewiesen seyn. Hauy also, da er ein unbewiesenes Princip annimmt, läuft Gefahr, falls es das falsche seyn sollte, seinem Werke, als diesem individuellen den Tod mit auf den Weg zu geben. Wie er diesen abwende, sehe er zu; wir wollen deßhalb hier nicht mit ihm rechten. Um aber die Individualität der Naturansicht des Verfassers weiter zu charakterisiren, lassen wir ihn selbst sprechen. „Die Mineralogie, sagt er p. 1, ist ein Gemälde, welches durch die bloße Gewohnheit, es zu sehen und zu studiren, verschönert wird, wo die Natur sich, wie überall unter einer Ansicht zeigt, die für ihren Urheber den Tribut unserer Bewunderung und ihrer Ehrfurcht erheischt." Und p. 171: „Ich glaubte, daß solche Personen in dem vorliegenden Werke eine Erleichterung mehr finden würden, um diese Kenntnisse zu erlangen, welche so geeignet sind, daß sie die Vernunft zieren, den Geist bilden, und in der Seele eine gerechte Dankbarkeit für so viele Geschenke erwecken, die auf das Geheiß einer wohlthätigen Gottheit uns die Natur darbietet." p. 136: „Wir haben neue Fortschritte in unseren Kenntnissen nöthig, ehe die Geometrie die erforderlichen Data bekommt, um die vereinigten Kräfte verschiedener, bey der Krystallisation zusammenwirkender Potenzen unter eine genaue und strenge Theorie bringen, und von den bereits ergänzten Thatsachen zu andern allgemeinen aufsteigen zu können, welche den wahren Ursachen, die unmittelbar vom Willen des höchsten Wesens abhängen, näher kommen." Hauy besitzt vortreffliche mathematische, sowohl analytische als geometrische Kenntnisse, wie dieses Werk es beweist; auch ist allerdings die Mathematik zur Konstruktion der Naturprodukte unentbehrlich; nur verlangt bekanntlich eine geometrische Konstruktion (welche von Hauy fälschlich für die Theorie selbst gehalten wird, p. 19 u. a. O.) daß ihr die

Hy-

Hypothesis der Konstruktion aus physischen Gründen schon bewiesen gegeben werden. Gerade aber die geometrischen Konstruktionen des Verfassers sind es, welche sein Werk auch dem dynamischen Naturphilosophen sehr schätzbar machen; ja sie können, ohne an ihrem Wesen Schaden zu nehmen, von der atomistischen Beschränkung leicht befreyt werden, um dann, selbst mehr, als es der Verf. p. 157. ff. glaubt, für alle Zeiten ein Bleibendes und Befriedigendes zu werden. Doch hievon weiter unten. Uebrigens findet man in dem ganzen Werke, von keiner einzigen Naturerscheinung, welche in sein Gebiet gehört, selbst bey der Krystallisation nicht, irgend einen wahren Grund angeführt; der Verfasser ist nur darauf gerichtet, die Gesetze (d. i. die einer bestimmten Sphäre gemeinsame Gränzen der Kräfte) aufzufinden; ein Gesetz beweisen, nennt er nur, zeigen, daß die Naturprodukte so sich finden, als wären sie nach diesem Gesetze gebildet, unbekümmert darum, daß vielleicht auch nach einem ganz anderen, oder nach demselben nur anders modificirten Gesetze dieselben Producte entstehen können; unbekümmert ferner darum, den ewigen Grund der aufgestellten Gesetze in der Idee aller Naturthätigkeit überhaupt darzuthun. Indeß zweifelt Recensent gar nicht, daß der talentvolle Verfasser, wenn er sich zur Naturphilosophie erheben wollte, auch dieses letztere und überhaupt ein höheres, von atomistischen Entstellungen freyes liefern könnte. Dieses aber glaubte ich im Allgemeinen über die Stufe der Erkenntniß des Verfassers anführen zu müssen.

Wir charakterisiren nunmehr vorliegendes Werk, insofern es die Mineralogie umfaßt, im Allgemeinen. Wenn eine Wissenschaft, als solche, aufgestellt wird: so ziemt es sich, auf solche Beschränkungen derselben, die ihr durch zufällige und vergängliche Rücksichten (des Nutzens, des oberflächlichen Vergnügens, des Mangels an erforderlichen Hülfskenntnissen) von den Lernenden gesetzt werden, im mindesten nicht zu sehen; sondern dieselbe vielmehr ihrer ganzen Idee gemäß durchzuführen, und lieber die, denen es an gutem Willen oder an Kraft fehlt, ganz von ihr abzuschrecken. So denkt auch Hauy, und wer wollte ihn darum nicht loben? Um nämlich die Formen der Krystalle in gehöriger Bestimmtheit zu erkennen, ihre wahren Verwandtschaften zu überschauen, und die Gesetze zu konstruiren, nach welchen

er

er die abgeleiteten Figuren (secundären Krystalle) aus den ursprünglichen, dem Durchgange der Blätter gemäß entstehen läßt, dazu gehört freylich etwas mehr Einsicht und Fertigkeit in den Elementen der Analysis und der Geometrie, besonders der Stereometrie, als die Meisten besitzen, die bloß als Dilettanten oder Professionisten die Mineralogie studiren wollen; so wenig es aber für Könige, eben so wenig giebt es auch für Unwissende oder für Handwerker einen besondern Weg zur Wissenschaft. Eben so loben wir auch im Allgemeinen, das Streben des Verfassers nach größerer Bestimmtheit der äußeren Charakteristik der Mineralien in mehrerer Rücksicht z. B. bey der specifischen Schwere, der Härte, der doppelten Strahlenbrechung, des elektrischen Verhaltens u. s. w., zu welchem Lobe sich doch wieder der Verf. eine Beschränkung zugezogen hat. Es ist nicht zu verkennen, daß vor Hauy in der Mineralogie die regelmäßigen Gestalten viel zu wenig gewürdigt worden sind. Man müßte etwa Werner ausnehmen, welcher zwar für seinen Zweck das Erste und vollkommen Befriedigende uns geschenkt hatte; genauere Bestimmungen aber und umfassende Beobachtungen hierüber, so viel ich weiß, noch nicht öffentlich bekannt gemacht hat. Man sahe jene Gestalten fast als zufällig an; aber kein Naturwerk trägt vergeblich seine Form, sondern drückt in ihr sein inneres Wesen aus; es verdienen also die Formen eine nicht minder tiefe und genaue Betrachtung, als die chemischen und sogenannten physikalischen Beschaffenheiten; ja eben wegen des gezeigten Verhältnisses der Gestalt zu der innern wesentlichen Beschaffenheit, kann allerdings die Form für den Chemiker, und den chemisch-classificirenden Mineralogen prophetisch werden, wie Hauy selbst mehrere Beyspiele hiervon gegeben hat. Das vorliegende Hauysche Werk also, die Frucht vieljähriger beobachtender, vergleichender, und alle bekannten Gattungen der Mineralien erschöpfender Untersuchungen des scharfsinnigen Mannes ist in dieser Hinsicht jedem Mineralogen, der die Wissenschaft selbst liebt, eine äußerst erfreuliche Erscheinung; freylich wäre es schön, wenn diese Krystallisationslehre frey von Atomistik, die secundären Flächen, als wahre Flächen bloß nach den bestimmten Verhältnissen der Cohäsion in Länge, Breite und Höhe, und nach dem verschiedenen Sitze der ursprünglichen Dimensionslinien, je nachdem diese mit den Seitenlinien, oder mit den Diagonalen der primitiven Flächen par-

ral-

spielsfall, [illegible] konsequente. Freylich wäre es schön, wenn dieses Werk nicht aus Vorliebe des Verfassers für den lange und mühsam untersuchten Gegenstand eben darin einseitig geworden wäre, daß es hieraus zu viel macht (wie ich dieß weiter unten zeigen werde) und die am [illegible] vollständige und gut geordnete Charakteristik der Mineralien vernachläßigt. Freylich wäre es insbesondere schön, wenn Haüy mehr, als er es gethan hat, auf die unsterblichen und nie genug zu preisenden Bemühungen des Freyberger Mineralogen um die gehörig bestimmte und vollständige oryktognostische Charakteristik der Mineralien und insbesondere um die naturgemäße Klassifikation derselben, Rücksicht genommen, und dieselben nach richtigerer Ueberlegung gewürdigt hätte. Da nun aber dieß alles einmal nicht der Fall ist: so muß man sich mit dem Verdienstlichen dankbar begnügen, womit allerdings, besonders in der Krystallisationslehre der Verfasser sein Werk ausgestattet hat. Er verzeihe es aber dem Deutschen, wenn dieser, überzeugt von der Nothwendigkeit der Helligkeit und Präcision der Begriffe, die in den Beschreibungen dieser Wissenschaft gebraucht werden, es sehr bedauert, daß dieß Werk allen Kennern des Wernerischen Verdienstes in dieser Hinsicht im Mindesten nicht genügen wird.

Doch ich gehe zur gedrängten Darstellung des Inhaltes selbst fort, um dadurch obige allgemeine Behauptungen zu erhärten, und den Leser mit ihm selbst vertraut zu machen. Dieser erste Theil hebt mit einer Einleitung an, deren Hauptinhalt folgender ist. Die Zoologie und Botanik scheint beym ersten Anblick anziehender, als die Mineralogie; bey ernsterer Betrachtung aber gewinnen die Mineralien an Interesse, »die polyedrischen Gestalten, deren Dimensionen und Winkel eine verständige Hand mittelst des Zirkels abgemessen zu haben scheint, — sinnreiche Versuche, welche mit den zum Auge sprechenden Kennzeichen sich vereinigen, um die Eigenschaften, welche diesem entgehen, auszuspähen; der Grundsatz des Archimedes, auf die Vergleichung der Gewichte, bey einem angegebenen Volumen angewandt; die strahlenbrechende Kraft, wodurch wir die Körper, welche das Bild des Gegenstandes einfach zeigen, von denen unterscheiden, welche zwey Bilder dem erstaunten Auge zeigen, — die Hülfs-

mit-

mittel, welche die chemische Zerlegung zur Aufstellung eines Systems darbietet, das auf die innere Kenntniß der darin enthaltenen Gegenstände gegründet ist; — Alles vereinigt sich, um die Mineralogie zu einer Wissenschaft zu erheben, welche es verdient, daß Männer sie sich zu eigen machen, die natürliche Anlagen zu solchen Untersuchungen haben, worin Genauigkeit und Strenge anwendbar ist; zu Untersuchungen, welche Stoff zu sehr gelehrten Combinationen und eine Summe von genau zusammenhängenden Thatsachen darbieten.« — In solcher Rücksicht betrachtet, wird die Mineralogie ein Gemälde, das uns zur Bewunderung und Ehrfurcht für Gott erregt. Lebensbedürfnisse trieben zuerst auf Kenntniß dieses Naturreichs (p. 4.). Seit den ältesten Zeiten wurde die ganze Masse dieser Körper in Steine, Salze, brennliche Körper und Metalle eingetheilt; — der erste Umriß der Gemälde unserer Systeme! Die Bearbeitung der Metalle, der Gebrauch der Steine zum Bauen und zum Schmuck, die Bemerkung auffallender Eigenschaften der Mineralien, z. B. des Bernsteines, die Bewunderung der Crystallformen, u. d. m. brachte diese Erkenntnisse weiter. Erste Versuche von Linné, Wallerius, Daubenton, u. s. w., gelehrtere von Cronstedt, von Born, Kirwan, u. s. w. nach chemischen Analysen. Beyderley Anordnungsarten waren indeß nicht durch eine scharfe Grenzlinie geschieden; denn die Chemiker konnten nur durch Benutzung äußerer Kennzeichen zu Varietäten gelangen. Die in der Mineralogie vorkommenden sehr scharfen und beständigen Nüancen der Arten und Abänderungen verdienen allerdings ein genaues Studium. »Wer in den verschiedenen Crystallgestalten, Stalacchiten, Marmorarten, u. s. w. des Kalksteins nichts als Kalkerde und Kohlensäure wahrnehmen wollte, würde gewissermaaßen bey der Ueberschrift eines Gemäldes stehen bleiben, das durch das Ganze und durch die Mannichfaltigkeit der einzelnen Theile, die es dem Auge darbietet, gleich interessant ist« (eine sehr treffende Bemerkung; möchte sie doch manchem übermüthigen Chemiker gesagt seyn!). Von der andern Seite konnten die Gattungen nicht ohne Chemie bestimmt werden (hier wäre es doch noch auf einen Versuch eines Mannes wie Werner angekommen!). Auch verbündet sich (p. 9.) die Physik mit der Chemie für die Mineralogie (das, darüber Beygebrachte

brachte wird ein unterrichteter Leser sehr schwankend und unbestimmt finden).

Aus der Anmerkung c zu p. 10. glaubt Rec. zu sehen, daß der Verf. genaue Beschreibungen nach bestimmter Terminologie, wie sie die Wernersche Schule aufstellt, wenigstens nicht mit der ihnen gebührenden Achtung betrachtet; allerdings ist eine Kenntniß der Mineralien, welche über eine solche Beschreibung nicht hinausgeht, eine äußerst unzureichende; nichts destoweniger aber muß die oryctognostische Definition der Gattung und Art in aller Schärfe und Klarheit allen weiteren Erkenntnissen desselben vorausgehen; denn diese setzt uns in den Stand, nach umfassenden äußeren Kennzeichen, die ohne Weitläuftigkeiten und ohne Beschädigung des vorliegenden Minerals bemerkbar sind, den ganzen äußeren Habitus desselben so in Gewalt zu nehmen, daß man es vorerst unter allen möglichen wieder erkennt, und sich vor Mißgriffen sichert; abgesehen davon, daß sich genauere Bestimmungen seiner Eigenschaften, die meisten wenigstens, systematisch an eine solche Definition anreihen lassen. In derselben Anmerkung bildet sich Hauy ein, nicht bloß die Gesetze der Erscheinungen, sondern auch ihre Ursachen angegeben zu haben; Rec. aber kann versichern, daß in diesem ganzen Theile wenigstens, keine einzige Ursache berührt, geschweige denn bewiesen ist, ja daß es für die Erklärungen des Verfs. nur qualitates occultas und willkührliche Rathschlüsse des Schöpfers giebt. Ich verfolge jetzt weiter den Inhalt der Einleitung.

»Die Geometrie, fährt der Verf. fort, steht in directen und nothwendigen Beziehungen mit der Mineralogie, wegen der Beschreibung der Crystallformen und der Struktur der Crystalle, welche das Resultat einer Geometrie der Natur ist, welche eigenthümliche Regeln hat, und wo jeder feste Körper seine Gestalt durch Verbindung einer unendlichen (?) Menge kleiner (?) Körper erhalten hat, die gleichsam (?) die Elemente des ersteren sind (wie schwankend und willkührlich und unbestimmt angenommen!). Ein bloß flüchtig auf die Crystalle geworfner Blick ließ sie anfangs blos Spiele der Natur nennen, das ist, ein feineres Geständniß der Unwissenheit ablegen. (Was thut aber Hauy Anderes hier?) Bey schärferer Betrachtung entdeckt man hier Gesetze regelmäßiger Zusammenhäufung (nur nicht

diskreter Moleculs, denn diese wird Niemand bemerken), die des Calculs fähig, so einfach als fruchtbar sind. Die Theorie, welche zur Entdeckung dieser Gesetze führte, beruht ganz und gar auf einer Thatsache, deren Wirklichkeit bis dahin (auch bey Hauy) mehr gemuthmaaßet, als dargethan worden war. Sie bestehe darin, daß jene kleinen festen Körper (wie unbestimmt ist hier das klein und fest, und hat je ein Atomistiker sich in genauere Bestimmung mit wahrem Grunde eingelassen?) die Elemente der Crystalle (vorhin waren es nur gleichsam Elemente, hier gelangen sie schon zu höherer erschlichener Würde), welche ich die integrirenden Moleculs nenne, in allen den Crystallen, die zu einer und derselben Gattung gehören, eine bestimmte und unabänderliche Form haben, deren Flächen, wie die mechanische Theilung anzeigt (diese giebt ja aber nie Moleculs, nach dem Verf. selbst p. 81—83) übereinstimmend mit den Durchgängen der Blätter liegen; deren Ecken und Abmessungen aber durch Berechnung verbunden mit Beobachtung gefunden werden (weder Beobachtung aber, noch Berechnung giebt unmittelbar integrirende Moleculs; diese bleiben immer ein durch Paralogismus willkührlich von Hauy in die Natur eingetragner Gedanke; es ist aber ein Frevel an den Musen, Etwas für Thatsache auszugeben, da es doch keine ist, wenn man zumal weiß, daß es keine ist). Ferner haben die integrirenden Moleculs verschiedener Gattungen auch mehr oder weniger deutliche Verschiedenheiten, wenige Fälle ausgenommen, wo die Formen den Charakter ausgezeichneter Regelmäßigkeit an sich tragen; es hat daher die Bestimmung des integrirenden Moleculs auf die Festsetzung der Gattungen einen großen Einfluß. u. (Hierin irrt sich der Verf.; denn wodurch die Gattungen bestimmbar seyn sollen, da muß man nicht bloß negativ sagen können: wo das integrirende Molecul nicht also gestaltet ist, das gehört auch nicht in diese Gattung, sondern auch positiv: Alles, dessen integrirendes Molecul so aussieht, gehört gewiß hieher; dieß Letztere aber läßt sich, nach des Verfs. eignem Geständnisse, nicht in allen Fällen thun; und es läßt sich hier, unter Voraussetzung der Einheit der Natur, nach logischen Regeln, keine einzige Ausnahme toleriren; daß diese Ausnahme bey den regelmäßigsten Gestalten eintritt, ist ganz gegen den Verf., nicht wie er meint, für ihn;

denn dann müßte die Natur nach den einfachsten Verschiedenheiten sogar Classen abtheilen. Es ist also dieser Charakter zur Disjunktion der Gattungen ganz untauglich; daß es oft zutrifft, davon läßt sich der höhere Grund leicht durch Naturphilosophie auffinden; jedoch ist zuzugestehen, daß man, wenn man schon die wahren Principien der Eintheilung kennt, mit der gehörigen Beschränkung, heuristisch und problematisch, sich dieses Kennzeichens ins Wahrscheinliche prophezeihend bedienen kann; wenn aber Hauy sogar behauptet, daß man ohne chemische Analysis und ohne auf andere Merkmaale Rücksicht zu nehmen, bloß aus der äußeren regelmäßigen Gestalt eine naturgemäße Reihe von Klassen und Gattungen aufstellen könne: so möchte dieses, auch abgesehen von der Schwierigkeit bey derben Stücken (von verworrener Krystallisation), aus der er sich vergebens in einer Anmerkung herauszuziehen sucht, eben darum unmöglich seyn, weil eben die integrirenden Moleculs (d. i. von Atomistik abgehend, die Urgestalt des Minerals) bey verschiedenen Gattungen gleich sind; wie könnte man, ohne Anderes hinzuzunehmen, diesen Irrthum gewahr werden; etwa aus der Regelmäßigkeit? Allein es ist dieß nicht allemal der Fall; vielmehr seltner, und wie weit reicht diese Regelmäßigkeit? Es kommt dem Atomistiker Hauy S. 13 noch richtiger vor, zu sagen, die Chemie lehre uns die Grundtheilchen kennen, woraus die integrirenden Moleculs bey ihm wieder zusammengesetzt sind (— hieraus nun geht deutlich hervor, daß seine integrirenden Moleculs noch keine wahren Atome sind; daß man also bey ihm nicht nur die Atome nicht, sondern auch deren Composita noch nicht mit dem Auge erkennt), so daß der Gonyometer — Winkelmesser — neben der Wage (passender: neben den Reagentien) seine Stelle erhält. »Der Hauptzweck dieses Lehrbuchs ist, die Auseinandersetzung eines auf sichern (?) Principien (der Atomistik?) gegründeten Systems, das gleichsam als ein Umriß anzusehen ist für alle die Kenntnisse, welche die Mineralogie aufstellt (Werner sondert diese verschiednen Kenntnisse in mehrere Wissenschaften, Hauy wirft sie wieder durcheinander und erschwert dadurch wenigstens die Uebersicht), und wobey sie von verschiedenen Wissenschaften, die ihr die Hand bieten und mit ihr in gleicher Stufe fortschreiten können, unterstützt wird. Alles, was

dem

dem Beobachter den doppelten Nutzen gewährt, ihn auf seinem Wege zugleich zu leiten und ihn darüber aufzuklären, soll benutzt werden; und hiebey liegt die Maxime zum Grunde, daß eine Wissenschaft aus allen den Zweigen zusammengesetzt ist, deren sie bedarf, damit man in ihren Gegenstand tiefer einzudringen vermöge (nur aber dürfen diese Zweige, wie an einem gesunden schönen Baume, nicht verwirrt in einander verwachsen seyn). Was ich durch meine Arbeit erreicht habe, gesetzt auch, sie wäre so vollständig als möglich, kann doch nur noch als blosse Anleitung zum Studium der Natur betrachtet werden. In Absicht der Geologie (Geognosie) werde ich mich darauf beschränken, einige allgemeine Thatsachen anzuführen, deren Wahrheit mehrere berühmte Geologen zugestanden haben; auch werde ich eine kurze Beschreibung der verschiedenen, unter dem Namen der Gangarten bekannten und anderer Aggregate, die ebenfalls nichts weiter als Gruppen und Gemenge mineralogischer Gattungen sind, beyfügen.« S. 17 kehrt der Verf. zu seiner Classifikationsmethode zurück. Darüber sagt er, daß er sich anfangs vorgenommen, dabey den Resultaten der Chemie zu folgen. Hier sind, sagt er, 2 Aufgaben zu lösen, die Aufstellung einer vollendeten Classifikation, (deren Erfordernisse sehr mangelhaft und unordentlich angegeben werden) und die Charakteristik, daß man nämlich jedes Mineral wieder erkennen könne. Was die erste Aufgabe betrifft, so beweiset der Verf. S. 19 — 21 mit triftigen Gründen, daß man den Sauerstoff, und die verschiedenen Säuren nicht zur Basis der Klassifikation machen könne; die Säuren, so hätte er kürzer argumentiren können, sind selbst nach der Basis verschieden, also sind auf jeden Fall die Basen, der Beziehungspunkt der Verschiedenheiten. »Da nun, fährt er fort, die Gelehrten, selbst die Chemiker, die säurungsfähigen Grundlagen vielmehr zur Basis der Klassifikation machen: so mußte, so wie dieß bey den Metallen geschieht, es auch bey den Erden geschehen, d. i. man mußte z. B. die Kalkerde als Basis eines Geschlechts betrachten; dennoch hinderte nichts von den Säuren in einer andern Hinsicht Gebrauch zu einem generelleren Eintheilungsgrunde zu machen, indem man davon einen Klassifikationscharakter hernahm, der zur Vereinigung aller nicht metallischen Substanzen diente, davon sie einen Bestandtheil ausmachen; dann mußten auch die-

diejenigen davon, welche Salze genannt werden, mit andern, z. B. dem kohlengesäuerten Kalk, die man unter die Steine rangirt hatte, in eine und dieselbe Oberabtheilung verbunden werden. Diese Annäherung war schon durch den Uebertritt der schwefelsauren Kalkerde oder des Gypses aus der Klasse der Steine in die der Salze gleichsam vorbereitet worden, — dadurch nämlich war die Definition der Salze zweydeutig geworden, und ich glaubte hier Ordnung und Bestimmtheit zurückzubringen, wenn man unter sie, alle Verbindungen einer Säure mit einer Erde oder Alkali oder beyden zugleich aufnähme. Alle diese Körper werden daher die erste Klasse bilden und säurehaltige Substanzen, *substances acidifères*, heissen. Davon bleiben ausgeschlossen, die metallischen Salze, welche, um die Geschlechter nicht zu zerstückeln, unter die Metalle gesetzt werden. Diese Klasse hat 3 Ordnungen, nämlich erdige, alcalische, oder alcalisch-erdige säurehaltige Substanzen.«

Rec. glaubte um so mehr hier den Verf. selbst reden lassen zu müssen, um desto deutlicher über diese zerrüttende Anordnung des Systems sprechen zu können. Wenn einmal, und dieß mit Recht, die Säuren nicht Grund der obersten Eintheilung der Mineralien seyn können, wie Hauy dieß auch bey den Metallen beybehält: so ist hier Hauy wirklich auf eine seltsame unnöthige und unnütze Art inkonsequent; anstatt dieß zu thun, hätte er lieber der Wernerischen Classifikation folgen sollen, welche doch der Natur treu, weil seiner die natürlichen Uebergänge zerreißt; die aber auch des Rec. Beyfall in Absicht der Säure nicht hat. Nicht die Säure sowohl, als vielmehr die Basis, zu der sie kommt, bestimmt vorzüglich den äusseren Habitus, z. B. Art des Glanzes, Härte u. s. w.; man darf also nicht trennen, was die Natur vereinigt hat. Doppelt groß erscheint aber die Inkonsequenz des Verfs. darin, daß er erst die zusammengesetzten Körper in der ersten Klasse, und dann die einfachen, die in ersteren vorkommen, in der zweyten Klasse abhandelt, welches sowohl gegen die Ordnung der Natur selbst, als auch aller vernünftigen Erkenntniß ist. Der ehemalige Begriff der Salze, welcher noch in den mineralogischen Systemen herrscht, hat allerdings an sich, chemisch betrachtet, Realität, indem das Wesen des Salzes, im mineralo-

mologischen Sinne, in einem bestimmten Sättigungsverhältnisse besteht; nur kann er nicht Grund einer Classeneintheilung werden. Rec., wenn es sein Beruf wäre, ein mineralogisches System zu gründen, würde folgende Classen festsetzen: Metalle, Erden, Alcalien, verbrennliche Körper; die Unterabtheilungen derselben würden Geschlechter geben; die Gattungen aber, auch Arten und Abänderungen würden nach folgenden Eintheilungsgründen bestimmt werden: a) rein, b) vermischt α) mit Metallen, β) mit Erden, γ) mit Alcalien, δ) mit brennlichen Körpern, und dieß wieder mit oder ohne Säuren. Hierdurch würde das System vollkommen konsequent, und die Basen würden wohl eine stetige fallende Progression, der specifischen Schwere nach, geben.

Als zweyte Classe nimmt Hauy Substanzen an, die er erdige nennt, die reine Säure unter den Erden enthalten, woraus sie gemischt sind (p. 24.). Das, was der Verf. über diese Classe weiter sagt, ist zu weitläuftig hier auszuziehen, und kann ohnehin erst genauer beurtheilt werden, wenn wir die wirkliche Ausführung des Verfs. im Systeme selbst vor Augen haben werden. In der dritten Classe sollen die verbrennlichen Körper, und in der vierten endlich die Metalle folgen. Hauy rechnet unter die verbrennlichen Körper auch den Diamant; wie viel weiser verfährt hierin Werner in seiner Anordnung, der ihn an die Stelle setzt, die ihm sein ganzer Habitus anweiset.

S. 31 kommt der Verf. auf das zweyte Problem, nämlich die Charakteristik; zuförderst erwähnt er ehrenvoll der Wernerischen Bemühungen. Er sagt unter andern: „Diese Vereinigung aller Stimmen zu Gunsten des Systems, (nämlich des Wernerischen der äussern Kennzeichen) diese große Hochachtung, die es seinem Urheber so gerecht verschafft hat, waren kräftige Beweggründe für mich, mich nicht von der Bahn, welche er gebrochen hat, zu entfernen (und doch hat er sich so weit davon entfernt!). Der Plan aber, nach welchem ich bey der Klassifikation zu Werke gieng, bewog mich, weil ich nur eigentliche, einer strengen Bestimmung fähige Gattungen annehme, bey Festsetzung ihrer Unterscheidungskennzeichen das zu benutzen, was ihnen am beständigsten, am allgemeinsten

zukommt, und mit der Beschaffenheit der integrirenden Moleküls (dieser eigenmächtig sanktionirten Trümmerchen, welche eben den Verfasser so einseitig in der Charakteristik machen), und ich fühlte mich verpflichtet, mit den festen Principien, die ich in Bezug auf das Ganze der Wissenschaft angenommen habe, auch die Methode des Studiums ihrer einzelnen Theile in Uebereinstimmung zu bringen.« Hierauf gebe ich dem Verf. und allen denen, die etwa seiner Autorität blind folgend in Gefahr kommen könnten, in der Charakteristik der Mineralien einen bedeutenden Rückschritt zu machen, Folgendes zu bedenken: Die Wernerische Methode findet bey den am strengsten bestimmten Gattungen gerade am besten statt, und trotz der individuellen Verpflichtung, wovon der Verf. spricht, mußte er bey jeder Gattung eine vollständige, präcise, sich nicht wiederholende, abgesonderte Charakteristik aufstellen, und zwar nach äußeren Kennzeichen; hinterher konnte er immerhin, als weitere Beschreibung, alles das hinzufügen, was ihm in Absicht auf die Crystallform am wichtigsten schien, und in diesem Falle würde das Verdienst, das er um die genauere Kenntniß der Crystallformen unläugbar hat, nur desto reiner und glänzender erschienen seyn. Hierauf läßt der Verf. das ihn bey den Beschreibungen leitende Raisonnement selbst folgen: »Das Gemälde von einer Gattung muß angeben 1) eine Summe von Kennzeichen, vermittelst deren ein Beobachter sich versichern kann, daß ein vorliegendes Mineral dieser Gattung zugehört; 2) die Reihe der Varietäten, in die diese Gattung zerfällt.« Werner sagt: man muß jede Gattung nach allen generischen äußeren Kennzeichen bestimmen, weil man sonst leicht ein charakteristisches übergehen kann. Dieß ist ohne Zweifel vernünftiger; denn so wie jedes Naturding an sich nach allen Prädikaten bestimmt ist: so muß es auch in einer wahren Beschreibung dargestellt werden. Die Farbe will der Verf. nicht mit unter die Gattungsmerkmaale aufnehmen, »weil diese veränderliche, fremdartige und dem Charakter der Gattungen, welcher bey dem integrirenden Molecül anzutreffen ist, fremdartige Modifikationen sind.« Hält Haüy die Farben etwa für zufällig oder bedeutungslos, oder unbeständig? — alles dieß wäre einer gesunden Theorie und Erfahrung zuwider. Freylich, wenn bloß die geometrische Gestalt die

Gat-

Gattung bestimme n soll, welches aber eben die verwerfliche Einseitigkeit des Werks. festsetzt: so kommt auf die Farben nichts an. Vielmehr aber sind die Farben dem verständigen Naturforscher sprechende Belege des innern chemischen Zustandes; und wenn sie gleich bey den Arten und Abänderungen derselben Gattung oft sehr variiren: so sind sie doch Alle in regelmäßigen Uebergängen, nach den Farben der Beymischungen verknüpft, und es müssen sonach sowohl die Grundfarbe, als auch die Grenzen aller vorkommenden Uebergänge, als Spielraum aller Abänderungen, gleich bey der Definition der Gattung angegeben werden. Weiter setzt Hauy hinzu, daß er das specifische Gewicht aufnehmen wolle, die Härte, die Strahlenbrechung, und zuweilen (warum nicht immer?) den Glanz. Er bedenke aber, daß ihm konsequenterweise alle diese Kennzeichen, so wie die Farben verworfen werden müssen, weil sie für die Gestalt der integrirenden Molecüls, die ihn allein bezaubert hat, fremdartige, also, nach ihm, unnöthige Bestimmungen sind. Es sey dem Rec., um sein Urtheil über Hauy zu motiviren, erlaubt, einige seiner Gedanken über die nothwendige Beschaffenheit einer brauchbaren Charakteristik der Mineralien mitzutheilen. Der Zweck einer Charakteristik ist entweder, das Mineral in soweit zu beschreiben, als nothwendig ist, um ein jedes vorkommendes Mineral richtig dem wahren Genuß und der wahren Species unterzuordnen und es von allen andern Individuen, die anders worunter gehören, zu unterscheiden; oder aber sie geht unbegrenzt da hinaus, die Gattung und Arten derselben nach allen Prädikaten, so weit und genau als möglich, zu bestimmen. Was nun die erstere Art von Charakteristik betrifft: so muß auch sie allerdings durch alle Prädikate gehen, das ist, für alle Sinne vollständig seyn, weil sie ausserdem weder dem Definito genügte, noch auch gewiß würde, ob sie gegen alle mögliche (auch die nämlich, die etwa noch unentdeckt sind) Species distinktiv genug ist. Weil man nun bey ihr bloß für das richtige und unfehlbare Subsumiren sorgt: so ist es unnöthig, ja zweckwidrig (weil es über den Zweck hinaus geht), wenn man hiebey schärfere Bestimmungen anwenden wollte, als es Noth thut. Wenn es daher möglich wäre, diese Charakteristik in hinlänglicher Genauigkeit zu vollenden, bloß sich seiner unbewaffneten Sinne, nebst einem Hammer und Stahl bedienend, ohne alles eigentliche

Experiment und Hülfe anderer Geräthschaften: so wäre dieß um so erwünschter; und zwar geschähe dieß nicht eben bloß wegen der zufälligen Beschränkungen der Zeit, und des Besitzes der Mineralien; sondern deßhalb, weil es der Natur der Sache selbst genügte. Dieß aber hat Werner allerdings sehr vollkommen und schön, mit bewunderungswürdigem Verstande realisirt; und seinem Systeme der äusseren Kennzeichen fehlt es weder an Vollständigkeit, noch an Ordnung, noch an zweckmäßiger Schärfe der Bestimmungen (gerade in der Mäßigung der Schärfe der Bestimmungen liegt der Triumph des Verstandes dieses Gelehrten; denn in der That die Schwere in Zahlen, oder die Härte in engeren Relationen u. d. m. anzugeben, wäre ihm ein Leichtes gewesen, wenn er es nicht zweckwidrig gefunden hätte), noch endlich an gutem und festbestimmtem Sprachgebrauche. Hierdurch erlangt der Oryctognast den großen Vortheil, alle vorkommende Individuen, ohne sie selbst zu besitzen, ohne alle Beschädigung und Zerstörung, ja auch ohne zeitkostende Weitläuftigkeiten und zarte leicht täuschende Versuche, richtig zu erkennen und zu nennen. Ueberhaupt betrachtet, und mit Recht, dieß System der äußeren Kennzeichen außerdem die Mineralien streng als ruhende Produkte, und setzt sie daher auch nie ins Leben; wohl aber muß Letzteres bey weiterer Beschreibung, wohin auch Resultate chemischer Versuche gehören, der Fall seyn. Ueber eine jede solche Beschreibung giebt Werner die Regel: »sie muß die äußeren Kennzeichen Alle, beysammen von allen anderen Dingen gesondert, in zweckmäßiger Ordnung, hinlänglich genau bestimmt, und zweckmäßig ausgedrückt enthalten.« Es ist hier nicht der Ort, diese herrliche, der Logik so wie der Natur genügende Vorschrift zu exegesiren; gewiß aber wäre es für den Werth des Hauyschen Werkes von größtem Vortheile gewesen, wenn er sie hätte gehörig würdigen wollen. Unser gutbegründetes Urtheil also in dieser Hinsicht ist: daß allerdings die Abhandlung jeder Gattung und Art mit einer solchen vorläufigen gut geordneten, und von allen anderen Dingen abgesonderten (das heißt z. B. von der Angabe des specifischen Gewichts in Zahlen, der weiteren geometrischen Bestimmung der Formen, den Resultaten der chemischen Analyse u. s. w.) Beschreibung anheben müsse. Man könnte diese Beschreibung die charakterisirende, die andere

dere aber, welche keine Grenzen hat, die weitere Beschreibung nennen. In die letztere nun gehören zuförderst die genaueren Bestimmungen aller der Merkmale, welche in der vorangehenden charakterisirenden nur in soweit bestimmt wurden, als zum Wiedererkennen nothwendig war; sodann auch die genauste Erklärung chemischer, und auch sogenannter physikalischer Eigenschaften, welche den angegebenen Grundsätzen gemäß aus der charakterisirenden Beschreibung streng ausgeschlossen bleiben müssen; zuletzt können die sogenannten empirischen, geognostischen und historischen Kennzeichen folgen. Hiernach wird es leicht seyn, das, was Hauy über die Charakteristik der Mineralien vorbringt, gehörig zu würdigen. So gehört das specifische Gewicht in Decimalbruchtheilen nicht, wie er meint, in die charakterisirende; sondern vielmehr in die weitere Beschreibung. Die Härte will er in Vergleichung mit einer Stufenfolge harter Körper angeben, die er weiter unten p. 348 als Quarz, Glas, kohlengesäuerten Kalk nennt; dieß ist für die weitere Beschreibung sehr zu loben, eben so sehr aber für die charakterisirende zu tadeln. Karsten, der übrigens, sehr oft wenigstens durch unzeitige Verschweigung, dem Verfasser überhilft, kann es doch hierbey nicht über sich bringen, nicht mit der Aeusserung herauszubrechen, daß ihm Werners Methode hierin doch vorzüglicher scheine, weil sie dem Gedächtnisse nur 4 Abtheilungen gebe, die dennoch begrenzt sind, und in der Anwendung bequemer ist; hier hätte Karsten, unbeschadet der Hochachtung für sein Original, die Vorzüge der Wernerischen Methode vollständig und gründlich, jedoch kurz berühren, und die Deutschen vor einem Rückschritt nach Hauyscher Autorität warnen können und sollen; denn wiewohl dem Kenner hierüber kein Zweifel ist: so ist doch auch hierin die Zahl der Nachbeter groß, deren Beobachtungen und Beschreibungen, wenn sie in Hauys Manier abgefaßt sind, alle Brauchbarkeit verlieren. Wie schwankens ist folgende Aeusserung Hauy's: es können (?) auch noch besondere Kennzeichen nach Umständen (?) den vorhergehenden hinzugefügt werden, wie z. B. durch Wärme erregte Elektrizität, oder Phosphorescenz bey Einwirkung des Feuers. »Ich werde mich vorzüglich befleißigen, den Charakter genau anzugeben, der aus der mechanischen Theilung entsteht, und nicht bloß die Anzahl der Durchgänge der

Blät-

Blätter, sondern auch die Winkel angeben, welche die Blätter, vermöge ihrer verschiedenen Richtungen, mit einander bilden.« Dieß ist sehr zu loben; gehört aber nicht in die charakterisirende Beschreibung. Von den Kennzeichen, zu denen man chemische Reagentien braucht, die er auch mit aufnehmen will, gilt ein gleiches, weil sie einen Apparat erfordern, den man nicht immer bey sich haben kann, das Mineral beschädigen, und es zum Leben erwecken.

Dieß nun sagt der Verf. über die Bestimmung der Gattungen; er fährt zur Weiterbestimmung derselben in Varietäten fort. Hier wird er »zuerst auf die Formen sehen, da sie am meisten Aufmerksamkeit verdienen.« Man muß mit auf die Formen sehen; aber warum am meisten, und warum sie am meisten die Aufmerksamkeit verdienen, das sieht bloß der Atomistiker ein; Rec. glaubt vielmehr, daß die Form auch zum Eintheilungsgrunde der Arten untauglich, und bloß bey Abänderungen, oft der zweyten Stufe erst, anwendbar sey; der Raum gestattet nicht, es hier zu beweisen. Und wie nun will Hauy, wenn er einmal die Formen als Eintheilungsgrund der Arten angenommen hat, bey derben Stücken und auch bey gemeinen Gestalten überhaupt auskommen? Daß aber Hauy die bey der Gattung zu Grund liegende Form, und ihre sekundären Gestalten genau beobachtet, auch eine kurze Sprache für ihre Bezeichnung (die aber, wenn man sie von Atomistik befreyt, einige Modifikationen erleiden muß) erfunden hat, das ist sein eigenthümliches nicht zu verkennendes Verdienst, was dieß sein Werk zu einem wahren Schatz für die Erweiterung der Mineralogie macht. Nur hätte ihn dieß nicht zu Einseitigkeit, und Zerstörung der charakterisirenden Beschreibung verleiten sollen, in welcher dieß weder vorherrschen, noch überhaupt vorkommen soll. Werner hat für die charakterisirende Beschreibung das wahre Maaß der Bestimmtheit der Formen genau getroffen; und Hauy hätte dieß beybehalten, seine weiteren schätzbaren Entdeckungen aber zum Schmuck der weiteren Beschreibung benutzen sollen. Dieß gilt auch von der Stadbestimmung der ebnen und körperlichen Winkel an den Crystallen. Die Abänderungen, die sich auf Farben, Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit beziehen, sollen bey ihm gleichsam die letzten Schattirungen des Gemäldes ausmachen. Hierauf sol-

folgen einige Beyspiele seiner Charakteristik, welche als ein unverständliches Hysteron proteron für den Anfänger da stehen; für den Kenner der Wissenschaft aber das Urtheil des Rec. bestätigen werden.

S. 39. Zum Schluß dieser Abhandlung sagt der Verf.: »daß ein Anfänger, der, die Stücken in der Hand, ein auf die äußeren Kennzeichen gegründetes System (soll wohl heissen: ein System, dessen Beschreibungen nach äußeren Kennzeichen gebildet sind) studirt, es dahin bringen kann, daß er alle anderen Stücke, die ihm vorkommen, erkennt.« »Das aber kommt daher, weil er durch das System geübt worden ist, die Gegenstände mit den Augen und dem Gefühle zu untersuchen, diese Gewohnheit in ihm einen Eindruck erzeugt hat, welcher bey ihrer Gegenwart wieder erwacht, und wovon er den Grund, mit Hülfe der Sprache deutlich zu entwickeln, sehr in Verlegenheit seyn würde.« Hierin aber irrt sich der Verf. gar sehr; dieß ist nur bey rohen Anfängern der Fall, nie bey einem wirklich methodisch geübten Gelehrten; denn wenn gleich der letztere, vermöge seiner Fertigkeit, blitzschnell richtig urtheilt: so wird er doch im mindesten nicht in Verlegenheit seyn, die ganze Beschreibung, die ihn im Fluge des Urtheils richtig leitet, nicht etwa memoriter herzusagen; sondern sogleich nach den Regeln, von dem vorliegenden Mineral zu entwerfen; dieß letztere wird für einen Schüler Hauys nie möglich seyn, er habe denn immer einen ziemlichen Apparat von Reagentien, geometrischen und physikalischen Instrumenten bey der Hand, und man gebe ihm dann die Mineralien zu freyer, oftmals ihnen verderblicher Disposition; ohne das System der äußeren Kennzeichen zu studieren und richtig anzuwenden, wird er es nie hierin der Wernerischen Schule gleich thun, deren fähigere Schüler hierin Jeden in Erstaunen setzen; und wenn er ja ohne jenen Apparat trifft: so geschieht dieß durch ein dunkles Vorschweben des ganzen Habitus, welchen eben Werner bey Lichte und planmäßig betrachtet, und dadurch erst eine wahre Fertigkeit, die in jedem Falle sicher ist, hervorbringt, ohne solcher Weitläuftigkeiten zu bedürfen. Hierdurch aber wird von Rec. keinesweges der große Werth aller tieferen Erkenntnisse durch allseitiges Experiment geläugnet. S. 40 erzählt der Verf., was er noch weiter in

An-

Anführung merkwürdiger geschichtlicher Momente der Wissenschaft bey jedem Mineral thun wolle, so auch in Absicht seines medizinischen und technologischen Gebrauchs; und es kommt mir dieß, falls es nur mit Ordnung und Präcision geschieht, sehr lobenswerth vor. »Der Gesichtspunkt, fährt er fort, aus welchem ich die Mineralogie in diesem Lehrbuche betrachtet habe, forderte, daß der Leser zum Studium des Systems durch eine Entwickelung der Kenntnisse, welche den Plan desselben anzugeben gedient haben, vorbereitet würde. Ich habe alle Sorgfalt angewendet, dieß in einer Reihe von Abschnitten zu thun, worin ich die Grundsätze entwickele, welche den Eintritt in die Wissenschaft zu erhellen geschickt sind. Ich habe darin auf zweyerley Weise die Theorie der Gesetze dargelegt, welchen die Struktur der Crystalle unterworfen ist, theils durch blosses Räsonnement mit Hülfe deutlicher Figuren; theils in einem besondern Abschnitte, vermittelst der mathematischen Analyse, wodurch die Resultate alle hier mögliche Allgemeingültigkeit erhielten.« Was heißt »Theorie der Gesetze?« Etwa Beweis der Nothwendigkeit derselben? im mindesten nicht; oder Construktion individueller Gestalten nach diesen Gesetzen? dieß wird allerdings versucht, weder aber rein ideal geometrisch, noch der Idee der Naturbildung gemäß, wie Rec. unten zeigt. Und was heißt das: »blosses Räsonnement?« etwa nur vorläufige Anschauung ohne Beweis und Bestimmtheit? Wozu aber nützt ein solches? und ist es nicht vielmehr Veranlassung, den Beyfall des ungeometrischen Lesers zu erschleichen, indem dieser denken wird: es wird ja wohl wahre Gründe und tiefe genügende Construktionen anderswo für den Gelehrten in einem Heiligthume geben, als dessen Priester man ihm glauben müße? — Gewiß hat der Verf. durch diese von allen Seiten zwecklose Trennung selbst der Verständlichkeit seines Vortrags und dessen natürlichem Zusammenhange sehr geschadet. Gründliche Leser werden finden, daß das im sogenannten räsonnirenden Theile durchaus unverständlich und unanschaulich bleibt, (ein Deutscher wenigstens kann sich in einer so mangelhaften Einsicht keinen Augenblick selbst genügen) wenn er nicht in den Elementen der Geometrie (denn höhere Geometrie und höhere Analysis wird hier nicht erfordert) genugsam bewandert, sich sogleich selbst die nöthigen Wahrheiten beweisen kann.

Nun

Nun gedenkt Haüy ehrenvoll, so wie sie es vollkommen verdienen, der Künstler Brochant, Tremery, Cordier, Lefroy, Gallois, Houry, Depuch, Cressac, Ducros und Hericart, welche die vortreflichen Zeichnungen so richtig und sinnreich entwarfen und ausführten. Selbst in dieser guten Copie lassen sie nichts zu wünschen übrig; denn sie leisten für den, der inner geometrische Anschauungen hat, alles Mögliche, was eine Flächendarstellung von Körpern nur immer leisten kann. Noch erzählt Haüy ganz kurz den Hergang, wie er zuerst mit eignen Kräften allein das ganze Gebiet der Crystallisation umfaßte, worin er allerdings, so erschöpfend als nur möglich, die Natur betrachtend ordnete; nur sich nicht rühmen sollte, bis zu den Ursachen der interessantesten Erscheinungen vorgedrungen zu seyn; denn zu den wahren Ursachen der Dinge verschließt er sich durch atomistische Bollwerke den Weg, vielleicht auf immer. Endlich gedenkt er dankbar seiner Collegen Gillet, Lelièvre, Lefebure, Dolomien, Alexander Brongnart, Vauquelin, Coquebert, Tonnellier, durch deren freundschaftliche Mittheilungen er viele Aufschlüsse und Berichtigungen erhalten hat.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

Oh.

Botanik.

Journal für die Botanik. Herausgegeben vom Medicinalrath *Schrader*. — Erstes Stück. 1801. Mit 2 Kupfertafeln. Göttingen, bey Dieterich. 1802. $17\frac{1}{2}$ B. — Zweytes Stück. 1803. Mit 6 Kupfertafeln und dem Bildnisse des Prof. Schwartz. Ibid. 1803. 15 B. 8. Beyde 1 Rg. 8 gr.

Durch die in diesem bekannten und beliebten Journale aufgenommenen Original-Aufsätze fährt der Herausgeber fort, nähere Kenntniß verschiedener, vorzüglich kryptogamischer Gewächse zu befördern. Sehr belehrend für die Freunde und Liebhaber dieser Pflanzen, sind aus dem ersten Stück die Abhandlungen: 1) Wahrscheinliche Ent-

Ver-

deckung der Befruchtungsart der Farrenkräuter, von J. J. Bernhardi. Der Verf. dieses Aufsatzes hat neulich unter Häutchen auf den Blättern der Farrenkräuter, über oder neben den weiblichen Geschlechtstheilen, Kügelchen entdeckt, die er für die männlichen Theile hält, und weßhalb er jene Häutchen Hypospermatocystidium zu benennen vorschlägt. Er nahm sie bey Asplenium Scolopendrium weg; und es erfolgten keine Saamen. Dieß beweiset aber noch nichts. Denn wie, wenn die Saamen nur Keime oder Augen, und mehrere kryptogamischen Gewächse plantae viviparae (so wenigstens erklärte sich Rec. jetzt die plant. aphroditas Gaertneri!) wären: bedürften es auch dann noch männlicher Theile zur Befruchtung? Und mußte nicht bey der Wegnahme jener Häutchen schon durch die hierdurch verursachte Verwundung einiger zur Bildung der Keime nöthigen Gefässe die Unfruchtbarkeit erfolgen? Doch dem sey, wie ihm wolle; der Verf. hat trefflich beobachtet, und seine Entdeckung verdient Dank; gesetzt, daß sie uns auch hier nicht viel weiter führen sollte. — 2) Cinclidium, eine neue Moosgattung, entdeckt und beschrieben v. Ol. Swartz. 3) Ueber die Eyerchen der Fuci, v. Prof. Mertens. 4) Plantae cryptogamicae novae, rariores, aut minus cognitae, specimen secund. vom Hedwig. — Aus dem zweyten Stück dieses Journals werden gleichfalls denen, die das Studium solcher Gewächse so recht con amore treiben, die beyden ersten Abhandlungen willkommen seyn, nämlich: „Observationes botanicae genera et species Filicum illustrantes, auct. O. Swartz," und, »Ueber Conferva fluviatilis und toro'osa Roth's, nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Ordnungen, Gattungen und Arten der Pflanzen, von Dr. Mohr, Aber auch für Unterhaltung und Belehrung anderer Pflanzenforscher ist hier gesorgt, theils durch die unpartheyische Literatur und interessanten Korrespondenz-Nachrichten; theils durch schätzbare Auszüge aus Ruiz und Pavon Flora Peruv. Cavanilles Icon. et Descript. plant. hispann. und E. P. Ventenat Descript. des plantes nouvelles et peu connues, cultivées dans le jardin de Cels — woraus man eine große Menge ganz neuer Gattungen und Arten kennen lernen wird; theils und vorzüglich durch Berichtigungen und Zusätze zu dem Verzeichnisse der in der Oberlausitz wildwachsenden Pflanzen,

von

von Oettel, so wie endlich durch Bemerkungen über die Gattungen Illecebrum und Dianthus, jene von Villars, diese von Balbi. Daß die Nelken, wie letzterer behauptet, gar veränderliche, vielgestaltige Pflanzen sind, davon hat sich ohnlängst auch Rec. überzeugt, indem er aus dem selbst aufgenommenen Saamen des Dianth. arboreus den gewöhnlichen D. caryoph. und aus dem Saamen einer besondern gefüllten Abart, die zwischen D. chin. und barb. das Mittel hält, außer mehreren Spielarten, den D. barbatum rein und schön erhalten hat. Nun haben freylich Hrn. Balbis drey neue Arten, nämlich 1) D. alpestris, florib. solitariis, squammis calyc. duab. cordatis, brevissimis, corollis emarginatis, caule erecto; 2) D. furcatus, caule bifloro, sq. calyc. oppositis binis, tubo admodum brevioribus; und 3) D. tener, caule unifloro, corollis fimbriatis, sq. calyc. plerumque duabus, vix calyce brevioribus, foliis linearibus, subulatis, — in Zeit von 10 Jahren niemals die geringste Abänderung im Turiner bot. Garten gezeigt. Allein erst dann, wenn sie, in einem andern Boden und unter einem andern Klima aus Saamen erzogen, den angegebenen Charakter beybehalten, und sich nicht denen bis jetzt bekannten Arten nach und nach immer mehr nähern: dann erst wird man sie mit Recht für drey neue Arten halten können. Nach Ventenat's Beobachtung in der oben erwähnten description des plantes etc. soll nicht bloß der hierin bestimmte und abgebildete Dianthus monadelphus, sondern es sollen alle Arten dieser Gattung monadelphisch seyn! —

Az.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Dresdner Residenz-Calender auf das Jahr 1805. Dresden, auf Kosten des Verf. Jos. Friedr. Dorn. 132 S. 12. (auf Schreibp. 8 gr. auf Druckp. 6 gr.)

Das, was Rec. von dem vorjährigen Kalender (A. D. B. 87. S. 138) sagte, daß er nämlich auch für andere, die

weder zu dem Dresdner Hofstaate, noch auch zu Dresdens Bewohnern gehören, nützlich seyn könnte, kann auch mit Recht von dem gegenwärtigen Kalender gesagt werden. Er enthält nämlich, ausser dem, was ihm als Residenzkalender gehört, auch noch den Judenkalender, eine Lebensbeschreibung des Churfürsten August, einen Nachtrag zu den Erfindungen in Sachsen und von Sachsen, ein alphabetisches Verzeichniß der Jahrmärkte in Sachsen ꝛc. — Dresdnern, besonders aber solchen, die zum Hofstaate gehören, werden, ausser den Artikeln, die dieser Kalender mit seinem Vorgänger gemein hat, besonders folgende hinzugekommene angenehm seyn. Bestimmung der Tage und Stunden, wenn sich die Diensthabenden Damen und Cavaliers versammeln; Kleidung der Damen und Cavaliers an Gala- und Trauertagen; Tage, an welchen die gute Livrée getragen wird; Uebersicht der Kirchenmusiken ꝛc., aber — eine Hof- und Rangordnung, die schon Mancher im vorigen Jahre gewiß sehr ungern vermißt hat, vermißt man auch in dem dießjährigen Kalender. Woher mag dieses wohl kommen? — Da zu Anfang des Jahrs 1805 Landtag in Dresden ist, und verschiedene, die Landstände betreffende Nachrichten darinnen zu finden sind: so wird auch diesen die Erscheinung dieses Residenzkalenders willkommen seyn.

Ha.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Conspectus bibliothecae glotticae universalis propediem edendae, operis quinquaginta annorum, auctore *Christophoro Theophilo de Murr.* Norimbergae, in bibliopolio Monath - Kusleriano. MDCCCIV. 32 S. 8. 5 gr.

Der gelehrte Verf. sagt im Vorbericht, daß er schon seit 1753 angefangen habe, das unermeßliche Feld der Sprachen in Gedanken zu durchwandern, wobey ihm seine leib-

kiblichen Wanderungen sehr zu Statten gekommen seyen. Jetzt erinnere ihn sein Alter an die zu beschleunigende Erfüllung seines Vorsatzes, eine glottische Bibliothek zu schreiben, und damit er sich auch selbst daran erinnere, giebt er hier den Plan seines in der Arbeit seyenden Werks. Da dieser nun selbst eine tabellarische Skizze ist, so leidet er natürlich keinen Auszug. Der General-Inhalt ist indessen folgender: 1) Von Sprachen überhaupt — Buchstaben oder Schreib- und Gedankenzeichen (wozu Stenographie und Pasigraphie, Kryptographie, Telegraphie, Dechiffrirkunst, Unterrichtskunst für Taubstumme, u. s. w. gehört). 2) Allgemeine Sprache; 3) Ursprache; 4) Alle bekannte Alphabethe; 5) Allgemeine Sprachlehren; 6) Grammatiken mehrerer Sprachen zugleich; 7) Polyglottenwörterbücher; 8) Polyglottenbibeln; 9) Vaterunser-Sammlungen.

Hierauf der speciellere Grundriß für einzelne Sprachen, die der Verf. mit Recht nicht nach den Welttheilen classificiren will, (weil die Sprachstämme oft aus einem Welttheil in den andern wurzeln).

Bey der Classificirung dieser Sprachen sey uns bloß folgendes Wenige anzumerken erlaubt. S. 7 rechnet Hr. v. M. die albanische Sprache zu den Töchtern der Lateinischen; doch mit mehrerem Rechte hat er sie auf der folg. Seite wieder isolirt. Der größte Theil der Graubündtischen Sprache S. 8 scheint mehr aus der italiänischen und deutschen gemischt, als ein Dialekt von jener, der Hauptstoff aber die alte Romanza zu seyn. So ist auch das Wallachische, wovon das Moldauische ein Dialekt ist, besser S. 8 einzeln, als unter den Töchtern der Lateinischen S. 7 aufgeführt. Eine alte Lokal-Sprache — die thracische vermuthlich — blickt überall in derselben noch vor, besonders von grammatischer Seite. Unter der lingua vetus Germanica sollte eigentlich das mösogothische voran stehn; denn daß sie S. 10 die nächste Verwandte des Isländischen heißt, rührt wohl von einer durch schwedische Sprachforscher veranlaßten Täuschung her, die einige Verse aus den ulfilanischen und isländischen Evangelien, welche zufälligerweise viel Aehnlichkeit zeigen, ausgehoben und mit einander verglichen haben. Der mösogothische Dialekt ist so nahe mit südlichgermanischen, als mit dem alt-skandinavischen befreundet.

Ueberhaupt würde Rec. diesen Abschnitt von der altdeutschen Sprache so gefaßt haben, daß 1) der mösogothische Dialekt bloß eine bald verloschene Nachkommenschaft gehabt; 2) der süddeutsche aber sich in den allemannischen und fränkischen, — letzterer längs dem Main, Rhein und der Mosel bis an Westphalens Gränze sich ziehend, — getheilt habe. Die nördlich-teutonische Sprache war entweder die altsächsische oder die skandinavische. Jene begann in Westphalen, begriff Friesland, das heutige Holstein und Mecklenburg, u. s. w. Aus dem Friesischen und Holsteinischen Dialekt, mehrere Küsten der Nord- und Ostsee mit eingeschlossen, bildete sich das Angelsächsische, dessen Stieftochter die Englische Sprache ist. Von den Töchtern der Saxonica vetus aber leben noch der Belgische, Batavische und Plattdeutsche Dialekt; der aber in mehrere Dialekte von der Weser an bis an die Düna sich theilt. Die türkische und tatarische Sprache gehört unsers Wissens unter einen Stamm, und ob einige von denen unter dem letztern angeführten Sprachen nicht dem mongolischen Sprachstamme angehören, wollen wir der eignen Beurtheilung des Verfs. anheim geben.

Wenn es indessen S. 16 heißt: Persica hodierna mixta est cum *graecis*, arabicis atque tataricis vocibus, interspersis nonnullis *germanicis* et *slavicis*, so erklären wir uns diese Vermischung unsern Forschungen gemäß, dergestalt, daß wir das neuere Persische nicht nur, sondern auch die meisten indostanischen Sprachen, die Töchter der Samskrd sind, zu einem gemeinschaftlichen Urstamme, der das Griechische, Lateinische, Sarmatische mit seinen slavischen Töchtern (vielleicht auch das Finnische) und Germanische einschloß, rechnen. — Doch der Verf. wollte hier nicht den Grundriß einer Glossologie, sondern eine glottische Bibliothek entwerfen. Und welcher Gelehrter in ganz Europa konnte dieß sicherer zu unternehmen wagen, als er, dessen ausgebreitete Kenntnisse und Verbindungen durch alle Welttheile ihn in den Stand setzen, den Wust der alten Grillen in diesem Fache auszutilgen, und den nachbetenden Compilatoren einen festen Stab ihrer schwankenden Meinungen in die Hand zu geben. Er thut daher sehr wohl, daß er diese Materie lateinisch behandelt; denn die ausländischen Schriftsteller bedürfen in diesem Felde noch weit mehr als unsere Landsleute, und meist nicht vielweniger,

als

als Hr. Alanus Dumeulin in der Vorrede zu seiner celtischen Grammatik, einer Zurechtweisung. —

Spanische Sprachlehre, nach den besten Hülfsmitteln bearbeitet von J. F. Sandvos. Berlin, bey Mauck. 1804. XXXIV. u. 293 S. gr. 8. 1 Rg.

Der Verf. dieser spanischen Sprachlehre hat zwar seinen Beruf, eine solche zu schreiben, nicht angegeben, ob er z. B. in Spanien selbst sich eine hinlängliche Zeit aufgehalten; oder außer diesem Reiche wenigstens mit Spaniern so viel Umgang gepflogen, als zu näherer Kenntniß dieser Sprache genügt; oder ob er bloß diese Sprache in ihren Klassikern gründlich studirt habe. Vielleicht wäre diese Legitimation an dem Orte seines Aufenthalts, oder in dessen Umgegend, weniger nöthig, als für entfernte Leser seines Buchs, wie Rec. ist. — Inzwischen hat er, laut der Vorrede desselben, aus guten Quellen geschöpft, und uns dünkt diese Grammatik eine der besten deutsch geschriebenen, die uns vorgekommen sind. Die voranstehende Geschichte der spanischen Sprache ist besonders schätzbar, und der Gebrauch der Redetheile umständlich abgehandelt.

Bey einer zweyten Auflage wünschten wir jedoch Einiges noch verbessert, z. B. was jene Geschichte der span. Spr. betrifft, so sind wir aus verschiedenen Gründen der Meinung, daß das Baskische die Ueberbleibsel der allgemeinsten altspanischen Sprache, nämlich der cantabrischen, enthalte; daß bloß an den schmalen Küsten-Strichen sich in den ältesten Zeiten phönizische und griechische Kolonieen angesiedelt haben mögen, (so wie jetzt europäische an den Rändern von Afrika u. s. w.) und daß die keltischen Eroberungen von Galliens Seite wenig Spuren in der spanischen Sprache zurückgelassen haben. Noch eine Bemerkung können wir nicht übergehen: wenn nämlich der Verf. sagt, der Gebrauch der Hülfswörter haben und seyn, schreibe sich von deutschen Völkern, z. B. den Gothen und andern ihrer Landesleute her: so weiß Rec. aus gründlichen Untersuchungen, daß in jenen alten Zeiten und bis zum 9. u. 10ten Jahrhundert (wo die spa-

 nische

nische Sprache, oder wenigstens ihre Mutter, die Romanze, schon größtentheils gebildet war) die erwähnten Hülfszeitwörter noch nicht in irgend einem deutschen Dialekt existirten; sondern diese letztern sämmtlich sich mit dem simpeln Präteritum: ich liebte, ich schrieb — behalfen; ja daß ihnen sogar das Futurum noch mangelte, welches sie kurz hernach auf allerhand Art, besonders mit skal, soll, zu umschreiben anfiengen. Hingegen die latina rustica hatte längst schon das habere und esse als Hülfszeitwörter in sich aufgenommen.

Unter den Regeln der Aussprache weicht der Verf. — und wie wir glauben, mit Recht — darinnen von den gewöhnlichen spanischen Sprachlehren ab, daß er das d zwischen zweyen Vokalen und am Ende nicht ganz unausgesprochen lassen, sondern leise gehört wissen will (wo freylich von der gemeinen nachläßigen Sprechart die Rede nicht seyn kann); ein Gleiches findet in der Aussprache oder Verschweigung des h statt, welches, zumal wenn es die Stelle des f vertritt, die Castilianer mehr als andere Provinzialen hören lassen, sollten auch gleich die gemeinen Spanier diesen Unterschied nicht beobachten.

Uebrigens wünschen wir, daß einigen Beyspielen der Regeln sowohl als den Uebungsstücken die deutsche Uebersetzung nicht fehlen möchte, da doch einem, der diese Grammatik studirt, nicht immer ein spanischer Sprachlehrer zur Hand seyn kann; wenigstens sollten doch wohl die schwereren Wörter unter dem Texte erklärt seyn, so wie wir auch das Kapitel von der Rechtschreibung lieber gleich nach den Regeln der Aussprache gesehen hätten.

Wa.

Französische Thalia, oder Gespräche aus Moliere, zur Erlangung der Fertigkeit, gutes Französisch zu sprechen, gesammelt von Dr. *I. I. M. Valett.* Hamburg, bey Bachmann. 1804. 11 B. 8. 12 gr.

Nach des Verfs Erklärung hat diese Französische Thalia mit der von ihm herausgegebenen Brittischen und Römischen

schen einerley Zweck. Um diesen kennen zu lernen, verweist er auf die den beyden letztgenannten Thalien beygefügten Vorreden. Rec., der weder die Brittische noch die Römische Thalia je gesehen, und wenigstens für jetzt keine Gelegenheit hat, sie kennen zu lernen, kann bloß aus dem Titel auf die Absicht von der Erscheinung der Französischen Thalia schliessen. Die aus Moliere's Komödien genommenen Gespräche sollen, nach demselben, zu der Fertigkeit, gutes Französisch zu sprechen, verhelfen. Ueber die zu diesem Zwecke getroffene Wahl sucht sich der Herausgeber in der Vorrede zu rechtfertigen. Er sagt, er besäße keinen neuern und vollkommneren Meister in der Kunst, Lustspiele zu schreiben, die er die erheiterndste und bildendste aller schönen Künste nennt. Daß er keinen besitzt, glaubt Rec. gerne; daß aber auch keiner existire, nicht. So hervorstechend Moliere's Talente für sein Fach waren, so wenig kann man läugnen, daß seine Darstellungen zuweilen zu tief ins Niedrig-komische herabsinken. Inzwischen wird der Kenner Molieren seinen Platz unter den klassischen Schriftstellern in seinem Fache nicht streitig machen, ohne deßhalb zuzugeben, daß er in den neuern Zeiten nicht erreicht oder wohl gar übertroffen worden sey. So war Luther für sein Jahrhundert Muster in der deutschen Sprache. Würde aber wohl jetzt ein Schriftsteller Beyfall finden, der seine Schreibart, außer bey absichtlichen Parodieen, geradezu nachahmen wollte? Die nämliche Bewandniß hat es, wenn gleich nicht in gleichem Grade, mit Moliere. Die Sprache in seinen Lustspielen war damals Sprache des gemeinen Lebens, und ein Deutscher, der zu Moliere's Zeitalter mit derselben vertraut werden wollte, konnte aus keiner bessern Quelle schöpfen. Wie sehr ist aber nicht die jetzige französische Conversationsprache von der damaligen verschieden! und wie lächerlich würde man sich in Paris machen, wenn man Moliere's Ausdrücke und Wendungen ohne die gehörige Einschränkung brauchen wollte! Manche sind jetzt wenig oder gar nicht mehr gebräuchlich, manche bloß Eigenthum des Pöbels; mit manchen verbindet man wohl auch gegenwärtig einen andern Sinn; diejenigen aber, die auch noch heutiges Tages gäng und gäbe sind, auszuwählen — das ist nicht Sache des Anfängers. War es also unsers Verfs. Absicht, seine Leser mit der neuern französischen Conversationsprache ver-

kannt zu machen: so mußte er auch neuere Muster wählen; und daran fehlt es doch wirklich nicht. Ohne eben die neuesten zu erwähnen, führt Rec. nur Berquin's Schauspiele für Kinder und junge Leute, und die Amusemens de société an, welche unterhaltende Proverbes dramatiques enthalten, von denen einige in den Leçons méthodiques de la langue françoise pour les Allemands stehen, welche Dr. le Baur 1787 zu Stuttgard in der nämlichen Absicht drucken ließ, die den Hrn. Valett bey der Herausgabe der Französischen Thalia leitete.

Wm.

Erziehungsschriften.

Neueste Leseschule für Mädchen; oder Unterricht in der Buchstabenkenntniß und im Lesen nach einer neuen und leichten Methode, vom Verf. des neuen ABC- und Lesebuchs in Bildern rc., mit 23 Bilder-Püppen auf 6 Kupfertaf. Leipzig, bey Voß. 1804. 1 Rk. 16 R. ohne Kupfer 18 R.

Der Verf., der ein ähnliches Buch, Leseschule für Knaben, herausgegeben, das in der N. A. D. Bibl. B. 66 von einem andern Rec. beurtheilt ist, hat diesem eine ähnliche Einrichtung gegeben. Auch dießmal hat er die synthetische Methode gewählt und Alles in Abschnitte und Uebungen getheilt. Daß man bey dem ersten Unterricht Kinder zuerst vergleichen und unterscheiden lehrt, daß man Buchstaben durch kleine Abänderungen entstehen läßt, ist zweckmäßig; aber wozu bedarf es der Erklärung, was Buchstaben sind, und der Angabe des Anschlagepunkts und des Tons. Indem man auf diese Art Kindern so viel erklärt und sich bey einigen Dingen zu lange aufhält, verfährt man aus Liebe zur Methode, unmethodisch. — Der Tugendspiegel S. 75 ff. giebt kein natürliches Bild: er ist zu hell geschliffen und blendet das Auge; die darin enthaltenen Gedanken können als moralische Betrachtungen für erwachsene Mädchen brauchbar seyn: sind aber folgende Gedanken für Kinder, denen doch der größte Theil dieses

Buchs

Buchs bestimmt ist? »Das Ziel, das gemeinschaftliche »Ziel, welches alle Menschen erringen sollen, ist Tugend, »erhöhete Vollkommenheit des Wissens, Bildung und »Uebung zu Allem, was edel, gut und schön ist. Durch »Fleiß und Rechtschaffenheit arbeitet sich oft der Niedrig»ste empor, und Redlichkeit mit Geschicklichkeit gepaart, »werden, wie verderbt die Welt auch immerhin seyn mö»ge, ihren Mann gewiß so leicht nicht fallen lassen; son»dern selbst den Aermsten auf die Beine helfen.« (Ein unedler Ausdruck). Ueber einzelne Tugenden sind Vorschriften gegeben; aber ganz im Lehrton und oft in gekünstelten Ausdrücken, z. B. Aufrichtigkeit. »Gebrauche »nie schadenbringende Einkleidungen, deine Gedanken müs»sen recht und schuldlos seyn, und deine Reden stets mit »ihnen übereinstimmen. Die Tugend erwirbt das Ver»trauen Anderer, wodurch man Berge versetzen kann« (das sagt man wohl passender von dem Muthe und Vertrauen zu sich selbst und auf den göttl. Beystand). Der Verf. schlägt ein moralisches Tagebuch vor, in dem die vorhergenannten Tugenden aufgestellt sind, und giebt Erinnerungen, wie man sich zu diesen Tugenden gewöhnen soll. Dieß ist die Art, wie Franklin seine Besserung beförderte, und im erwachsenen Alter ist sie auch anwendbar. Es folgt dann ein Plan für die Anwendung der Stunden des Tages, und auf einigen Blättern Buchstaben zum aufkleben.

Die Kupfertafeln enthalten größtentheils Gegenstände aus dem gemeinen Leben, die Abbildungen einer Viehmagd, Näherinn, Ausgeberinn, die zwar besser gezeichnet und kolorirt sind, als man sie häufig in Bilderbüchern findet; doch sind die auf den 2 ersten Tafeln den folgenden an richtiger Zeichnung und Ausdruck nicht gleich. Wozu nützt es durch Abbildung solcher Gegenstände, die man täglich sieht, den Preis eines Buchs so sehr zu erhöhen, daß es nur von Wenigen benutzt werden kann? Das Papier und der Druck des Buchs sind gut, und jener Mängel ungeachtet, verdient es doch zu den besseren gezählt zu werden.

Fn.

Neue Fibel für Kinder, oder methodischer Elementarunterricht im Lesen und Abstrahiren nach Pesta-

lozzi, Olivier und eigenen Ideen, von M. Fr. Herrmann, Konrekt. in Lübben, mit 14 Kupf. Leipzig, bey Hinrichs. 1804. gr. 8. 1 Rg. 8 gr. Schrp. 1 Rg. 12 gr. geb.

Und als Anhang:

Ueber den Zweck und die praktische Anwendung des Elementarunterrichtes in vertrauten Briefen.

Dieses Elementarbuch ist keine von den gewöhnlichen, ohne Plan und Zweck abgefaßten Kinderschriften, mit einer Anpreisung einer neuen Lehrart aus merkantilischer Spekulation; es ist das Produkt eines fleißigen und denkenden Schulmanns, der sich schon durch mehrere Schriften, z. B. seine moralische Kinderbibliothek, vortheilhaft bekannt gemacht hat. In dem Anhang für Lehrer, den Rec. besonders zur Beurtheilung des El. B. empfiehlt, giebt uns der Verf. den Gesichtspunkt zur Beurtheilung seiner Schrift an. — Nachdem er über das Unzweckmäßige des bisherigen Lehrunterrichts gesprochen, auf die ältere traurige Periode der deutschen Pädagogik zurückgeführt und an Basedows Verdienste erinnert hat, kömmt er auf Pestalozzi, dessen Ideen, von dem anschaulichen Unterrichte zu dem symbolischen fortzugehen, und jenen zur Grundlage zu gebrauchen, zwar nicht neu wären; der aber den Satz: »Nimm »die Sinne des Kindes von dem Augenblick an, da du be»merkst, daß sie ihre Operationen anfangen, die Dinge der »Aussenwelt zu unterscheiden, sorgfältig in Anspruch, und »befördere, indem sich deine Kunst dem Willen der Natur »anschmiegt, die Thätigkeit derselben« aus dem Wesen des Menschen hergeleitet, für die früheste Bildung des Menschen mehr als irgend ein Anderer fruchtbar gemacht, und mit Konsequenz und mit warmer Liebe angewandt habe. Sein größtes Verdienst bestehe aber in der Art, auf welche er die Sinne und den Geist des Kindes, sofern seine Kräfte dazu empfänglich sind, zu ergreifen versteht, so wie er durch die Entwickelung der intellektuellen Kräfte auch die moralische Bildung befördert, und allmälig auf die Idee eines Welturhebers leite. Indessen scheint Pestal. dem Verf. den Zweck des Elementarunterrichts nicht scharf genug ins Auge

ge-

gewußt zu haben, und seine Methode keine ausreichende Vollständigkeit zu besitzen.

Was bey der Erläuterung des ersten Punkts bemerkt wird, ist gegründet; es muß für den Lehrer selbst ein schwankendes Verfahren und unzählige Mißgriffe hervorbringen, wenn ihm dieß Princip im Dunkeln liegt, so wie der Schüler am Geist verschroben wird und in einem Wirrwarr von Ideen sich umhertreibt.

Der Verf. setzt den Zweck des Elem. Unterrichts darin, daß das Kind dadurch, daß man es kennen lehrt, was Natur und Menschen in der Welt gethan haben, und welches die Beziehungen zwischen ihm und allen andern Wesen sind, in der Welt sich fixire. Dieß schwere Geschäfft werde nun zwar von der Natur durch äußeres Einwirken erleichtert; aber die Kunst müsse ihr zu Hülfe kommen und sie beherrschen; dieß Problem habe Pestal. zu lösen versucht. Die verschiedenen Beziehungspunkte, die das Nachdenken des Kindes bestimmen sollen, werden von dem Verf. Rektions-Punkte genannt, weil von ihnen aus die Natur im Kinde beherrscht und dem Gesetze der Kunst unterworfen wird. Er nimmt außer den 3 Punkten Form, Zahl und Wort, noch einen vierten an, die Kraft, wo ich die Frage aufwerfe: welche physische Verhältnisse nehme ich an dem Gegenstande wahr, und rechnet zu den 3 Elementardisciplinen Pestalozzis noch die Anschauungslehre der physischen Verhältnisse der Gegenstände. — Da man der Rektionspunkte mehrere annehmen kann, und hiezu, wie auch der Verf. bemerkt, die Farbe, den Schall, die Bewegung ꝛc. nehmen könnte: so ist die Bemerkung zwar richtig, daß die Anschauung durch jene 3 Rectionspunkte noch nicht genau und vollständig zu nennen ist; allein dürfte man deßwegen Pestal. Methode einseitig nennen? Sind jene 3 Beziehungspunkte nicht die wichtigsten bey jedem Gegenstand, und sollte man bey dem Elem. Unterricht das Verhältniß der Farbe, das so veränderlich ist, nicht übergehen, und die Aufmerksamkeit zuerst auf jene 3 Punkte leiten? Die fehlenden Beobachtungspunkte könnte man bey dem fortgehenden Elem. Unterricht einschalten.

Wenn Hr. H. die Elementarerziehung nach Pestal. hiemit noch nicht zu schliessen wünscht; sondern noch die

Lehre

Lehre von den Verhältnissen des Denkens, aber nach seinem Ausdruck die Elementarlehre der intellektuellen Dynamik des anschauenden Subjekts, als die letzte Disciplin in der Elementarerziehung annimmt, um dem Mechanismus und Wortkram entgegen zu arbeiten: so muß man seinem Urtheile über den Werth der Elementarlogik beystimmen. Vielleicht dürfte aber Pestal., der seine Methode noch nicht vollständig entwickelt, und auf die Fortsetzung der intellektuellen Bildung angewandt hat, in den folgenden Elementarbüchern diesem Bedürfnisse abhelfen; vorläufig hat er in seinem Buche für Mütter dazu schon den Stoff dargeboten, und zum Urtheilen und Schließen, zum Ordnen und Abstrahiren den Weg gebahnt.

Was der Verf. von Pestal. Vorschlägen, den Elementarunterricht in die Hände der Aeltern und besonders der Mütter, zurückzubringen sagt, daß sie nicht gelingen würden, ist nicht ungegründet, und bey dem Mangel an Bildung und der häuslichen Lage der meisten Aeltern, da sie nicht einmal Zeit und Fähigkeit haben, die nöthige körperliche Pflege und Wartung zu leisten, nicht zu erwarten. In den meisten Provinzen Deutschlands, sind die Lehrer dafür noch nicht empfänglich, und da wo Rec. lebt, möchte nach mehrern Jahren, wenn es nicht von einsichtsvollen Predigern geschiehet, noch in keiner Volksschule davon Gebrauch gemacht werden.

Die Anleitung zum Lesenlehren, worin der Verf. die Methode des Hrn. Olivier empfiehlt, muß man in der Schrift selbst nachlesen; sie ist natürlich, und wird, von einem geschickten Lehrer angewandt, leicht zum Ziel führen.

Was die Fibel des Verf. betrifft, so wünscht er, daß man sie erst dann gebrauche, wenn die Anschauung des Kindes ihre völlige Genauigkeit erhalten, und das Kind die fünf genannten Disciplinen des Elementarunterrichts schon getrieben hat, weil man sonst ein Gebäude ohne Grund aufführen würde.

Außer vier Tafeln mit größern und kleinern lateinischen und deutschen, sehr gut gestochnen Lettern, findet man einige leichte Leseübungen in kurzen Sätzen, über Gegenstände der Natur und Kunst, die dem Kinde nahe liegen, und wo ein Satz dem Verstehen des andern vorarbeitet. Die zweitern

tern Uebungen im Lesen und Denken sind in vier Abschnitte getheilt:

1) Natur in Körpern, wo das Kind zu den Begriffen Farbe, Gestalt, Leben und Bewegung, Gewächs, Thier und Mensch geleitet wird.

2) Natur im Geist, wo das Kind zu den Begriffen, Kraft, Sinn, Geist, Ursach, Wirkung, Raum und Zeit, Wille, Trieb, Freyheit und Menschenwürde gelangt, und diese Begriffe durch einzelne konkrete Sätze deutlich und bestimmt entwickelt werden.

3) Kunst in Körpern, wo die Begriffe Natur und Kunst, Gesellschaft, Staat, Bürger; Gesetz, Land, Obrigkeit, Krieg; Stand und Rang, Vorkenntnisse zur Geographie und zu andern Wissenschaften geben.

4) Kunst im Geist oder Wohlgezogenheit. Dieser Abschnitt enthält die Moral für Kinder. Jede Erzählung in kurze Sätze abgetheilt, entwickelt die Vorstellungen des Kindes, und führt so zu dem Begriff einer Pflicht. Am Ende ist ein kurzer Denkspruch in Reimen zugefügt. — Die Erzählungen sind nicht, wie in vielen Kinderschriften, nur zur Unterhaltung der Kinder abgefaßt; sondern sie sind bloß ein Leitfaden, an dem die Belehrung fortgeht.

Sie werden von dem Lehrer am besten benutzt werden, wenn er nicht zu viel nimmt, und den bisher an Anschauungen gewöhnten Geist, zu deutlichen Vorstellungen und zur Abstraktion leitet.

Die Kupfer zu der Fibel sind gut gestochen, und der Verleger hat durch einen korrekten Druck und gute Lettern im Alphabet, dieses Buch dem Publikum empfohlen, wie es sich demselben durch seinen innern Werth empfehlen wird.

Wl.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Der Soldat als Beystand der Polizey, oder Anleitung zur Kenntniß der Garnisonpolizey und der

Be-

Bestimmung des Militärs in Friedenszeiten. Für junge Officiere und solche, die mit der besondern Garnison-Polizey unbekannt sind; von einem Königl. Preuß. Officiere. Weimar, bey den Gebr. Gädicke. 1802. XII und 245 S. gr. 8. 20 gr.

Den Zweck vorliegender Schrift hat ihr Verf. auf dem Titel vollständig angegeben. Rec. bemerkt nur, daß eine Anleitung zur Kenntniß der Garnison- oder militärischen Policey, und eine Betrachtung des Soldaten als Beystandes der Policey keinesweges synonym sind; in jener erwartet man die dem Militärstande als solchem eigenthümlichen Policey-Gesetze und Policey-Verbindlichkeiten; in dieser die Pflichten und Rechte desselben bey der Mitwirkung zur Handhabung der Staatspolicey überhaupt erörtert zu finden; in jener wird der Militärstand als Selbstzweck, in dieser als Mittel zur Erreichung fremdartiger Staatszwecke betrachtet; und wollte der Verf. nur diese letztern liefern: so gehörte sein ganzes zweytes Kapitel offenbar nicht in seinen Zweck, indem sich nicht, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, sagen läßt, der Soldat sey Beystand der Policey, indem er seine eigenthümlichen Militärpolicey-Gesetze kenne und befolge.

Die erste Abtheilung enthält allgemeine Bemerkungen über Policey überhaupt und über Militärpolicey insbesondere. Das erste Kapitel, Begriffe von Policey überhaupt und von der städtischen Policey insbesondere. Da der Verf. diesen Unterricht hauptsächlich nur für junge Officiere bestimmt: so darf man über mangelnde Präcision der Begriffe mit ihm nicht wie mit dem wissenschaftlichen Systemmacher rechten. Rec. würde sonst es ihm zum Vorwurf machen, daß er die äußerst fehlerhafte Rössigsche Definition der Policey seiner Ausführung zum Grunde gelegt, und sich nicht lieber — wenn er selbst keine noch bessere geben konnte oder wollte — an die weit richtigere und erschöpfendere des Hrn. v. Berg (Handb. der deutsch. Polic. Th. I. p. 12) gehalten hat. Eben so sind die Merkmale, welche er von dem Unterschiede zwischen Policey und Justiz angiebt (p. 9-10), höchst mangelhaft und unphilosophisch, und die hier ausdrücklich geschehene Berufung auf Hrn. Rös-

sig

sig entschuldigt ihn nicht, da er sich an bessere Vorbilder hätte halten können. — Eben so möchte man nicht mit dem Verf. annehmen, daß, je vollkommner die Policey eines Staats oder Orts in Einrichtung und Befolgung gefunden werde, desto sichrer auf einen hohen Grad der Sittlichkeit bey den Bewohnern zu schließen sey. Strenge Policeygesetze, und deren höchst wachsame, thätige, unerbittliche Exekution bewirken wohl Gehorsam; aber noch lange nicht Sittlichkeit; sie entsprechen aber auch ganz ihrem Zweck, wenn sie nur die äussern Uebel verhindern, die aus ihrer Nichtbefolgung entspringen würden. — Am Ende redet der Verf. von der Nothwendigkeit einer guten Harmonie zwischen Militär- und Bürgerstand, als Mittel zur Vervollkommnung der Policeyverwaltung, und erläutert das durch ein weitläuftiges Beyspiel — überhaupt liebt er die Beyspiele sehr, und ist darin oft etwas redselig.

Kap. 2. Militärpolicey. Der eigenthümliche Begriff derselben als species, wird richtig aus dem höchsten Princip militärischer Ordnung entwickelt. Falsch ist es aber, wenn der Verf. diesen Begriff auf das Verhältniß des Militärs gegen den Bürgerstand zunächst bezieht; die Verhältnisse des Militärs in sich sind hier der wesentlichere Bestandtheil. Er führt einzelne Punkte davon nachher an; aber er hätte sie gleich unter das Princip subsumiren müssen. — Ein drolliger Druckfehler ist S. 34 anzutreffen, wo statt berüchtigte Frauenzimmer, »berichtigte« steht. — Uebrigens ist es zweckmäßig, daß der Verf. hier den Militärpersonen an's Herz legt, die Privilegien und Exemtionen ihres Standes nicht in einer ihnen offenbar nicht zukommenden Independenz von allgemeinen Policeygesetzen zu suchen.

Zweyte Abtheilung enthält die besondern Verfahrungsarten, wodurch das Militär die Policey wirklich zu unterstützen im Stande ist.

Kap. 3. Das Militär als Beystand der Policey überhaupt, und der örtlichen insbesondere. — Im Allgemeinen nimmt der Verf. an, daß der thätige Beystand des Militärs nur da eintrete, wo Uebertreter guter Ordnung im Einzelnen oder in Massen sich widersetzlich zeigen. (Er hätte hinzusetzen können: »oder daß sie sich widersetzlich zeigen möchten, mit Grund zu befürchten ist.«)

Er

Er theilt den Beystand des Militärs in den mittelbaren und unmittelbaren; der erste geschehe theils durch eigene Beobachtung allgemeiner und besonderer Policeygesetze. (darüber hat Rec. oben schon seine Meinung gesagt); theils durch Erfüllung des Zwecks des Militärs, als wachhabende und schützende Macht; das zweyte nur in dringenden Nothfällen zur Verhütung groser Uebel. (Die Eintheilung ist, wenn auch materiell nichts dabey zu erinnern wäre, doch nicht logisch richtig; der zweyte Satz liegt schon in der zweyten Hälfte des ersten.)

Kap. 4. Pflichten des wachhabenden Officiers, in Rücksicht auf Erhaltung festgesetzter Ordnung, und sein Verhalten gegen Fremde, die die Stadtthore ein- oder auspassiren. — So viel es sich aus allgemeinen Principien, die immer nur in subsidium der Dienstreglements und speciellen Instruktionen anwendbar sind, thun ließ, gut auseinandergesetzt, und die Wichtigkeit jener Pflichten des Officiers, unter ihren mannichfaltigen Beziehungen, gut entwickelt. Nie genug können namentlich junge Officiere es beherzigen, daß ein strenger pünktlicher Garnisondienst das Hauptmittel ist, die Masse des Soldatenstandes für die Verhältnisse des Krieges zu bilden. — Unvorsichtig ist hier die Bemerkung des Verf.: »daß jeder wachhabende Officier »alle vor der Wache begangenen Unanständigkeiten und sträflichen Vergehungen, ohne Verantwortung, auf der Stelle »rügen, und wenn es nöthig sey, ernstlich ahnden könne.« Die leztere Befugniß dürfte doch wohl nicht ohne Unterschied angenommen, und von manchem jungen Officier sehr gemißbraucht werden.

Kap. 5. Verhaltungsregeln für Officiere oder für das Militär überhaupt bey Arretirung bürgerlicher Personen. — Zur Exemplifikation der Sätze dieses Kapitels hätte allenfalls die denselben Gegenstand befassende Königl. Preußische Verordnung dienen können, welche der Verf. seiner Vorrede, ohne daß man eigentlich sieht, was sie da soll, in extenso einverleibt hat. — Bey Gelegenheit der dem Officiere in Vollziehung solcher Arretirungen, oft in den Weg gelegten Schwierigkeiten, gerieth der Verf. auf eine Diatribe über die Sittenlosigkeit des deutschen Pöbels; und die Mittel, ihr abzuhelfen; ingleichen über die zu große Gelindigkeit der Justiz bey Bestrafung kleiner Vergehen;

gehn; ingleichen, über das oft enthusiastische Interesse nicht nur des Pöbels, sondern auch der gebildeten Volksklassen für einen recht berüchtigten Dieb oder Mörder, was er aus unsern Rinaldo Rinaldini's und ähnlichen Modelekturen ableitet! Schwerlich hätte wohl Herr Vulpius eine so scharfe Kritik seines Beginnens in diesem Buche und unter diesem Titel gesucht!

Kap. 6. Verhaltungsregeln für Officiere und das Militair überhaupt, bey Feuers- und Wassersgefahren. — Vortrefflich aus einander gesetzt.

Kap. 7. Verhaltungsregeln 2c. bey vorfallenden Volksaufläufen und Tumulten. — Die beyden Begriffe sind gut von einander getrennt, auch der der Rebellion von beyden; die Nothwendigkeit, bey solchen Gelegenheiten Vorsicht mit Entschlossenheit, Gelindigkeit mit Strenge zu paaren, wird gut entwickelt. Aeußerst wahr und zweckmäßig vorgetragen, sind die episodischen Gedanken des Verf. über eine auch im Civilstande einzuführende strengere, der militairischen mehr oder weniger gleichkommende Subordination, als Vorbauungsmittel solcher Unordnungen, die die Grundvesten des bürgerlichen Vereins erschüttern. Treffend schildert er den unseligen Schwindelgeist unsers Zeitalters, da Jeder befehlen, Niemand gehorchen will, Jeder auf einer niedern Stufe sich verkannt und zurückgesetzt, jeder Knecht sich zum Herrn, jeder Registrator zum Minister berufen glaubt. — Am Ende folgen noch einige gleichfalls sehr zweckmäßige Bemerkungen, über die nöthige Vorsicht des Officiers im Umgange mit Civilpersonen; vortrefflich sagt er S. 169: „Bildung, und was davon abhängt, sey der „Maaßstab, wonach eine gewisse Gleichheit unter verschie„denen Ständen statt finde; denn unter gebildeten Men„schen wagt Niemand Etwas, und Bildung ist weder an „Alter, noch an Stand gebunden."

Kap. 8. Verhaltungsregeln 2c. bey militairischen und bürgerlichen Exekutionen und Hinrichtungen. — Das zur Sache Gehörige ist gut dargestellt. Wenn sich nur der Verf. nicht abermals in ein hieher offenbar nicht gehörendes Raisonnement über die Zweckmäßigkeit der Todesstrafen an sich, und nachher noch in ein anderes über die Unzweckmäßigkeit ihrer öffentlichen Vollziehung verirrte!

Kap. 9. Pflichten einzelner Schildwachen.

Kap. 10. Nothwendigkeit der Patrouillen und ihr Verhalten.

Kap. 11. Nothwendigkeit der Fertigkeit eines Officiers schriftliche Aufsätze zu machen. — Enthält manche gute Anweisung. Aber es ist doch im Ganzen recht traurig, daß man dieß noch unsern Officieren als eine Nothwendigkeit ihres Standes vorhalten muß, und daß nicht eigner Trieb, sich wenigstens über die ganz niederen Stufen allgemeiner bürgerlicher Bildung zu erheben, sie schon hinlänglich dazu bestimmt!

Kap. 12. Vorschriften zu Meldezetteln, Rapports, und zu Berichten bey außerordentlichen Vorfällen auf Wachen, — sind im Allgemeinen sehr zweckmäßig abgefaßt.

Daß der Vortrag des Verf. hin und wieder unangenehm weitschweifig, und zuweilen auch etwas unlogisch ist, hat Rec. bereits beyläufig bemerkt. Aber seine Schrift enthält für diejenige Klasse von Lesern, der er sie selbst vorzugsweise bestimmte, so viele nützliche und nicht genug zu beherzigende Wahrheiten, daß sie derselben zum recht eigentlichen Studium, angelegentlich empfohlen werden kann.

Warum werden so wenige Sträflinge im Zuchthause gebessert? Leipzig, bey Crusius. 1802. 143 Seit. kl. 8. 12 gr.

Der Verf. bemerkt ganz richtig, daß die von ihm aufgeworfene Frage aus dem dreyfachen Gesichtspunkte beantwortet werden müsse, welchen die individuelle Beschaffenheit der Züchtlinge, die fehlerhafte Verfassung oder Verwaltung der Zuchthäuser, und die gewöhnliche Lage der Züchtlinge nach ihrer Entlassung aufstellen. ad 1. zählt er die oft unübersteigischen Schwierigkeiten auf, die einer Besserung der Sträflinge sich entgegenstellen, ihre Rohheit und Unwissenheit, ihre oft an Blödsinn gränzende Verstandesschwäche, ihre Gefühllosigkeit, ihren oft durch keine Züchtigung, deren

deren standhafte Ertragung sie für eine Ehre halten, zu beugenden Starrsinn, ihren Leichtsinn, ihre thierische Sinnlichkeit. Ueberdem seyen deren nicht wenige, die sich durch boshafte Heucheley, frechen Religionsspott, tollkühnes Raisonniren, und eine gereifte Bekanntschaft mit Lastern und Verbrechen aller Art, als ganz inkorrigible Menschen, wenigstens nach Grundsätzen der Erfahrung ankündigen, wenn auch die Unmöglichkeit ihrer Besserung nicht mathematisch demonstrirt werden könne. — Das Detail des Gemäldes, welches der Verf. von der Verdorbenheit dieser Menschen aufstellt, trägt den unverkennbaren Stempel der Wahrheit und Selbstbeobachtung an sich; man wird es nicht ohne eine Bewegung des innern Abscheu's, aber nicht ohne Interesse lesen, und gewiß dadurch zur doppelten Achtung vor solchen Männern bestimmt werden, welche freywillig aus gemeinnützigem Eifer dem Beruf sich hingeben, unter einem solchen Abschaum der Menschheit als Prediger, Lehrer oder Aufseher zu wirken. — ad 2. rügt der Verf. die zu genaue Verbindung der Verbrecher von allen Arten und Graden unter einander, ferner die fehlerhafte zu gelinde Disciplin, welche sich in zu geringer eigentlicher Anstrengung zur Arbeit, zu viel gegebener Gelegenheit zum eigenen Nebenerwerb, oder wenigstens zu freygelassener Disposition über denselben, in zu großer Nachsicht bey trotzigem eigenwilligen Benehmen, ja bey offenbaren Bosheiten der Züchtlinge, im Hange zur Begünstigung voreiliger Entlassungen durch unMgewissenhafte Berichte über die Besserung des Sträflings, in Mangel an Ernst bey der Anhaltung zur Kirche und Schule, u. dergl. m. äußern. — Auch hier findet sich manche treffliche, aus einer gewiß oft bittern Erfahrung geschöpfte Bemerkung. Rücksichtlich des ersten Punkts verbreitet sich der Verf. über die Schwierigkeiten bey Auffindung eines Princips, nach welchem die Absonderung der Verbrecher, wenn auch die Lokalität sie möglich mache, geschehen könne, und deducirt sehr richtig, wie das Strafurtheil ein solches nicht liefere, weil der bürgerlich strafbarste Verbrecher nicht immer auch der moralisch verderbteste sey; er klagt dabey über die Unvollständigkeit und oft alberne Unzweckmäßigkeit der Notizen, die gewöhnlich über die Person des Verurtheilten von dem Gericht aus den Akten eingesendet werden, und zweckmäßig abgefaßt, allerdings sehr brauchbar für die Feststellung des gedachten Princips seyn könnten.

 Er

Er macht sich endlich selbst den Einwurf, daß eine Absonderung der schlimmsten Verbrecher diese ungleich gefährlicher machen, und selbst ihre Anschläge auf Meutereyen 2c. begünstigen würde. Aber dem ließe sich ja leicht begegnen, wenn man nur diese Klasse, (die dann freylich immer nur zu sitzenden Arbeiten in einen Raum zusammengedränget werden müßte; was aber auch als höherer Grad der Strafe ihr ganz angemessen wäre,) nie ohne Aufsicht bey Arbeit, Essen, Erholung und Schlafengehn ließe, jedes heimliche Besprechen unter ihnen nicht duldete, und jede freche, laute Aeußerung auf der Stelle empfindlich bestrafte. — *ad* 3. schildert der Verf. den gewöhnlich unglücklichen, und unendliche Reitze zu neuen Verbrechen enthaltenden Zustand des entlassenen, selbst gebesserten Sträflings, mit eben so wahren als lebhaften Farben.

Der Verf. ist wahrscheinlich, wie sich aus dem ganzen Geist seines Vortrags schließen läßt, Prediger an einem der von ihm nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichneten ***schen Zuchthäuser zu B..., P... und L... Es würde nicht schwer seyn, aus mehreren Datis der Schrift die Namen dieser Orte und des Staats, dem sie angehören, zu suppliren; aber Rec. würde es für Indiskretion halten, das zuverlässig aus persönlichen Ursachen gewählte formelle Inkognito des Verf. zu stören. Denn aus seinen Aeußerungen S. 113 — 114 läßt sich abnehmen, daß eine bittere Empfindung über die seinem herzlichen Eifer fürs Gute, durch die Administration des Hauses, bey welchem er steht, in den Weg gelegten Hindernisse ihn zu dieser Schrift bestimmt habe. Sey dem wie ihm wolle; er hat allen denjenigen, die sich mit Verbesserung unsrer Strafanstalten theoretisch oder praktisch beschäfftigen, manchen nützlichen Fingerzeig gegeben; und, bey der Wahrheit und praktischen Brauchbarkeit seiner Beobachtungen, verzeiht man ihm gern den herzlich ermüdenden und schleppenden Styl, in welchen er sie eingekleidet hat.

Bm.

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Neue Verlagswerke, Portraits und andere Kupfer des Landes-Industrie-Komtoirs zu Weimar. Leipziger Michaelis-Messe 1804, welche in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben sind.

Barrow, John, Reise durch China. 1r Th. übersetzt und mit Anmerkungen von J. C. Hüttner in London. Mit Kupfern. gr. 8. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 Kr.

Batsch, Dr. A. J. G. C., Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, mit illum. Kupfern. 3e durchgesehene Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 Kr.

Bertuchs, F. J., Bilderbuch für Kinder, mit deutschen, französischen, englischen und italiänischen Erklärungen mit ausgemalten Kupfern Nr. 75. 76. 77. und 78. gr. 4. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl 45 Kr. Dasselbe mit schwarzen Kupfern. gr. 4. 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 Kr.

Beyträge zur nähern Kenntniß der Tartarey, besonders von Taschkent, China und dem Kirgisenlande. Mit 1 Charte. gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 21 Kr.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde nach einem systematischen Plane gesammlet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten bearbeitet von M. C. Sprengel, fortgesetzt von T. F. Ehrmann. XIII. Band, enthält: Reise nach Aegypten von G., aus dem Franz. mit Anmerkungen und Zusätzen. Mit 1 Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 Kr. Derselben XIV. Band enthält: 1) Bar-

row's Reise durch China von Peking nach Canton. Aus dem Engl. mit Anmerkungen von J. C. Hüttner. Mit Kupfern. 2) Beyträge zur nähern Kenntniß der Tartarey, ꝛc. Mit 1 Charte. gr. 8. 3 Rthlr. 18 Gr. oder 6 fl. 45 Kr.

Bredow, G. G., Geographiae et Uranologiae Herodoteae Specimina, c. Tab. 4. Helmst. 1804. Charta impr. 10 Gr. Charta Scriptoria 12 Gr.

Ephemeriden, allgemeine geographische, verfaßt von einer Gesellschaft von Gelehrten, und herausgegeben von F. J. Bertuch und C. G. Reichard. 7r Jahrgang 1804. 7s bis 10s Stück mit Kupfern und Charten. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 Kr.

Funke, C. Ph., ausführlicher Text zu Bertuchs Bilderbuch für Kinder. Ein Kommentar für Aeltern und Lehrer, welche sich jenes Werks beym Unterricht ihrer Kinder und Schüler bedienen wollen. Nr. 75. 76. 77. 78. gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 Kr.

Garten-Magazin, allgemeines deutsches, oder gemeinnützige Beyträge für alle Theile des praktischen Gartenwesens. 1r Jahrgang 1804. 7s — 10 St. mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 4. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Journal des Luxus und der Moden, herausgegeben von Bertuch und Kraus. 19r Jahrgang 1804. 7s bis 10s Stück, mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Magazin der Handels- und Gewerbskunde, herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Geschäftsmännern. Jahrgang 1804. Juli bis Oktober oder 7s bis 10s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern und Charten. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Obstgärtner, der deutsche, oder gemeinnütziges Magazin des Obstbaues in Deutschlands sämmtlichen Kreisen, verfaßt von einigen Freunden der Obstkultur, und herausgegeben von J. V. Sickler. XI. Jahrgang 1804. 7s bis 10s Stück mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. gr. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 Kr.

Reise nach Aegypten von S. Aus dem Franz. mit Anmerk. und Zusätzen. Mit 1 Charte. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr. oder 4 fl. 3 Kr.

Rosenmüller, Dr. J. C., Beschreibung der fossilen Knochen des Höhlen-Bären, oder Description des os fossiles de l'ours de cavernes. Mit Kupf. und franz. und deutsch. Text. Royal-Fol. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Tabelle, synoptische, der Osteologie des menschlichen Körpers. Royal-Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Voigt's, J. H., Magazin für den neuesten Zustand der Naturkunde, mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Hülfswissenschaften. 1804. 7s bis 10s Stück. Mit Kupfern. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 Kr.

Wieland, C. M., der neue deutsche Merkur vom Jahre 1804. Jul. — Octbr. Mit Kupfern. 8. Der Jahrgang von 12 Stücken 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 Kr.

Kommissions-Artikel.

Monumens antiques du Musée Napoléon gravés p. Th. Piroli av. une Explication p. J. G. Schweighäuser publiés p. F. et P. Piranesi Livr I — VI. 4. Paris. 12 Rthlr. oder 21 fl. 36 Kr. Le même Papier Velin. 24 Rthlr. oder 43 fl. 12 Kr.

Antiquités d'Herculanum, gravées p. Th. Piroli et publ. p. F. et P. Piranesi. Tom. I. Livr. 1. 2. 3. 4. et Tom. II. livr. 1. gr. 4. à Paris. 10 Rthlr. oder 18 fl. Le même Papier Velin. 20 Rthlr. oder 36 fl.

Kupfer, Portraits und andere Kunstsachen.

Pomologisches Kabinet enthaltend alle im deutschen Obstgärtner beschriebenen Obstfrüchte Deutschlands über die Natur selbst geformt, in Wachs mit möglichster Treue nachgebildet, und herausgegeben unter Aufsicht von J. V. Sickler, 14e und 15e Liefer. in Kästchen. 6 Rthlr. 8 Gr. oder 14 fl.

Portrait von A. Ch. Gaspari. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von Simon de l'Isle de l'Herissel. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

— von A. Rochon. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

Porträt von F. L. Norden, gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.
— von A. F. Büsching. gr. 8. 4 Gr. oder 18 Kr.

Neue Charten und geographische Werke, welche im Verlage des geographischen Instituts zu Weimar Leipziger Michaelis-Messe 1804 erschienen, und in allen Buch- und Chartenhandlungen zu haben sind.

A. Geographische Werke.

Gaspari, A. C., Lehrbuch der Erdbeschreibung zur Erläuterung des neuen methodischen Schulatlasses. Zweyter Kursus, fünfte verbesserte Auflage. gr. 8. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 Kr. (Der dazu gehörige neue methodische Schulatlas entworfen von F. L. Güßefeld, in 35 Quartblättern, neu verbesserte Auflage kostet 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 Kr. so wie der kleine 4 zöllige Erdglobus 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 Kr.)

B. Charten in Atlasse gebunden.

Allgemeiner Handatlas der ganzen Erde nach den besten astronomischen Bestimmungen, neuesten Entdeckungen und kritischen Untersuchungen entworfen, und zu A. C. Gaspari vollständigem Handbuche der neuesten Erdbeschreibung bestimmt, ganz komplett aus 60 einzelnen Charten, im sogenannten Homannischen Formate bestehend, mit saubern Titel und Inhalte auf ordin. Papier roh 20 Rthlr. oder 36 fl. Rhein. gebunden 21 Thlr. oder 37 fl. 48 Kr.
— derselbe auf holländisch Olifant-Papier und mit engl. Gränzillumination, roh 30 Rthlr. oder 54 fl. gebunden 31 Rthlr. oder 55 fl. 48 Kr.

C. Größere Charten im gewöhnlichen Landchartenformat, zum Gasparischen Handatlas gehörig.

Charte von Westphalen, nach den neuesten Berichtigungen entworfen und gezeichnet, von Reymann. Royal Fol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf Olifant-Papier mit engl. Gränzillumination. 14 Gr. oder 54 Kr.

Charte

Charte des Osmanischen Reichs in Asien, nach den besten und neuesten Hülfsmitteln entworfen, von C. G. Reichard. Royal Fol. 8 Gr. oder 36 Kr. Dieselbe auf Ollifant-Papier mit engl. Gränzillumination 12 Gr. oder 54 Kr.

D. Kleinere Charten.

Charte von Piemont, nach der neuesten Eintheilung in Departemente und Bezirke entworfen nach der Specialcharte von Chaplaire. kl. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

Charte von den wichtigsten Häfen und Handelsplätzen der Levante. kl. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

Neue Charte von der Halbinsel des Vorgebirgs der guten Hoffnung, nebst der Tafelbai und Falschenbai, nach Barrow. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Charte vom Kirgisen-Lande nach einer Handzeichnung entworfen. Fol 6 Gr. oder 27 Kr.

Charte des Brittischen Reichs am Ganges. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Charte von dem holländischen und französischen Guiana nach einer handschriftlichen Charte von dem Cpt. Simon Mentelle, und nach der Charte von Buache gezeichnet von J. B. Poirson. Fol. 6 Gr. oder 27 Kr.

Neue Charte von St. Domingo, entworfen von Leyritz, Levassor und Bourjolly. Fol. 6 Gr oder 27 Kr.

Charte von der westindischen Insel Martinique nach französischen Zeichnungen und den neuesten Nachrichten entworfen. kl. Fol. 3 Gr. oder 15 Kr.

Charte von der Insel Guadeloupe. 4. 3 Gr. oder 15 Kr.

Deutsche Reichstagsliteratur.

Nr. 159. Schreiben des regierenden Grafen von Bentheim an seinen Komitialgeschäftsträger. d. d. Steinfurt, den 17. September 1804. ½ Bog. Fol.

Wurde von dem, mit verschiedenen Gräfl. und andern Agentschaften beauftragten Rath, Eggelkraut von Wildengarten, als eine vermeintliche Antwort auf die zu Ende Augusts bekannt gemachte wahrhafte Erzählung über die

Besitznahme der Grafschaft Bentheim unter der Hand verbreitet. Weil aber darin keine Thatsachen berichtiget werden: so machte dieses Schreiben nicht die mindeste Sensation.

Nr. 160. Das Okkupationsrecht des landesherrlichen Fiscus im Verhältniss zu den Besitzungen, Renten und Rechten, welche den säkularisirten, als Entschädigung gegebenen geistlichen Stiftungen in fremdem Gebiete zustanden, rechtlich geprüft von D. J. L. K. 1804. VIII u. 32 S. 8.

Das österreichische Heimfallsrecht ist für die wichtigsten Reichsstände, Baiern, Baden, den Johanniter-Orden, Kur-Salzburg, u. s. w. von der größten praktischen Wichtigkeit. Nur Würtemberg und Oranien haben sich bis jetzt durch Traktaten gütlich abgefunden. Der Kur-Badensche Hof ist dabey unter andern wegen der Bischöfl. Speyerschen Kapitalien mit einer Million Gulden betheiliget, und es war daher wohl zu erwarten, daß der nunmehrige Herr Geheime Referendär **Klüber**, der im Titel nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet ist, die anonymischen Vertheidiger dieses Heimfallsrechts gründlich widerlegen werde. Unter diesen nimmt er es zunächst mit derjenigen Schrift auf, welche in der N. A. D. Bibl. LXXXIII. Bd. 1. St. S. 67 recensiret worden. Herr Dr. **Klüber** weiß nicht oder scheint nicht zu wissen, daß der Kaiserl. Landvogt zu Rotenburg, Graf von **Benzel**, deren Verfasser sey. Er verneinet die Frage: ob ein Okkupationsrecht bey den Besitzungen, Renten und Rechten der säkularisirten Entschädigungsobjekte in fremdem Gebiete statt finde? Herr K. nimmt die Entscheidungsgründe aus der Beschaffenheit der jetzigen Klosteraufhebung, Säkularisation und Disposition. Sie geschah nicht von dem Wohnstaate der aufgehobenen geistlichen Stiftung; sondern ist das Werk einer höhern Macht, der Reichshoheit, unter dem gebietenden Einflusse der vermittelnden Mächte. Herrnlos oder vakant ward hierbey kein Theil des säkularisirten geistlichen Gutes; das bloße Faktum der Disposition hat für den neuen Erwerber die Kraft eines singulären Rechtstitels und Eigenthumsübertrags, und ist Entscheidungsnorm für den Reichsrichter; daher sind hier nicht die ehemaligen Reichshofräthlichen Principien bey Aufhebung des Jesuiterordens

ordens, noch das Beyspiel einiger Landesherren bey der Josephinischen Klosteraufhebung anwendbar; aber hingegen wohl die Grundsätze des Reichshofraths bey der bedingten Kur-Mainzischen Klosteraufhebung im Jahr 1781. Dagegen verdient das neueste Beyspiel des Erzhauses Oesterreich keine Nachfolge, aus politischen und rechtlichen Gründen; denn die Säkularisation und Entschädigung hat reichsgesetzmäßige Verbindlichkeit für alle, der Reichshoheit unterworfene, Interessenten. Die klare Vorschrift in dem §. 36 des Reichsdeputationshauptschlusses hemmt das landesherrliche fiskalische Okkupationsrecht; desgleichen die, in dem §. 35. R. D. Hauptschlusses enthaltene Ausnahme. So auch der §. 1. und die Pariser Konvention vom 26. December 1802, worin selbst der Kaiser wegen seiner Erbstaaten zu Anerkennung dieser Vorschriften noch besonders verpflichtet wird. Hiermit bringt der Verf. die Note der Minister der vermittelnden Mächte in Uebereinstimmung. Unächte Gründe werden von ihm in diese Demonstrationsreihe nicht aufgenommen. Es wird den Gegnern schwer fallen, diese Argumentation zu widerlegen.

Nr. 161. Der neue deutsche Zuschauer. Frankenthal, bey Enderes. 1804. Erster Band. III. Heft. 158—264 S. 8.

Mit diesem dritten Hefte ist der erste Band geschlossen, und den beyden subdelegirten Kurfürsten, Erzkanzler und Hessen zugeeignet. Die fünf Rubriken, welche es enthält, gewannen das größte Interesse durch die schnelle Publicität. Sie sind schon durch sich selbst sehr kenntlich. a. Domkapitel Trier gegen Nassau-Weilburg; Beschluß. b. Rheinpfälzische Staatsdiener und Pensionisten gegen Kur-Baden. c. Rheinpfälzische Staatsgläubiger von Lit. D. gegen Kur-Baden. d. Fürstl. Leiningisches Reskript wegen verwilligter Zahlung der Staatsobligation; und e. Paritionsanzeige der Kur- und Fürstl. Ausgleichungskommission. Die vier letztern Rubriken betreffen sämmtlich die Rheinpfalz, deren Statistik und staatsrechtliche Verhältnisse hier im genauesten Detail einzusehen sind. Außerdem findet man in den Aufsätzen zerstreuet einige bedeutende Winke und Thatsachen aus der Politik deutscher Fürsten.

In

In einem Nachtrage dieses Hefts wurde eine, auf Anrufen der Extrierischen Behörden gegen Nassau-Weilburg am 8ten Oktober erlassene Resolution mitgetheilt, welche als das erste eventuelle Exekutions-Mandat dieser Kommission bemerkenswerth ist.

Nr. 162. Von Hertwich: Abhandlung für den November 1804. 3 Bog. Fol.

In diesem Hefte sind zwey Materien fortgesetzt; Die Kurfürstl. Reichserzkanzlerische Konferenz über die Vertheilung der Staatsschulden des ehemaligen Mainzer Kur-Staats und über die Ausgleichung anderer Punkte, und der Vergleich von Nassau-Weilburg mit den Kur-Trierschen Pensionisten. Erstere giebt noch immer unter so vielen mißglückenden Geschäftsbehandlungen in der Form von Kongressen, Konferenzen, Subdelegationen, und unter andern hochtrabenden Namen, ein sehr befriedigendes Gemälde von Gemeinsinn, Thätigkeit, und von Redlichkeit. Der Kur-Erzkanzler und sein Repräsentant, Graf Spauer, erscheinen dabey im schönsten Lichte. — Weniger ist dieses der Fall mit der zweyten Rubrik, wo ein feyerlich abgeschlossener Vertrag, schon im ersten Termin keine Beobachtung findet, und ein ganzes vorhergegangenes Vierteljahr zur nöthigen Vorbereitung nicht benutzt wurde.

Mit wenig Worten wird der Veränderung bey dem Kollegialdi- und Kondirektorium in der Reichsgräfl. Schwäbischen Curie gedacht. Desto vollendeter und eigenthümlicher ist die praktisch-staatsrechtliche Abhandlung über die veränderten Verhältnisse im schwäbischen Kreise, durch den jüngsten Hauptdeputationsabschluß. Es sind darin die neuen Verhältnisse im Kreisausschreibamte, im Direktorio für das Ganze und die Kreisviertel, der ordinären Deputation, deren Konferenzien, Matrikular- und Militär-Verfassung gründlich skizziret. Insbesondere hat der Verf. das künftige Kreisstimmen-Verhältniß gut auseinander gesetzt, wie Baiern, Preußen, Würtemberg, Baden, Oranien, Taxis, die westphälischen Grafen, und die Besitzer mediatisirter Freystädte dazu konkurriren. In den drey grossen Reichsständen vereinigen sich 50 Kreisstimmen. Was

hier

hier vom schwäbischen Kreise an Grundsätzen festgesetzt wird, ist auch auf die übrigen anwendbar.

Nr. 163. Schreiben des Erbprinzl. Oranien Fürstl. Fuldaischen Bevollmächtigten Grafen von Görtz, an die allgemeine Reichsversammlung nebst Promemoria. d. d. Regensburg, den 23. Oktober 1804. Dictatum den 12. November 1804. 1½ Bog. Fol.

Nr. 164. Schreiben des regierenden Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, an die Reichsversammlung nebst Denkschrift. d. d. Ingelfingen, den 1. Oktober 1804. Dictatum den 12. November. 2 Bog. Fol.

Nr. 165. Schreiben Wilhelm Grafen von Leiningen an die Reichsversammlung. d. d. Billigheim, den 20. Oktober 1804. nebst Beylagen. Dictatum den 12. November. 2 Bog. Fol.

Nr. 166. Schreiben des Freyherrn M. von Waldbott-Bassenheim zu Bornheim an die Reichsversammlung. d. d. Bornheim, den 31. Oktober 1804. Dictatum den 12. November. 1 Bog. Fol.

Nr. 167. Schreiben der vier Domkapitularen zu Constanz an die Reichsversammlung. d. d. Constanz, den 15. Oktober 1804. Dictatum den 12. November. ½ Bog. Fol.

Nr. 168. Schreiben des Fürstbischofen Adelbert zu Fulda an die allgemeine Reichsversammlung. d. d. Fulda, den 1. September 1804. Dictatum den 12. November. ½ Bog. Fol.

Nr. 169. Promemoria des Hochgräfl. Leiningischen Regierungs-Kanzleyraths von Eggelkraut. d. d. Regensburg, den 5. November 1804. 1 Bog. Fol.

Nr. 163 ist ein Nachtrag zu der Rekursschrift in der Bibraschen, aus der N. A. D. Bibl. (Reichslitteratur vom August 1804) bekannten Erbschaftssache. Das Reichs-Kammergericht fuhr in dem Mandatsprocesse fort. Daher wird hier nochmals um eine authentische Erklärung des Reichsdeputationshauptschlusses, und um die Bestimmung eines

eines festen Princips gebeten. Aus den beygefügten Kammergerichtsurteln ersieht man, daß die Exekution gegen Fulda auf Kur-Hessen erkannt wurde.

Nr. 164 ist ein Hohenlohescher Rekurs gegen das Reichshofräthliche Verfahren über das Kollektationsrecht von heimgefallenen Lehen. Der specielle Gegenstand betrifft die Reichsritter von Senft im Kanton Ottenwald. Zur Erläuterung dienen die beygedruckten Schreiben der Mannheimer Regierung an die Vorder-Oesterreichische vom 12ten Februar 1792, und von Kurpfalz an den Kaiser vom 23sten April 1795.

Nr. 165 betrifft die bekannte Ehescheidungssache des Grafen Wilhelm von Leiningen. Der Graf widerlegt das Gerücht, daß er die französische Gerichtsbarkeit anerkannt habe, und theilt daher die neuesten Erkenntnisse der Tribunalien zu Mainz und Trier vom 10ten und 12ten März 1804 mit. Der Graf fand am Reichstage mehrere Vertheidiger.

Nr. 166. Ein Baron Bassenheim kömmt hier mit dem verspäteten Gesuch ein, ihn auf den Supplementaretat der Entschädigungen einzutragen, oder wenigstens den Grafen von Bassenheim dahin anzuhalten, daß er an demjenigen, was ihm für die Herrschaft Ollbrücken an Entschädigung geworden ist, ihn nach Verhältniß Theil nehmen lasse. Er begründet dieses Gesuch darauf: die Familie Waldbott theile sich in zwey Linien, benanntlich Waldbott-Bassenheim und Waldbott-Bornheim. Die ehemalige unmittelbare Reichsherrschaft Ollbrücken besaßen diese zwey Linien gemeinschaftlich, und der Baron als Stammherr der Linie Waldbott-Bornheim, war bis auf den letzten Augenblick vor der eingetretenen Staatsänderung wahrer Mitbesitzer ersagter Herrschaft Ollbrücken u. s. w. Es wäre nützlich gewesen, dieser Forderung ein Geschlechts-Verzeichniß beyzulegen.

Nr. 167 ist eine Adhäsion vier Konstanzischer Domkapitularen (von Reinach, von Rotberg, von Meppenberg und von Thurn-Valsassina) an das Reichs-Diktatum von mehreren Domherren aus Bamberg und Würzburg, welches in der N. A. D. Bibl. sub Nr. 150. (13. August) an-

angezeigt wurde. Es ist dabey auf eine reichsgesetzliche Interpretation des Deputationsschlusses §. 75. über die Besteurungsweise aus dem geistlichen Sustentationsfonds angesehen.

Nr. 168. Enthält eine Beschwerde des Bischofs von Fulda gegen die, sub Nr. 157 angezeigte Rekursschrift des weltlichen Fürsten. Der Bischof findet in der Erwähnung seiner Person, unter der 6ten Ziffer jenes Promemoria, ein Präjudiz für sich und die Fuldische Stifts-Geistlichkeit, und beruft sich auf den §. 50. welcher die Fürstbischöfe, mit Einschluß der Fürstäbte, völlig gleich setzt.

Nr. 169. Enthält eine Beschwerde der Grafen Wilhelm und Wenzel von Leiningen, daß, ungeachtet der §. 24. und 28. des Deputationsschlusses der französische Sequester auf ihren überrheinischen Besitzungen fortdaure, und bittet um Verwendung des Reichstags. Zugleich werden hier die Eingaben über deren und den Betrag der diesseitigen Entschädigungen in statistischer Hinsicht berichtiget. Es trat hier nämlich der seltene Fall ein, daß man jene unter, und diese über den wahren Werth schätzte. Das Promemoria wurde nicht diktirt; sondern nur distribuiret.

Nr. 170. Der neue deutsche Zuschauer. Frankenthal, bey Enderes. 1804. Zweyter Band I. Heft. 100 Seit. 8.

Noch reichhaltiger als das letzte, in der N. A. D. Bibl. Nr. 161. angezeigte Heft. — Die erste Rubrik: *Nassau-Saarbrückische Dienerschaft und Gläubiger gegen Nassau-Usingen*, reizt die Neugierde wegen des merkwürdigen Ausgangs, indem der Reichshofrath am 6ten November das Verfahren der Kommission durch ein inhibitorisches Mandat kassirte. In der Schrift des General-Anwalds Schiess vom 2ten September 1804 werden die Ansprüche der Fürstl. Saarbrücker Staats- Landes- Hof- und sonstiger Diener, Pensionärs und Gläubiger, je nachdem sie Besoldungsrückstände, Pensionen und privilegirte Staatsschulden betreffen, nicht genau genug unterschieden, indem z. B. die Sache der Gräfinnen Ottweiler ein anderes Fundament hat. Allein die Darstellung hat so viel Gewandtheit

und

und anscheinendes Licht, daß sie auf den Richter wirken mußte. Als Beweishülfsmittel werden hier die Saarbrücker und Usinger Staatsurkunden vom 5ten April 1793 an, bis zum 15ten Oktober 1803 beygedruckt. Hiermit bringt man Nr. II. nämlich eine Note des französischen Staatsraths Desermont, an den Pfalzbaierischen Gesandten von Cetto in Paris vom 4ten April 1804, in Verbindung, weil sie ein ähnliches Verhältniß, nämlich das in Betreff der überrheinischen ehemalig. Kurpfälzisch und Zweybrückischen Staatsdiener, betrifft. Manche Leser haben hier neben der Ursprache auch gern die deutsche Uebersetzung gewünscht. — Die dritte Rubrik betrifft eine Klagesache der Wormser Kollegial-Stifter zum H. Andreas, Paul und Martin, gegen die dermaligen Besitzer der diesseits rheinischen Stiftsgüter. Hier ist das Objekt weniger bedeutend, und wurde seitdem auch gütlich ausgeglichen.

Desto anziehender ist die letzte Nummer: Fürstbischof zu Speyer (Graf von Walterdorf) gegen Kur-Baden wegen Schmälerung seiner unterm 22sten März 1802 stipulirten Pension von 44,000 Gulden. Nicht allein die Publicität dieses Sustentationsvertrages ist wegen des bisherigen Staatsgeheimnisses aller solcher Konventionen wichtig; sondern auch die Authenticität der vielen statistischen Angaben über das ehemalige Hochstift Speyer. Man erkennt darin eine sehr geübte Kabinets-Feder; wahrscheinlich die des Bischöfl. Geheim. Referendärs Joachim. —

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Gelehrtengeschichte.

Joannis Alberti Fabricii, Theol. Doct. et Professor. Publ. Hamburg., Bibliotheca Graeca, sive notitia Scriptorum veterum Graecorum, quorumcunque monumenta integra aut fragmenta edita exstant, tum plerorumque e MSS. ac deperditis ab auctore recognita, editio nova, Variorum curis emendatior atque auctior, curante *G. Ch. Harles*, Conf. Aul. et P. P. O. in Univers. Liter. Erlang., accedunt *Ch. Aug. Heumanni* supplementa inedita. *Volumen Nonum*. Hamburgi, apud Bohn, A. C. MDCCCIV. Lipsiae, ex officina Breitkopfio — Haertelia. XIV S. Vorrede und Inhaltsanzeige und 762 Seit. gr. 4. 5 Rthl. 12 gr.

Plan und Gehalt dieses Werks sind unsern Lesern aus der Anzeige der frühern Bände hinlänglich bekannt. Man findet hier eine Menge Materialien mit unsäglichem Fleiße zusammengetragen, die dem Literator willkommen seyn müssen; aber sie bedürfen einer genauen Revision; Vieles ist überflüssig, Manches muß berichtigt werden, und der ganze Plan taugt, wie Rec. glaubt, nicht viel. Hätte indessen dieser so abge-

abgeändert werden sollen, wie man es wünschen möchte: so wäre eine ganz neue Umarbeitung nöthig gewesen, welche man nur von den vereinten Bemühungen mehrerer Literatoren nach einigen Decennien vielleicht hätte erwarten dürfen. Denn einem einzelnen Manne wäre sie unmöglich gewesen, und so nehmen wir mit Dank an, was uns der würdige Herausgeber giebt, und in welcher Ordnung er es giebt, und bewundern seine unermüdete Geduld, mit welcher er neben vielen andern Beschäfftigungen diese Arbeit fortsetzt.

Dieser neunte Band enthält Alles, was man im achten der alten Ausgabe, oder im 4ten Theile des 5ten Buchs vom 19ten (14ten) bis zum 31sten (oder dem 26sten in der neuen Ausgabe) findet; ausgenommen den 18ten Abschnitt, welcher vom Themistius Euphrades handelt, und schon im 6ten Bande der neuen Ausgabe (S. 790 ff.) abgedruckt worden ist. Hier ist denn auch der Abschnitt vom Gregorius aus Nyssa mitgetheilt worden, welcher der Vorrede zum 8ten Bande zufolge schon dort mitgetheilt werden sollte; was aber wegen Mangel an Raum und Kürze der Zeit nicht geschehen konnte.

Weggelassen hat der Herausgeber wenig, und es hätte gar füglich mehr wegbleiben können, z. B. das Elogium auf den Rektor Herrichen in Leipzig (S. 451), das dem sel. Fabricius Ehre macht; aber doch in einer neuen Ausgabe dem Leser nicht nutzt; indessen der Grund, welchen Hr. Harles in der Vorrede erwähnt, ist allerdings bey mehrern Abschnitten nicht ganz unerheblich.

Das 14te (in der alten Ausg. das 19te) Kap. handelt von Basilius dem Großen und vom Basilius aus Seleucien (S. 1 ff.); das 15te (20ste), vom Gregorius aus Nyssa (S. 98 ff.); das 16te (21ste) vom Eustathius aus Antiochien, dem Serapion aus Thmuis oder Damiate in Aegypten, und vom Sophronius, einem Freunde des Hieronymus (S. 131 ff.); das 18te (22ste) vom Pappus und Theon aus Alexandrien, der Hypatia, Theon's Tochter, und dem Bischofe Synesius, einem Schüler der letztern (S. 170 ff.); das 19te (23ste) vom Eunomius und andern Häretikern des 4ten Jahrhunderts, dem Arius, Photinus, dem Aetius u. a. (S. 207 ff.); das 19te (24ste) von vielen andern Schriftstellern des vierten Jahrhunderts (S. 254 ff.); das 20ste (25ste) enthält das Gedicht

dicht des Philosophen Maximus περὶ ἀρχῶν aus einem mediceischen Codex, nebst einer lateinischen Uebersetzung (S. 322 ff.); das 21ste (26ste) ist den Philosophen Syrianus, Proklus und Marinus (S. 357 ff.); das 22ste (27ste) dem h. Cyrillus aus Alexandrien (S. 446 ff.); das 23ste (28ste) dem Proklus aus Konstantinopel, dem Asterius aus Amasa, und dem Johannes Climakus (S. 504 ff.); das 24ste (29ste) dem Erklärer des Aristoteles und Epiktets, Simplicius (S. 529 ff.); das 25ste (30ste) dem Johannes Stobäus und andern griechischen Schriftstellern, welche locos communes gesammelt haben; (S. 569 ff.) und das 26ste (31ste) dem Sophisten Choricius gewidmet. (S. 760 ff.)

Fast auf allen Seiten findet man Zusätze des Herausgebers, die von seiner Aufmerksamkeit und von seinem Fleiße zeugen, und welche Rec. gern vermehren würde, wenn ihm eine solgroße Bibliothek der Kirchenscribenten zu Gebote stünde, als dazu erforderlich ist, wenn man ein Werk, wie dieses, ergänzen oder gar berichtigen will, ohne in Gefahr zu kommen, etwas Ueberflüssiges und Unrichtiges zu sagen, was gar zu leicht der Fall ist, wenn man seinem Gedächtnisse oder einzelnen Kollektaneen, die man Andern nachgeschrieben hat, traut und nicht selbst prüfen kann, wie dieß so manche Beyspiele voreiliger Kritiker sattsam beweisen.

Wünschen möchte man indessen doch, daß der große Vorrath etwas sorgfältiger gesichtet und sparsamer mitgetheilt würde. So findet man manche kleine Schriften citirt, die, wenigstens jetzt, gar keinen Werth mehr haben, weil unser liberaleres Zeitalter die in ihnen vorgelegten Irrthümer oder Vorurtheile längst beseitiget hat. So sind manche Citata, an sich schätzbarer Werke, deswegen überflüssig, weil man schon von selbst erwarten kann, daß dort von diesem oder jenem Kirchenscribenten oder sogenanntem Ketzer gehandelt worden seyn möge, oder weil in selbigen viel zu wenig von ihnen gesagt wird, als daß man die Leser darauf hinweisen sollte. Nur große und Bändereiche Werke, zumal wenn sie noch nicht vollendet sind, oder keine Register haben, in welchen man einen beliebigen Artikel nachschlagen kann, z. B. Schröckh's Kirchengeschichte, machen eine Ausnahme, und der Leser wird es da dem Hrn. Herausgeber großen Dank wissen, wenn er durch das genau bestimmte Citat vielen Aufwand von Mühe und Zeit ersparen kann. Sind die Schriften in alphabetischer

Ordnung abgefaßt, wie Wichich's Handbuch rc., und enthalten sie das Nämliche oder wohl gar weniger als andere schon erwähnte Bücher: so nützt das Citat nichts, und verursacht im letztern Falle dem Leser vergebliche Mühe. Doch es wäre unbillig, wenn man dem Verf. zumuthen wollte, daß er die citirten Quellen selbst nachsehen und unter einander vergleichen sollte; die übrigen Wünsche aber konnten leicht berücksichtigt werden, wenn nur hinter der Vorrede ein für allemal die Hauptquellen aufgeführt worden wären, wo man sich weiter Raths erholen kann.

Hb.

Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts; von Friedrich Bouterweck. Dritter Band.

Auch mit dem Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften, seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Dritte Abtheilung. Geschichte der schönen Wissenschaften; von Friedrich Bouterweck. Dritter Band. Göttingen, bey Röwer. 1804. 1 Alph. 17 Bog. gr. 8. 2 Rg. 8 M.

In den beyden ersten Bänden dieses schätzbaren Werks wurde die Geschichte der schönen Redekünste bey den Italiänern pragmatisch erzählt; der vorliegende dritte Band macht den Anfang mit der Geschichte der spanischen und portugiesischen Poesie und Beredtsamkeit. Zu dieser fehlte es zwar nicht an literarischen Vorarbeiten; aber es war gewiß keine leichte Mühe, in das Chaos der Notizen für erst nur chronologische Ordnung zu bringen; auch mußte die politische Geschichte von Spanien und Portugal, und selbst die Geographie dieser Länder, für diesen Zweck noch besonders studirt werden, wenn sich der Verf. nur einigermaaßen befriedigende Rechenschaft von dem Zusammenhange der hier zu erzählen-

lenden literarischen Ereignisse geben wollte. Velazquez und Sarmiento waren achtungswerthe Wegweiser; beyde bezie-hen sich auf das große lateinische Werk: die spanische Biblio-thek des Antonio; und aus dieser nahm Dieze den größten Theil seiner Zusätze zum Velazquez, worin er jedoch man-che neue Notiz hinzutrug. Auch von Blankenburg hat in seinen Zusätzen zu Sulzer's Theorie manche brauchbaren bi-bliographischen Nachweisungen gesammelt. Allen diesen Vor-arbeiten sind indeß mancherley Unvollkommenheiten eigen, die unser Verf. in der Vorrede bemerkt. Vollends aber war die Geschichte der spanischen Beredtsamkeit ein noch völlig unbearbeitetes Feld. Zur Geschichte der portugiesischen Redekünste ist noch weit weniger vorgearbeitet. Diese und mehrere Schwierigkeiten hatte der Verf. zu überwinden; de-sto verdienstlicher ist sein auf dieses Werk verwandter großer Fleiß, dem wir mit ihm den Erfolg wünschen, die spanische und portugiesische Literatur unter uns mehr in Aufnahme zu bringen, empfängliche Gemüther für sie innigst zu interessi-ren, und zu veranlassen, daß der deutsche Geist durch diese schönen Töne von Süden her zu neuer Selbstthätigkeit belebt werde. »Deutsches Gemüth,« sagt er, »und spanische »Phantasie in kräftiger Vereinigung, was könnten die nicht »hervorbringen! Was der Spanier, seiner Abkunft noch im-»mer gern eingedenk, von dem Deutschen sagt: *Somos her-»manos* (wir sind Brüder), das könnte auf eine ganz neue »Art in der deutschen Poesie wahr werden. Sollte es aber »in der deutschen Literatur bey dem Uebersetzen aus dem »Spanischen, und bey dem Nachahmen und Nachstüm-»pern der spanischen Formen sein Bewenden haben: dann »würde die alte Deutschheit freylich nur wieder in veränder-»ter Gestalt ihre traurige Seite zur Schau tragen.« — Daß übrigens der Verf. in der Mittheilung der Beyspiele freygebig gewesen ist, wird man ihm Dank wissen; sein Werk ist dadurch zugleich eine Art von Chrestomathie geworden, die, bey der Seltenheit spanischer und portugiesischer Bücher in Deutschland, desto schätzbarer ist. Einen reichen Vorrath der spanischen, die neuesten zum Theil ausgenommen, bot ihm die Göttingische Bibliothek dar; mit portugiesischen war er weniger versehn, und mußte sich daher meistens auf bloße Notizen einschränken. Diese sind, mit einiger Beyspiellese, auf den folgenden Band aufgespart; der jedoch minder bogen-reich ausfallen wird.

Die vorausgehende Einleitung beginnt mit Erinnerung an die allgemeine Geschichte von Spanien und Portugal, um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts; handelt sodann von den drey Hauptidiomen der romanischen Sprache auf der pyrenäischen Halbinsel, dem kastilischen, portugiesischen und katalonischen; von der ursprünglichen Trennung der katalonischen und limosinischen Poesie von der kastilischen und portugiesischen; und endlich von den gemeinschaftlichen Nationalsylbenmaaßen und Reimformen der Spanier und Portugiesen.

Die Geschichte der spanischen Poesie und Beredtsamkeit selbst, hat der Verf. in drey Bücher getheilt, deren jedes einen besondern Zeitraum enthält. Das erste Buch befaßt den vom Ende des dreyzehnten Jahrhunderts bis in die ersten Decennien des sechszehnten. Aelter als alle bekannte Ritterromanzen und Volkslieder, in denen sich der poetische Geist der Spanier zuerst äußerte, sind einige kastilianische Reimwerke: eine Chronik von Cid, eine andere von Alexander dem Großen, und geistliche Reimereyen von Gonzalo Berceo. Denkwürdiger sind die literarischen Verdienste des berühmten Königs Alfons des Weisen. Mehr noch, das im vierzehnten Jahrhunderte von dem Prinzen, Don Juan Manuel, geschriebene moralisch-politische Exempelbuch, der Graf Lucanor überschrieben, welches in jedem Zuge den ritterlichen Weltmann und den Menschenkenner, ohne alle romanhafte Schwärmerey, verräth. Von ihm auch mehrere ungedruckte Werke, und einige Romanzen. Sein Zeitgenoß war Juan Ruiz, Verfasser eines sehr seltsamen satyrischen Gedichts in einer Art von Knittelversen. — Doch, der wahre Anfang der spanischen Poesie sind die Romanzen und Lieder, deren zuverlässige, obgleich mangelhafte, Geschichte mit der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts anfängt. Sehr gut zeigt der Verf., daß die historische Romanze und der Ritterroman in Spanien aus der nämlichen Verwirrung der Gränzen der epischen und der historischen Darstellungskunst entstand. Beyder Geschichte greift daher in einander. Die Verbreitung des Amadis und seiner Nachahmungen, brachte besonders auch die Romanzenpoesie in Ansehen, deren Stoff zum Theil aus den Ritterromanen entlehnt wurde; an diese schließen sich die ältesten unter den historischen Romanzen aus der Landesgeschichte

schichte. In dieser ist die Komposition noch einfacher als in jenen; es sind kleine Situationsgemälde. Wenn ein Maler von Geist und Talent diese Fundgrube von interessanten Situationen studirte: so könnte sich für die Geschichtsmalerey ein ganz neues Feld eröffnen. Von geringerm Werthe sind die mythologischen und biblischen Romanzen. Mit den erzählenden standen von jeher die lyrischen in unzertrennlicher Verbindung; nur unterschied man durch die Benennung des Liedes (*cancion*) diejenigen, welche in kleine Strophen oder Couplets (*coplas*) abgetheilt waren. So heißen aber nachher auch lyrische Werke von größerer Erfindung und höherem Schwunge, wenn sie in Strophen getheilt waren. Mit der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts scheint die kastilische Poesie angefangen zu haben, ihren Verfassern Ruhm einzubringen; und mit der Regierung Johanns II. fangen die spanischen Literatoren eine neue Periode in der Geschichte ihrer Dichtkunst an; obgleich sie nur die Zeit der letzten Ausbildung der vorigen war. Vorzüglich kamen nun allegorische Gedichte hinzu, deren Verfasser sich besonders der Künstlichkeit und Subtilität beflissen. Johann dem Zweyten kam in seiner bedrängten Lage seine Liebe zur Poesie und Gelehrsamkeit wenigstens einigermaaßen zu statten; es bildete sich um ihn aus den Großen des Reichs ein poetischer Hof, der nicht ohne Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten war. Kurz vorher zeichnete sich Enrique de Villena als Dichter aus, von dem auch eine Art von Poetik unter dem Titel *La gaya ciencia* merkwürdig ist. Aber seine Bemühungen nutzten der Poesie nur mittelbar, indem sie das Ansehen derselben und der liberalen Geistesthätigkeit überhaupt erhoben. An der Spitze jener glänzenden Dichtergesellschaft stand bald darauf Don Inigo Lopez de Mendoza, Marquis von Santillana, kein Mann von seltenem Dichtertalent; aber ein eifriger Beschützer der Wissenschaften. Auf einer höhern Dichterstufe stand Juan de Mena, dessen berühmtestes Gedicht ein allegorisch-historisch-didaktisches Werk, *El Labyrintho*, ist, in alten daktylischen Versen geschrieben, und von sehr gothischem Charakter. Sein poetischer Erfindungsgeist unterlag darin seiner falschen Gelehrsamkeit. Kürzer findet man (S. 96 ff.) noch einige andre Dichter dieses Zeitraums angeführt; besonders aus dem allgemeinen Liederbuche: *Cancionero General*, dessen Gehalt beschrieben wird. Unter andern werden die kurzen Lieder, die vorzüglich *Canciones* hießen,

und die sogenannten *Villancicos*, charakterisirt. Dann über den Inhalt des *Romancero General*, welches viele ältere Stücke enthält; ob es gleich erst gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts gedruckt wurde. Zuletzt noch von den ersten Versuchen in der dramatischen Poesie; besonders von dem bekannten dramatischen Roman vom Callistus und der Meliböa, mehr unter dem Namen Celestina bekannt, und sehr uneigentlich Tragikomödie betitelt. Mit der Poesie hat dieß Werk wenig gemein. In einer alten deutschen Uebersetzung heißt es: Hurenspiegel, und Casper Barth lieferte es lateinisch unter dem Titel: *Pornoboscodidascalus*. — Zur Geschichte der spanischen Prose dieses Zeitraums werden die Chroniken und mehrere biographische Werke erwähnt. Von wahrer Kritik hingegen zeigte sich damals auch noch nicht die dunkelste Spur.

Das zweyte Buch enthält die Geschichte der spanischen Poesie und Beredtsamkeit von den ersten Decennien des sechzehnten bis in die zweyte Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Vereinigung der kastilischen Monarchie mit der arragonischen, durch die Vermählung Isabellens und Ferdinands, macht Epoche in der spanischen Literatur, wie in der spanischen Macht. Der Druck der damals entstandenen Inquisition, lastete doch weit weniger auf der Phantasie, als auf den übrigen Geisteskräften; und der Witz behielt noch immer ein weites Feld. Ueberhaupt wurde dieser Zwang in Spanien selbst nie so empfunden, als in andern Ländern, besonders in den Niederlanden, wo er sich zugleich mit dem Despotismus eindrängte. In einer andern Hinsicht wurde diese Beschränkung der Geistesfreyheit sogar der schönen Literatur der Spanier zuträglich. Das Genie machte sich Luft nach der poetischen Seite, da ihm durch den Glaubenszwang der Zutritt zu einer mehr als scholastisch-kirchlichen Philosophie versperrt war. Auch der zunehmende Despotismus der spanischen Regierung konnte die poetische Energie nur langsam vernichten; und dem Nationalgeiste allein verdankt die spanische Poesie ihren höchsten Flor. Auch blieben Gesang und Tanz, im alten Nationalstyl vereint, immer noch wesentliche Erfordernisse einer fröhlichen Unterhaltung. Uebrigens war der spanische Geschmack in diesem Zeitalter ganz sich selbst, dem Einflusse der italiänischen Kunst, und der Autorität ausgezeichneter Dichter und Schriftsteller überlassen.

ten. Die Beredtsamkeit stand während dieses Zeitraums mit der Poesie in genauer Verbindung. Der Verf. erzählt zuerst ihre Geschichte von der Epoche der Einführung des italiänischen Styls an, bis auf das Zeitalter des Cervantes und Lope de Vega. Die in dieser Abtheilung charakterisirten Dichter sind: Boscan, Garcilaso de la Vega, Diego de Mendoza, Saa de Miranda, Montemayor, Herrera, Luis de Leon, Castillejo, u. a. m. Auch gab es viele mißlungene Versuche in der epischen Poesie. Bey der dramatischen wird von den beyden Parteyen der Gelehrten und der Moralisten, auch der ersten und zweyten Nationalpartey geredet. Dann von Juan de la Cueva, und seiner spanischen Dramaturgie; von der Entstehung der geistlichen Schauspiele aus den Pilgerdramen; von den Zwischenspielen und den ersten Versuchen in der tragischen Gattung. Hierauf wird die Geschichte der schönen Poesie fortgesetzt. Unter den Romanen hat sich besonders der Lazarillo de Tormes berühmt gemacht; er gründete die eigne Gattung der Schelmenromane. Endlich noch von andern erzählenden, didaktischen, eigentlich historischen und oratorischen Werken dieses Zeitraums, und der damaligen Kritik, worin sich die *Philosophia antigua poëtica* des Alonzo Lopez Pinziano denkwürdig machte; ein Buch, das für jene Zeiten außerordentlich und in der neuern Literatur das erste seiner Art ist. — — In der zweyten Abtheilung dieses Buchs ist zuerst am umständlichsten von den beyden berühmten Spaniern, Cervantes und Lope de Vega die Rede; und was der Verf. über sie und ihre Werke sagt, werden auch solche Leser interessant und belehrend finden, die mit diesen Schriftstellern nicht bloß durch Uebersetzungen und anderweitige Charakterisirungen bekannt sind. Ferner: von den Brüdern Leonardo de Argensola; und, nach Anführung neuer mißlungener epischer Versuche, über Ercilla's Heldengedicht, Araucana, die eigentlich gar kein Gedicht, sondern eine versificirte, aber unterhaltende Geschichte ist. In der Folge kam eine neue Regellosigkeit und ein phantastischer Styl in der spanischen Poesie auf. Unter den im Verfolge dieser Abtheilung aufgeführten Dichtern sind Gongora, Quevedo, Villegas, Rebolledo und Calderon die vornehmsten. In der Geschichte der prosaischen Schreibart verdienen die historischen Arbeiten des Mariana und Antonio de Solis die meiste Aufmerksamkeit. Aus der Schule des Gongora drang die

poetische, phantastisch-witzelnde Manier sich auch in die Prosa ein, und der vorzüglichste Kopf, der von diesem Gongorismus angesteckt wurde, war der bekannte Lorenzo oder Balthasar Gracian, der sich auf mehr als Eine Art über das Gemeine, aber auch, um durchaus ungemein zu denken und zu schreiben, über das Natürliche und Vernünftige sinnreich zu erheben sucht. Gracian wäre ein vortrefflicher Schriftsteller geworden, wenn er nicht ein außerordentlicher hätte werden wollen.

Das dritte Buch geht von der zweyten Hälfte des siebenzehnten bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, und ist nur ein summarischer Nachtrag zu den beyden vorhergehenden Büchern. Es befaßt die Periode der sinkenden und sich langsam wieder aufrichtenden spanischen Literatur, und liefert, in drey Abschnitten, die Geschichte des völligen Hinsinkens der spanischen Nationalkraft in Beziehung auf die schöne Literatur im Allgemeinen; dann eine kurze Anzeige der literarischen Merkwürdigkeiten, so weit sie hier in Betracht kommen, von der Regierung Karls des Zweyten bis nach dem Anfange der Regierung Karls des Dritten; und endlich einen kurzen Abriß der neuesten Begebenheiten, die besonders seit den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts der schönen Literatur der Spanier wieder eine neue Wendung zu geben scheinen. — Den Beschluß machen einige Grundzüge zur Charakteristik der schönen Literatur der Spanier überhaupt. Sie ist mehr national, als irgend eine andre; sie hat großentheils hohe Eleganz und klassische Korrektheit; sie ist an trefflichen Werken der Dichtkunst, besonders in der lyrischen und dramatischen Gattung, sehr reichhaltig; und endlich haben unter allen neuern Dichtern allein die Spanier die Poesie des katholischen Christenthums entdeckt, und geistreich, wenn gleich nichts weniger als musterhaft, benutzt.

Go.

Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und einer kritischen Literatur derselben, von Johann Gottlieb Buhle. Achter Theil. Göttingen, bey Vandenhöck. 1804. 920 S. (Nebst 56 S.

Vor-

Vorrede und Inhaltsverzeichniß und 76 S. Register über das ganze Werk). 8. 2 Rh. 12 K.

Mit diesem Bande beschließt der Verf. das ganze Werk, das freylich nicht eigentlich die Form eines Lehrbuchs hat. Doch ist dieß verzeihlich, und bedurfte der in der Vorrede gemachten Entschuldigung nicht; zumal da es mehr an einem bequemen Handbuche, als an einem schicklichen Lehrbuche mangeln möchte, seitdem die 2te Auflage von Eberhards allgemeiner Geschichte der Philosophie erschienen ist. Freylich sind auch in gegenwärtigen Band manche Fehler eingeschlichen, wie in den vorhergegangenen. Der Verf. entschuldigt sich deshalb in der Vorrede mit Bescheidenheit; dennoch würden, bey weniger Eilfertigkeit und Partheylichkeit, gewiß mehrere Fehler haben können vermieden werden. Die Geschichte der neuern französischen Philosophie, die in andern bis auf diesen Zeitraum reichenden Schriften, nur im Allgemeinen berührt zu werden pflegt, ist hier ausführlich abgehandelt. Rec. bedauert nur, daß der Verf. das Examen du Fatalisme (à Paris 1757. III.) übergieng, da dasselbe doch, als eine nicht ganz zu verwerfende Vertheidigung der Vorsehung und Freyheit, nicht nur seinen innern Werth behält; sondern auch unter den Franzosen, weil sie sich zu der entgegengesetzten Meinung neigen, als eine merkwürdige Erscheinung, herausgehoben zu werden verdient. In der Beurtheilung des Materialismus und Fatalismus, vermißt man überdieß die stärksten Waffen; obgleich einige Widersprüche gezeigt werden, und so wäre auch in dieser Hinsicht, die Anführung jener Schrift nicht unnütz gewesen.

Die Vorliebe für kritische Philosophie, wodurch überhaupt des Verf. philosophische Geschichte so oft einseitig und partheyisch wird, verblendet den Verf. auch hier, wenn er S. 165 behauptet: es habe das bekannte Systeme de la nature auf eine unwiderlegliche Art gezeigt, daß keine theoretische Erkenntniß von Gott und seinen Eigenschaften möglich sey, und daß jede Theologie, die eine solche zu enthalten vorgebe, aus innern Widersprüchen bestehe; ferner, wenn er S. 254 vom Robinet sagt: »Keiner der ältern »Metaphysiker, hat so ausführlich und so scharfsinnig die »Unmöglichkeit einer theoretischen Erkenntniß Gottes bewie»sen, als er.« Beyde, (Robinet und der Verf. des Systems)

Kems) zeigten vielmehr deutlich, daß sie gar keine Metaphysiker waren, und nicht einmal wußten, wie eine rationale Theologie ein unendliches Wesen denkt. Der falsche Begriff, den Robinet von der Vollkommenheit unterlegte, die er sich bloß relativ auf einen gewissen Zweck dachte, und daher auf Gott, als selbstständiges Wesen, nicht anders als negativ angewendet wissen wollte, bewies schon, wie wenig er seine Begriffe von Realität überhaupt, und von der Zusammenstimmung zu derselben, berichtiget haben mußte. Mit solchen Gegnern dürfte der Verf. einen geläuterten Dogmaticismus schwerlich bezwingen; selbst wenn er Voltaire's Ansall auf den Optimismus entgegen führt, selbst wenn er S. 215 sagt: »es komme bey einer Theodicä gar nicht auf einen »Beweis an, daß das Uebel und Böse, in einer Welt endlicher Geschöpfe unvermeidlich wäre; sondern, daß es sich »mit der Güte, Weisheit und Allmacht Gottes vereine, eine »endliche, unvollkommne Welt hervorzubringen.« Man darf doch unstreitig wohl behaupten: ein unendliches Wesen, — da es einen Widerspruch enthält, ein abermals unendliches selbstständiges Ding zu schaffen, — handelt seiner Kraft vollkommen gemäß, wenn es die möglichst größte Summe endlicher Wesen, in größtmöglichster Harmonie realisirt. Rec. wünschte den Metaphysiker zu sehen, der hier noch eine größre Kraft zu denken vermöchte; und weiter als über diejenige, die nicht größer gedacht zu werden vermag, erstreckt sich der Begriff des Unendlichen nicht.

In diesen und einigen andern, mehrentheils aus der Kantischen Philosophie herstammenden Lehren, kann Rec. unmöglich dem Verf. beystimmen, so lehrreich auch dasjenige war, was er über Robinets Evolutionssystem, über dessen Lehre vom moralischen Sinne, von der Physik der Geister, von der Gleichheit des Uebels mit dem Guten, in dieser Schrift fand.

Dieß Alles möchte indessen noch hingehen; denkende Köpfe lassen sich durch französische Philosophie, so wenig als durch kritische blenden, wenn nur der Verf. — durch offenbare Partheylichkeit — in der Geschichte der letztern, nicht selbst Streitigkeiten ausgelassen hätte, die zu den wesentlichsten Ereignissen unserer Zeit gehören, und daher für die Geschichte, als solche merkwürdig sind. Sein Werk geht zwar, zumal wenn wir auf den Titel sehen, nicht in das Detail

hinein,

hinein, und andere Geschichtschreiber, sind über dergleichen Gegenstände ausführlicher gewesen. Allein Streitigkeiten wie diejenigen, welche die Leibnitzischen Philosophen mit den Kantischen geführt haben, sind zu wichtig, als daß sie gänzlich übergangen, oder nur im Vorbeygehen berührt werden durften. Wurden denn nicht hier die höchsten metaphysischen Aufgaben, über die allgemeine Gültigkeit der obersten Gesetze des Verstandes, über die Gewißheit der Mathematik, über Raum und Zeit rc., entwickelt, die für Kanten von großer Bedeutung seyn mußten, da er selbst zu seinen eigenen Waffen griff? Freylich focht er hier eben nicht glänzend; allein zum eigentlichen philosophischen Kämpfer schien er überhaupt nicht gemacht zu seyn. Wenn ein junger Mann, der Philosophie nur zum Vergnügen triebe, oder ein bloßer Nachbeter Kants, den Beweis für den Satz des zureichenden Grundes dadurch zu widerlegen dächte, daß er sage: man habe die Begriffe von Alles und jedes Ding verwechselt, oder versichern wollte, daß die Kritik der reinen Vernunft »die Erkennbarkeit der Dinge an sich, die Raum »und Zeit zum Grunde legen, buchstäblich behaupte:« so ließe dieß die Geschichte wohl hingehen, und eigentliche Philosophen, sollten es auch nur Recensenten thun, würden ihn schon eines Bessern belehren; aber bey einem Manne, wie Kant, der die Vernunft ausgemessen haben wollte, waren solche grobe Fehler, wodurch er die schwachen Seiten seiner Kritik zeigte, Merkwürdigkeiten für die Geschichte. Auch Tiedemanns Thäetet hätte unter den Schriften der empirischen Philosophie herausgehoben werden sollen, indem derselbe manche wichtige Wahrheit, so schön und einleuchtend für den gemeinen Menschenverstand darstellt, ohne in die gröbern Fehler des Empirismus zu verfallen.

Man darf aber übrigens dem Verf. nicht den Vorwurf machen, als ob er, wie mehrere, die kritische Philosophie nicht untersucht, und ihren Lehren blind nachgefolget sey; er gesteht vielmehr S. 708 ein, daß nach der Kantischen Untersuchung, im Felde der theoretischen Spekulation die Skepsis übrig bleibe, wie der Zusammenhang unsrer Erkenntniß mit Dingen an sich zu erklären sey, indem das von Kant postulirte Ding an sich, ein ganz leerer und nichtiger Begriff wäre, der durch die zugleich angenommenen Erkenntniß-Principien schlechthin vernichtet werde, so, daß

in

in diesem Punkte das Kantische System mit sich selbst im Widerspruche stehe. Beck, der es ganz idealistisch darstellt, erkläre es seinem (dem Kantischen) Geiste gemäß; dennoch könne es sich gegen den Skepticismus, so wenig, wie Bouterwecks Apodiktik und der Fichtische Lehrbegriff behaupten. (S. 713. 801.) Rec. mußte sich wahrlich wundern, hier Schulzens wichtige Kritik der theoretischen Philosophie nicht einmal angeführt zu finden, da doch in derselben der Skepticismus, der kritischen Philosophie seine ganze Stärke fühlen läßt.

Bey diesen wesentlichen Mängeln, zu denen sich auch wohl noch mehrere aufführen ließen, zumal wenn wir auf die praktische Philosophie sehen wollten, wo in dieser Geschichte nicht einmal Platners Moral angeführt ist, behält dieß Werk immer einen gewissen Werth, und schon die faßliche Darstellung des Kantischen Systems nach allen seinen Theilen, und mit allen seinen Abkömmlingen; bis auf das Schellingische Lehrgebäude, giebt ihm, wenigstens für unsere Zeiten, eine nicht geringe Brauchbarkeit. Eigentliche Kenner der Philosophie, welche die Geschichte aus ihren Gründen zu schöpfen wünschen, werden überhaupt lieber selbst zu den Quellen gehen, die der Verf. freylich genau und bestimmt anzugeben fast gänzlich unterlassen hat. Dieß abermals ein großer Mangel dieses Werks. Für die Literatur der neuern deutschen Philosophie, deren kritische Anzeige sich dem Titel nach wohl erwarten ließe, ist hier überhaupt weiter nichts gethan, als daß einige literarische Hülfsbücher angegeben worden sind, in denen man die philosophischen Schriften neuerer Zeiten, freylich auch nur höchst unvollständig, aufgeführt findet.

Kn.

Klassische, griech. u. lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

1) Xenophon's Feldzug nach Oberasien, griechisch und mit einem griechisch-deutschen Wortregister ver-

versehen von F. H. Bothe. Leipzig bey Hinrichs. 1804. 23½ Bogen. 8. 1 Rh.

2) Xenophontis de Cyri Minoris Expeditione libri VII et alia opuscula graece et latine ex recensione *Eduardi Wells.* Lipsiae ex officina libraria Gleditschiana. 1804. 42 Bogen. gr. 8. 2 Rh.

Nr. 1 ist eine recht zweckmäßig eingerichtete Ausgabe für Schulen. Herr Bothe ist nämlich der Meinung, der Rec. gern beystimmt, daß Xenophon's Anabasis vor manchen andern Schriften desselben Verf. fleißig in Schulen gelesen zu werden verdiene. Wir haben uns schon längst darüber gewundert, daß fast auf allen Schulen den sokratischen Denkwürdigkeiten und der Kyropädie der Vorzug gegeben wird; da diese Werke bey aller Trefflichkeit ihres moralischen Inhalts doch durch ihre Trockenheit an vielen Stellen, durch ihre politische Beziehungen und durch so manches andere, für jugendliche Gemüther Fremdartige sich für einen grossen Theil junger Leute von lebhaftem Geiste nicht sonderlich eignen. Wenigstens sollte die Lektüre der Anabasis der der beyden andern Werke vorausgehen, da diese durch ihren mannichfaltigen angenehmen Inhalt und durch den leichten, einfachen historischen Styl weit mehr anzieht. Eine Hauptursache, warum die Anabasis bisher zurück gesetzt wurde, mochte mit seyn, weil sie nicht so viel bearbeitet worden und überhaupt von ihr nicht solche zweckmäßige Schulausgaben vorhanden waren, als von jenen beyden andern Werken. Dieß rührte aber wieder daher, weil die philologischen Männer, die eine Schrift des Xenophon bearbeiten wollten, durch die moralischen Maximen und durch das Interesse der Grundsätze und der Entwicklungsmanier des Sokratismus mehr für jene gewonnen wurden. — Herr Bothe hat den Text ohne alle Anmerkungen nach Zeune's Recension geliefert; hin und wieder aber verbessert. Von Stellen dieser Art nennt er in der Vorrede folgende: II, 3, 22 (Hier hat er nämlich Zeune's Vorschlag ἀυτῷ für ἀυτὰς aufnehmen wollen; es ist aber doch ἀυτὰς gedruckt.) III, 2, 24 (Morus's Vorschlag ἀυτοῖς für ἀυτὰς, dem auch schon Hr. Weiske gefolgt, da der Sprachgebrauch hier den Dativ fordert.)

fordert.) III, 4, 21 (Hier hat Hr. B. οἱ λοχαγοὶ als unächt eingeklammert, wohl mit Recht), V, 4, 26 (für φυλάττοντα, das schon vielen Kritikern anstößig gewesen, hat Hr. B. φυλάττουσιν; welches aber nach Weiske's Anmerkung zu dieser Stelle, schon vom sel. Brunk ad Apollodor. II, 1030 vorgeschlagen ist), VII, 2, 3 (Hier hat Hr. B. das zweymal vorkommende τὰς χώρας beydemal in τὰς χώρας verwandelt; was dadurch gewonnen wird, sehen wir nicht ein; lieber hätte er mit Muretus die entbehrlichen und auffallenden Worte καὶ ἐκδόντες τὰ ὅπλα κατὰ τὰς χώρας als unächt einklammern sollen.) Schon hieraus ergiebt sich, daß sich der Herausg. um den Text seines Autors gerade keine Verdienste erworben hat. Wir haben auch nicht einmal einen Beweis gefunden, daß Hr. B. von der schätzbaren Weiskeschen Ausgabe Gebrauch gemacht hat, die er doch nicht hätte vernachlässigen sollen. Dagegen aber verdient es Lob, daß Hr. B. nach Art der Thiemeschen Ausgabe der Kyropädie, den Text in viele kleinere Abschnitte, so wie sie sich von selbst darbieten, getheilt, und dieselben mit deutschen Inhaltsanzeigen versehen hat. Jedes Cap. besteht nun aus mehrern solchen Abschnitten, z. B. das erste Cap. des 1ten Buchs aus vier, das 2te aus sieben. (Das 3te Cap. S. 14 hat aber irrig die Ueberschrift: Viertes Cap. und dagegen das 4te Cap. S. 15 heißt nun: Drittes Cap.) Der Druck ist übrigens ziemlich gut; jedoch nicht ganz frey von Druckfehlern: z. B. S. 183 letzte Zeile steht ἂ für ἄν. — Das angehängte Wortregister ist das Zeunesche; aber zweckmäßig abgekürzt. In der Vorr. verspricht Hr. B. auch noch eine eben so bearbeitete Chrestomathia Xenophontea. Ob dieselbe nöthig sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

Nr. 2 ist nichts anders als ein neuer unveränderter Abdruck des im J. 1763 in demselben Verlage erschienenen 4ten Bandes der vom sel. Thieme besorgten Ausgabe der sämmtlichen Werke des Xenoph. ex recensione Eduardi Wells. Daß dies nirgends von der Verlagshandlung angedeutet worden, kann nicht gebilligt werden. Wie mancher kann nun diese Ausgabe sich anschaffen, in der Hoffnung, daß bey ihr alle, auch die neuesten Arbeiten über die in diesem Bande enthaltenen Xenophontischen Schriften benutzt worden. Unserm Bedünken nach hätte die Verlagshandlung auch um ihrer selbst willen, wenn sie einen Abdruck jenes viel-

vielleicht vergriffenen Bandes der Thiemeschen Ausg. wieder drucken lassen und einzeln verkaufen wollte, durch einen dazu fähigen Gelehrten einen Anhang müssen besorgen lassen, in welchem das, was bey einzelnen Stellen zur Kritik und Erklärung derselben in spätern Schrifften z. B. in der Ausg. der Anabasis von Morus, von Zeune und von Weiske geleistet worden ist, kurz angegeben und beurtheilt würde. Uebrigens ist es bekannt, daß diese Ausgabe, als sie zuerst erschien, sehr geschätzt zu werden verdiente. Durch die beygefügte brauchbare lateinische Uebersetzung hat sie auch noch jetzt vor einigen neuern, mehr kritisch berichtigten Ausgaben für manche Freunde des Xenophon einen Vorzug. Auch sind hie und da unten am Rande (eigentliche Anmerkungen finden sich nicht) Varianten und Conjecturen von Gelehrten angeführt, unter denen wir manche antreffen, die Hr. Weiske in seiner Ausg. gar nicht berücksichtiget hat; obgleich sie es wohl verdient hätten. — Die auf dem Titel neben der Anabasis erwähnten alia opuscula sind die 4, de Agesilao rege, de Lacedaemoniorum republica, de Atheniensium republica und de rationibus redituum sive de proventibus. Das Papier der ersten Ausg. war besser als in der gegenwärtigen; auch enthält diese die (freylich ziemlich unbedeutende) Landcharte nicht, welche bey jener war, und die in jener stehen gebliebenen und vorne angezeigten Druckfehler sind hier nicht alle berichtigt; einige neue dagegen sind hinzugekommen als S. 65 unten am Rande steht ὄδεν für ὄδευ. Ein Verzeichniß dieser alten und neuen Druckfehler findet sich nirgends.

Ms.

Claudii Rutilii Numatiani, Galli, Viri Clarissimi, Itinerarium sive de reditu quae supersunt. Cum selecta lectionis varietate atque integris notis *Jo. Georg. Graevii* et *Theod. Jans. ab Almeloveen*, nec non *Gottlieb Cortii* notarum fragmento in Rutilium, curante *D. Joanne Sigismundo Gruber*, Reip. Norimb. Consiliario iudiciique civitatis et consistorii nec non iudicii provincialis adsessore, qui et suas addidit adnotationes. Accedit

cedit *Joannis Christiani Kappii* notitia literaria atque index locupletissimus. Norimbergae, apud Bauer et Weicht. 1804. 8. maj. 10½ Bogen. 14 gr.

Unter den spätern lateinischen Dichtern zeichnet sich Cl. Rutilius, der ums J. Christi 416 lebte, durch vorzügliches Talent, das durch das Studium älterer römischer Dichter-Werke genährt worden, und durch eine im Ganzen elegante Schreibart ungemein aus, und seine poetischen Ueberreste in zweyen Büchern, von denen das erste, dem jedoch der Anfang zu fehlen scheint, aus 644 Versen besteht, das zweyte aber nur ein Bruchstück von 68 Versen ist, gewähren noch jetzt manchen angenehmen Genuß; schon der Gegenstand, Schilderung einer Reise von Rom, dessen ausführliches Lob zugleich ein Hauptzweck des Dichters ist, nach seinem Vaterlande Gallien und das elegische Versmaaß haben viel Anziehendes. Hr. Rath Gruber sagt in der Vorrede dieser Ausgabe: „*Quum* iam longum temporis praeterlapsum *est* „spatium, *quod* Cl. Rutilii Num. Itinerarium — lectu „dignissimum *prodiret* in lucem, non abs re fore sum „arbitratus, id recudendum curare, ut ne litterarum cu„pido, hunc poetam legendi eiusque stilum concinnum „elegantemque *sibi notum reddendi*, desit copia.“ Die Realität dieses Grundes liesse sich nun wohl in Zweifel ziehen, da die Ausgabe dieses Dichters von Kapp erst im J. 1786, und die von Wernsdorf im 5ten Theil seiner Poetar. lat. minor. noch später, erschienen ist, und auch die ältere vom sel. Damm 1760 besorgte noch nicht vergriffen seyn möchte. Hrn. Gruber's Unternehmen verdient indeß doch immer Dank, da er selbst zur bessern Ausstattung des Dichters Manches geleistet hat. Die Einrichtung der Ausgabe zeigt schon der oben vollständig von uns mitgetheilte Titel hinlänglich an; es ist eine Ausgabe in der Holländischen Manier cum notis variorum, die bey einem Original von nicht großem Umfange noch am ersten erträglich ist. Unter den Anmerkungen der frühern Herausgeber vermissen wir ungern die von Wernsdorf; vielleicht aber hat Hr. Gr. diese in seinen eigenen Anmerkungen benutzt und verarbeitet; doch können wir dies nicht mit Sicherheit behaupten, da uns gerade jetzt jener 5te Theil der Poet. lat. min. nicht zur Hand

Hand ist. Vielleicht mag auch Hr. Gr. Wernsdorf's Arbeit gar nicht verglichen haben; zu *J. C. Kappii* Notitia literaria Rutiliana, die er hier hat wieder abdrucken lassen, hat er freylich Wernsdorf's Ausgabe nachgetragen; die Supplemente desselben im 6ten Theil hat er aber nicht erwähnt. Auch wundert es uns, daß er anstatt der Notitia lit. von Kapp nicht lieber Wernsdorf's Prooemium de Rutilio eiusque editoribus atque interpretibus hat abdrucken lassen; von den Lebensumständen und dem schriftstellerischen Charakter des Rutilius findet man hier nun gar nichts. In seinen eigenen Anmerkungen liefert der Herausgeber einige gute historische und geographische Erläuterungen, wobey er die alten römischen Historiker und Geographen benutzt, oft Stellen aus ihnen in extenso mittheilt (zuweilen gewiß zu freygebig, z. B. S. 29 — 32, welche 4 Seiten fast nur aus Abschnitten aus Florus bestehen); auch zeigt er in diesen Anmerkungen eine große Beleſenheit in den latein. Dichtern; doch möchte aber auch hier das Maaß etwas zu weit ausgedehnt seyn; Rec. wenigstens kann es nie billigen, wenn die Herausgeber der Alten auch sehr entfernte Parallelstellen häufen, oder Wendungen und Redensarten des Originals, die durchaus keiner Erläuterung bedürfen, in einer Fluth ähnlicher Stellen aus andern Schriftstellern ersäufen. Die poetische Sprache seines Dichters hat übrigens Hr. Gr. oft sehr treffend in Prosa aufgelöset. Nur eine fortlaufende gedrängte Inhalts-Anzeige, durch die dem Leser der Gang des Dichters immer deutlich und gegenwärtig bliebe, würden wir noch für nöthig gehalten haben. Den Text giebt der Herausg. nach seiner eigenen auf die Vergleichung der vorzüglichsten Editionen gegründeten Recension, und Rec. glaubt, daß man in den mehrsten Fällen mit Hrn. Gr.'s Wahl der Lesarten und mit seinen kritischen Urtheilen zufrieden seyn kann. Die wichtigsten Varianten und Conjecturen anderer Gelehrten sind unter den Text gesetzt, so daß der urtheilsfähige Leser auch da, wo ihn die Auswahl des Herausg. nicht befriedigt, sofort eine andere Lesart substituiren kann. Seite 17, I, 34 wunderten wir uns, daß Hr. Gr. desideriis *reddere* vela meis im Texte behalten hat, da doch nach Almeloveen's und seinem eigenen richtigen Urtheil in der Anmerkung, die Variante desſ. *addere* vela m. den Vorzug verdient. S. 24 V. 76 hat der Text „Fretus et Alcides *nobilitate* „Deus;" in der Note aber erklärt sich Hr. Gr. für *feroci-*

 tate,

tate, das eine Conjectur von Almeloveen ist; ostria der hinzugefügte Grund: quoniam *Cicero* (!) *ferocitatem* et *audaciam* coniungit, quae utraque Herculi conveniunt, scheint uns zu schwach; *fretus audacia* würde, wenn das Versmaaß es erlaubte, recht anpassend seyn; aber *fretus ferocitate* scheint immer anstößig. Ueberdem spricht für die untadeliche Vulgata *nobilitate*, einigermaaßen selbst die (hier unpassende) Variante *mobilitate*; denn nobilitate und mobilitate sind auch sonst zuweilen in den alten Handschriften verwechselt. (S. Corte und Dahl zu Sallust's Catilina c. 49 extr.) Die von Crusius in den Probab. critt. vorgeschlagene kühne Umbildung des 75. und 76ten V. hätte billig der Herausg. nicht ohne Bezeichnung durch audacter oder temere anführen sollen; auch hätte er bey beyden und so auch bey manchen andern Versen noch einige Sach-Erläuterung für die jüngern Leser des Rutilius geben können. S. 92 und 93. V. 555 und 56 hat Hr. Gr. im Texte die gewöhnliche Lesart und Interpunktion behalten, nämlich:

Exiguus rerum rectores cespes habebat,
Et Cincinnatos iugera pauca dabant.

In der Anmerkung erklärt er diese Stelle aber mit Recht für verdorben, und will durch Aenderung der Interpunktion folgendermaaßen helfen:

Exiguus rerum rectores cespes, habebat
Et Cincinnatos, iugera pauca dabant.

Allein dann wären die Verse doch gar zu matt; et Cincinnatos stände nach rerum rectores sehr otiose, und iugera p. dabant hätte gar nicht einmal eine bestimmte Beziehung. Rec möchte mit Beybehaltung der vorigen Interpunktion V. 356 lesen: *Sat Cincinnatis* iugera pauca dabant oder *erant*. — Hin und wieder finden wir in den Anmerkungen vom Hr. Gr. Stellen anderer Klassiker mitgetheilt, ohne daß der Ort, wo sie stehen, angegeben ist. Dies können wir nicht billigen; zumal, da ein solches Citat, wenn es einem Herausgeber auch verloren gegangen ist, sich doch bald wieder auffinden läßt, so z. B. ist die S. 68 angeführte Stelle des Cicero aus Verr. IV, 18.

Ms.

Fr.

Fr. Jacobs Animadversiones ad epigrammata Anthologiae graecae secundum ordinem Analectorum Brunckii. *Vol. III. Pars IIda.* Leipzig, bey Dyck. 1803. 484 S. 8. 2 Rg.

Herr Prof. Jacobs beendigt mit diesem Bande die verdienstvolle und gelehrte kritische und philologische Bearbeitung der Brunckschen Analekten. Wir fassen uns kurz bey der Anzeige dieses Theils, auf die umständlichere Recension der vorhergehenden Bände im Bd. 79 S. 522 ff., verweisend. Nur einige kleine Erinnerungen streuen wir ein über Stellen, die wir uns angestrichen haben. In den Epigrammen der Ungenannten handelt das 271ste von der Isis als Ceres, der das nicht sehr verständliche Prädikat ταχυμήτως gegeben wird, statt dessen es wohl heißen muß: Ἰσιδι καρποτόκῳ, σταχυμήτορι. Aehnlich wird im Orphischen Hymnus 39, 8 die Ceres angerufen: σταχυοτρόφε. Im 275sten Epigramme wird eine Bronze beschrieben, mit der Scylla, die eine so drohende Stellung hatte, als wollte sie Schiffe zertrümmern. Der Herausgeber nennt dieß eine Hyperbel des Dichters, als wenn die Scylla nicht nur Menschen aus den Schiffen, sondern die Schiffe selbst ergriffen und zertrümmert hätte. Aber konnte sie denn das nicht, und nennt sie nicht auch Maro Aen. 3, 425 Scyllam Ora exsertantem et naves in saxa trahentem? Das 283ste Epigramm auf ein Kunstwerk, welches Herkules Kampf mit einem Hirsch vorstellte, hat das Schicksal, von Brunck tief herabgesetzt zu werden, da doch weder etwas besonders Gutes, noch etwas besonders Böses davon zu sagen seyn möchte. Nur die Verbindung und der Sinn des letzten Distichons ist uns nicht recht klar; von V. 5 möchten wir nicht mit dem Herausg sagen: Nihil hoc versu ineptius. — Man urtheile wenigstens nach einer treuen Uebersetzung:

Was bewundr' ich zu erst, was hernach, was zuletzt an dem Kunstwerk,
 Welches darstellt den Mann mit dem erliegenden Hirsch?
Mit gewaltiger Stärke knie't der auf die Lenden des Thieres,
 Und das ästige Geweih hält mit den Händen er fest.
Durch den geöffneten Rachen und durch die lechzende Zunge
 Und durch sein Keuchen verräth der das geängstete Herz.
Freue, Herakles, dich; das ganze Thier scheint zu blähen
 Nicht nur mit seinem Geweih, auch durch die goldne Kunst.

Obgleich das ähnliche Epigramm Nr. 292, welches der Herausg. demselben Verf. beyzulegen geneigt ist, auf eine Bildsäule, die einen Stierkämpfer vorstellte, nichts enthält, was auf ein besondres Individuum führen könnte: so mag doch der Verf. des griechischen Lemma seinen Grund gehabt haben, es auf den Theseus zu deuten. Nur war vielleicht nicht, wie er meint, der Kampf mit dem Marathonischen Stier, sondern mit dem Minotaurus zu verstehen, wie wir aus der ganz ähnlichen Beschreibung des letztern Kampfes auf Theseus Schilde in Statius Theb. 12, 665—671. Achilleis 1, 191 f., schließen.

Bey Gelegenheit des Epigramms 313 b) auf den Herold Archias, der ohne Tuba und ohne Backenriemen, dergleichen sich auch die Flötenspieler bedienten, ausrief, will der Herausg. im Hesychius statt ἀναδείγματα· ἡνίας περὶ τραχήλους lesen: ταινιας. Allein die gemeine Lesart hat gewiß dieselbe Bedeutung, und der Ausdruck ist von dem Riemenwerk, Halfter, Maulkorb der Pferde hergenommen; daher dieser Verband auch ἱμάς, κημός, heißt s. Böttiger Att. Museum Bd. 1. Heft 2. Not. 14. S. 356—359. Das 453ste Epigramm auf einen, der sich aus Lebensüberdruß tödtete, übersetzen wir also:

Meinen Wagen lenkte auch ich, der unselige Agenar,
  Durch das Leben, das nicht Leben zu heißen verdient.
Doch bald lenkte ich ein; ich trat das unsinnige Leben
  Unter den Fuß, und ich kam zu dem Aides hinab.

Es ist uns nicht recht klar, wie der Herausg. an dem vom Fuhrmann und dem Fahren hergenommenen Bilde des Lebens (V. 1) Anstoß nehmen, und sich keines ähnlichen Beyspiels erinnern kann, da ja ἁμαξεύειν gleichbedeutend mit ἐλαύνειν (V. 3) ist, wo der Herausg. selbst Parallelstellen aus der Anthologie und dem Philostratus beybringt. Das Leben wird wohl nicht selten mit einer Rennbahn, der Tod mit dem Ziele derselben, die Flüchtigkeit der Lebenszeit mit der Schnelligkeit der Wagenräder verglichen. Anakreon:

Τροχὸς ἅρματος γὰρ οἷα
Βίοτος τρέχει κυλεσθείς.

Ep. 660, 5 wird von einer gestorbenen Hetäre gesagt: ἐσβέσθη δὲ τὰ φίλτρα τὰ κωτίλα, welches der Herausg. schön durch φίλτρα λαλίας, jucundae loquacitatis illecebrae erklärt,

klärt, wenn nicht etwa, da vorher vom Schließen der Augen die Rede wär, auch hier ein Theil des Körpers, oder noch bestimmter, der Lippen zu verstehen ist, aus welchen Gesang und süße Geschwätzigkeit hervorging; denn Pollux 2, 90 sagt: ἡ ἐν τῷ ἄνω χείλει κοιλότης, φίλτρον. Bey folgender Grabschrift Ep. 698:

Es setzte dieses Grabmal und den Altar dort
Die Klaudia, Dechas genannt, dem süßesten
Und theuersten Gemahl Athenion,
Der kinderlos verstarb, zum Angedenken.

nimmt der Herausg. an den Worten: ἀγόνῳ γενομένῳ συμβίῳ Anstoß, weil es, bey Erwähnung der ehelichen Zärtlichkeit, eben nicht passend scheine zu sagen: daß der Mann keine Kinder erzeugt habe, und er schlägt dafür scharfsinnig vor: μόνῳ γενομένῳ — da sich die Gattinnen besonders viel darauf zu Gute thaten, nur Einen Mann besessen und treu geliebt zu haben. Indeß hat man bey solchen Grabschriften nichts weiter, als die diplomatische Genauigkeit der Angaben von Lebensumständen ꝛc. zu suchen, und die Aeußerungen von Liebe u. dgl. gehören dabey zu den Formalen, mit denen man es nicht so genau nehmen muß.

Die kleine Sammlung von Räthseln, welche die Brunckschen Analecta beschließt, ist durch den Scharfsinn des Herausg. und seiner gelehrten Freunde großentheils enträthselt worden. Das Nr. 25 auf die Prophetie zu Dodona durch tönende Becken gehe (s. darüber Heyne Exc. II. II. 16. T. 7. p. 288.), blieb vom Herausg. nicht unbemerkt. Aber müßte nicht V. 3 und 4 eine kleine Veränderung mit den Textesworten vorgenommen werden?

Ἀντικτυποῦντος τῷ πρώτῳ τοῦ δευτέρου,
Καὶ μεταδιδόντος τῷ τετάρτῳ τοῦ τρίτου.

Es sind Kleinigkeiten, bey denen wir einiges Bedenken hatten; wie viel müßten wir abschreiben, wenn wir auch nur die vorzüglichern Verbesserungen und Erläuterungen aus diesem Theile ausheben wollten! Nur das bemerken wir noch, daß er, wie die vorigen, reich an nebenher eingestreuten Verbesserungen verdorbner Stellen aus andern Schriftstellern ist, wie man schon aus folgendem, nichts weniger als vollständigen, Verzeichniß abnehmen kann: Juvenalis S. 8. 17; Aeschylus S. 10; Lat. Anthologie S. 64; Achilles Tatius S.

83; Alciphro S. 104 ff.; Heliodorus S. 118. 239. 256. 286. 287. 289. 297. 327; Joh. von Stobi S. 122. 197. 233; Themestius S. 150. 205. 282. 296; Ibycus beym Athenäus S. 155 ff.; Sophocles S. 195. 210; Parthenius. S. 208; Libanius S. 258. 259; Lucianus S. 290; Aeschines S. 291. Mehrere Steinschriften, als: S. 278. 283. 307. 308. 310. 311. 336.

Von S. 369 an, giebt der Verfasser noch eine Menge Zusätze und Berichtigungen zu den zwey Theilen des ersten Bandes und zu dem ersten des zweyten Bandes seiner Animadversionen. Zusätze zu den übrigen Theilen hat der Herausgeber für den folgenden und letzten Band aufgespart, der außerdem die Leben der Dichter der Anthologie und die Register, wir wünschen, sowohl über die Sachen, als die Sprache der Anthologie und über die Animadversiones, begreifen wird.

Ch.

Jakob Brand's, Prof. an dem Kurerzkanzlerischen Gymnasium in Aschaffenburg, Handbuch der römischen Alterthümer für Schulen. Frankfurt am Mayn, bey Varrentrapp. 1804. VIII. und 236 S. 8. 14 Ar.

»Der Mangel eines Handbuchs der römischen Alterthümer, welches nach unserm Schulplane nicht zu weitläuftig — weil der Unterricht nur für ein Jahr bestimmt ist — und nicht zu beschränkt seyn sollte, weil derselbe für schon halb entwickelte Jünglinge gegeben wird, war die Veranlassung zur Ausarbeitung des gegenwärtigen. In Betreff des Vortrages, gieng mein Bestreben dahin, die römische Alterthumskunde vollständig und in einer deutlichen Ordnung darzustellen.« So der Hr. Verf. in der Vorrede, wo er noch bemerkt, daß er bloß nach seiner Ueberzeugung gesprochen, und den römischen Charakter nach seinen verschiedenen Verhältnissen mit solchen Farben gezeichnet habe, wie er gezeichnet zu werden verdient, und einige Gründe berührt, warum er den Römer in den Künsten und Wissenschaften einen bloßen Nachahmer nenne. — Rec. erwartete nach dieser Aeußerung eine neue Bearbeitung, eigene neue Ansichten, und einen

einen neuen Plan; aber dieß ist nicht der Fall; denn das Ganze ist größtentheils ein bloßer Auszug aus Nitsch's Beschreibung des Zustandes der Römer, und Rec. zweifelt daher, daß diese Arbeit nothwendig oder verdienstlich sey, da Nitsch bekanntlich selbst einen Auszug besorgt hat, der auch nur 14 Gr. kostet; welchen aber Rec. nicht bey der Hand hat, um ihn mit obigem Handbuche vergleichen zu können. Zwar kommen einige Abänderungen im Plane vor; aber sie sind nicht bedeutend und, ein paar ausgenommen, dürfte die von Nitsch befolgte Ordnung doch besser seyn. Auch die hin und wieder vorkommenden Zusätze und Berichtigungen, z. B. da, wo von der Tracht der Flaminum die Rede ist, sind nicht erheblich. Hr. B. schickt, wie Nitsch, eine Einleitung in die römischen Alterthümer voraus, und theilt dann eine Beschreibung der Stadt Rom mit, welche Nitsch im ersten Buche abgehandelt hat: im ersten Abschnitte redet er von der gottesdienstlichen, im zweyten von der Staats-, in der dritten von der Gerichtsverfassung, im vierten von der häuslichen Verfassung; im fünften von dem Kriegswesen, und im sechsten von der gelehrten Verfassung der Römer. In einem Anhang (S. 225) folgen noch allgemeine Anmerkungen über die Sitten, die Denkungsart, die Tugenden und Laster der Römer. Besser begann wohl Nitsch mit einer Beschreibung der Römer überhaupt, ihrer Volksklassen, Vorrechte, Lebensarten und Beschäfftigungen; unter dem 5ten Abschn. des 6ten Buchs handelte N. von der Verehrung der Götter, und zwar zuerst von dem Orte der Verehrung, dann von den Gebeten, von den Opfern, den Spielen zur Ehre der Götter, und den Festtagen der Römer; Hr. B. aber handelt unter der 4ten Rubrik, nach einer bessern Ordnung, von den heil. Oertern der Römer, unter der 5ten von der Art ihres Gottesdienstes, und zuletzt von ihrer Zeitrechnung und ihrem Kalender, von welchem N. am Ende des 4ten Buchs noch besonders spricht. Was N. im zweyten Buch noch abgehandelt hat — die Ehen der Römer, ihre väterliche Gewalt, ihre Vormundschaften, — das bringt Hr. B. schicklicher unter den Abschnitt von der häuslichen Verfassung der Römer, wo auch von den Münzsorten die Rede ist, von welchen N. abermals am Schlusse des 4ten Bandes handelt; der letztere hat den Sitten und der Denkungsart der Römer ein eigenes Buch, nämlich das 5te, gewidmet.

Der Auszug selbst ist zwar im Ganzen brauchbar; und es ist nicht leicht etwas Wesentliches übergangen worden; aber er konnte auf der einen Seite an mehrern Stellen, ohne Nachtheil der Deutlichkeit und Vollständigkeit, gedrängter seyn; auf der andern Seite dürfte man noch Manches hinzusetzen und berichtigen können, und der Ausdruck ist nicht immer edel und bestimmt genug. Das Streben des Verf. nach Kürze und Abänderung des Ausdrucks, dessen sich der sel. Nitsch bedient hat, musste manche Unbestimmtheiten veranlassen, welchen indessen der mündliche Vortrag des Lehrers abhelfen kann. Hier sind einige Beyspiele zum Beleg dieses Urtheils. In dem Abschnitte von den Leichenbegängnissen der Römer, ist z. B. nichts davon bemerkt worden, warum die Römer, so wie andere alte Völker, es für ein grosses Unglück hielten, unbegraben zu liegen, nichts vom Cenotaphio derer, deren Leichname man nicht erhalten konnte. — Nitsch sagt: Rom sey anfänglich klein, und mehr einem Dorfe ähnlich gewesen; Herr Brand aber: die neuerbaute Stadt habe anfangs elend ausgesehen! Nitsch sagt von der Abbildung des Jupiter, man habe ihn als einen Regenten, voll Huld und Gnade, sitzend auf einem Stuhle von Elfenbein, vorgestellt, in der Rechten halte er einen Donnerstrahl, ꝛc. Herr Brand hat dieß so abgeändert: Er sitzt als ein ehrwürdiger Greis mit einem huld- und gnadenvollen Blicke auf einem Throne von Elfenbein, hält in der rechten Hand den Blitz ꝛc. Nitsch sagt: Nach den Vorstellungen der Römer war Jupiter selbst dem Schicksale, den Parzen und dem Glücke unterworfen; Herr Brand aber: die Römer unterwarfen ihn noch dem Schicksale, den Parzen und dem Glücke. Im Art. Mars sagt der letztere: Er war als Kriegsgott auf der einen, und auf der andern Seite als Stammvater der kriegerischen Nation doppelt verehrungswürdig. In seiner Abbildung steht er bald, bald sitzt er — — — und wirft fürchterliche Blicke umher. Der weite offene Platz in Rom, das Marsfeld (Campus Martius) nebst dem Monate März waren ihm geheiligt. Nitsch: Mars, von welchem die Römer ihr Geschlecht herleiteten — — war der Vorsteher des Kriegs und der Waffen. Abgebildet findet man ihn entweder stehend oder sitzend ꝛc. Man verehrte ihn in Rom häufig ꝛc. Die fürchterlichen Blicke, das Marsfeld und der März, welche ihm geheiligt waren, sind Zusätze von Hrn. B. S. 15 heißt es: Ceres war ebenfalls

Jupi-

Jupiters Schwester; allein vorher war ja von Jupiters Tochter, der Minerva die Rede! S. 17 wird der Amor *Heros* (Eros) genannt; S. 2. steht Ha*ly*karnas, S. 15 *Try*ptolem, und gleichwohl S. 17 Euphro*s*ina, wie im Nitsch. S. 23 wird der Schiffer Charon ein finsterer Graubart genannt. Im Art. Pan sagt Nitsch: Schon Evander brachte — seinen Dienst — nach Italien. Hr. B. Er (Pan) kam schon mit Evander nach Italien. S. 41. wo von den Opfern die Rede ist, sagt Hr. B.: galt das Opfer einem der obern Götter: so wurde das Blut in eine Schaale gefaßt; widrigenfalls (warum denn nicht deutlicher, galt es den unterirdischen Göttern?) aber ließ man es in eine Grube laufen; auch schnitt man bey dem Eröffnen im ersten Fall von oben abwärts; im andern (in welchem Falle?) von unten aufwärts.« Die termini technici *immolare*, percutere oder *ferire*, *jugulare*, *imponebatur ferrum*, *supponebatur*, *secespita etc.* hätten hier leicht; wie im Nitsch, beygesetzt werden können. Es ist wohl ein Druckfehler, wenn S. 35 aus der Egeria Egerina gemacht wird! — Die Luperci tanzten bekanntlich nackend durch die Stadt und die Frauenzimmer glaubten, wenn sie von ihnen mit den Riemen von Ziegenfellen, die sie in den Händen trugen, geschlagen würden: so würden sie fruchtbar. Hr. B. drückt sich aber so aus: »diesen Schlägen schrieb man mehr zu, als daß sie bloß schmitzten.« Hat er der jungen Leute wegen diesen Ausdruck gebraucht: so möchte er wohl nichts gewinnen. Denn jene werden nun erst recht aufmerksam gemacht. Indessen konnte dieser Umstand ganz übergangen werden, er ist ja unbedeutend. S. 35 werden die Galli ein lumpichter Bettlerorden genannt, welcher sich durch ausgedachte Gaunerstreiche Almosen verschaft habe. —

Lb.

Deutsche und andere lebende Sprachen.

Bemerkungen über die deutsche Sprache, eine Vorarbeit zu einer kritischen Grammatik der Hochdeutschen

schen (!) Sprache, von J. H. P. Seidenstücker, Rektor des Gymnasiums zu Lippstadt. Helmstädt, bey Fleckeisen. 1804. VIII und 213 S. 8. 18 gr.

Wir müssen bey der Anzeige dieses Buchs schon von der Vorrede anfangen, und dem Verf. bey Zeiten bekennen, daß wir kein philosophischer Grammatiker sind, so wie er diesen Ausdruck versteht. Wir hängen leider noch am Sprachgebrauch und glauben, daß er ein Theil der Sprache, oder vielmehr die Sprache selbst sey. Den Sprachgebrauch also berichtigen wollen, kömmt uns so vor, als wenn der Gärtner sich rühmte, den Wuchs des Baums zu berichtigen, wenn er ihn zur Kugel schneidet. Wir nennen aber Sprachgebrauch diejenige Form der Sprache, die bereits Jahrhunderte für sich hat, und nicht selten von der Generalregel abweicht, und Ausnahmen oder Nebenregeln veranlaßt. Aus ihm sind die Sprachgesetze und deren Codices, die Grammatiken abgezogen. Nicht also jener einseitige Sprachgebrauch gehört unter unsre Kategorie, der einzelnen Provinzen, mit Widerspruch der übrigen, und besondern Ständen eigen ist, indem die höhern entweder durch affektirte Feinheit oder eingebildeten Wohlklang, durch Barbarismen (Gallicismen, Anglicismen u. s. w.), oder Modeformen die Sprache verderben, und die niedern Stände sie vernachlässigen; der Schriftsteller zu geschweigen, die in alle diese erzählte Fehler sich theilen. Diese letztere Art des Sprachgebrauchs allein sey der Scheere des Sprachbeschneiders Preis gegeben, nicht der allgemeine und ächte. Da nun der Verf., wie er sich ausdrückt: »alle Erinnerungen, vom Sprachgebrauch hergenommen, überflüssig, und jede demselben untergeordnete kritische Untersuchung lächerlich (!) findet,« (wiewohl er sich selbst hierinnen (S. 6) zu widersprechen scheint, wenn er, die französischen Grammatiker tadelnd, sagt »daß mancher Zeitungsschreiber, vom bloßen Gefühle geleitet, richtiger schreibe, als »sie«: so müssen wir im Voraus auf seine Beystimmung zu unsern Urtheilen Verzicht thun, und es dahin gestellt seyn lassen, ob er anderer Grammatiker Beyfall ärndte.

Seine erste Rubrik verbreitet sich über das Präteritum: er war und er ist gewesen.

Auf

Auf den Vorsatz, die Gränzen des einfachen und zusammengesetzten Präteritums zu bestimmen, brachte ihn die Frage eines Mode-Nachahmers: waren sie gestern im Konzert? (eine tadelswerthe Verwechselung des Gesprächstyls mit der höhern Schreibart: »er lebte, nahm ein »Weib und starb.«) die nur in dem Falle richtig gewesen wäre, wenn der Fragende selbst dem Konzert beygewohnt, sich nach dem Gefragten umgesehen hätte, und ungewiß geblieben wäre, ob er da sey. — Hr. S. sucht jene Gränze nicht, wie bisher mit vergeblicher Mühe geschehen, durch die Zeit, sondern durch den Raum zu bestimmen, so daß der Erzähler im nähern Raume gegen den im entferntern sich des Imperfektums, und der im entfernteren — wenn er nicht einem noch entlegeneren Subjekt erzählt — sich des Perfektums zu bedienen habe; wobey aber Hr. S. in die Enge geräth, aus der er sich durch Erweiterungen und Zusammenziehungen der Gränzlinien des Raums helfen muß. (Es kann seyn, daß er uns hier Schuld giebt, wir mißverstehen ihn; allein in dem Fall könnte er selbst durch seine verdunkelnde Umständlichkeit einige Schuld haben). Wir sind hingegen überzeugt, daß bloß die mehrere Gewißheit ohne Rücksicht auf den nähern Raum das historische Präteritum oder Imperfektum fordere, da unläugbar die nächsten Augen- und Ohrenzeugen einer Begebenheit nicht immer gerade die sichersten sind; sondern die schärfer beobachtenden und prüfenden. Beyspiele unsrer Behauptung würden uns zu weitläuftig machen; wir merken bloß das Wenige an, daß ein Nürnberger wohl dem Leipziger schreiben könnte: vor drey oder vier Wochen (freylich nicht vor acht Tagen) fiel eine Schlacht bey Rom vor; denn jener konnte ja mittelst seiner Verbindung mit Rom, sicher Nachricht von der Schlacht haben, und so müßte eigentlich ein Augenzeuge der Kayserkrönung, um sich genauer auszudrücken, das Imperfektum gebrauchen. —

Der Jüngling blühet wie eine Rose (weil er nicht selbst eine Rose ist) — ganz richtig; doch könnte hier das als bisweilen (d. i. nach Umständen) in der höhern Poesie gelten.

Da, weil, als, indem. — Sicher findet man hier nützliche Bemerkungen; nur daß die Gränze von da und weil übertrieben scharf abgesteckt ist; und so ist es mit noch mehrern nachfolgenden Synonymen.

Hier-

Hierin, umher, herum. Viel Wahres. Man sollte z. B. sagen: »Kutscher, fahr er nicht durch die Stadt; »sondern um die Stadt hinum, statt herum,« doch sagt man Letzteres, und Rec. würde selbst dabey bleiben. »Der »Fuchs geht um den Hühnerstall umher, würde schon we»gen des doppelten um ein Mißlaut seyn; aber man könnte »sagen: um den Hünerstall her.« —

Der, welcher. — Was der Verf. S. 59 für ihren unterschiedenen Gebrauch vorschlägt, ist nicht anwendbar; denn man müßte erst seine Regel gelesen haben, wenn man die Phrase so verstehen wollte, wie er es wünscht, oder wie sollte solch ein Gesetz allbekannt werden? Nicht immer hebt die Wahl der Worte Zweydeutigkeiten; sondern ihre geschickte Stellung. So will uns auch die volle Deutlichkeit des entworfenen neuen Kontrakts zwischen den Bauern und Juden, (S. 73) und mit den Schuhen (S. 75) nicht einleuchten; ob wir gleich die Schwierigkeit bey dem Relativ sein, ihr — allen Mißverstand zu vermeiden, nicht läugnen.

Kosten, versichern, kleiden, lehren — mich oder mir? —

Der Rec. lebt in einer Provinz des mittlern Deutschlands, wo man von den ewigen Mißgriffen unter mir und mich gar nichts weiß, und sicherer als einen unsrer Modeschriftsteller den gemeinen Bürger, ja am sichersten den Bauer (der nicht etwa als Handwerksgeselle in der Fremde gewesen ist) bey einer Redensart konsuliren kann, ob sie mit mich oder mir gemacht werde, und von diesem erfährt man, zu kosten gehöre eigentlich der Akkusativ: »Dieser Gaul »kostet mich 10 Karolin,« dagegen scheint das »kostet mir« dem Latein nachgeahmt: constat mihi. — Eben so kann man das lehren mit dem Dativ für einen Gallicism halten, weil enseigner auch den Dativ fodert. Wenigstens hat der Akkusativ des deutschen Zeitworts das Alter für sich. Luther übersetzt im 39sten Ps. V. 5.: Herr lehre mich bedenken — und weder Frisch noch Adelung erwähnen des Dativs; ja wir können aus einem tausend Jahre alten Evangelienbuche die Stelle: *lerian thia liudi* huuo sia scoldun iro gilobon haldan — *) zum Beweis anführen, daß lehren schon

*) Die Leute lehren, wie sie ihren Glauben halten sollen —

schon damals den Akkusativ des Subjekts regiert habe. Wegen versichern und kleiden sind wir mit dem Verf. gleicher Meinung, und zwar fällt es in unsrer Gegend Niemanden ein, zu kleiden den dritten Kasus zu setzen.

In Ansehung der Rubrik:

Er tritt mich — oder mir auf den Fuß. —

sind wir des Verf. Meinung; doch mit folgender Einschränkung. Genau genommen pflegt man zu sagen: er tritt mich auf den Fuß, er schlägt mich auf den Arm u. s. w., wenn einer dieß aus Vorsatz oder Muthwillen thut. Geschieht es aber aus Versehen, so sagt man besser: er trat (in dem Gedränge) mir auf den Fuß, so auch: er trat im Herunterfallen mir auf den Arm — er fiel mir auf den Kopf. Hier kann ich den Tretenden oder Fallenden nicht zur Rede stellen: Warum tratst du mir auf den Arm — warum fielst du mir auf den Kopf? Wohl aber in jenem Falle: was trittst du mich auf den Fuß — warum schlägst du mich auf den Arm?

Statt der drey letzten Zeilen dieses Abschnitts ist der Rec. in seiner Gegend zu hören gewohnt: es juckt mich an der Ferse; es brennt mich im Leibe; die Milz sticht mich, und nach unserm Gehör sind diese Formen nicht tadelhaft.

Von der Ausmärzung der sogenannten unregelmäßigen Formen deutscher Zeitwörter.

Daß deutsche Schriftsteller daran gearbeitet haben, diese zu vermindern und die regelmäßigen Formen zu vermehren ist leider wahr; wiewohl einzelne Männer dieß zu thun nicht befugt sind, was der ganzen Nation zusteht. Das Volk hat die Sprache gebildet, und die Sprachmeister können ihre Formen nicht ändern; sondern müssen in Geduld erwarten, wie sie sich binnen Jahrhunderten fortbildet.

In den Beyspielen, die der Verf. von dieser Formenänderung giebt, herrscht viel Verwirrung. Kommt ist nicht neuer noch besser als kömmt, es ist eigentlich oberdeutsch; mahlte für muhl, und backte für buck ist falsch, und das erste auch zweydeutig; gesaugt kann das gesogen nicht verdrängen; dieses ist edler und jenes in der gemeinen

Rede

Rede und als Kunstwort zulässig; schallte, bellte, glimmte und klimmte ist lange schon das gewöhnlichere, scholl aber, boll, glomm und klomm sind, mit Auswahl, im höhrem Dichterstyl noch gut, und bratete für briet taugt gar nichts.

Nun will zwar Hr. S. nicht, daß die unregelmäßigen Formen (oder nach Adelung die der zweyten Konjugation) abgeschafft werden, und dieß aus guten Gründen, z. B. wegen der Mannichfaltigkeit des Periodenklangs, (wozu wir aber den noch wichtigern Grund fügen, daß einige Personen des Präsens und Imperfektums im Indikativ und Konjunktiv der regelmäßigen Zeitwörter gleich lauten, und folglich Unbestimmtheit des Ausdrucks veranlassen. —) Doch will er den beybehaltenen unregelmäßigen Formen andere Bedeutungen geben, und Neutra aus ihnen machen, wenn sie es nicht schon sind; so soll brät bloß heißen: wird gebraten, und der Koch, der es bewerkstelligt, bratet (wobey erbauliche Beyspiele von der Grausamkeit der Spanier gegen die Süd-Amerikaner angeführt werden); der Fisch soll nicht gesotten, sondern gesiedet werden; Mann und Weib werden nicht geschieden, sondern gescheidet; der Fuhrmann fährte und der Herr fuhr; das Brod bäckt und der Becker backt; überhaupt sollen zum Behuf dieser Unterscheidungen sowohl die unregelmäßigen als regularisirten Formen vermehrt werden, und Petrus, der sein Schwert einstecken mußte, soll zu ihm sagen: nun stick für immer in der Scheide, damit stecken ein bloßes Activum bleibe — !!!

Was wir vorhin wegen der Vermischung alter und neuer ächter und unächter Formen der Zeitwörter anstößig fanden, kommt noch öfter in diesem Abschnitt vor; dann von einigen Sprachfehlern Gellerts in seinen geistlichen Liedern (die er entweder als Archaismen aus Luthers Bibel genommen, oder als Erzgebirgische Provinzialismen beybehalten hat, und die von geschmackvollen Liedersammlern meist geändert worden sind) als: er rufte, er preiste, gepreiset; statt: rief, pries, gepriesen — heißt es: »man habe diese reguläre Formen wirklich schon in die Kirchengesänge aufgenommen!!« Was er am Ende vom Gebrauch der Participien sagt, beweist nur, daß man in demselben behutsam seyn; aber nicht, daß man die einmal gewöhnlichen und Jedermann verständlichen participialen Ausdrücke: versuchter Mann,

ver-

verdienter Mann, Bedienter lieber abschaffen müsse. Konnte je eine der todten oder lebenden Sprachen es dahin bringen, daß die passiven und aktiven Formen nie mit wechselnder Bedeutung unter einander liefen?

Einige griechisch e Schriftsteller, oder einige griechischen Schriftsteller.

Unter dieser Abtheilung, die sehr umständlich ist, hat unser Ohr noch mehr gelitten, als das Ohr jener angeführten Dame, die zum erstenmale das Wort Farbbild hörte, wobey nur der Unterschied ist, daß die schöngeisterischen Damen, deren der Verf. erwähnt, sich bald an die Sprachmoden, wie an andere Moden gewöhnen, welches wir nicht können.

Man soll, wenn ein oder mehrere Adjektiva das Substantiv begleiten, nach Maaßgabe der Umstände sagen: »mein unglücklicher Freund« oder »mein unglückliche Freund«

Ingleichen ohne Bestimmung der Adjektive durch Adjektive und durch das Pronomen:

»Jener, verzagter, unglücklicher Freund.«

Und ohne Bestimmung der Adjektive durch Adjektive; aber mit Bestimmung der Adjektive durch Artikel und Pronomen:

»Jener verzagte unglückliche Freund.«

Und wieder mit Bestimmung der Adjektive durch Adjektive:
»Jener verzagter unglückliche Freund.«

und von dergleichen Modifikationen werden eine Menge Beyspiele angeführt, und S. 115. »Wenn wir das Princip »gefunden haben, von welchem der Bildungsgeist unserer »Sprache bey der Beugung der Adjektive ausgegangen: so »werden wir nur in ihm die Gesetze aufsuchen dürfen, nach »denen sie in ihren verschiedenen Beziehungen gebeugt wer»den müssen. Sollten diese Gesetze hin und wieder gegen »den herrschenden Gebrauch entscheiden, und dem Ohre weh »thun: so muß man bedenken, daß das Körperliche der Beu»gungssylben durchaus etwas Außerwesentliches ist; sonst »müßte es in allen Sprachen ein und dasselbe seyn; und daß »sich dieses nach dem Geiste bequemen muß, auch wenn ein »uralter Gebrauch für dasselbe spricht. Selbst wenn aus »jenem Princip folgte, daß wir schreiben müßten: der gu-

»ter Mann: so würden wir folgen müssen, so sehr sich auch »das Ohr sträubte.« — — Und S. 129: »Wenn dem»nach zugegeben werden muß, daß sich durch meine Theorie »der Sinn der Sätze wenigstens schärfer begränzen lasse, »als es durch die herrschenden Deklinationsformen geschieht: »so möchte ich die Gründe hören, aus welchen sie gleichwohl »für verwerflich erklärt werden könnte. Den Gebrauch »wird man mir nicht entgegenstellen; wo dieser das Richter»amt führt, da ist es Thorheit über Sprachen zu philosophi»ren, und Lächerlichkeit, Grammatiken zu schreiben.« — Und meint der Verf., die Grammatik müsse uns die Sprache zeigen, wie sie seyn sollte, nicht wie sie ist?! Und S. 131, wo er behauptet, daß man eigentlich: meiner Vater, unserer Bruder (statt mein Vater, unser Bruder) sagen müßte, heißt es: »die Beugungslosigkeit dieser Wörter ist »durchaus ohne Grund, und wenn wir eine Academie al»lemande hätten, so würde diese ihr Recht an ihnen exer»ciren, und ihnen den Rücken beugen müssen?!« Ey nun, das möchten wir doch sehen! Ein Glück indessen, daß wir keine haben!

Schon S. 111 schreibt Hr. S. — indem er den deutschen Grammatikern den Text liest — »nach ihrer Vorschrift »hat das Adjektiv nach einige und etliche allezeit, nach we»nige und alle gemeiniglich, und nach manche, sol»che, welche, selbige oft nur e (nicht en). Fragt man »um die Ursache, so erhält man zur Antwort, daß es der »Sprachgebrauch so erheische. Da nun der Sprachgebrauch »seit Horaze's (Horaz'ens) Ausspruch, bey vielen Gramma»tikern (also nicht bey allen?) eine Art von Unverletzlichkeit »(nur eine Art?) behauptet: so ist durch jene Antwort jede »weitere Frage abgeschnitten.« Wie? muß man denn von den hergebrachten Sprachformen, z. B. warum die 2te und 3te Person von ich bin, nicht: du binst, er bint hat, den Grund angeben können? — Wir bemerken noch, daß manche Sprachform — gelobt oder getadelt vom Verf. — worüber er philosophiert, und deren Grund er entdeckt zu haben glaubt, der Sprache gar nicht von Natur anhängt. Die englischen Adjektive z. B. wurden vor Alters nach dem Geschlecht gebogen, eben so wie unsre altdeutschen, nachgesetzten Participien — als: »die Fische die wir gefangene hatten, die »Bücher die ich verkaufte hatte.« Die Verkürzung einer

Spra-

Sprache durch ihren langen Gebrauch (die eigentlich eine Verstümmelung ist), trifft oft mit ihrer Ausbildung zusammen, welches bey der englischen vorzüglich wegen des trotzigen und ungeduldigen Charakters der Nation statt findet, und man sollte eigentlich, wenn man die Formen einer Sprache zu ändern Vorschläge thut, in der Geschichte der Wörter bewandert seyn, deren Formen man ändern will. Was jene Regeln über einige und etliche, wenige und alle, manche, solche u. s. w. betrifft: so dächten wir, die guten und umständlichen Grammatiker wären über dieselben ziemlich einverstanden, ohne nöthig zu haben, sich mit einem oft und gemeiniglich zu behelfen. Sind sie es nicht: so mögen wohl fehlerhafte Provinzial- Sprach- oder Schreibarten sie irren. Wir getrauten uns wohl hierüber feste Regeln zu geben; aber sie würden wohl des Verf. Beyfall schwerlich erhalten. Jede schwankende Regel muß der längere Gebrauch mehr befestigen (wie es bey andern Sprachen geschah), und zwar der freye, nicht der anbefohlene Gebrauch, und nur kein Barbarismus.

Möchte man doch die einzelnen Wörter und ihre Formen künftig in Ruhe lassen; eingebürgerte brauchbare Glieder der Sprache, waren sie gleich ausländischer Herkunft, dulden, nicht sie verstoßen, um höckerichte oder stumpfsinnige eingeborne an ihre Stelle zu setzen; nicht eine neue Sprache schaffen; sondern die alte mit unerzwungenen, vom stillen Zeitstrome unmerklich herbeygeführten Veränderungen zum Vortheil der Deutlichkeit und des Wohlklangs — der sich nicht durch Philosopheme wegvernünfteln läßt — ordnen, und mit Klugheit benutzen! Aber vielleicht hat der Verf. gerade an wilde Völkergebräuche gedacht, die durch Gesetze des Naturrechts und der Moral im Nothfall mit Gewalt eingeschränkt werden müssen, und glaubt dieß Verfahren auf den Sprachgebrauch anwendbar? —

Unter den Aufschriften: Ueber einige syntaktische Dunkelheiten, und über die dreytheiligen Zusammensetzungen, sagt Hr. S. manche nöthige Wahrheiten; aber wie gewöhnlich mit starken Uebertreibungen. Warum er Hilfe für Hülfe und gleichgiltig für gleichgültig schreibe, wie einige oberdeutsche Schriftsteller, begreifen wir nicht. Die Aussprache derjenigen Länder, die das i und ü deutlich unterscheiden, und das alte Imperfekt gulk und hulf sprichet

für das ü; und was soll das Hochdeutsch auf dem Titel, statt bloß deutsch; es ist ein bloßer Batavismus.

Wa.

تعليم طوطي زبان فارسي

Grammatica linguae Persicae, accedunt dialogi, historiae, sententiae et narrationes Persicae, opera et studio *Francisci de Dombay*. Vindobonae, apud Camesina. 1804. 15 ¼ Bog. gr. 4. 1 Rthl. 20 gr.

Der Verf. wollte in dieser Grammatik einen Auszug aus dem persischen Sprachunterricht mehrerer Autoren, z. B. Meninski, Jones, Gravius, Ignatius a Jesu, Castelli, Angelus à St. Josepho, Podesta, de Dieu, Vieyra, Moises, Gladwin (er hätte wohl gethan, wenn er in deren Aufzählung chronologisch verfahren wäre) u. s. w., liefern; der aber freylich etwas kurz ausgefallen ist, wenn man die Sprachübungsstunden abrechnet. Wir konnten nur drey seiner Quellen mit diesem Auszuge vergleichen, nämlich den zu kompendiarischen de Dieu; Meninski, der das Persische nur nebenher berührt; und Podesta, dessen Reichhaltigkeit unbezweifelt, aber ordnungslos ist.

Die gegenwärtige Sprachlehre theilt sich in folgende Abschnitte. 1. De literis Persarum. 2. De Nomine, genere et numero. 3. De casu. 4. De comparativo et superlativo. 5. De Pronominibus. 6. De Verbo. 7. De Substantivo *Esse*. 8. De conjugatione. 9. De verbis irregularibus. 10. De verbo negativo et passivo. 11. De specie Nominum. 12. De figura nominum. 13. De numeralibus. 14. De Adverbiis et Praepositionibus. 15. De Conjunctionibus et Interjectionibus. 16. De Syntaxi Nominum (Warum werden hier vier verschiedene Objekte in zwey Kapiteln abgehandelt?) 17. De Syntaxi Verborum. 18. De Syntaxi Particularum.

Daß diese Eintheilung logischer seyn könnte ist leicht einzusehen. Beym ersten Kapitel bemerken wir, daß der Verf. die Kenntniß der arabischen Buchstaben und ihres Klan-

Klangen vorausfetzt; man findet also bloß, worinnen der Perser vom Araber in diesem Stück abweicht; doch hätte wenigstens die Aussprache dieser Buchstaben für Deutsche etwas genauer angegeben werden können, statt daß die alleinige Meninski'sche Bezeichnung durch lateinische Lettern beybehalten worden, in welcher z. B. der Ton dsch und tsch (vom arabischen und persischen dschim und tschim) Beydes durch ein g, und der Buchstab Kef (ک oder ڪ) durch k, mit einem kleinen t darüber, ausgedrückt wird. — Zum Beweise, daß hier und da Deutlichkeit abgeht, dient auch, wenn es S. 5 heißt: scripturae genus apud Persas maxime usitatum est *talyk*, *schikeste* et *neschki*, ohne daß der Verf. uns den mindesten Begriff von dieser dreyfachen Schreibart weder durch ein Kupfer, oder einen Holzschnitt, oder eine wörtliche Erklärung giebt; jene Worte stehen also ganz zwecklos da. Die sonstige Kürze bey den Redetheilen und dem Syntax könnte man, da doch das Hauptsächlichste von den Sprachregeln ausgehoben ist, wohl verzeihen, und sie als einen Wink auf eigene Sprachübungen ansehen, wenn man nicht durch die Aufführung so vieler Quellen, aus denen Herr D. geschöpft zu haben erklärt, auf Mehreres lüstern gemacht wäre. So würde auch dem *Philopersa* ein kleines Wörterbuch als Anhang zu dieser Grammatik sehr willkommen gewesen seyn; zumal dem Deutschen, der so viele Wörter seiner aus dem tiefsten Alterthum mit der persischen verwandten und in Bildung und Zusammensetzung sehr ähnlichen Sprache in letzterer findet. Doch vielleicht beschenkt uns der Verf. noch mit einem solchen, wäre es nur etwa in gleicher Ausdehnung wie seine Sprachlehre; nur müßten die Vokale den persischen Wörtern beygefügt werden, welches in dieser, (vermuthlich um Druckfehler zu verhüten), nicht geschehen; sondern bloß zum Ersatz der Laut der Wörter in den Beyspielen durch lateinische Buchstaben ausgedrückt ist. Die typographische Seite des Buchs verdient, besonders was den Schnitt der arabischen Lettern anlangt, Lob.

Wa.

Erziehungsschriften.

Handbuch für Schullehrer in Städten und Dörfern, worin Aufsätze in Fragen und Antworten über verschiedene Gegenstände ꝛc. enthalten sind; zusammengetragen von einem Schulfreunde. Breslau, bey Korn. 1804. 8. 10 Gr.

Ein Handbuch wie dieses könnte nur dann für den Lehrer brauchbar werden, der nicht Uebung oder Zutrauen genug zu sich selbst hat, um Fragen auszuziehen, wenn es Fragen über ein bestimmtes Buch zum Unterricht, wie das Beckersche über das Noth- und Hülfsbüchlein enthielte. Hr. Schkeck, Lehrer zu Arnolsdorf, hat in diesen Fragen das Wichtige vom Unwichtigen zu wenig abgesondert, der Weltgeschichte nur acht Seiten, und diese nur der biblischen gewidmet, und einige Fragen von den wichtigsten Erfindungen hinzugefügt, und vom Menschen und seiner Bestimmung nur Wenig gesagt.

Er hat diese Blätter seiner Schuljugend gewidmet; aber zur Lektüre ist der Vortrag zu trocken, und zum Memoriren eignet sich die Einkleidung nicht; so wie die Fragen in dem ersten Abschnitt zu viel Triviales enthalten. Die mehr der katechetischen Form sich nähernden Abschnitte von den Pflichten der Kinder gegen die Aeltern, und von den Gesetzen, geben einen Beweis, daß es dem Verf. nicht an Anlagen zum Lehrer fehle, und da er eine Sammlung guter pädag. Schriften hat, die er in einer Anzeige andern Schullehrern zur Benutzung anbietet: so wird er sie durch diese Muster zu seiner Vervollkommnung ausbilden können; aber die große Anzahl der pädagogischen Schriftsteller muß er jetzt noch nicht vermehren.

Jahrbuch für Schullehrer in kleinen Städten und auf dem Lande, von einer Gesellschaft von Schullehrern; herausgegeben von J. A. Anton. Breslau, bey Meyer. 1804. 14 Gr.

Dieß Jahrbuch enthält Abhandlungen über den Schulunterricht, Unterredungen und Katechisationen, Auszüge aus andern Schul- und gemeinnützigen Schriften und Miscellaneen. Die beyden ersten Abhandlungen sind belehrend und enthalten zweckmäßige Vorschläge, wodurch der erste Unterricht erleichtert wird, und die zweyte: Wie bereitet man auf den katechetischen Unterricht vor, zeugt von einem Lehrer, der über die Methode nachgedacht hat, so wie die Katechisationen durch eingewebte kurze Erzählungen die abstrakten Begriffe faßlicher machen, und zu der sokratischen Lehrart vorbereiten, worüber der Verf. S. 263, da er vier Epochen der Katechesirkunst erwähnt, richtige Bemerkungen macht. Die Auszüge aus Schulschriften sind brauchbar, die Inhaltsanzeigen von pädagogischen Schriften scheinen dem Rec. wegen der Kürze oft zu wenig belehrend. Die Beschreibung der Dorfschule zu N. liefert ein abschreckendes Gemälde; dem aber viele, die Rec. kennt, sich sehr nähern.

Die Miscellaneen sind für Schullehrer, besonders im Magdeburgischen unterhaltend, und liefern Züge zu dem traurigen Gemälde des Landschullehrers, zu dessen Verbesserung im Ganzen noch immer nur wenig geschehen ist. Merkwürdig war es unter andern dem Rec., daß auch die Schweinshacken, oder der Theil der Füße, woran das Schwein am Hacken hängt, einen Theil der Besoldung des Schullehrers ausmachen.

Wenn der Herausgeber und die Mitarbeiter die Schriften eines Zerenners, Schlez, von Rochow, Riemann rc. benutzen, und was Rec. besonders wünscht, sich auch mit der Pestalozzischen Methode bekannt machen, die auf die Verbesserung der Landschulen wohlthätig wirken dürfte, und musterhafte Proben von der in Schulen angewandten Methode liefern, so wie der Aufsatz: meine Methode des Kopfrechnens gut gerathen ist: so können sie Schullehrern durch die Fortsetzung dieses Jahrbuchs nützlich werden.

Fn.

1. Neuer Kinderfreund. Herausgegeben in Verbindung mit mehrern praktischen Erziehern, von J. B. Engelmann. Erster Theil. Mit einem

Kupfer (welches den Knaben Duval, der nach Paris will, auf einem Esel reitend, vorstellt.) V und 187 Seit. Zweyter Theil. Mit einem Kupfer (einer Abbildung des Haupteingangs des Heidelberger Schlosses, gezeichnet und gestochen von Schütz). IV und 234 S. 8. Frankfurt a. M., bey Mohr. 1803. 1 Rk. 12 Kr.

2. Der Kinderfreund (,) ein Lesebuch für Volksschulen. Hamburg, bey Kratzsch. 1804. 136 und 47 S. 8. 10 Kr.

3. Alphabetischer Kinderbedarf, in einer Auswahl der gemeinnützigsten und wissenswerthesten Gegenstände aus dem gemeinen Leben. Von K. F. Felswangen und F. W. Hempel. Mit 22 kolor. Kupfern. Chemnitz, bey Jakobäer. X und 214 Seit. 8. Broch. in farbigem Umschlage, welcher den besondern Titel hat: Allerneuestes Belehrendes Bilderbuch für Deutschlands muntre Jugend. (Sic.) Ohne Jahrzahl. 2 Rk.

Diese drey Schriften zeichnen sich unter der Menge von Jugendschriften, die wir haben, nicht aus; ob sie gleich für den beabsichtigten Zweck im Ganzen brauchbar sind.

Nr. 1 fehlt es nicht an Abwechselung; aber die Aufsätze sind nicht von gleichem Werthe. Der Herausgeber, dessen Vorrede den Leser aber nicht sehr anziehen dürfte, hat eine ganz angenehme Beschreibung einer Reise durch die ehemalige Pfalz am Rheine, und fünf Abendunterhaltungen hier geliefert. Die Gegenstände der letztern sind Konstanze von Cezelli (eine Szene aus dem Hugonottenkriege, nach einem Aufsatze in Woltmanns Geschichte und Politik), Abentheuer des Engländers Roberts, nach la Harpe's Abregé de l'histoire générale des voyages, T. I.), der fürchterliche John, eine Negergeschichte (von Lambert, bekannt aus Woltmanns eben angeführter Zeitschrift), der Heldenmuth eines Weibes, Hachette zu Beauvais (eine Geschichte aus dem

Zeiten

14ten Jahrhunderte), und eines Mädchens, Iphigenia De-fille, die aus Liebe zu ihrer Schwester, zur Zeit der Schreckensregierung, ein Opfer der Guillotine ward. — Herr L. Mieg ist Verf. folgender Aufsätze: die Schwimmweste; der kleine Franzose; eine Anekdote, aus dem verflossenen französischen Kriege, die sich zu Mainz; das Gespenst, eine wahre Geschichte, welche sich in der herzoglichen Gruft zu Stuttgart zugetragen hat; und eine Beschreibung des Vesuvs. — Herr Ritter theilt einen Auszug aus Düval's Selbstbiographie mit, die im 2ten Theile fortgesetzt wird, nebst oben erwähnter Reisebeschreibung den meisten Raum einnimmt und interessant ist; ferner eine Nachricht von Hrn. Hornemann's Reise in das nördliche Afrika; zwey Briefe über die (sogenannten) Mondsteine, und eine (nur zu kurze) Beschreibung der Schlangen. — Hr. Stein erzählt die Naturgeschichte des Ameisenlöwen, und Hr. Dilthey die der Solandgans oder des Bassaners; von ihm ist auch das Gespräch eines Vaters mit seinem Sohne über die Zanksucht, so wie vom Hrn. Pauli die zwey kleinen Erzählungen: Dünkel und Spottsucht.

Einige dieser Aufsätze konnten wohl mit andern, die mehr Interesse für die Jugend haben, vertauscht werden; hie und da wäre wohl auch noch eine kleine Ergänzung (z. B. in Düvals Leben), oder eine Erläuterung nicht überflüssig. Der Vortrag ist im Ganzen gut und korrekt; doch bedürfen manche Ausdrücke noch der Feile, und die Interpunktion ist häufig verfehlt. S. 109: ich sah des Hofnarren Clemens sein reizendes Bild rc.; S. 162 heißt es: Ich wundre mich, daß nicht wenigstens der Sturmwind mich nicht aus dem Sattel hob rc.; S. 133: Der Knabe kriegte seinen Vater mit seinen kleinen Aermchen um den Hals, und gab ihm einen Schmatz; S. 118: Wenn sie nur nicht unsre Kinder hinsterben machten. So machen sie es rc. S. 184: wir assen Heuschrecken und einige Flaschen Lukgibi rc.

Auch kommen noch sonst manche Stellen vor, welche weggelassen oder abgeändert werden konnten. S. 129 dürfte mancher junge Leser fragen, wie Domingo, der Führer des Roberts, diesen habe hinter sich fest binden können, um ihn bey seinem Marsche zu unterstützen; S. 79 sagt der Herausgeber: Ich will dir manchmal was von unsern Abendunterhaltungen erzählen, wenn du es nicht weiter plaudern

 willst.

wißt. Da sie nun hier wirklich erzählt werden: so dürfte ein junger Leser fragen: warum läßt sie denn also der Verf. drucken? Ist denn zwischen einem spottenden und ironischen Tone (S. 108) ein Unterschied? S. 150 fragt der Verf.: Wer handelte schöner und weiblicher, Hachette oder Iphigenia? Natürlich (wo denn?) ohne die eine auf Kosten der andern zu verachten ꝛc. Etwas sonderbar ist es, wenn der Verf. sagt: er wolle die deutsche Inschrift des steinernen Kreuzes bey Heidelberg nicht hersetzen; wenn seine Leser einmal in jene Gegend kämen: so möchten sie selbst lesen! Und wozu hier (S. 216) der Beweis aus Virgils Aeneide, daß die Schlangen schwimmen und im Wasser leben? Unschicklich ist im 2ten Th. S. 86 die Vergleichung, die der Verf. zwischen der Theilung des Apfels und dem Viertheilen anstellt, und (S. 107) der Ausdruck: den Wanzen zum Braten dienen.

Nr. 2. enthält in drey Abtheilungen eine Gesundheitslehre für Kinder (S. 1), Geschichten und Erzählungen zur Bildung des sittlichen Gefühls (S. 61), und Gedächtnißübungen in 400 Sentenzen und Denksprüchen. Diese dritte Abtheilung scheint unter einem besondern Titel (Aufsätze für Stammbücher?) herausgekommen und hier nur beygelegt zu seyn; sie ist mit kleinern Lettern gedruckt, und hat eigene Seitenzahlen. Auch hier findet man manches Brauchbare; wiewohl Rec. nicht alle Aeußerungen des Verf. unterschreiben mag. So widerräth z. B. dieser das Wickeln und Wiegen der kleinen Kinder, (ist diese Lehre für Kinder geschrieben?) und bedenkt nicht, daß mannichfaltiger Nachtheil daraus entstehn würde, wenn man Kinder in den ersten Monaten gar nicht wickeln wollte, und daß das sanfte Wiegen, das mit der Bewegung des Embryo im Mutterleibe große Aehnlichkeit hat, keinesweges schädlich sey. S. 5 hätte vorzüglich bemerkt werden können, daß durch die Sauglappen, besonders die sogenannten Schwämmchen verursacht werden, die so viele Kinder ins Grab stürzen! Auch ist es (S. 5 f.) keineswegs rathsam, Kinder bey jeder (bey zu kalter oder heißer) Witterung mit unbedecktem Kopfe gehen zu lassen. Wenn Kinder anfangen, sprechen zu lernen, soll man ihnen (nach S. 6) erst Töne vorreden. Wie macht das der Verf.? Bey der Warnung vor hohen Absätzen und engen Stiefeln (S. 8), hätte noch erinnert werden sollen, daß jene der geraden

den Haltung des Körpers nachtheilig sind, und diese krumme Füße veranlassen, weil letztere durch das An- und Ausziehen verzogen werden. Besser, als das Nr. 43. angegebene Mittel, die Stubenluft zu verbessern, ist siedender Essig, den man in der Stube abdampfen läßt; und wenn man grüne Gewächse (nicht Blumen), vor das geöffnete Fenster in den Sonnenschein stellt: so athmet man die reinste Lebensluft ein. Nach der Anmerkung zu Nr. 82. ist der Branntwein auf fette Speisen sehr schädlich, und auch dieß ist von mehrern Aerzten behauptet worden. Aber dagegen spricht die Erfahrung unter den Landleuten und Tagelöhnern laut. Nur der unmäßige Genuß des Branntweins schadet; und manchen Menschen ist er überhaupt nachtheilig, sie mögen ihn auf fette oder nicht fette Speisen trinken. Der Geschmack (Nr. 126.) wird auch durch den Genuß zu heißer Speisen und Getränke verdorben, indem die Nervenwärzchen auf der Zunge verbrannt werden. — Die Erzählungen sind zweckmäßig; auch die Sinnsprüche sind gut, nur nicht durchgängig für Kinder verständlich und ihren Verhältnissen angemessen. Z. B. 385. 142.

Nr. 3. Es ist allerdings auffallend, daß man immer noch häufig, selbst in den besten Jugendschriften, die Kinder mit fremden Thieren, ausländischen Pflanzen, seltenen Mineralien, und entfernten Völkern bekannt macht, indessen sie von den alltäglichsten, sie umgebenden Gegenständen sehr unvollständige, ja oft unrichtige Begriffe haben. Der Zweck der Verff., hier nur solche Gegenstände zu erläutern, welche, wie sie sich ausdrücken, aus der nähern, aber oft übersehenen Naturgeschichte entlehnt, und für die Jugend eben so anziehend als wissenswürdig sind, verdient Lob. Man findet hier allerdings mehrere dergleichen abgehandelt; aber auch manche, die nach des Rec. Meinung nicht darunter gehören, und welche mit weit wichtigern hätten vertauscht werden können, z. B. der Bogen, der Drache, Ibis, Neger, das Grab, der Sarg, Sumach u. s. w. Die Beschreibungen sind zwar richtig, aber nicht immer so vollständig, als man es hier erwartet, und die Anwendung ist bisweilen etwas gezwungen; dagegen vermißt man hin und wieder mehr Bestimmtheit und manche nützliche Warnung und Erläuterung, welche hier am rechten Orte gestanden haben würde.

In dem Art. Laubfrosch (S. 106) sollte es wohl heissen: »zwischen den Zehen der Hinterfüße haben die Laubfrösche nur eine halbe Schwimmhaut.« Was aber den berichteten Schleim anbelangt, der aus ihren Wärzchen hervordringen soll: so verweist Rec. auf die im 2ten Bande von Götze's nützlichem Allerley S. 9 f. mitgetheilte Berichtigung. S. 109 wird vorausgesetzt, daß der kleine Leser mit der Art der Befruchtung männlicher und weiblicher Blüthen und mit Zwitterblüthen schon bekannt sey. Aber ist das wohl häufig der Fall bey Lesern, welchen man ein solches Buch in die Hände giebt? In dem Art. Grab konnte die Jugend noch besonders gewarnt werden, nicht an geöffnete Schwibbögen, oder an frisch aufgegrabene Gräber hinzutreten. Auch war die Bemerkung gewiß nicht überflüssig, daß die Gewohnheit, Mayen in Kirchen und Stuben aufzustellen, für die Gesundheit schädlich sey. In dem Art. Mantelkrähe machen die Verff. folgende Anwendung: »Nur zu oft sind Menschen, die weiser und besser waren, als die übrigen ihres Zeitalters, von diesen angefeindet und verfolgt worden.« Im Art. Ring wird Hannibal und die berühmte Schlacht der Römer und Karthager bey Cannä erwähnt, und vor Neid und Eifersucht, als der Ursache jenes verderblichen Kriegs, die aber mit dem Ringe nichts zu thun hat, gewarnt. Im Art. Meiler wird bemerkt, daß die Köhler — — ohne allen Trug seyen; denn je mehr uns eine Lebensweise von der geräuschvollen Welt abziehe und vorzüglich [illegible] immerwährender Thätigkeit erhalte, desto weniger könne un[illegible] Herz — verdorben werden; und nun wird die Jugend [illegible] Thätigkeit ermuntert. Wenn aber jene ihre Folgerun[illegible] fortsetzt: so muß sie auch glauben, daß sie sich aus der geräu[illegible] vollen Welt zurückziehen müsse, um nicht verdorben zu w[illegible] den! —

Einige kleine Nachläßigkeiten konnten leicht vermi[illegible] werden; z. B. S. 3 einen Kahn und (eine) Fähre. S. [illegible] bis sie endlich All seinen Wünschen entspricht. S. 196 [illegible] (die Unze) legen ihre Wildheit nicht ab — — denn sie [illegible] gißt — — und überläßt ꝛc. S. 118, desto weniger k[illegible] unser Herz und unsere Sitten verdorben werden ꝛc.

Von den beygefügten Bilderchen, besonders von dem [illegible] hältniße der darauf gezeichneten Figuren und ihrer Illumin[illegible] will Rec. nichts sagen; aber schwerlich möchte der braune [illegible]

auf dem ersten Bildchen dem jungen Leser einen deutlichen Begriff von einem Adler beybringen, und den Wallfisch wird er leicht für einen Karpfen ansehen. Einige Figuren sind wohl gerathen, auch Druck und Papier sind gut.

Itz.

Handlungswissenschaft.

Der Kaufmann in seinem Wirkungskreise. Ein Handbuch für Herren, Diener und Lehrlinge, die ihre Kenntniße erweitern, sich etabliren, und ihre Handlungen verbessern wollen; systematisch abgehandelt und herausgegeben von Karl Christian Illing, Lehrer der Arithmetik und Handlungswissenschaft. Erster Theil. Der Banquier, enthält das Wechsel-Negoz in seinem ganzen Umfange; die Lehre desselben, mit Vorsichtsmaaßregeln verbunden; nebst Anzeige der Münzen und Course in den vorzüglichsten Handlungsplätzen Europens; ingleichen contoristischer Reduktionen auswärtiger Valuten. Pirna, bey Friese. 1804. 8. 13 ½ Bog. 1 Rh.

Auch unter dem Titel:

Der Banquier, enthält das Wechsel-Negoz in seinem Umfange rc.

Daß der Verf. unter die rüstigsten Vielschreiber gehört, war Rec. schon aus mehrern Anzeigen bekannt *), die sämmt-

*) Vorzüglich zeichnet sich hierunter die Recension von den Komtoir-Nachrichten im 5ten Stück des 1sten Bandes der allgemeinen merkantilischen Literaturzeitung bey Schumann aus. Denn in dieser wird Herr J. unter Anführung der treffendsten Proben mit der beißendsten Satyre ganz ad absurdum geführt. Rec. glaubt den Verfasser dieser Beurtheilung zu erkennen.

sämmtlich Hrn. J. jedes, auch das kleinste Talent zum Schriftsteller absprechen; allein nie hatte er eines seiner Werke selbst gesehen. Jetzt aber las er sie alle durch und erstaunte. Mit Fleiß übernahm er das ekelhafte Geschäfft, den Ellenlangen Titel abzuschreiben, um besser zu zeigen, was der Verf. versprach, und was er leistete. Er hat sich vorgenommen, nach Buse's Art, ein in sieben Bänden zu erscheinendes vollständiges Werk, über die ganze Handlungswissenschaft herauszugeben. »Die Vielheit merkantilischer Schriften« und die Veranlassung seiner verehrungswürdigen Gönner und Freunde, stimmten ihn zur Herausgabe dieses mühsamen Werkes. »Es ist dabey nichts versäumt, und eine jede Saite »zum Wohlklange des Ganzen richtig gestimmt worden; da»hero läßt es sich nicht ohne Grund vermuthen, daß gegen»wärtiges Werk seiner Brauchbarkeit wegen, ungetheilten »Beyfall erhalten wird.« Wer seine Arbeit so nach Art der Marktschreyer anpreist, von dem sollte man ein Buch erwarten, in dem Büschens Geist wehte; was findet man aber in diesem ersten Probeband? a) Den Gang des Wechselgeschäfftes; b) Vorsichts-Maaßregeln; c) Münzen und Course; d) Reduktionen auswärtiger Valuten. Schon dieß bunte Gemisch der Materien, zeugt von der Schwäche des Autors, der auch nicht die geringste Kenntniß von einer logischen Ordnung im Vortrage hat; allein die Ausführung selbst ist unter aller Kritik und erfordert die schärfste Rüge. Zuerst findet man auf 10, sage zehn Seiten ein höchst elendes Gewäsche über das Wechselgeschäfft, das nicht schlechter seyn kann. So fängt es an: »In dem »Wechselnegoz theilen sich gewöhnlich zweyerley Arten Han»delsleute. Die eine betreibt allein Wechselgeschäffte, und »wird deßwegen Banquier oder Wechsler genannt; die an»dere hingegen bestehet aus Negozianten, die wegen ihrer »anderweitigen Geschäffte, beständig Gelder von auswärti»gen Orten einziehen, oder Gelder durch Rimessen dahin »übermachen« ꝛc. In diesem Tone und Style geht es fort, und was noch das Schlimmste ist, dieser ganze Gallimathias ist nichts, als eine beynahe ganz wörtliche Wiederholung der in des Verf. Wechsellehre (einem Buche von dem Büsch sagt, es sey im Traum geschrieben) S. 121—132 stehenden Sätze. Diese 10 Seiten sind ganz verloren; was folgt aber nun S. 14—194? Nichts als eine zum fünftenmale eingerückte Kopie von einer ältern Ausgabe des Neikenbrecher-

schen

schen Taschenbuchs (von 1784) nur fehlerhaft und holpricht angegeben. Endlich S. 195—204 eine Anweisung zu kontoristischen Reduktionen auswärtiger Valuten. Schaale Alltagsformeln ohne Beweis und Nutzen und ebenfalls aufs neue wiedergekäut; denn man findet sie schon in des Verf. arithmetischem Vademekum (!) der Handlungsakademie und der Wechsellehre.

In dem ganzen Sammelsurium ist auch nicht eine Zeile wahres Original; lauter elende Plagiate *). Wenn es einmal an literarischen Landplagen gebricht: so würden Hrn. J's. Schriften diesen Mangel gewiß ersetzen. Rec. würde sich bey diesem saubern Produkte, welches noch dazu dem verdienstvollen Hrn. Banquier Frege gewidmet ist, (eine wahre Frechheit!) gar nicht so lang aufhalten, hätte er nicht den Zweck, dadurch vielleicht die Erscheinung der übrigen 6 Theile zu hintertreiben. Bey dem Verf. ist allem Anschein nach, diese Mühe umsonst; denn als wahrer Fabrikautor wird er sich kein Honorar entgehen lassen: was schadet es ihm, wenn auch das Publikum betrogen wird? Vielleicht nimmt aber der Verleger diese Warnung zu Herzen, und hütet sich vor mehrerem Nachtheil; das Papier ist so theuer, und der Makulatur genug.

Wer Lust hat 1 Thlr. wegzuwerfen, der kaufe diesen Theil; Rec. hat seine Pflicht gethan, das Publikum zu warnen.

Dm.

Vermischte Schriften.

Aphorismen für Schauspieler und Freunde der dramatischen Kunst, gesammelt von *J. Koller.* Regensburg, bey Montag und Weiss. 1804. 18 B. 8. 1 Rthlr.

Eine Kompilation aus Ifflands, Lessings, Schinks und Schreibers dramaturgischen Schriften über dramatische Dicht-

*) Wer Lust hat, ein Beyspiel von Ignoranz zu lesen, der lese des Verf. Kaufmann als Waarenkenner, Leipzig, Flei-

Dichtkunst, Trauerspiel, Lustspiel, Schauspielkunst, Deklamation, Musik, Leidenschaften, Ton und Welt, Kleidung, Direktion und Publikum; aber nicht immer mit schicklicher Wahl, und nicht in der besten Ordnung zusammengelesen. Manches Bessere, Wichtigere, und Reifergedachte hätte aus den benützten Schriftstellern aufgenommen werden können. Auch stehen mehrere, an sich richtige Bemerkungen, zu sehr aus ihrem übrigen Zusammenhange gerissen und vereinzelt da, wodurch sie an ihrem wahren Gehalte verlieren. Eben so werden in dem beygefügten Anhange: zur Lektüre für Schauspieler mehrere höchst unbedeutende und oberflächliche Schriftchen, z. B. Vulpius theatralische Reisen und Klingemanns: was für Grundsätze müssen eine Theaterdirektion bey der Auswahl der aufzuführenden Stücke leiten? als belehrend und empfehlungswürdig aufgeführt, ohne auch nur, im kleinsten Grade, eines von beyden zu seyn.

Bc.

Elmore's, brittischen Schiffskapitains, vermischte Nachrichten von verschiedenen Gegenden, Inseln und Handelsplätzen in Asien, und vorzüglich in Ostindien. Aus dem Engl. Weimar, im Landesindustriekomtoir. 1804. 106 S. 8. 9 gr.

Im Jahre 1802 erschien in London ein großes Werk vom Kapitain Elmore unter dem Titel: The british mariners directory et guide to the trade and navigation of the Indian et China seas. Containing instructions for navigating from Europe to India and China and from port to port in those regions and parts adjacents; with an account of the trade, mercantile habits, manners and customs of the nations. Vorliegende Schrift ist ein Auszug aus demselben, und enthält die wichtigsten Nachrichten von der Lebensweise mehrerer Völkerschaften in Asien, den Naturprodukten, die hier gewonnen und in den europäischen Han-

Fleischer. 1800. 8. C. »Rhabarber kommt her von dem »Fluße Rha in Mösien, und Barbari, den wilden Leuten, »die daran wohnen.« Sapienti sat.

Handel gebracht werden u. dergl. m.; wodurch der Sammler und Uebersetzer Herr Ehrmann, den Freunden der Geographie, Naturgeschichte und Handelskunde eine sehr angenehme und belehrende Lektüre verschafft hat.

Mustercharte für angehende Kaufleute. Gesammlet auf der Reise durchs Leben, von einem Kaufmann. Weimar, bey den Gebrüd. Gädicke. 1804. 367 Seit. 8. 1 Rg. 12 K.

Die hier angezeigte Musterharte enthält weiter nichts als drey Geschichten, betitelt: 1) Eduard Schulze; 2) Karl Schoen; 3) Ludwig Meindorf, wobey, nach der Versicherung des Verf., wahre Begebenheiten zum Grunde liegen sollen. Sie sind im alltäglichen Ton unserer Romane dargestellt, und haben, ungeachtet des einladenden Titels, für den Kaufmann nichts besonders Interessantes; denn daß die vorgeführten Personen Kaufleute und Fabrikanten sind oder werden, kann doch kein eigentliches Interesse für diesen Stand erwecken, so wenig als die pedantische Bezeichnung dieser Schrift, wodurch leicht die nicht empfehlende Idee eines Musterkarten-Reuters erweckt werden könnte.

„Musterkarte nenne ich, heißt es in der Vorrede, diese „Sammlung kurzer Erzählungen aus dem Leben noch lebender Menschen, weil ich wünsche, daß junge Leute sich hier „ein Muster auswählen möchten, um sich im Handlungs- „und gesellschaftlichen Leben darnach zu bilden, in Stun„den der Freuden und Leiden darnach zu verhalten, und be„sonders für alle die Fehler und Sünden zu hüten, an deren „gefährlichen Klippen das Glück werdender (?) und ange„hender Kaufleute besonders gern zu scheitern pflegt."

Der Verf. würde diesen an sich nicht tadelnswerthen Zweck auf eine viel empfehlendere Art erreicht haben, wenn er uns eine pragmatisch erzählte Biographie verdienstvoller Fabrikanten und Kaufleute, z. B. eines Dorner und Sieveking in Hamburg, eines Splittgerber und Sieburg in Berlin, eines Fries in Wien, eines Fugger in Augsburg, eines Schimmelmann in Dänemark, eines Sahlgren in Schwe-

den, eines Boulton und Wedgewood in England, geliefert hätte. Freylich erfordert dieß mehr Fleiß, Sachkenntniß und Kraft, als die Darstellung solcher alltäglichen Lebensscenen, wie in diesen Erzählungen aufgeführt sind; allein aus einer solchen Lektüre würde der junge Geschäfftsmann eine reelle Belehrung und Muster zur Nachahmung schöpfen können.

Da der Verf. noch ein oder mehrere Bändchen nachfolgen lassen will; so empfiehlt Rec. ihm dieß zur Beherzigung.

Md.

Ephemeriden der italiänischen Literatur für Deutschland. Vierter Jahrgang. *Zweytes und drittes Heft.* Salzburg, bey Mayr. 1803.

In dem zweyten Hefte findet man unter andern Lebensnachrichten von dem gelehrten Kardinal Gerdil, nebst einem vollständigen Verzeichnisse seiner in lateinischer, französischer und italiänischer Sprache abgefaßten Schriften, deren Anzahl sich auf nicht weniger als 58 beläuft, wovon nur 10 ungedruckt geblieben sind. Dem Rückschritten der Aufklärung in Toskana dienen zwey Königl. Verordnungen zum Belege, die S. 194 und 195 angeführt sind. Die eine hat eine strenge Büchercensur zum Zweck; die andere erlaubt das von den beyden letztern Großherzogen, Leopold und Ferdinand, verbotene Begräbniß in Kirchen und Klöstern. In dem Journal politique de Mannheim, wird von dem Inhalte der letztern Verordnung, entweder aus Ironie, oder aus Mißverstand, gerade das Gegentheil von dem, was sie andeutet, gesagt. Es heißt nämlich daselbst: „Florence du „21. Mars. L'usage des enterremens dans les églises qui „étoit assez fréquent dans notre pays, vient d'être re„streint par un édit royal, en date du 19." — Im dritten Heft steht eine Recension von folgendem merkwürdigen Werke: Prospetto storico fisico degli scavj di Ercolano e di Pompeji etc. di Gaetano d'Ancora. Napoli. 1803. In einer Anmerkung zu dieser Recension sagt unter andern der Herausgeber: „Wer kennt die Antichità d'Ercolano,"

(es

(es ist nämlich von dem Prachtwerke über die Herkulanischen Alterthümer die Rede,) „und ihren innern und äussern Werth nicht? — Allein trotz aller unbestrittenen „Vorzüge, die dieses literarische Kunstwerk hat", kann dasselbe doch kaum je ganz darüber entschuldigt, noch weniger gerechtfertiget werden, daß es von vielen ausgegrabenen Alterthümern, insbesondere von den Gemälden eine bey weitem vortheilhaftere Idee giebt, als der Kenner durch den „wirklichen Anblick erhält, ꝛc." — In dem nämlichen Hefte wird auch folgendes Buch als sehr interessant empfohlen: Vita di Fra Paolo Sarpi, scritta da Mons. Giusto Fontanini. Venezia, per il Zorletti. 1803. Von diesem Buche wird unter andern gesagt, daß es vordem nur wenige Freunde Sarpi's, nicht ohne viele Vorsichtsmaaßregeln, im Manuskripte zu lesen bekommen hätten. S. 261 u. fg. lieset man die Biographie eines andern durch Genie, Geistesprodukte, Denk- und Handlungsweise ausgezeichneten Mannes, nämlich des Grafen Alfieri. Dieser schwärmerische Revolutionsfreund, durch traurige Erfahrungen belehrt, „fühlte sich seit seiner Rückkehr aus Frankreich zu einem „freyen Widerrufe vieler seiner frühern politischen Meinungen bewogen." — „Er ahmte, heißt es S. 276, die letzten Jahre seines Lebens in seinem Betragen, seiner Kleidung und Lebensart die vormaligen Hofsitten mit sonderbarer Strenge nach." — Und S. 266: „Er lebte, nachdem er sich aus dem Gräuel der Anarchie in Paris zurückgezogen hatte, zu Florenz in dem Hause der Gräfinn „Louise Stollberg d'Albania, und soll sie nach dem Tode ihres Gemahls geheyrathet haben." —

Wm.

Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meinungen. — Zweyter Theil.

Auch mit dem Titel:

Denkwürdigkeiten der Geschichte des Christenthums, von Johann Georg Müller. Leipzig, bey Hartknoch. 1804. Erster Theil. 340 Seit. gr. 8. 1 Rh. 8 gr.

Man kennt bereits den Geist des würdigen Verf. aus dem im 84. Bd. S. 197 u. ff. dieser Bibl. angezeigten 1. Theil der Reliquien, u. s. w. Auch in diesem Theil spricht der ruhige Wahrheitsforscher und Wahrheitsfreund, der jeder streitenden Partey ihr Recht widerfahren läßt. Er specialisirt hier seinen Vortrag, und schränkt sich, wie der zweyte Titel besagt, auf Bemerkungen über die Geschichte des Christenthums ein, wo er zu verstehen giebt, wie diese nützlich studirt und geschrieben werden sollte. Die Rubriken dieses Stoffes, den er fort zu bearbeiten gedenkt, sind folgende:

Ideen über das Studium der Kirchengeschichte — Anfang der Geschichte des Christenthums, und Ursachen der schnellen Verbreitung desselben — Unternehmungen weltlicher Fürsten zu diesem Zweck, Konstantin und Karl der Große — Bekehrung der deutschen Völker im siebenten und achten Jahrhundert — Bemühungen der Päpste und geistlichen Orden — Unternehmungen von Fürsten und einzelnen Privatpersonen der protestantischen Kirche — Bemerkungen über die verschiedenen Lehrmethoden der Missionarien — Wirkungen des Christenthums auf die Verbesserung des gemeinen Wesens — Wanderungen des Christenthums — Einzelne Bemerkungen über den Zustand und Charakter der christlichen Religiosität in verschiedenen Zeitaltern — Christian Thomasens Gedanken über die Kirchengeschichte als Anhang.

Wir können der Versuchung kaum widerstehen, Stellen auszuheben, die theils an sich merkwürdig, theils den billigen, friedfertigen Geist des Schriftstellers darzustellen geeignet sind. — Selbst das hierarchische System der römischen Kirche hatte seine guten Zwecke und guten Seiten. Päpste und Prälaten, deren Herrschsucht oft gerügt worden, erhalten ihr verdientes Lob, wenn es ihnen mit Ausbreitung des Christenthums unverstellter Ernst war. Die Absichten bey Stiftung der ersten Klöster waren edel, die Schenkungen an sie waren wüste Gegenden, die ohne jenen frommen Enthusiasmus wohl noch lange wüst geblieben wären, und einigen Orden verdankt man, wie bekannt, vorzüglich die Erhaltung klassischer Schriftsteller. —

Was

Was der Verf. S. 86 u. ff. zur Vertheidigung Konstantins des Gr. überhaupt, und insbesondere der Anlegung seiner neuen Hauptstadt sagt, verdient Beherzigung; so wie sich auch Manches zur Entschuldigung Karls bey seinem blutigen Hereinzwingen der Sachsen in den Schooß der Christenheit *) sagen läßt. Freylich konnten die schnellen und zahlreichen Bekehrungen der Heiden unmöglich gründlich seyn; sondern mußten bloß auf Aenderung gottesdienstlicher Gebräuche gehen. Mit Recht tadelt daher der Verf. das Benehmen vieler römischen Missionare, die auch noch in neuern Zeiten ihre Berichte an die Propaganda mit großen Zahlen neuer Christen anschwellen, um Ruhm dadurch einzuärndten, womit das S. 195 angeführte Beyspiel eines bescheidenen und gewissenhaften Heidenbekehrers, Johann Ludwig Beks, freylich sehr absticht, der sich begnügte, auf Labrador binnen fünf und zwanzig Jahren nur sieben Seelen dem Heiland zugeführt zu haben.

Ueberhaupt werden die Verdienste der mährischen Brüdergemeinden um das Bekehrungswesen in fernen Welttheilen, und ihre Methode mit Recht gelobt; aber auch den Vätern der Gesellschaft Jesu wird nicht der Ruhm entzogen, daß sie, nach ihrer Ueberzeugung, fürs Christenthum sehr viel gethan, oft alle Bequemlichkeiten des Lebens und das Leben selbst aufgeopfert; und es läßt sich schwerlich abläugnen, daß ihr Paraguay mehrere tausend Wilde zu glücklichen Menschen machte, und daß die Geschichte dieser patriarchalischen Regierung durch politische Blätter sehr entstellt worden. —

Wir haben in den Fortsetzungen dieser Betrachtungen über die christliche Religionsgeschichte noch mehr dergleichen

*) Wir müssen hier zu S. 135 wo die Entsagungsformel: Forsachiltu Diabolae end allum Diabol *gelde* etc. vorkömmt, erinnern, daß das letztere Wort meist falsch durch Teufels-Gilde interpretirt wird. Geld heißt in der altfränkischen und altsächsischen Sprache im allgemeinen tributum, im besondern Verstande Opfer und Gottesdienst. Hier bedeutet es Teufels- oder Götzendienst. Die altfränkischen Glossen haben: Kote-geld, Gote-kelt, caerimonia, gottesdienstliche Gebräuche, die im Mittel-Latein oft durch pompa übersetzt werden. Jene Formel heißt also: entsagest du dem Teufel und dem Götzendienst? u. s. w.

interessante Bemerkungen zu gewarten, und Herr M. spricht uns aus der Seele, wenn er zu Anfang dieses Bandes urtheilt, daß die meisten unsrer neuern Geschichtschreiber mit aller ihrer systematischen Methode zu wenig ins Einzelne gehen, die fruchtbare Historiographie der Alten verlassen, bey denen man so mancherley die Eigenheiten der handelnden Personen und des Zeitalters lebhaft darstellende Anekdoten findet, wodurch die Erzählung angenehm und vielseitig wird. — Aber dieß stört, nach dem Geschmack vieler Geschichtslehrer die Ordnung, beblümt ihren nackten Pfad zu sehr, sie lachen darüber, und bleiben lieber bey ihrer bangen Trockenheit. — Ein Beyspiel solcher Anekdoten scheint der Verf. S. 289 geben zu wollen, wo er aus Stella Annales Genuenses bey Muratori, Scriptor. rer. Italicar. Vol. 17. p. 1170 erzählt, daß ums Jahr 1399 in der Lombardey und hauptsächlich in Genua, so heftige innerliche Unruhen geherrscht, daß fast aller Gemeingeist erloschen war. Ein religiöser Enthusiasmus, den gewisse andächtige Processionen durch den Gesang: Stabat mater dolorosa etc., und durch die Sitten der wandernden Sänger anzündeten, schlug in Kurzem alle Verbitterung nieder, und machte Bürger wieder zu Brüder, und Barbaren zu Menschen. — Doch man lese das bey unserm Autor selbst und alle übrigen Seiten seines Buchs, dem wir die Neuheit durch lange Auszüge nicht voraus wegnehmen wollen. Nur eine Seite müssen wir daraus abschreiben, die ein handschriftliches Bruchstück aus dem Allerheiligen Kloster in Schaafhausen enthält, welches beweist, daß nicht jede Moral eines Mönchs, selbst aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Mönchsmoral war. Es lautet so:

„Punkten die dem Menschen gar nutz seyn zu lesen, und „darnach zu leben.

„Das erst. Ein Mensch, der in diesem zergänglichen „Leben einen Pfennig giebt um Gottes willen, bringt seiner „Seelen mehr Nutz und Heil, dann daß er nach seinem Tod „gäb' als viel Gold um Gottes willen, als zwischen Him„mel und Erden möcht gehalten werden.

2. „Ein Mensch, der ein scharfes, hartes Wort über„sieht, und vertrágt seinen Nächsten um der Lieb Christi, „bringt ihm mehr Nutz, dann daß er seinen Leib mit Ru„then,

„then, was ein ganzer Wald getragen, zerschlug und „schwächte.

4. „Ein Mensch der hinlegt alle Kreatur von sich, „und sich allein Gott dem Herrn opfert, das ist ihm nützer, „denn daß alle Heiligen für ihn beten.

5. „Ein Mensch der den andern nicht freventlich rich„tet, oder kein bös Gerücht von seinem Nächsten thut, der „ehrt Gott mehr und ist ihm nützer, dann daß er so große „Marter litte als St. Lorenz gelitten hat.

6. „Ein Mensch der Gütigkeit und Barmherzigkeit hat „zu einer jeden Kreatur um Gottes willen, dem ist es nützer „und seliger, denn daß er in den dritten Himmel gezückt „werde, als St. Paulus.

7. „Ein Mensch der alle Tage doch nur eine Stunde „sein Gewissen erforscht, mit gutem Vorsatz nimmer zu sün„digen, der nimmt mehr zu im tugendlichen Leben und ist „ihm nützer, denn daß er hätte alle Weisheit Salomonis.

8. „Ein Mensch der seinem Nächsten nicht thut, was „er nicht wollt haben, und seinem Nächsten thut, was er „ihm selbst wollt haben gethan werden, das ist ihm nützer zu „der Seligkeit; denn daß er geistlich und weltlich Recht und „all sittlich Künst aussen lernt' und wüßte.

9. „Ein Mensch der von dem Gebot Gottes wegen un„ter den Menschen sich hütet von einem jeglichen müßigen „und leidigem Wort: das ist ihm nützer, denn daß er die „tiefe Heimlichkeit der heiligen Dreyfaltigkeit ganz klärlich „könnte auslegen, und verstehn und begreifen." —

Ueber das ewige Polemisiren zwischen der römischen Kirche und den Protestanten, liest man S. 313 folgendes Epiphonema, das zugleich eine Probe von des Verf. Denkart und Styl abgiebt: „Dreyhundert Jahre Streit sollten endlich einmal die gegenseitige Hitze abgekühlt haben, und die „Billigen auf jeder Seite sich frey gestehen, daß eine die „andre seither zu hart und zu partenisch beurtheilt habe; daß „auch in der katholischen Kirche wahrlich sehr viel Gutes ge„blieben sey, und daß die abergläubischen Ausschweifungen, „die jetzt noch hier und da unwissende Mönche sich zu Schul-

„den kommen lassen, ihr mit eben so wenig Recht auf Rechnung geschrieben werden können, als der protestantischen „Kirche die verschiedenen Verunstaltungen des Christenthums, „die seit einigen Decennien von einzelnen Gliedern derselben „gewagt werden. Unsere katholische Mitchristen sollten vornehmlich das erkennen, daß die Reformation ein nothgedrungenes Werk der Zeiten war, und daß (ungeachtet ein „späterer Scholasticismus Vieles wieder verderbte) die Theologie in ihrem reinsten Sinn und in ihrem ganzen Umfang „durch den Protestantismus sehr Viel gewonnen habe." —

Zu Gewißheit des von uns Angeführten ist wohl kein Zweifel, daß die Fortsetzung dieses Werks dem literarischen Publikum sehr willkommen seyn werde.

Ft.

Contraste zu dem Gemälde der Weiber. Nebst einer Apologie derselben gegen die Befehdung im goldenen Kalbe. Ein Anhang zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Herausgegeben von C. Friedr. Pockels, Hofrath zu Braunschweig. Hannover, bey Ritscher. 1804. XII und 112 Seit. 8. 9 gr.

Der Herausgeber giebt seine in unsrer Bibliothek recensirte Charakteristik des weiblichen Geschlechts so wenig für ein geschlossnes und erschöpfendes Werk, daß er in der vor uns liegenden kleinen Schrift selbst einen Anhang dazu zu liefern für nützlich erachtete, und zwar liefert er diesen, indem er die durch Geist und Paradoxie sich auszeichnenden, sehr stark contrastirenden und sich widersprechenden Charakterschilderungen der Weiber von St. Evremont, von Cornelius Agrippa, und vom Verf. des goldenen Kalbes, aufstellt, und in eignen Anmerkungen beleuchtet. Den bey weitem größten Theil der Schrift, nämlich von S. 28 an, nehmen die Weiber im goldenen Kalbe ein, zu welchen des Herausgebers Anmerkungen von S. 82 bis zu Ende fortlaufen. Wir können hier nur des Herausgebers sehr wahre Beurtheilung des Raisonnements über die Weiber im goldnen Kalbe hersetzen:

„Man

„Man kann, sagt er, das Raisonnement des Verf. über die „Weiber füglich in drey Sektionen abtheilen: a. In höchst „wahre, eindringliche, aus der Natur des weiblichen Gei„stes und Herzens geistreich herausgehobene, oft herzliche, „noch öfter glühend-heiße Wahrheiten, — welche selten so „scharf, selten mit diesem glänzenden Schatz des Nachden„kens und der Seelenanatomie gesagt worden sind, und die„sem Werke, in Verbindung mit so vielen andern tiefsinni„gen Reflexionen über die Menschennatur, die Unsterb„lichkeit zu sichern. — Diese Stellen in dem Gemälde „des Weibes können nicht widerlegt werden. b. In halb„wahre, schönfarbige, blendende, überraschende und witzige „Aufstellungen von Antithesen, Gleichnissen, Metaphern, „muntern Einfällen und romantischen Dichteraussprüchen, — „worin sich der Verf. vorzüglich zu gefallen scheint, und wor„in er den erstaunlichen Reichthum seiner Sprache und sei„ner Phantasie oft bis zum Uebermaaß dokumentirt; — „aber doch fast Alles — leicht, kräftig und genialisch ge„sagt, — oft nur hingeworfen, herausfodernd; aber Alles „unter dem einladendsten Kleide des Humors und der Para„doxie. Diese Herzensergießungen des Verf. sollen nicht „widerlegt werden; denn sie gehören gleichsam zu dessen musi„kalischen Organen, wodurch er seinen Feuergeist und den „Aether seiner Philosophie in die weite Welt hineinhaucht. „c. In durchaus nur einseitige, schief charakterisirte und ge„hässig verzerrte Partien des weiblichen Gemäldes, — wor„in dem Weibe im Allgemeinen Unrecht geschieht, worin ihr „Werth vergessen, ihre Tugend verdächtig gemacht, und nur „immer die Schattenseite ihrer gefälligen Liebenswürdigkeit „verächtlich und wegwerfend hingestellt wird; Flecken, so „groß und schwarz gemalt, daß sie ganz das liebliche Gestirn „der Weiblichkeit verdunkeln, und ihr keinen erquickenden „Lichtstrahl für die Menschheit mehr übrig lassen, — Bann„strahle und Verdammungsurtheile des Mannes, nicht über „sein zweytes geliebtes Ich; sondern über die ewig von „seiner Natur abgerissenen, und doch ihn stets verfolgen„den Furien. — Diese Stellen müssen widerlegt wer„den."

Wie der Weiberhasser, der alte romantische Klar-feld im goldnen Kalbe, in seinem entschiednen Weiberhasse

gekommen, darüber erklärt sich der Herausgeber der Contraste befriedigend.

Ch.

Adrone oder Etwas in das Ridikülchen des schönen Geschlechts, von Joh. Friedr. Leonh. Brühwein. Breßlau, bey Graß. 1804. 102 S. 12. Nebst einem (schlechten) Titelkupfer. 12 gr. geh.

Wenn der Verf. das sogenannte Ridikülchen der Damen mit Recht ein Diminutivum aller Strickbeutel nennt: so könnte man mit eben diesem Rechte sein Buch — in Absicht des Inhaltes ein Diminutivum aller Bücher nennen. Denn dieser kann in der That nicht magerer und schlaffer seyn, und ist wahrscheinlich die Erstgeburt irgend eines unreifen Kandidaten der schönen Wissenschaften. Das hier verballhornte hohe Lied Salomonis hat durch die Umkleidung oder eigentlich Entkleidung fast alle Originalität orientalischer Dichtung verloren, und ist hier gleichsam in einen süßlichen Klingklang übergegangen. Eben so mattherzig und afterwitzig sind sämmtliche Gedichte, und zeigen keine Spur von dem ächten Dichtersinne des Genies. Das Erträglichste unter dem Unerträglichen ist allenfalls noch der — Ehestands-Katechismus.

Sm.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Der Herr Prediger Dapp in Klein-Schönebeck bey Berlin, welcher schon seit vielen Jahren durch sein Predigtbuch für christliche Landleute zur nützlichen Andacht und zum Vorlesen in den Kirchen, auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres, sich um die Landprediger und um die Landleute verdient gemacht hat, hat seit dem Jahre 1793, sechs Jahrgänge kurzer Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Kasualpredigten und Reden, besonders für Landleute und Landprediger, in meinem Verlage herausgegeben. Da dieses Werk mit dem sechsten Jahrgange (wovon die letzte Abtheilung in der Ostermesse 1805. herauskommt) geschlossen werden soll: so will derselbe, statt dessen, in meinem Verlage, ein

Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten, welche letztere gewöhnlich auch Ackerwirthschaft haben,

herausgeben, wovon die erste Abtheilung in der Ostermesse d. J. 1805 erscheinen wird. Sein Plan, welcher nach Umständen allenfalls auch erweitert werden könnte, soll in fünf Abschnitten folgende Gegenstände umfassen:

1. Entwürfe, fürs erste über die epistolischen Perikopen, nach der Ordnung der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres; in Zukunft, wenn das Journal Beyfall findet, auch über die evangelischen Perikopen. Besonders wenn in der

der neuen preußischen Liturgie mehrere evangelische und epistolische Abschnitte vorgeschrieben werden sollten. Hiernächst auch Entwürfe über freye Texte bey besondern Veranlassungen.

2. Ueber das Landschulwesen in seinem ganzen Umfange, z. B. Katechisationen, Nachrichten, Vorschläge ꝛc.

3. Ueber liturgische Gegenstände. Nicht sowohl Formulare, woran es nicht mehr fehlt, ganz specielle Fälle und vorzüglich brauchbare Ausarbeitungen ausgenommen; sondern Reflexionen über Umfang, Absicht und Gebrauch der Liturgie, um kirchliche Handlungen in ihrem richtigen Gesichtspunkte darzustellen, und ihre Zweckmäßigkeit zu befördern.

4. Betrachtungen, Nachrichten und Vorschläge über Prediger-Acker- und Hauswirthschaft, eigene Bestellung, mancherley Arten der Verpachtungen, gute oder schlechte Mittel zu ökonomischen Verbesserungen, ꝛc.

5. Fruchtbare Betrachtungen, Nachrichten, Anekdoten über den Landpredigerstand, Amtsführung und Amtsklugheit desselben, Hindernisse und Beförderungsmittel seiner Wirksamkeit, zu beobachtende Vorsicht in seinem häuslichen und öffentlichen Betragen, im Umgang mit Vornehmern, Seinesgleichen, Geringern ꝛc. zur Belehrung, Warnung und Aufmunterung; wie auch über Denkungsart, Sitten, Lebensweise und Gewohnheiten des Landvolks, in wiefern dieß zur Kenntniß des Landpredigers gehört, ꝛc.

Jeder Band soll aus drey Abtheilungen in gr. 8. bestehen, welche, jedoch zu unbestimmten Zeiten, auf einander folgen werden. Jeder Band wird ungefähr an Bogen so stark werden, als ein Band der kurzen Predigten des Herrn Herausgebers, und auch denselben Preis haben.

Beyträge, unter der Voraussetzung, daß man dem Herrn Herausgeber die Erlaubniß ertheile, sie nach seiner Ansicht zu beurtheilen, ob sie sich zur Einrückung qualificiren oder nicht, werden mit Dank angenommen. Sie können entweder an den Herrn Herausgeber in Klein-Schönbeck bey Berlin, oder auch an mich, den Verleger, jedoch nicht anders als postfrey, gesendet werden.

Um

Um den Herren Predigern auf dem Lande oder in Städten den Ankauf dieses gemeinnützigen Magazins zu erleichtern, wird, wer sechs Exemplarien sammelt, und das Geld postfrey einsendet, das siebente Exemplar gratis erhalten.

Berlin, den 18ten Julius 1804.

Fr. Nicolai.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Der Subrektor des Gymnasiums zu Güstrow, Herr Dr. J. C. F. Dietz, ist Rektor der Domschule zu Ratzeburg geworden.

Herr Dr. F. F. Rosegarten, Bruder des Dichters, und selbst als Schriftsteller bekannt, hat den Ruf zu einer Lehrerstelle bey der Kreisschule zu Wenden erhalten.

Der Direktor der K. K. Bildergallerie zu Wien, Herr J. Rosa, hat den Charakter eines K. K. Raths erhalten.

Herr Hofrath Schröder, Verfasser der neuesten Sammlung Mecklenburg. Gesetze, ist zum ersten Beamten zu Neustadt im Mecklenburg. ernannt.

Herr Dr. F. C. Fiedler, hat die Professur der theoretischen Geburtshülfe an der Universität zu Prag erhalten. Ebendaselbst ist der bisherige Professor zu Linz, Herr F. N. Tietze, als Professor der allgemeinen Weltgeschichte angestellt worden.

Der Medicinalrath Herr Dr. Bojanus zu Darmstadt, ist als Professor nach Wilna berufen worden.

Der ehemalige Regierungs-Statthalter des Kantons Basel, Herr H. Zschocke, ist als Forstbeamter im Kanton Arau angestellt worden.

Herr

Herr J. G. Eck, Dr. der Philosophie zu Leipzig, ist außerordentlicher Professor der Philosophie daselbst geworden.

Todesfälle.

1804.

Am 29sten September starb zu Altona Herr J. P. Horn, Dr. der Philosophie, 27 Jahre alt. Er war Mitarbeiter an Schirachs politischem Journal.

An demselben Tage zu Hamburg Herr A. Heins, Dr. der Arzneygelahrheit und ausübender Arzt daselbst, 87 Jahre alt.

Am 5ten Oktober zu Lübeck, Herr F. D. Behn, Dr. der Philosophie, Rektor am Gymnasium daselbst, 71 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Landshut. 1804.

Am 12ten September erhielt Herr J. B. Nibler die juristische Doktorwürde, nachdem er einige Theses vertheidigt hatte. Herr Prokanzler Gönner als Präses, schrieb dazu ein Programm: „Ueber die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Ansicht vom Staate, und über den Einfluß dieser Reform auf Geschichte, Politik, Statistik, Staatswirthschaft und Völkerrecht."

An demselben Tage erhielt nach Vertheidigung seiner Disputation, Herr H. von Hauser, dieselbe Würde.

Herr P. A. Gönner, hielt eine Rede: „Ueber die Nothwendigkeit eines Staatsschatzes." Sie wird im Druck erscheinen.

Ver-

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Privatvorlesungen, welche für das Winterhalbejahr 1804 bis 1805 in Berlin öffentlich angekündigt worden sind.

(s. N. A. D. Bibl. LXXXV. Bd. S. 343.)

Außer den Mitgliedern des Königl. Preuß. Collegii Medici-Chirurgici und den, bey der Königl. Kunst- und Bau-Akademie angestellten Lehrern, haben nachstehende Berlinische Gelehrte Vorlesungen angekündigt:

Herr Dr. Aronssohn: kritische Vorlesungen über die Schellingische sogenannte Naturphilosophie.
— Bauer: deutsche Sprache, Brief- und Geschäftsstyl.
— L. Bendavid: Grundsätze der schönen Künste für Zuhörer und Zuhörerinnen, und Naturrecht.
— Beschütz: Rechnen und doppeltes Buchhalten.
— Dr. Bischoff: Physiologie und unentgeldlich über die Heilung der Gemüths- und Nervenkrankheiten.
— Astronom Bode: Astronomie für Zuhörer und Zuhörerinnen.
— Professor Fichte: 1) Wissenschaftslehre. 2) Grundprincipien der Lehre vom göttlichen und innern und äussern Rechte. 3) Ein philosophisches Gemälde des gegenwärtigen Zeitalters für ein größeres Publikum aus beyden Geschlechtern.
— Professor E. G. Fischer: Experimentalphysik.
— von Grandpont: französische Sprache und Literatur.
— Professor Grapengiesser: Augenkrankheiten.
— Professor Grüson: Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Algebra, Statik, Hydrostatik, Aërometrie, Mechanik, Hydraulik, desgleichen Integral- und Differentialrechnung.
— Baron Haller von Hallerstein: Perspektive.
— Prediger Hauchecorne: Technologie.
— Dr. Helling: die Lehre von den Augenkrankheiten, und an den Augen vorkommenden Operationen.
— Geheim. Rath Hermbstädt: Unterricht in den physischen und chemischen Grundsätzen der Färberey und Kattundruckerey, für inländische Färber und Kattundrucker.

Herr

fehlte, da die Herausgabe der aten Abtheil. des aten Theils des Arnemannischen Systems sich verspätete, und er dafür einen eignen Plan entwerfen mußte. Der Anhang handelt von einigen allgemeinen Operationen, als Aderlassen, Arteriotomie, Schröpfen, Ansetzen der Blutigel, kauterisiren, u. s. w.

Rm.

Allgemeine Encyklopädie für praktische Aerzte und Wundärzte. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Georg Wilhelm Consbruch* etc., und Dr. *Johann Christoph Ebermaier*, etc. *Neunter Theil. Zweyter Band.*

Auch mit dem Titel:

Taschenbuch der Chirurgie für angehende praktische Aerzte und Wundärzte. Leipzig, bey Barth. 1803. *Zweyter Band.* XVI u. 822 S. 8. 1 Rg. 20 gr.

Herr Dr. Ebermaier liefert in diesem Bande die Abhandlungen von den besondern chirurgischen Krankheiten, welche er nach den Theilen des menschlichen Körpers, woran sie verfallen, geordnet hat. Das schon über vorige Theile dieses Werks gefällte Urtheil, gilt auch für den gegenwärtigen, welcher das Wissenswürdigste in gedrängter Kürze mit den wichtigern literarischen Nachweisungen enthält, um weitläuftigere Belehrung nachsuchen zu können.

Pk.

Versuche zur Berichtigung verschiedener Gegenstände aus den Gebieten des reinen und angewandten medicinischen Wissens. Von Dr. *Heinrich Christian August Osthoff*, Arzt in Vlotho. *Erstes und zweytes Bändchen.*

Jedes mit einem eigenen Titel. Das erste:
Untersuchungen und Beobachtungen über die chronischen Geschwüre im Allgemeinen, mit besondrer Rücksicht auf die sogenannten alten Schäden an den untern Gliedmaassen. Lemgo, in der Meierschen Buchhandl. 1804. XXIV u. 248 Seit. 8. 18 gr.

Das zweyte:
Untersuchungen über die Anomalien der monatlichen Reinigung, besonders ihr Verhalten bey allgemeinern krankhaften Zuständen des Körpers etc. 176 Seit. 14 gr.

Die besondern Titel zeigen den Inhalt dieser Schriften deutlich genug an, welcher den unbefangenen Leser mit Dank gegen den Verf. erfüllen wird, daß er zwey sehr wichtige Gegenstände in einem der Natur viel angemessenern Lichte dargestellt hat, als worin man sie sonst zu erblicken pflegte. Fleißiges Studieren desselben muß Rec. allgemein anrathen, weil auch dadurch selbst noch Andersdenkende von den Wahrheiten können zum Besten der leidenden Menschheit überzeugt werden.

Fg.

Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde. Herausgegeben von Just. Christian Loder. Jena, in der akadem. Buchhandlung. 1803. Vierten Bandes zweytes Stück. 205 bis 388 Seit. 8. Mit einem Kupf. 16 gr.

In der ersten Abhandlung theilt Herr Dr. Behrends in einer Beobachtung die überzeugende Bestätigung mit, daß die Stützische Methode ein zuverlässiges Mittel gegen den Mundsperrkrampf sey. — In der zweyten lehrt Herr Hofmedikus

medikus Klein, wie schon in seinen chirurgischen Bemerkungen, den Blasenschnitt vergrößern, wenn er zum Ausziehen des Steins zu klein gerathen ist, und gleich die Vorsteherdrüse ganz zu spalten, weil sie der Ausdehnung am meisten widersteht. Zwey Geschichten erläutern seinen Handgriff, wo die Erweiterung des Blasenschnittes nothwendig war, und glücklich gemacht wurde. Die Wiederholung dieser Lehre dient zur Einleitung, nach welcher die Einwürfe des Dr. Langenbecks gegen die Kleinsche Steinschnittmethode widerlegt werden. — In der siebenten wird vom Herrn Dr. Hartog eine Beobachtung mitgetheilt, welche beweiset, daß auch bey der Gegenwart eines großen Mutterpolypen nicht nur Schwängerung; sondern auch völliges Austragen der Frucht statt findet. — In der achten erzählt Herr Dr. Wirer die Geschichte einer Wassersucht der Bärmutter, welche durch die Punktur geheilt ist; in der neunten Herr Dr. Michaelis die Geschichte einer Wendung bey vorliegendem Rücken und eingerissener Mutterscheide, der er Bemerkungen über Milchversetzung beyfügt, und in der zehnten Herr Dr. Wendelstädt die Geschichte eines vom gewöhnlichen Gange abweichenden Kindbetterinnen-Fiebers; wiewohl nicht vollständig genug. In der eilften finden sich sehr vorzügliche Erinnerungen wegen der zuweilen nothwendigen künstlichen Lösung der Nachgeburt. Dieß sind die merkwürdigsten Aufsätze, und unter den kurzen Nachrichten, die von Herrn Dr. Feichtmayr über den Nutzen des Steinöls im unwillkührlichen Harnabgange die interessanteste.

Ar.

Kleine Beyträge zur Erweiterung des medicinischen Wissens, von D. H. C. A. Osthoff. Duisburg, bey Bädecker. 1804. Erstes Bändchen. VI und 230 Seit. 8. 20 Kr.

In dem ersten Aufsatze: Aphorismen aus der Lehre von den abnormen Zuständen des jugendlichen Alters, theilt der Verf. einzelne Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand der A. W. mit. Für Leser, die in der wortreichen Sprache der Naturphilosophie nicht geübt sind, können

sie

sie nicht empfohlen werden; wer aber an dieser und am Nachdenken Geschmack findet, dem werden sie ein neues Feld eröffnen, dessen Bearbeitung so wünschenswerth, als sie bisher vernachlässigt, und für die Menschheit nothwendig ist. Der zweyte Aufsatz hat die Ueberschrift: Zeichen am medicinischen Horizont; aber sein Inhalt dient nicht zur Erweiterung des medicinischen Wissens, wie der erste; der dritte enthält einige Worte über die Verhältnisse des ausübenden Arztes zu dem Apotheker, welche allen Beyfall verdienen, und beyden zur Nachachtung gesagt seyn mögen; der vierte erzählt von einem 48 jährigen Hydrocephalus; der fünfte trägt kuriöse Gedanken über allerley medicinische Gegenstände vor, und wird fortgesetzt. Sie betreffen Erinnerungen und Winke für Aerzte, Schriftsteller, Recensenten und Leser; der sechste, auch ein Wort über das Zusammenseyn der Aerzte am Krankenbette, welches angehenden Aerzten zur besten Belehrung, und älteren zur Besserung gesagt seyn möge!! — Der siebente, über die Beziehung des: *Errare humanum est*, auf das ärztliche Wirken. Die Erzählung zweyer Fälle, des einen von einem leichten und verzeihlichen, des andern von einem groben Irrthume, die Intoleranz der Welt gegen auch unschuldig irrende Aerzte geben den Stoff des Inhalts; und der achte beantwortet die Frage, wie kann eine medicinische Excerpten-Sammlung am zweckmäßigsten eingerichtet werden: mit der Belehrung über des Verf. nachahmungswürdige Methode solcher Einrichtung.

Fg.

Zusätze zum praktischen Handbuch für Wundärzte, zur neuen verbesserten und vermehrten Ausgabe vom Jahr 1799, von J. G. Bernstein, Herzogl. Sachs. Weimar. Hofchirurgus, u. s. w. Leipzig, bey Schwickert. 1803. 200 Seit. ohne das Register. gr. 8. 16 gr.

Rec. hat von diesen Zusätzen nichts zu sagen, als daß sie mit eben dem Fleiße zusammengetragen und abgefaßt sind, als das Handbuch selbst. Der Verf. hat sehr sorgfältig alle

 neuen

neuen Rathschläge und Methoden gesammelt, welche seit dem Jahre der Herausgabe seines Handbuchs geschehen und erfunden sind. In der Vorrede vertheidigt der Verf. sich gegen die zu allgemeine Beschuldigung des Herrn Dr. Hinze, in dessen kleinen medicin. chirurg. Schriften, daß die Vorurtheile und Gewohnheiten, während der Schwangerschaft ein auch mehreremale zur Ader zu lassen, von jedem Wundarzte gebilligt würden, und beruft sich sowohl auf den Artikel *Venaesectio* in seinem Handbuche, als auf seinen Aufsatz über das unbedingte Aderlassen bey Schwangeren in Jägers chirurg. prakt. Cautelen.

D. Georg Wedekind über sein Heilungsverfahren im Kriegslazareth zu Mainz. Berlin, bey Unger, 1802. 320 Seit. 8. 1 Rh. 8 R.

Die Einleitung, in welcher der Verf. seine theoretischen Grundsätze bekennt, enthält einige trifftige Bemerkungen über die in unsern Tagen zu voreilige Anwendung der neuern Chemie, und noch mehr der neuern Naturphilosophie auf die praktische Medicin. Daß ein Mann, welcher zwanzig Jahre lang eine zahlreiche Praxis hatte, den Werth der Erfahrung zu schätzen und zu rühmen wisse, läßt sich erwarten; indessen erkennt er doch das Bedürfniß einer Theorie, und bestrebt sich in der seinigen, Brownische und Reilische Grundsätze mit denen der Humoralpathologen, besonders C. L. Hoffmann's, auf seine Weise zu vereinigen. Nur zweyerley Mischungsveränderungen der festen Theile lassen sich (nach der Meinung des Verf.) denken, die eine, wo ihnen durch Auflösung Partikeln entzogen werden, und die andere, wo sich aus den Säften andere Partikeln ihnen ansetzen, welche ihren flüssigen Zustand ablegen. Daraus folgert er, daß der Grund eines Mischungsfehlers in den flüssigen Theilen liegen müsse. In den Säften liege auch der ununterbrochene auf die Organe wirkende, und die Lebensthätigkeit unterhaltende Reiz; die Reizkraft der Säfte müsse mit der Verminderung des Zusammenhanges derselben, in sofern dieselbe nicht bloß von Verdünnung, sondern von Auflösung abhänge, erhöhet werden. Säfte, welche nicht gehörig auf die Organe wirken, wie gesunde Säfte thun sollen,

len, wenn er verdorben. Nachher gesteht er S. 24: daß auch zu große Steifheit und zu große Mürbigkeit der Fasern Verminderung der Lebensthätigkeit verursachen könne; doch sollen auch diese Fehler der festen Theile einen nicht genugsamen Zusammenhang der Säftetheilchen voraussetzen. Wir enthalten uns der nöthigen Kürze wegen, die einzelnen Erklärungen des Verf. durchzugehen, und nehmen nur einige zum Beyspiele, welche eine genaue Prüfung nicht aushalten möchten. Daß Gesundheit und Krankheit S. 4 sich nur als gehörig starke und nicht gehörig starke Bewegung unterscheiden lassen, ist offenbar zu viel gesagt, indem es Krankheiten giebt, in denen weder zu starke, noch zu schwache; sondern nur unrichtige Wirkungen der Lebenskraft sich zeigen, so wie bey Bewegungen überhaupt es nicht bloß auf die größere oder kleinere Geschwindigkeit; sondern auch auf die Richtung ankommt. Daß das Blut selbst S. 18 ebensowohl im lebendigen Körper, wie im todten, die chemische Veränderung erleidet, welche man Uebergang zur Fäulniß nennen könne, und nur deßwegen nicht faule, weil diejenigen Partikeln, welche einen gewissen Grad von Entmischung erlitten haben, ausgeleert werden, ist wenigstens nicht erwiesen, und die Zunahme der Fäulniß einer faulenden Masse bestehe wohl nicht bloß darin, daß immerfort mehr Theilchen faulen; sondern auch darin, daß in jedem Theilchen die Entmischung zu nimmt. Das Oxygen S. 27 ist doch wohl nicht bloß hypothetisch, und höchstens durch Vernunftschlüsse bekannt, da man es messen und wägen, und in Gefäße einschließen kann ꝛc. Im ersten Abschnitte schildert der Verf. die mancherley traurigen Hindernisse bey der Spitalpraxis, und die mancherley Mängel, welche auch die französischen Kriegsspitäler haben; obwohl diese vielleicht noch die vorzüglichsten sind. Wahrscheinlich sind die mancherley Umstände, welche sich hier zum Nachtheil der Kranken vereinigen, Ursache, daß das Verhältniß der asthenischen Krankheiten zu den sthenischen viel größer ist, als in der bürgerlichen Praxis; doch findet der Verf. dieselbe zum Theil auch in der Lebensart der Soldaten, insbesondere im letzten Kriege, in welchem der französische Soldat, ohne Zelte, oft Tag und Nacht der Kälte und Nässe ausgesetzt war. Im zweyten Abschnitte Nachricht von dem Mainzischen Militairspitale, welches in der ungesunden Gegend von Mainz, in der sogenannten hintern Bleiche, auf einem morastigen

 Boden,

Boden, und dicht hinter dem Walle liegt, der von der einen, wie die Stadt von der andern Seite, den Zugang der Winde erschwert. Dem Spital gegen über sind die mit stinkendem Wasser angefüllten Stadtgräben, und die zum Behuf der Festung angelegten großen Moräste, deren Ausdünstung im Sommer manchmal unerträglich ist. Die untern Säle sind so feucht, daß das Wasser an den Wänden herabrinnt. Die Säle im ersten Stock sind zu schmal, und das Licht fällt den Kranken in die Augen; die im andern Stocke befindlichen Dachstuben sind meist so winklicht, daß man die Luft darin nicht gehörig reinigen kann. Für gut eingerichtete Nachtbecken und Nachtstühle ist nicht gesorgt. Im letzten Kriege mußte es über 200 Kranke fassen, obwohl es eigentlich nur Raum für 100 hat etc. Der übrige Theil des Buchs ist Stoll's ratio medendi ähnlich: im dritten Abschnitt allgemeine Bemerkungen über die vom 25sten September bis zum 21sten October 1790 im Militairspital zu Mainz behandelten Krankheiten; in dem vierten bis zwey und zwanzigsten besondere Bemerkungen über Synochus, Typhus, Ruhr, Scharlachfieber, Wechselfieber, Lungensucht, Wassersucht, Spitalkachexie, Durchfälle, Rheumatismen, etc. Die Theorie des Verf. bey diesen Krankheiten ist fast durchaus Brownisch; möge er darin zu einseitig geurtheilt haben oder nicht: so ist er doch in seiner Praxis mit der Kurmethode, die man zwar vor Brown schon kannte, aber nach Brown viel allgemeiner, als zuvor, angewandt hat, ungemein glücklich gewesen. Das Opium war ihm beynahe Universalmittel. Er gab es, doch allmälig steigend, in großen Dosen, S. 202 bey einem Scharlachfieberkranken in einem Tage 6 Gran; bey Wechselfiebern S. 219 hat er zwischen den Anfällen schon über 20 Gran (!) nehmen lassen. Rec. der das Opium als eins der vorzüglichsten Heilmittel schätzt, und täglich verordnet, kann diesem Verfahren nach seiner Einsicht und Erfahrung nicht Beyfall geben; gerade von kleinen Gaben dieses so äusserst wirksamen Heilmittels hat er die wohlthätigsten Wirkungen, und von größeren Gaben fast allemal nachtheilige gesehen. Ob der Verf. nicht durch seine zu reichlichen Gaben oft geschadet haben mag? Wenigstens heißt es von dem Kranken S. 202, der täglich 6 Gran Opium bekam: „er starb in der siebenten Nacht." Auf ausleerende Mittel, insbesondre Brech- und Purgiermittel, hält der Verf. wenig oder gar nichts, und versichert,

daß ihm in allen zweifelhaften Fällen er mehrmahlen Unterlassung der ausleerenden Mittel glücklich, und bey ihrer Anwendung unglücklich war. Doch schätzt er die Aloe, (freylich ein Mittel von ganz eigner Wirksamkeit;) und behauptet sogar, daß sie auch bey Leberentzündungen, sobald der sthenische Zustand gehoben sey, angewandt werden könne. — Mit der Bestimmung der Begriffe von Synocha, Synochus und Typhus, möchten wenige Nosologen zufrieden seyn. Synocha soll heißen, was sonst *febris inflammatoria simplex* hieß; als Kennzeichen giebt der Verf. an: daß im Aeußern des Kranken nichts Krankhaftes liege; sondern sein Ansehen dem eines Menschen gleiche, der durch Trunk, Tanz, Bewegung, ꝛc. sich erhitzt hat, und dessen Anstrengung nur in Müdigkeit auszuarten anfängt. Hier sey (S. 544) sehr (?) vermehrte Erregung im Gefäßsystem, die Säfteauflösung gering, und der Säftereiz nicht beträchtlich. Unter Synochus versteht der Verf. ein Fieber mit einem auffallend kranken Aeußern, welches zwischen Synocha und Typhus in der Mitte liegt. Und den Charakter des Typhus setzt er darin, daß die Abnahme des Lebensvermögens die Zunahme der Lebensreize an Größe übertreffe. Uebrigens erklärt er sich nachher weiter dahin, daß er unter Typhus diejenige Fiebergattung versteht, welche man sonst nicht ganz unschicklich Faulfieber nannte; in den festen Theilen sey dabey eine zu große Mürbigkeit, wie das Durchliegen, die Neigung zur Ecchymosis und zum Brande, und die schnelle Fäulniß der Leichen beweise, und diese setze verminderte Kohäsion in den flüssigen Theilen voraus. Dann aber unterscheidet er von dieser Fiebergattung im ersten Abschnitte eine andre unter dem Namen Nervenfieber, bey der eine sehr erhöhte Erregbarkeit und ein geringer Säftreiz die Verrichtungen des Gefäßsystems in Unordnung bringe. Ohne hier auf die heutige medicinische Sprachverwirrung, insbesondere bey dem Namen Typhus, den einige Neuern in einem ganz entgegengesetzten Sinne nehmen, als Hippokrates, sich einzulassen, kann Rec. nicht unterlassen, anzumerken, daß er die beyden Arten asthenischer Fieber, welche der Verf. hier mit den Namen Typhus und Nervenfieber bezeichnet, für wesentlich verschieden halte, und durch wiederholte Erfahrungen sich überzeugt habe, daß sie auf ganz verschiedene Weise behandelt werden müssen. Der Verf., seine Theorie sey, welche sie wolle, hat in Rücksicht auf die Erscheinun-

gen den Unterschied beyder Fieber vortrefflich geschildert. Besonders ist der Zustand der Zunge in zweyen verschiedenen Arten des Typhus sehr richtig bezeichnet. Die Heilmethode hingegen, deren der Verf. beym Synochus sich bediente, scheint sehr unbestimmt zu seyn. Er sagt: „Ehedem bediente „ich mich bey dem Synochus eines Chinadekokts mit Kam„pher, auch wohl des Kamphers allein. Es versteht sich, „daß ich neben dem Opium und neben dem Kampher so viel „Wein täglich dem Kranken gab, als ich ihm geben konnte, „nämlich 16 Unzen, und daß ich ihm ein mit Vitriolsäure „angenehm versäuertes Getränk verschrieb. Manchmal habe „ich auch mit Opium und Kampher abgewechselt; — aber die „in diesen beyden Monaten mir vorgekommenen Synochos „habe ich meist mit Mohnsaft geheilt." (Unmöglich können diese Fälle zu einerley Fiebergattung gehört haben, in deren einigen der Kampher, in andern das Opium, heilsam waren, und die Säure paßt da, wo Opium angezeigt ist, schwerlich.) Die Ruhr hält der Verf. für einen Katarrh der dicken Därme, der aller Ausgänge der Entzündung fähig, und meist asthenischer Art ist. Die gallichten Turgescenzen nach oben wichen der zum Erbrechen gegebenen Ipecakuanha nicht; sondern erst nachher dem Opium, da sie hingegen bey denen, welche sogleich Opium bekamen, schon am andern Tage vergiengen. Von Ipekakuanha in kleinen Dosen sah er nie gute Wirkung; das Doversche Pulver hält er für eine absurde Mischung, wovon nur dann gute Wirkungen sich erwarten lassen, wenn die Kraft des Mohnsaftes darin überwiege. In der Kur der Wechselfieber ist gegenwärtig ebenfalls Opium sein Hauptmittel; demungeachtet hält er sich von dem Daseyn einer Wechselfiebermaterie überzeugt, und sieht den durch das Opium hervorgebrachten Grad von Lebensthätigkeit als das Mittel zur Wegschaffung der Fiebermaterie an. Im Abschnitte von der Lungensucht lobt der Verf. bey der Betrachtung ihrer Ursachen die wasserdichten Zeuge, welche Herr Führer in Biberich in seiner Fabrik bereitet, und empfiehlt dieselben für die Soldaten. Unter allen Mitteln gegen die Lungensuchten, wobey keine gegen gewisse Ursachen gerichtete Indicationen Statt finden, kenne er keines, welches den Schwefel an Wirksamkeit überträfe: dieses bringt ihn auf den Gedanken, daß zwischen den Hautausschlägen, und den chronischen Lungenentzündungen eine große Aehnlichkeit Statt finden müsse. Die ge-

wöhn-

wöhnliche Gelbsucht heile er mit Aloe cito, tuto et jucunde, oft ohne daß sie purgire? Bey hartnäckigen Gelbsuchten war er oft mit der *Herba Chelidonii majoris* überaus glücklich. Er kannte einen Mann, der von Jugend auf gelbsüchtig war, und dessen sieben Kinder es alle ebenfalls in verschiedenem Grade sind.

Kz.

Gemeinnützlicher und faßlicher Unterricht für Bruchpatienten beyderley Geschlechts, worinnen sie besonders diesen sogenannten Leibesschaden an sich leicht erkennen, und dagegen zur Verhütung lebensgefährlicher Folgen, die sichersten und zweckmäßigsten Vorbauungs- und Heilmittel angezeigt finden, von Leonhard Mieg, zur Zeit Wundarzt (e) am hiesigen Bürgerhospitale, und korrespondirendes (m) Mitglied (e) der Gesellschaft schweizerischer Aerzte und Wundärzte in Zürich. Basel, bey Flick, Sohn. 1803. IX und 72 S. 8. 5 M.

Daß Bücher zum Unterrichte des Laien im medicinischen Fache dem Zweck selten entsprechend gerathen, ist eine tägliche Erfahrung, und wird auch durch das vorliegende bestätigt. Zur Erkenntniß der Brüche und deren Ursachen und Folgen führt es wohl, und das wäre allerdings genug, um den Unkundigen zu nöthigen, sich ungesäumt nach Hülfe umzusehen. Die Beschreibung der Taxis und der Bruchoperation nebst der Auseinandersetzung von der Beschaffenheit guter und schlechter Bruchbänder, konnte aber kürzer gefaßt seyn, da man die Operationen doch nicht den Laien überlassen, sondern von Wundärzten fordern muß, und es der Weitläuftigkeit nicht bedürfte, Unkundige gegen die Handgriffe des Wundarztes beherzter zu machen. Hingegen wäre der Rath dessen wohl beyzufügen gewesen, was bey eingeklemmten Brüchen sofort besorgt werden müsse, ehe die wundärztliche Hülfe erlangt werden kann, in Rücksicht des Lagers, der

der äußern Mittel, wodurch wenigstens manchmal Hindernisse der Taxis entgegen gearbeitet, und es verhütet werden kann.

Rm.

Ueber das Verhältniß der Wechselerregung, Nervenwirkung und Bewegung im thierischen Organismus, von D. A. H. F. Gutfeldt, ausübendem Arzte in Altona. Göttingen, bey Schröder. 1803. 216 S. 8. 16 gr.

Fünf Abhandlungen, in denen die Lehrsätze der Erregungstheorie insbesondere auf die Sympathie und den Antagonismus der Organe angewandt werden. Der Verf. hat, mit dieser Theorie, insbesondere mit Röschlaubs Schriften, sich genau bekannt gemacht; offenbar aber selbst beobachtet und gedacht, und auf diese Weise seine Lehrsätze für die Kenntniß der genannten Wirkungen so aus einander gesetzt, daß sein Buch als ein wesentlicher Beytrag zur Physiologie und Pathologie gelten darf. Nur wünschten wir, daß er an manchen Orten auch ältere Physiologen verglichen und angeführt hätte, damit jüngere Leser recht unterscheiden, was wirklich neu und dem Verf. eigen ist, und nicht überall neue Wahrheiten zu finden meinen, wo nur neue Namen („[illegible]tion, Gebilde, Reflex, Abnormitäten“ etc.) längst bekannte Begriffe bezeichnen.

I. Ueber die synthetischen Verhältnisse der Gebilde des Organismus. Synthetisches Verhältniß nennt der Verf. was man sonst Sympathie nannte; er bedient sich aber dieses Namens nicht, weil hier nicht bloß von dem Leiden eines Organs durch die Erregung eines andern, sondern auch und hauptsächlich davon die Rede ist, in wiefern die Organe sich einander wechselseitig zur Thätigkeit bestimmen. Man darf freylich nicht vergessen, daß schon ältere Physiologen in den zahlreichen, meist akademischen Schriften *de sympathia* unter diesem Titel eben das abgehandelt haben, was der Verf. zum Gegenstande seiner Abhandlung macht, wie denn schon Haller (*Elem. Physiologiae* IV. libr. X. Sect. VII.

VII. §. XXIII.) sagt: „Videntur in morbis multa esse, „quae ostendunt, sensum atque *mutationem, quae a* „*sensu oritur* ad remotam corporis particulam deferri, „cujus nervus cum partis affectae nervo utrinque cohae„reat;" und (§. XXX.) umständlich von sympathischen Konvulsionen handelt. Indessen hat der Verf. das Verdienst, diese Lehre vorzüglich physiologisch abgehandelt zu haben, da die älteren Physiologen sie meist nur pathologisch abhandelten, und zu zeigen, wie im gesunden Zustande ein Organ durch das andere zur Thätigkeit erregt werde. Zugleich gewinnt seine Schrift dadurch an Interesse, daß er das Brownsche System auch für diese Lehre wichtig und geltend zu machen sucht. Aus den Grundsätzen des Brownischen Systems müsse, bey konsequenter Folgerung, die Existenz eines allgemeinen synthetischen Verhältnisses der Gebilde des Organismus hervorgehen; John Brown habe dasselbe als durch die Einheit und Unzertheilbarkeit der Erregbarkeit in den sämmtlichen Organen vermittelt betrachtet; Schelling habe aber dargethan, daß es unmöglich sey, aus der Identität der Erregbarkeit im ganzen Organismus das Gesetz der Wechselerregung der organischen Gebilde zu beweisen; hingegen habe Röschlaub gezeigt, daß die erregte Thätigkeit jedes organischen Bestandtheils erregendes Moment für die Thätigkeit aller ihm zunächst liegenden Theile werde. Schon Darwin habe das Gesetz der Association der thierischen Bewegungen aufgestellt; aber sich noch nicht bis dahin erhoben, dasselbe als ein allgemeines Verhältniß der sämmtlichen Gebilde anzusehn. Die Existenz des allgemeinen Associationsverhältnisses folge schon aus dem richtigen Begriffe der Organisation; indem sie der gemeinschaftliche Ausdruck für eine Mannichfaltigkeit von Aktionen sey, die sich wechselseitig auf eine bestimmte Sphäre beschränken. Die Wechselerregung der Organe verlange, daß der Wirkungskreis des einen in den des andern falle. Dieses finde Statt, indem der ganze organische Körper aus drey zusammenhängenden Ganzen, dem der Nerven, dem der Gefäße, und dem des Zellgewebes bestehe, aus deren Zerästelungen die verschiedenen kleineren und größeren Organe zusammengesetzt werden. Es sey daher absurd, von einer isolirten Affektion der Nerven, der Gefäße ꝛc. zu reden. Vermöge des Zusammenhangs der Theile jedes dieser Systeme könne die erregte Thätigkeit der geradezu afficirten Organe nicht bloß auf die zu-

nächst

nächst angränzenden Theile; sondern zu den entferntesten Organen fortgepflanzt werden. Die Nerven seyn die erregbarsten Gebilde der thierischen Oekonomie, und die besten schnellsten Leiter des Incitaments, daher die tauglichsten Verbindungsglieder zur Vermittelung specieller Associationsverhältnisse der Organe. Aber auch die zusammenhängenden Ganzen der blutführenden und einsaugenden Gefäße vermitteln, eben so (?) wie das Nervenaggregat, einen allgemeinen Zusammenhang der sämmtlichen Organe, und einen speciellern zwischen den verschiedenen einzelnen. Reil's Behauptung, daß bloß das Nervensystem die Organe des Thiers durch ein animalisches Band verbinde, sey unrichtig; (vielleicht doch nicht; denn Gefäße und Zellgewebe haben ja die Pflanzen auch.) Auch das Zellengewebe habe an dieser Association Antheil, obwohl es weit weniger erregbar, als Nerven und Gefäße sey. In der Aehnlichkeit der Struktur und Funktion der Gebilde liege kein Grund eines zwischen ihnen angenommenen speciellen Associationsverhältnisses. Die Abnormitäten dieser Associationsverhältnisse bestehen darin, daß sie 1) entweder ganz unterbrochen; oder, 2) abnorm beschränkt werden, oder 3) daß die Association mit regelwidriger Leichtigkeit erfolgt.

II. Von den antagonistischen Verhältnissen und der Bewegung der Organe. Vermöge dieses Verhältnisses beschränken dieselben einander in ihrer Thätigkeit. Nicht nur stehen die Hauptsysteme der thierischen Organisation, das sensible, irritable und reproduktive unter einander in einem immerwährenden Antagonismus; sondern es haben auch die verschiedenen einzelnen Theile dieser Systeme unter einander Polarität. Es sey die Aufgabe der Physiologie, zu zeigen, daß alle (?) Erscheinungen, welche an organisirten Körpern wahrgenommen werden, auf einem Antagonismus der verschiedenen Hauptsysteme der Organisation, der einzelnen Theile dieser Systeme unter einander, und der organischen Bestandtheile einzelner Gebilde beruhen. In dem irritablen Systeme stelle sich der Antagonismus der Theile durch einen Wechsel von Kontraktion und Expansion (warum brauchen die neuern Aerzte doch so gern undeutsche Namen?) dar. Die Erklärung der Bewegungen reizbarer Fasern S. 89 fg. verdient sorgfältige Prüfung; obwohl sie scheint etwas gezwungen zu seyn, und ohne, daß wir hier zu weitläufig würden, nicht vorgetragen werden kann.

III. Prüfung der Niemeierschen Theorie von der Wirkungsart des Willens. Der Verf. widerlegt diese Theorie sehr gründlich.

IV. Ueber die sogenannte Rückwirkung des Hirns. Der gemein angenommene Begriff von derselben sey zu enge; das Hirn stehe, als organisches Gebilde, in jedem Zeitmomente in Wechselerregung mit den übrigen Gebilden, sey der Einwirkung ihrer fortgepflanzten Thätigkeit unterworfen, und wirke zurück. Was man gewöhnlich so nenne, sey nur verstärkte Thätigkeit des Hirns, und diese sey nicht Ursache, nur veranlassendes Moment der Muskelbewegungen. Ursache der Muskelbewegung bleibe allemal die Aufhebung des Gleichgewichtes zwischen dem Muskel und seinem Antagonisten. (Was das erstere betrifft: so hat man doch wohl schon vorhin die beständige Einwirkung des Hirns auf Andere Organe anerkannt; und in Rücksicht des letztern hängt alles von dem Begriffe ab, den man mit dem Worte Ursache verbindet.)

V. Vermischte Bemerkungen, als Anhang zu den vorhergehenden Aufsätzen. Vom Werth der Nerven, als eines Eigenthums der Organisation auf ihren höheren Stufen. Das Nervensystem schafft, durch sein Hervortreten im Organismus nicht nur eine Reihe ganz neuer Phänomene; sondern es bringt auch Mannichfaltigkeit und größere Vollkommenheit in die ohne dasselbe höchst (?) einfachen und weniger bemerkbaren Reproduktionserscheinungen. (Ernährung, welche die neueren Physiologen Reproduktion nennen, dann eigentliche Reproduktion, Bereitung verschiedner Säfte, Zeugung, sind doch auch bey den Pflanzen so höchst einfach nicht. Das sensible System repräsentire in der thierischen Organisation den positiven oder Stickstoff-Pol, im Gegensatz zu dem irritablen Gefäßsysteme, als dem Repräsentanten des negativen oder Kohlenstoff-Pols; aus der Vereinigung beyder Systeme entspringe ein drittes, das Aggregat der Muskeln, welches wiederum mit beyden Polarität habe. (Das ist nun eine von den beliebten willkührlichen Kombinationen der neuern Naturphilosophen, deren jeder auf seine Manier daran modelt und schnitzelt!) Indem das Marksystem als Verbindungsglied zwischen die vegetative und intellektuelle Organisation trete, begründe es die Mög-

lich-

fähigkeit der Sinnlichkeit, und willkührlicher Bewegung. Das Nervensystem umschließe auch die Organe, welche dem reproduktiven System der Organisation angehören, mit einem engeren Bande. Verwerfung der Eintheilung in Empfindungsnerven und Bewegungsnerven, und der Behauptung, daß der Riechnerve, Sehnerve und Hörnerve bloß Empfindungsnerven seyn. (Es kommt bey diesem Streit darauf an, wie das Wort Bewegung genommen wird.) Auch Reil's und Humboldt's Meinung von einer sensiblen Atmosphäre der Nerven wird als unstatthaft abgefertigt; obwohl die Beobachtungen welche dafür reden, eine ganz ungezwungene chemische Erklärung gestatten.

Uebrigens muß Rec. sein Glaubensbekenntniß dahin ablegen, daß er zwar von der Wechselerregung der Organe; aber aus am Tage liegenden Erfahrungen auch davon völlig überzeugt sey, wie jedes Organ sein besonderes Leben habe, und von den übrigen gewissermaaßen unabhängig sey; so daß allerdings Krankheiten einzelner Organe, ja selbst einzelner Systeme Statt finden können, bey denen der übrige Körper gesund ist, oder doch nur an denjenigen Wirkungen leidet, welche die Störung der Verrichtungen des leidenden Theils auf die Verrichtungen der übrigen Organe und Systeme hat.

Kz.

Raphaelis Genhart aetiologia de magnetismo naturali, iis oblata philosophis, qui physicam hodiernam ad phaenomena recentiora magis accommodatam capiunt. Turici, typis Orellii et Soc. MDCCCIII. 30 S. gr. 4. Mit 1 Kupferplatte. 10 gr.

Eine hypothesenreiche Schrift, deren Würdigung hier zu vielen Raum einnehmen würde, wozu ein physikalisches Journal der angemeßnere Ort seyn wird.

Fg.

Ueber

Ueber die Krankheiten des Thränenorgans von D. *Joh. Adam Schmidt*, S. K. K. Majest. Rath, und ord. öffentl. Professor der Heilkunde an der K. K. medicin.-chirurg. Josephs Akademie zu Wien. Mit Kupfertafeln. Wien, bey Geeslinger. 1803. XXIV, 350 Seit. 8. 1 Rt. 20 gr.

„Die Theorie und Praxis der Krankheiten des Thränenorgans ist, wie sie jetzt von zweyen der berühmtesten Männer unserer Zeit, Richter und Bell, bearbeitet ist, hinter unserer Zeit zurück. Wer sie unserer Zeit näher bringen will, muß die Kritik zu Hülfe nehmen, und ohne Rücksicht auf Authorität die herrschenden Vorstellungsarten, praktischen Maximen, und technischen Vorschläge prüfen, das Unstatthafte abweisen, das Irrige der Wahrheit gemäß berichtigen, das Mangelhafte ersetzen, und das Probehaltige, und zu einer Nutzanwendung Taugliche allein beybehalten." Diese Aeußerung des Verf. ist so wahr, als ihre Ausführung wünschenswerth, und wenn er solche selbst in diesem Werke liefert: so hat er mit einer sehr lobenswerthen Monographie das ärztliche Publikum beschenkt, welches ihm noch mehr dafür danken würde, wenn er sich einer mehr leicht verständlichen Sprache dabey bedient, oder eine deutliche Erklärung der in den Demonstrationen gebrauchten Kunstausdrücke beygefügt hätte, welche bis dahin Vielen an sich dunkel sind, und den Sinn in Dunkelheit lassen. Um so mehr wäre dieß rathsam gewesen, da ihm nach S. 31, daran gelegen seyn muß, nicht übel verstanden zu werden, und die Verweisung auf eine künftige eigene erklärende Schrift dem Leser nicht nützen kann. — Die Krankheiten des Thränenorgans theilt er ein in Krankheiten: I. der Thränen-zuführenden Parthie, II. der Thränen-leitenden Parthie, und III. der Thränen-abführenden Parthie des Thränenorgans, welche sich insgesammt, vorzüglich entweder in der Form, oder in der Mischung, oder in der Energie der Thätigkeit begründen, in denen eine Abnormität statt findet. Die Abnormität der Energie ist zwiefach, nämlich: hypersthenische Thätigkeit und asthenische Thätigkeit der einzelnen Organe. — Von S. 38 bis 44 untersucht er die Frage: ob bey direkter Asthenie der Erregung (Asthenie mit erhöhter Reizfähigkeit) eines Organismus hypersthenische Thätigkeit in einem Organe oder

Organtheile möglich sey, welches man (Röschlaub) läugnete, und beantwortet sie ganz der Erfahrung gemäß bejahend; setzt aber doch sehr zweckmäßig hinzu, daß dieser hypersthenische Zustand sehr schleunig in indirekte Asthenie (Asthenie mit Torpor) übergehe, und der Heilarzt durchaus nicht asthenisirend unter solchen Umständen wirken dürfe. Rec. kennt, leider, Beyspiele genug, wo diese goldene Regel ausser Acht gelassen, und besonders bey recidirenden Pneumonien, der ganze antisthenische Heilplan mit wiederholten Aderlässen u. s. w. angewandt, den Brand und Tod beförderte, der durch ein entgegengesetztes Verfahren hätte verhütet werden können. Nichts verleitet mehr zu Mißgriffen der Aerzte, als die Heilung und Beurtheilung der Krankheitsrecidive, weshalb solche auch immerhin für gefährlicher gehalten sind als die erste; ganz vorzüglich aber, wenn diese sthenischer Art war, ohne oder mit Lokalaffektion, z. B. Pneumonie, und jene in der Form ihr gleichen. Der zuerst mit Glück angewandte Kurplan ist hier gewiß sehr leicht höchst nachtheilig, weil die zweyte Krankheit der vorhergegangnen bey aller Gleichheit der Form ganz entgegengesetzt ist. — Nach der Einleitung, worin gedachte Sachen vorgetragen werden, folgt die in Abschnitte eingetheilte Schrift nach der obgedachten Abtheilung der Krankheiten, mit welcher man völlig zufrieden zu seyn, Ursach hat, da sie die Gegenstände weit deutlicher und vollständiger vorträgt, als irgend vorher geschehen ist. Hier findet man auch die Sprache durchaus verständlich. Der Raum verstattet nicht, einen Auszug davon zu machen. Der unpartheyische Leser wird sich von der Zweckmäßigkeit dieser Schrift bald überzeugen, in welcher nicht sowohl Neuerungssucht, als Wahrheitsliebe Antheil hat, wenn der Authorität aller Zutritt versagt ist. Hiervon ein Beyspiel zu geben, zieht der Verf. wider Richter u. a. die Anwendung des Heftpflasters der Knopfnath bey länglichen Wunden der Augenlieder auch mit gespaltnem Tarsus (S. 217.) vor, und bedient sich derselben besonders, wenn dabey das Thränenröhrchen verletzt ist, als des zweckmäßigsten Mittels zur Verhütung des Thränenflußes oder Plarrauges. Es kommt nur dabey darauf an, daß die Enden des Heftpflasters weit genug von der Wunde angelegt werden, wo sie von den Thränen nicht los geweicht werden können. —

Ar.

Chi-

Chirurgische Abhandlung über die angebornen krummen Füsse der Kinder, und über die Art, diese Ungestaltheit zu verbessern, von *A. Scarpa*. Aus dem Ital. übers. und mit einer Vorrede begleitet von *D. Malfatti*. Mit fünf Kupfertafeln. Wien, bey Camesina. 1804. IV. 35 Seit. gr. 4. 1 Rthl. 12 gr.

Wie die Erfindung dem Scharfsinne, so macht die öffentliche Bekanntmachung seiner Heilart dem Herzen des berühmten Hrn. Scarpa Ehre, und Hr. Malfatti verdient den Dank unserer Landsleute durch die Uebersetzung der Schrift, welche über jene Heilart genaue Belehrung enthält. Das Anerbieten des letztern, die Maschine auf Ansuchen verfertigen, und zukommen zu lassen, ist so artig als annehmlich, da man dadurch gegen die Mißgriffe gesichert wird, welche die Arbeit nach Kupfern und Beschreibungen, immer noch unterworfen ist. Gut wäre es gewesen, wenn auch der Preis für den ganzen Apparat bekannt gemacht wäre, da die Kostenscheu Manchen von der Anschaffung zurück zuhalten pflegt. Aerzten und Wundärzten sey indessen diese Schrift bestens empfohlen.

Pk.

William Turnbulls allgemeine Regeln und Vorschriften, deren genaueste Befolgung für Bruchpatienten beyderley Geschlechts sehr nützlich und zweckmäßig seyn wird. Mit einer Beschreibung des sogenannten Aftervorfalls, in welcher diese Krankheit ihrem Charakter und ihren Ursachen nach, mit Angabe der wichtigsten Rücksichten bey der Behandlung derselben, genau beschrieben ist. Nach der sechsten, mit Zusätzen vermehrten Ausgabe, aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, bey Baumgärtner. VI. 70 Seit. 8. 8 gr.

Auch mit Ersparung mancher Wörter, hätte der Uebersetzer den Inhalt dieses Büchelchens auf dem Titel deutlich genug

 ge-

gemacht. Er bezweckt nämlich die Belehrung des Layen über gedachtes Uebel und dagegen zu treffende Hülfe. Der Verf. als Bandagist preiset dabey seine Bruchbänder allgemein an, und da er Wundarzt der englischen Gesellschaft zur Heilung armer Bruchpatienten ist: so hat er Gelegenheit über die Behandlung derselben, die besten und häufigsten Bemerkungen zu sammeln; dennoch aber findet man in Betreff der Brüche, nur das schon längst Bekannte hier vorgetragen, und in Absicht des Afterporfalls nichts Neues, daß wir also diese Schrift für deutsche Wundärzte ganz entbehren konnten.

Ueber eine sehr complicirte Hasenscharte, oder einen sogenannten Wolfsrachen, mit einer an demselben Subjekte befindlichen merkwürdigen Missstaltung der Hände und Füsse. Operirt von D. *Joh. Gottl. Eckold*, Wundarzte in Leipzig etc. Abgebildet und beschrieben von D. *Franz Heinr. Martens*, ausübendem Arzte in Leipzig etc. Mit vier colorirten Folio-Kupfertafeln. Leipzig, bey Steinacker. 1804. 23 Seit. Folio. 2 Rg. 16 gr.

Der Verf. hat sich alle Mühe gegeben, den beobachteten Fall, die gemachte Operation, dabey angewandten Instrumente und Heftart genau zu beschreiben, und mit Abbildungen in Lebensgröße zu erläutern, und sich dennoch wohl kein großes Verdienst um die Erweiterung der Kunst erworben, indem das wenige Neue, und für den Künstler Interessante, ohne die kostbaren Kupfer, dem Publikum mitgetheilt werden konnte. Hierher ist die Abänderung der Hasen an der Stück ihergschen Binde, und die Einrichtung der Nadeln des Hrn. Eckoldt zu rechnen. Ueberdem darf man zweifeln, daß der Wolfsrachen, und die monströsen Hände und Füße, ein Kupferwerk dieser Art werth sind.

Rm.

D. Chri-

D. Christian Ernst Fischers, Hochfürstl Sachs. Weimarsch. Hofraths, Professors der Therapie und Klinik zu Jena, Abhandlung vom Krebse des Ohrs, nebst Beschreibung eines merkwürdigen Falles. Aus dem Latein. übers. Mit einer Kupfertaf. Lüneburg, bey Herold. 1804. 12 Seit. 4. 8 gr.

Der Fall ist einzig. Ein Krebs am äußern Ohre — wie der Verf. sagt — wenigstens eine mit den Krebsen andrer Organe, sehr übereinkommende krankhafte Veränderung dieses Theils war vorhanden, erforderte die Operation, welche auch nach Wunsche gelang. Dieß wird erzählt, und dazu werden noch Vermuthungen über Entstehung des Krebses im Allgemeinen beygefügt.

Pk.

Schöne Wissenschaften und Gedichte.

1. Hekuba und Kleopatra, von *D. J. F. Kinderling*. Berlin, bey Maurer. 1804. 3½ Bog. 8. 4 gr.

2. Poetische Blumen und philosophische Aufsätze. Mit einem Titelkupfer. Straubingen. 1804. 17 Bog. 8.

3. Der Dichterfreund. Eine Auswahl der besten Stücke deutscher Dichter. Zum Behuf orthographischer, deklamatorischer und Leseübungen für Schulen, Erziehungsanstalten und Privatunterricht. Erster Theil, Fabeln, Erzählungen und Romanzen enthaltend. 19 Bog. 8. 20 gr.

Nr. 1. präsentirt in dramatischer Form, höchst ungewaschne Poesie. Wer hier die Hekuba und Kleopatra reden zu hören erwartet, betrügt sich; er vernimmt nur den armseli-

gen Vers- und Reimschmied. Als Zeugniß hier das erste, beste Pröbchen, ein Abschiedsduett zwischen Kleopatra und Antonius.

Kleopatra.

Lebe wohl, der Sieg sey dir zur Seite,
Kehre bald zu mir zurück!
Zärtlich möcht ich dir noch heute
Stammeln meiner Liebe Glück.

Antonius.

Heut als Sieger, oder, Fürstin, nimmer
Kehrt dein Gatte dir zurück;
Siegern ziemt der Liebe Rosenschimmer,
Sklaven düstert Nacht den Blick.

Beyde.

Glück und Unglück laßt uns theilen,
Grosse Seelen zagen nie!
Droht der Tod sie zu ereilen,
Hohen Muthes lächeln sie.

Wenn Hr. Klinkerling und sein Liebchen sich so aussagen: so wäre das vielleicht im Charakter; aber die ägyptische Königinn und ihr römischer Liebhaber litten, so viel man weiß, nie an der Wassersucht. Und doch ist dieser Wassersang bey weitem nicht das Schlechteste in Hrn. K. poetischem Jammerprodukte. Gleichwohl hat er die poetische Impertinenz gehabt, es in einem hochungereimten gereimten Dedikationsgedichte dem ehrwürdigen Eschenburg zuzueignen. Wie kömmt dieser hochachtungswerthe Gelehrte zu dieser insolenten Entweihung seines ruhmvollen Namens? Nicht ihm, dem Herausgeber des ohnlängst entschlafenen poetischen Journals — den er in dem Vorberichte den nicht genug geschätzten Zögling der Musen nennt, — hätte der Verfasser seinen poetischen Wechselbalg widmen sollen; da wäre er an die rechte Addresse gelangt.

Dem neugedruckten Titelblatte zufolge, ist Nr. 2. wahrscheinlich ein wieder aufgefrischter verjährter Meßartikel. Er hätte immer seiner Vergessenheit übergeben bleiben mögen; denn weder die Poesie, noch die Prose desselben war des Aufbehaltens werth. Die Belege dazu finden sich auf jeder Seite. Aber um der Bescheidenheit willen, die der Verfasser in seinen beyden Vorreden zu erkennen giebt, verschont

schont Rec. die Leser der Bibliothek damit. Eine so seltne Tugend, zumal bey verunglückten Autoren verdient, daß man ihr diese Demüthigung erspare. Sie gehört nur verstockten Sündern, und ein solcher — oder Rec. müßte sich sehr schlecht auf Autorphysiognomieen verstehen — ist dieser Schriftsteller gewiß nicht.

Nr. 3 entspricht im Ganzen seinem Zwecke. Ein ansehnlicher Theil der hier aufgenommnen Fabeln, Erzählungen und Romanzen sind mit Geschmack und Einsicht ausgewählt; auch die sie begleitenden Anmerkungen für junge Leute nicht ohne Nutzen. Indeß hat sich auch manches Stück eingeschlichen, das weder als Deklamations- noch als Stylübung, besonders aber in aesthetischer Rücksicht, hier eine Stelle verdiente.

Rf.

Theater.

1. Coriolan. Ein Trauerspiel in fünf Abtheilungen, von Collin. Berlin, bey Unger. 1804. 9 Bog. gr. 8. 12 gr.

2. Polyxena. Ein Trauerspiel in fünf Abtheilungen, von Collin. Berlin, bey Unger. 1804. 10 Bog. gr. 8. 12 gr.

Wir möchten auf diese beyden Trauerspiele anwenden, was Quintilian von dem Gedichte des Apollonius sagt. In ordinem a grammaticis datum, dieß sind seine Worte, Apollonius non venit; non tamen contemnendum edidit opus, aequali quadam mediocritate. In dem einen wie in dem andern Versuche, erkennt man leicht den gebildeten und mit dem Geiste des Alterthums vertrauten Dichter; in beyden offenbart sich ein wohlüberlegter Plan, und ein rühmliches Bestreben, alles Müßige und Zufällige aus der Handlung zu verbannen; in beyden endlich herrscht eine tadellose Sprache; auch fehlt es keinem der beyden Stücke an einzelnen hervorstechenden Gedanken und überraschenden Versen. Bey dem allen aber fühlt man sich so wenig, als bey

den Argumenten des Apollonius, bewegt oder ergriffen. Was beyde Stücke empfiehlt, ist überall mehr die Regelmäßigkeit, die sich im Plan, und die Vernünftigkeit, die sich in der Ausführung, und die aequalis mediocritas, — die sich immer gleichbleibende Mäßigung, die sich in der Beobachtung des Nicht zu viel und Nicht zu wenig verräth. Nirgends stößt man auf große und hervorragende Schönheiten; aber auch nirgends auf beleidigende Ungleichheiten; nirgends wird man zur lebhaften Bewunderung aufgefordert; aber auch nirgends zum Unwillen und Tadel veranlaßt. Bey einer solchen Behandlung des Gegenstandes möchte der Verfasser, nach der jetzigen Stimmung des Publikums, wohl schwerlich auf eine glänzende theatralische Aufnahme seiner Stücke, aber desto gewisser auf den Beyfall unbefangener Leser rechnen dürfen. Die erste würden wir indeß der Polyxena doch noch eher, als dem Coriolan, versprechen. Wenigstens schreitet jene rascher einher, und ist auch im Ganzen, und vorzüglich in den Chören, die, nach des Verfassers Absicht, statt der gewöhnlichen Musik, zwischen den Abtheilungen gesungen werden sollen, an einzelnen schönen Stellen reicher, als dieser.

Bb.

Weltweisheit.

Plato und Aristoteles, oder der Uebergang vom Idealismus zum Empirismus. Amberg und Sulzbach, bey Seidl. 1804. 178 Seit. 18 kr.

In den jetzigen Zeiten, wo Mancher, der sich Philosoph zu seyn dünkt, Tiefsinn, Gründlichkeit und neue wichtige Gedanken in seine Schriften zu legen glaubt, wenn er undurchdachte Ideen, unter der Verwicklung neuer Kunstworte vorträgt; wo auf den meisten deutschen Universitäten der Idealismus überhaupt so herrschend geworden ist, daß der große Haufe der philosophierenden ungelehrten Jugend, schon einen verächtlichen Blick auf den Andersdenkenden wirft, den er als antiquirt zurücksetzt, muß eine Schrift wie diese, eine seltene und gewissermaaßen merkwürdige Erscheinung seyn. Fließender, deutlicher Vortrag, ohne alle Künsteley, Stre-

Streben nach Wahrheit, auch mancher gute gründliche Gedanke, zeichnen sie vor vielen ihrer Zeitgenossen aus; und Rec. wünschte daher nur, es möchte der geschätzte Verf. der Sache noch an einigen Orten genauer nachgedacht haben, um sein Werk vor Fehlern zu bewahren, die dasselbe bey allen seinen Vorzügen, nothwendig drücken müssen.

Der Empirismus soll sich hier gegen den Idealismus heben, und dieß vorzüglich durch eine Niederlage der kantischen Erkenntniß a priori, welches große Unternehmen sich der Verf. zu leicht denkt. Rec. glaubt die schwachen Seiten der kritischen Philosophie zu kennen, und ist von einer Erkenntniß a priori, wie sie Kant und seine Schüler wollen, durchaus nicht überzeugt; aber mit einem ganz empirischen Systeme gegen sie auf zu treten, muß er immer für ein gewagtes Unternehmen halten. Der Verf. verfällt in den gewöhnlichen Fehler der Empiriker, Alles, wobey die Erfahrung nur einen kleinen und entfernten Antheil hat, sogleich zu der empirischen Erkenntniß zu ziehen, und sogar die allgemeinsten Gesetze der Vernunft, weil wir uns ihrer in der Erfahrung bewußt werden, zu verkennen. Schon eröffnet er seinen Weg nicht mit der größten Behutsamkeit, wenn er S. 3 sagt: „Menschliche Erkenntniß setzt Menschen voraus, die Erkenntniß haben, die sich Erkenntniß verschaffen, setzt Dinge und „Gegenstände voraus, die sich den Sinnen der Menschen „darbieten, die sich anschauen, und mittelst des Verstandes, „oder des Erkenntnißvermögens erkennen lassen. Ich, der „ich erkenne, bin da, muß da seyn; andre Dinge, die sich „von mir erkennen lassen, müssen ebenfalls da seyn; ich müßte sonst von nichts wissen, als von mir selbst.“ Wie, wenn man aber nun läugnet, daß der Mensch Erkenntniß habe; wie wenn man die Außendinge des Verf. für bloßen Schein erklärt, oder es dahin gestellt seyn läßt, ob ihnen etwas Reales zum Grunde liege, oder nicht; ob er von Etwas mehr als von sich selbst, Etwas wisse? Er versichert zwar, daß sich dieß Alles aufs schärfste beweisen lasse, und Rec. zweifelt selbst an der Möglichkeit solcher Beweise nicht. Allein daß sie aus bloßer Erfahrung zu führen wären, läßt sich doch nicht denken. Des Cartes, der als ein gründlicherer Philosoph auftrat, indem er sagte: ich denke, darum bin ich, hatte doch seinen Satz nicht aus der bloßen Erfahrung entlehnt, indem ihm diese nichts weiter lehrte, als daß er dachte,

te, und Wolf zeigte daher sehr deutlich, daß der Hauptsatz die Conclusion eines Vernunftschlusses wäre, in welchem bloß der Untersatz: ich bin mir bewußt, auf Erfahrung beruht. Es setzt also die Gewißheit jenes Satzes, immer mehr als Erfahrung voraus, indem sie die Gültigkeit der allgemeinen Gesetze der Vernunft fordert. Unser Verf. ist auf diese Weise von vielen Bestimmungen im Menschen überzeugt, die nicht aus der Erfahrung geschöpft sind, wenn sie ihn auch oft auf die Begriffe geführt, und ihm zu einzelnen Sätzen geholfen hätte. Wie sollte z. B. der Satz: Was von einem Dinge gilt, muß auch von allen gelten, durch Erfahrung bestehen?

Aus der durchgängigen Bestimmung der Dinge wird gefolgert S. 12. 15: Daß sich die Formen der Sinnlichkeit, so wenig wie die des Verstandes, auf die Dinge übertragen lassen, und der Verf. kommt mehrmals auf diese Behauptung zurück. Allein der kritische Idealismus will auch eine solche Uebertragung nicht; sondern er will nur, daß das Mannichfaltige einer solchen Wahrnehmung der Dinge, durch seine Formen bestimmt werde. Das Ding an sich, könnte ja durchgängig bestimmt seyn; aber die Vorstellung desselben, wäre es noch nicht; da erschiene es nur, oder da dächte man es nur unter jenen Formen. Die Behauptung S. 12. daß die Erscheinungen der Dinge, ganz und gar von den Dingen abhängen, und nicht mehr und nicht weniger in den Erscheinungen seyn könne, als in dem Erscheinenden selbst liege, bleibt auch gegen andre, nicht kritische Systeme, zu gewagt, und wenn der Verfasser bey der Verwerfung aller Erkenntniß a priori, hierauf fußen will: so möchte sein Stand wohl nicht der sicherste seyn. Die Erkenntniß wird nicht als zusammengesetzt gedacht, aus dem was wir durch Eindrücke empfangen, und aus dem was das Erkenntnißvermögen hergiebt; es soll auch nichts aus letzterm auf die Dinge außerhalb der Erkenntniß, überfließen; aber gewisse Bestimmungen und Anlagen im Erkenntnißvermögen, gewisse Verhältnisse zwischen ihm und den Gegenständen, müssen doch einen Einfluß auf die Wahrnehmung selbst haben, und diese bestimmen. Sehr richtig sagt zwar der Verf. S. 16. „Gäbe „es keine Dinge außer uns: so könnten auch keine erscheinen," und hier hätte er Gelegenheit gehabt, das Kantische System auf einer seiner schwachen Seiten, bey seinem Dinge

ge an sich, ohne alle Prädicate, ernstlich anzugreifen; aber es wären hierzu freylich mehr als Erfahrungssätze nöthig gewesen, und der Verf. hätte überhaupt in der Folge, über diesen Gegenstand viel bestimmter reden müssen. Die Einschränkungen unsers Erkenntnißvermögens und seine verschiedenen Verhältnisse zu den Dingen, machen die sinnlichen Wahrnehmungen immer zu etwas Relativen, wovon wir uns auch selbst, durch Erfahrung überzeugen können. Rec. glaubt, es werde der Verf. hierüber nicht anders als er denken, und stimmt auch in vielen wesentlichen Stücken seiner Erklärung des Ursprungs der Erkenntniß (S. 26 ff.) mit ihm überein; allein eine genauere Darstellung, und mehrere Rücksicht auf die in der Vernunft liegenden Vermögen, und ihren großen Einfluß, ohne welchen allgemeine Erkenntniß sich gar nicht denken läßt, hätte er doch gewünscht.

Der Verf. kommt zur kritischen Kategorienlehre, und fragt: „Sollen sich die angebornen Begriffe und dergl. auf „etwas Erfahrbares und Sinnliches beziehen, wozu alsdann „dieselben, da können wir sie selbst erwerben? Sollen sie sich „nicht darauf beziehen, wozu brauchen wir sie alsdann, welch „ein lächerlicher Ueberfluß?“ Diese Frage ist von Wichtigkeit, und die Antwort wenigstens für den Gemeinsinn entscheidend. Allein den Kritiker schreckt sie nicht, da er seine Kategorien vorzüglich gebraucht, um durch sie das Denken zu erklären, das durch bloße Wahrnehmung nicht möglich seyn soll. Sie sollen den Verstand fähig machen, das Mannichfaltige der Erscheinungen unter gewisse Verhältnisse zu bringen. Freylich kommt man hier wieder zu einer schweren Frage, wie sich die Kategorien auf die ihnen ungleichartigen Erscheinungen beziehen können, welche der Kritiker durch seinen Schematismus zu lösen glaubt. Dieß ist nun für ihn nicht das leichteste Geschäfft, und er verstößt hier, bald gegen seine Lehre von der Zeit, bald gegen seine reinen Begriffe; daher sich Rec. sehr wundert, warum der Verf. seinen Gegner, der hierin so manche Blößen giebt, nicht auf dieser Stelle angriff.

Wie aber bekommt unsre Erfahrungserkenntniß Nothwendigkeit, und Allgemeinheit? Hierzu erfordert der Verf. S. 51 ff. Nothwendigkeit von Seiten dessen, das da erkennt, und von Seiten dessen, das da erkannt wird. Beyde Bedingungen finden statt, indem jedes Ding, also auch

auch das Erkennende, selbst in seiner Zufälligkeit, nothwendig dasjenige ist, was es ist. Werden die Dinge nun bloß aus Erfahrung erkannt, und beziehet sich darauf die ganze menschliche Erkenntniß: so folgt daraus, daß die Erfahrungserkenntniß alle mögliche Nothwendigkeit und Allgemeinheit, die man nur verlangen kann, bey sich führt. Ist aber die empirische Erkenntniß schon nothwendig und allgemein: so fällt hiermit die Erkenntniß a priori, die man eben um jener Nothwendigkeit und Allgemeinheit willen ausgedacht hat, zugleich weg, und es bleibt nichts übrig, als die Erkenntniß a posteriori. Hier verwechselt unser Verfasser offenbar die Nothwendigkeit der Dinge, mit unsrer Einsicht in diese Nothwendigkeit. Hienge solche ab von der Nothwendigkeit des Erkennenden: so könnten wir ja, als zufällige, oder bedingt nothwendige Dinge, immer nur Etwas als bedingt wahr erkennen. Das Erkenntnißvermögen muß bey aller seiner Zufälligkeit, die Unmöglichkeit des Gegentheils einsehen, wenn es von der nothwendigen Wahrheit seiner Sätze überzeugt seyn will; und diese nothwendige Wahrheit muß es auch finden, selbst wenn es den zufälligsten Gegenstand beurtheilt. Wie aber kann dieß Erfahrung leisten! Von millionenmal Sehen eines Dreyecks, wüßte der Geometer immer noch nicht, daß alle Dreyecke drey Seiten haben müßten; sondern er wüßte nur, daß er millionenmal ein Dreyeck mit drey Seiten gesehen habe. Die Vernunft muß einsehen, daß es ihren nothwendigen Gesetzen widerspricht, wenn ein Dreyeck auch mehrere Seiten haben sollte, und nur dadurch wird der Erkennende von der Nothwendigkeit der Wahrheit überzeugt. Unser Verf. gehet daher viel zu weit, wenn er die Mathematik zur Erfahrungswissenschaft macht, und überhaupt Alles zur Analogie und mittelbaren Erfahrung zählt.

Fast scheint unser Verf. nicht zu bemerken, daß sein System, indem es die Nothwendigkeit der Erkenntniß auf unsere und der Dinge Nothwendigkeit gründet, mit dem kritischen an einer und eben derselben Krankheit leidet, in welchem ebenfalls alle Wahrheit, man mag so viel Formen aufstellen, als man will, immer nicht nothwendiger wird, als diese Formen selbst, die bloß für das menschliche Erkenntnißvermögen gültig sind; daher man wenigstens nichts von einer größern Gültigkeit weiß. Ein rationales System stehet

stehet daher fester als ein empirisches oder kritisches, und für unsre Vernunft unerschütterlich. Die höchsten Gesetze der Vernunft, eben weil sie die höchsten, und nur als solche denkbar sind, muß es auch als die höchsten Gesetze der Dinge überhaupt erkennen; sonst müßte es die Vernunft selbst zum Undinge machen, und in Widerspruch und Unsinn verfallen. Dadurch daß die Vernunft sich dieser Gesetze bewußt ist, und solche in ihrer Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu erkennen, die Erfahrungen nach ihnen zu schätzen und zu beurtheilen vermag, dadurch nur ist sie einer Erkenntniß fähig, der nothwendige und allgemeine Wahrheit zukommt, welche weder die bloßen Erfahrungen lehren, noch Kants Formen hervorbringen können. Liegen in uns, als Dinge überhaupt, bejahend oder verneinend die höchsten ontologischen Bestimmungen; und können wir uns ihrer bewußt werden: so liegen auch in uns die höchsten Allgemeinbegriffe oder Kategorien; obgleich sinnliche Wahrnehmungen uns anregen müssen, sie zu entwickeln. In dieser Rücksicht giebt es Vernunftbegriffe a priori, die der Verf. nicht gerade zu verwerfen darf. Aber eben diese Begriffe, wiefern in ihnen nur dasjenige gedacht wird, was Dingen überhaupt zu- oder nicht zukommt, müssen von allen Dingen gelten, sonst hätten die Dinge, — wie Kants Dinge an sich, — keine Bestimmungen der Dinge, und wären Undinge. Kategorien gelten also nicht bloß von Erfahrungen, sind nicht an sich leer, wie die Kritik will; sondern sie gelten von Allem überhaupt. Durch sie können wir nichts in die Erfahrung hineintragen, wie der Verf. richtig bemerkt; aber wir können vermittelst ihrer, unsern Schranken gemäß, etwas Allgemeines und Nothwendiges auffinden, was in diesen Erfahrungen liegt. Bleibt also auch, wie S. 79 behauptet wird, die Kantische Erkenntniß a priori eine Hypothese: so ist doch nicht alle unsre Erkenntniß lediglich aus, und durch Erfahrung entstanden. Wie viel läßt sich gegen die Behauptung sagen, die der Vf. Fichten S. 140. 167 entgegenstellt, daß nämlich selbst der Satz: Ich bin ich, ein empirischer wäre! Denn wir erfahren wohl unser Seyn; aber nicht unsre Identität. Dieser sind wir immer nur durch Vernunft gewiß, die uns auf den Widerspruch führt, der in der entgegengesetzten Vorstellung liegen würde. Aber der Mensch soll, unserm Verf. gemäß, Alles was er von sich weiß, durch Erfahrung

wis-

wissen, und was er nicht durch sie weiß, oder wissen kann, das soll er auch nicht seyn. Welcher kühne Gedanke! S. 121, 127, 129, 131.

Der Verf. fordert Jeden und vorzüglich Fichten auf, ihn zu widerlegen, und stellt zum Schlusse mehrere Fragen auf, von denen einige dem Kriticismus nicht gar leicht seyn dürften. Ob dieß Unternehmen zur Lösung der Aufgabe der Berliner Akademie Etwas beytragen dürfte, daran möchte Rec. fast zweifeln; obgleich der Verf. nach der Vorrede zu urtheilen, sein Augenmerk darauf gerichtet zu haben scheint.

Encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie, von *G. S. A. Mellin.* Jena und Leipzig, bey Frommann. 1802. *Fünfter Band*, *erste Abtheilung.* 453 Seit. 8. *Zweyte Abtheilung.* 1803. Mit fortlaufender Seitenzahl von 454 bis 858. *Sechster Band*, *erste Abtheilung.* 1804. 366 Seit. *Zweyte Abtheilung*, mit fortlaufender Seitenzahl von 367 bis 604. 8. 4 Rg. 20 gr.

Der fünfte Band gehet von Recht bis und mit Vernunftwissenschaft; der sechste, erste Abth. von Verrückung bis und mit Zwittergrundsatz; zweyte Abtheilung enthält sieben Register über das ganze Werk.

Was andre Recensenten bey den vorhergehenden Bänden in dieser Bibliothek bemerket haben, unnütze Ausdehnung und unschickliche Vorliebe für die Kantische Philosophie, muß auch Rec. an den gegenwärtigen Theilen tadeln, mit welchen das ganze Werk beschlossen wird. Kritische Philosophie in gedrängter Kürze, mit aller Genauigkeit und doch bestimmt und deutlich vorzutragen, wie es zu einem bequemen encyklopädischen Wörterbuche so nöthig ist, bleibt gewiß für jeden Schriftsteller ein äußerst schweres Geschäfft, daher es unbillig seyn würde, wenn man hier allzu große Forderungen machen wollte. Allein wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat: so lassen sich ihm allerdings Vorwürfe machen.

chen. Zur Aufklärung der in der Kantischen Philosophie liegenden Dunkelheiten, dürfte er schon daher wenig beytragen, daß er seine Gegenstände gewöhnlich wiederum mit Kantischen Worten zu erläutern sucht, welche die Sache oft noch mehr verwickeln, statt daß sie solche auflösen sollten. Er würde viel mehr geleistet haben, wenn er die Kantischen Sätze mit andern Systemen öfter verglichen hätte, deren Sinn über ähnliche Ideen genau bestimmt und keinem Zweifeln unterworfen ist; alle überflüssige Weitläuftigkeit hätte hingegen wegbleiben müssen. Jeder der Kantische Philosophie studirt, muß solche doch in systematischer Ordnung betreiben, wenn er ihren Zusammenhang einsehen, und sich einen Ueberblick des Ganzen erwerben will; wobey freylich ein Wörterbuch, das ihn sogleich auf die ermangelnden Begriffe führt, vom größten Nutzen seyn dürfte. Allein ganze Abhandlungen, oft nur aus Kant herausgeschrieben, wird er selten zu suchen haben, und immer lieber, wenn er eine Sache in ihrem Umfange übersehen will, zu den Quellen selbst gehen; zumal wenn er in dem Wörterbuche an der Deutlichkeit nichts gewinnen, oft nur auf weit her geholte Nebendinge, auf unbedeutende bloß hingeworfene Gedanken Kants geführt werden sollte. Man sehe z. B. den Art. Zeichen.

Wodurch aber auch dieses Werk viel von seinem Umfange verloren haben würde, ohne an seinem eigentlichen Werthe zu verlieren, das wäre eine Hinweglassung aller aus der Geschichte der Philosophie genommenen Artikel gewesen, welche eigentlich nicht hieher gehören, und doch auch nichts Vollständiges liefern. Kants und des Verf. Urtheile über andre Philosophen könnten füglich auch wegbleiben, und zur positiven Theologie gehörende Materien, wie z. B. Taufe, wird man hier auch schwerlich suchen. Dahingegen stießen Rec. mehrere fehlende Artikel, als: Theorie, Verhängniß, Vernunftgesetz, Wahrheit (metaphysische), und dergl. auf.

Daß der Verf. übrigens ein treuer Verehrer Kants sey, der Alles mit Kantischen Augen siehet, und mit Kantischem Maaßstabe misset, das zeigt sich bey jeder Gelegenheit, und vorzüglich bey seinen Urtheilen über Kant und andre Philosophen. So sagt er Bd. VI. S. 165 z. B. „Leibnitzens „und Wolfs eigne dogmatische Methode des Philosophirens

„war

war fehlerhaft. Daher hat nun erst Kant die Methode des kritischen Philosophirens entdeckt, und in den Gang gebracht, welche die einzig ächte ist. Nach derselben wird die Vernunft selbst untersucht, das gesammte menschliche Erkenntnißvermögen zergliedert und geprüft, wie weit die Grenzen desselben wohl gehen mögen. — Von den neuesten Philosophen gilt noch immer das, was Kant von seinen Zeitgenossen im letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts sagt: es lassen sich keine ausgezeichneten und bleibenden Namen nennen, weil hier Alles gleichsam im Flusse fortgehet, weil der eine niederreißt, was der andere baut." Was wird hierzu ein Fichte, ein Schelling sagen? Wolf und Leibnitz müssen sich freylich ihr Urtheil gefallen lassen; denn sie sind todt. Nur gut, daß sie an ihrem eigenen Werthe nichts verlieren, da denkende Männer sie doch nach ihren Schriften schätzen werden. Was die Philosophie der erstern, und so mehrerer Neuern, als eines Bouterweck, Abicht, Bardili, rc. betrifft: so wäre es, da der Verf. sich einmal so weit verbreitete, sehr nützlich gewesen, solche wenigstens in Beziehung auf das reine Kantische System, darzustellen; zumal diese Philosophen alle sich in der kritischen Schule gebildet haben, und aus ihr hervorgehen. Auch entspräche alsdann der Titel: Wörterbuch der kritischen Philosophie, mehr dem Werke, das eigentlich nur ein Wörterbuch der Kantischen Philosophie bleibt, da wo es nicht durch des Verf. Berichtigungen und Entscheidungen, zu einer wahren Streitschrift wird.

Der Sohn der Natur, oder Briefe über Eudämonismus und menschliche Glückseligkeit, in Beziehung auf das kritische Moralsystem, von Carl Ferdinand Hungar. Leipzig, bey Dyk. 1804. Zweyter Band. 514 Seit. 8. 1 Rthl. 16 gr.

Unstreitig enthält dieses Buch manche zerstreute Schönheiten und interessante Ansichten der Gegenstände, so daß es unter den Werken unserer neuern Philosophen, immer einen gewissen Vorzug verdient. Es war daher nur Schade, daß der Verf. den guten Rath eines andern Rec. bey dieser

Bibliothek, in den Wind schlug, und den zweyten Theil mit eben der unnützen Weitschweifigkeit abfaßte; mit eben so vielen ungewöhnlichen und selbst geformten Kunstwörtern, (Korpistenz, Gnorisma, Miligma u. s. w.) mit einer Menge unschicklicher Allegorien, (inneres Magern, die Stückwerke der Bildung) entstellte, wie den ersten. Jedem denkenden Leser, der eine allgemeine Uebersicht von des Verf. Ideengange zu haben wünscht, wird gewiß durch diesen Vortrag, und durch die unnützen Ueberladungen seine Arbeit dergestalt erschwert, daß er sich oft gezwungen fühlt von ihr auszuruhen; zumal wenn er über den Schwall und die Unbestimmtheit der Rede, nicht genau mehr wissen sollte, was er eigentlich gelesen hat. Es würde daher nach Rec. Meinung, für die philosophische Literatur nicht ohne Vortheil seyn, wenn es dem Verf. beliebte, — der uns noch einen dritten Theil dieses Werkes verheißt — sein vollständiges System, in gehöriger Form und Bestimmung der Welt vorzulegen, bey welcher Umarbeitung er am besten bemerken würde, woran es hier und dort noch Mangel leide. Rec. hält diesen Gelehrten überhaupt für einen Mann, mit dem es möglich wäre, sich über verschiedene philosophische Meinungen auszugleichen, und glaubt daher, es könnte vielleicht eine leichtere Uebersicht seiner Denkart, Etwas, doch nur ein Weniges, zum allgemeinen Frieden in der Philosophie beytragen. Zwar ist der Gedanke von einer Relativität der Wahrheit, und eine Neigung zur Hümischen Vorstellungsart, in diesem Werke noch immer, wie in des Verf. älterer Schrift: über die Natur der Wahrheit herrschend geblieben; allein sollte eine genauere Betrachtung einen Schriftsteller, wie diesen, nicht belehren, daß eben hierdurch sein System auf einem so unsichern Boden, als das kritische, mit allen seinen Aesten und Zweigen stehe? Es sey richtig, wenn der Verf. im 20. Briefe von letzterm sagt: „daß es den „inductiven Verstandesgebrauch gänzlich vorbeyge„gangen und vernachlässiget habe; daß es sein Syn„thetisches und sein *a priori*, als etwas für sich schon „allein Bestehendes angenommen, und aus diesen „selbst geformten Spiegeln, Alles als Regel ableitete, „und den Gang des discursiven Vernunftgebrauchs „allein erwählet habe.“ Wie will nun der Verf. den Kritiker mit einer relativen Wahrheit bezwingen, wenn jene Ansicht für Kanten und seine Schüler, ebenfalls Wahrheit

hat? Sie ist auch nur relativ; allein dieß ist genug; denn in den Wahrheiten des Verf. liegt auch kein größrer Werth. Mögen sie doch immer hin für ihn Wahrheiten seyn; für Andre sind sie es nicht. Die ganze Philosophie soll zu einer Geschichte von dem unwillkührlichen Laufe unserer Begriffe, Gedanken und Gefühle werden. S. 488. Wäre dem also: so würde des Verf. Theorie sich nicht weiter als über die Erfahrungen erstrecken, die er bisher hierüber gemacht hat. Und diese könnten ja wohl ganz verschieden von denjenigen Beobachtungen gewesen seyn, die der Geist eines Plato oder Aristoteles über diesen Gegenstand sammelte; ja jeder Denker könnte auf diese Weise, mit Recht eine andre Wahrheit, und eine andre Philosophie haben? Nein — ihre nothwendigen und allgemeinen Gesetze, kann die Vernunft nur als diejenigen denken, die sich über alle Wesen erstrecken, und die keine Erfahrung, ja keine Macht dieser Welt in sie legen, oder aus ihr herausheben kann. Sie, als Vermögen zu denken, wird immer auf allgemeine Wahrheiten kommen, wiefern sie diese Gesetze streng und richtig befolgt, und die, zwar engen Gränzen ihrer Erkenntniß, werden für immer gegen den Angriff eines Hume und eines Kants gesichert seyn. Was mit dem Gesetze der Identität und des Widerspruchs nicht übereinstimmt, was soll es weiter seyn, als Nichts? Und wo läßt sich ein Nichts denken, in dem jene Gesetze befolgt wären, da von Nichts nichts gelten, nichts gesagt werden kann? Wo also diese Gesetze gelten, da ist Möglichkeit, da ist Wahrheit. Wenigstens muß unsre Vernunft so denken, und nur mit unserer Vernunft können und dürfen wir philosophiren.

Aber nach unsers Verf. Lehrbegriff, soll auch die Möglichkeit bloß abgeleiteter Natur seyn, und das Wirkliche soll dem Möglichen, nie aber das Mögliche dem Wirklichen vorausgehen. Das Mögliche ist daher bloß empirischen Ursprungs, und bestehet in seinem Charakter nicht weiter als durch seine Wirklichkeit, von welcher die Einbildungskraft ihre Ideen empfangen muß, um auf solche das Mögliche zu gründen. S. 193, 197, 351. Dann aber würde Möglichkeit und Wirklichkeit in einander fallen, und ein Ding müßte, bis es zur Wirklichkeit gelangte, auch unmöglich seyn. Die innere Möglichkeit bliebe daher etwas Zufälliges, und der Widerspruch ihres Gegentheils ertheilte ihr keine

Nothwendigkeit. Freylich läßt sich keine Möglichkeit denken, wenn überhaupt keine Wirklichkeit statt finden könnte. Denn was sollte da wohl Möglichkeit seyn? Allein ihre Gründe dürfen wir nicht in zufälligen Wesen suchen, die immer wieder Gründe ihres Daseyns außer sich erfordern. Der große Leibnitz, dem der Verf. bey dieser Gelegenheit Vorwürfe zu machen scheint, entwickelte daher aus Plato und den Scholastikern den Gedanken, daß alle Möglichkeit nur in einem selbstständigen Wesen gegründet wäre. Auf diese Weise wies er ihr in einem unendlichen Verstande Nothwendigkeit und Ewigkeit an, und legte hierdurch in sein System eine Haltbarkeit, deren sich noch keines der Neuern hat rühmen können.

Gl.

Chemie und Mineralogie.

Urb. Friedr. Bened. Brückmanns Nachtrag über den Sarder, Onyx und Sardonyx. Braunschweig, bey Vieweg. 1804. 140 Seit. 8. 12 gr.

Um nur etwas Wahrscheinliches über diese Materie sagen zu können, muß man die Steine roh, vom Steinschneider angeschnitten, zerschnitten, zerschlagen oder zerbrochen sehen; und auch nur dann erst kann man ihnen scheinbar richtige Namen geben, und ihnen ihr muthmaaßliches Vaterland anweisen. Irrthum aber ist und bleibt dabey immer noch möglich.

Hr. v. Köhler handelt darin zu voreilig, wenn er den abendländischen Steinen alle Feinheit und Schönheit abspricht; denn in den Lausitzen werden bisweilen Steine gefunden, die mit den indischen wetteifern, von so feinem Korne, von so brennenden, feurigen, geschmolzenen Farben daß sie das beste Kennerauge täuschen; und was für geschmolzene und feurige Flecken hat nicht der bekannte und beliebte Rochlitzer Achat!

Die gerügten Worte schwarz, schwärzlich, braun, bräunlich, roth, hell, schimmernd, glänzend, feurig,

rig, warm, kalt, fein, grob, fatt u. s. w. können und dürfen nun einmal nicht buchstäblich verstanden werden; sondern es sind angenommene Beywörte, welche fast bey jedem Gegenstande eine andere Bedeutung haben.

Hr. v. K. setzt einen zu hohen Werth auf die Worte des in diesem Falle so sehr unzuverlässigen Plinius, und würdigt den durch eigene Erfahrung überzeugten und selbst denkenden Hr. D. B. zu sehr herab. Dagegen ist des letztern Billigkeit und Bescheidenheit lobenswürdig; denn so hart er auch behandelt wird: so läßt er doch den Einsichten und Kenntnissen des Herrn v. K. völlige Gerechtigkeit widerfahren.

Uebrigens sind die Schriften dieser beyden Männer schätzbar, und enthalten viel Lehrreiches und Richtiges, und was Rec. im 83. B. der N. A. D. B. bey Gelegenheit der Antwort auf die Einwürfe gegen die Untersuchung über den Sard, Onyx und Sardonyx der Alten S. 222, gesagt hat, kann und muß er hier widerholen. Wenn nämlich Hr. v. K. und Hr. D. B. die Gegenstände, worüber beyde schreiben, und die sie dabey vor Augen hatten, neben einander liegen sähen, und sie sich darüber mündlich besprechen könnten: so würden sie gewiß einander verständigen und leicht mit einander einstimmig werden.

Rh.

Naturlehre und Naturgeschichte.

1. Einleitung in die dynamische Physiologie von August Winkelmann. Göttingen, bey Dieterich. 1803. 88 Seit. 8. 8 gr.

2. D. Johann Jakob Wagner über das Lebensprincip, und P. J. A. Lorenz's, französischen Arztes, Versuch über das Leben, aus dem Franz. übers. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1803. 280 Seit. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr.

3. Aphorismen über die Organonomie von J. Görres, Professor der Physik an der Secondairschule

in Koblenz. Koblenz, bey Lassaulx. 1803. Erster Band. 416 Seit. 1 Rh. 20 Kr.

Alle drey Schriften haben gleiche Tendenz, und in allen liegen Fichte's und Schelling's Lehren zum Grunde; obwohl jede auch ihr Eigenthümliches hat. Der unbefangene Leser wird an ihnen tadeln, daß sie, wie die meisten unserer neuren Naturphilosophen, leichtverständliche Sätze in dunkle Phrasen hüllen, bekannte Gegenstände mit neuen Worten bezeichnen, immerfort nach Aehnlichkeiten haschen, aus einzelnen Thatsachen rasch allgemeine Lehrsätze abstrahiren, ohne auf andere widersprechende Thatsachen zu achten, willkührliche Behauptungen ohne Beweise hinwerfen, und durch Spiele bald des Witzes, bald der Phantasie die Lücken ihrer Demonstration sich selbst und anderen verstecken. Indessen wird eben dieser unbefangene Leser auch die neuen Ansichten, welche hier gegeben werden, nicht verkennen, und mit Vergnügen an manchen großen Ideen und kühnen Gedanken haften, welche an mehreren Stellen hervorschimmern, und dem Ganzen einen Werth geben, den man ohne Vorurtheil oder Leidenschaft nicht verkennen kann.

Eine umständliche Kritik dieser Schriften würde weit über die Gränzen dieser Blätter hinausführen; wir begnügen uns, aus jeder Einiges auszuheben, das entweder dazu dienen kann, unser Urtheil zu bestätigen, oder das Eigene einer jeden zu charakterisiren.

Nr. 1 ist die planste und faßlichste dieser Schriften, und zeichnet sich durch gefälligen deutlicheren Vortrag, wie durch ästhetisch-moralische Ansichten aus. Der Lehrsatz des Dualismus: die Natur ist der Conflict einer positiven, und einer negativen Kraft wird mit vieler Consequenz durch die Erklärung der Erscheinungen des Feuers, des Brennens, der Elektricität, des Galvanismus, des Lebens, — durchgeführt. Die positive oder Repulsivkraft ist das Licht, die negative oder anziehende Kraft die Schwere. In so fern das Positive in das Verhältniß des Positiven und Negativen eingeht, und nun nicht mehr als Licht, sondern im Produkte erscheint: heißt es Wärme. Jeder einzelne Körper ist ein bestimmtes Verhältniß des Positiven und Negativen; durch einige Vermehrung des Positiven (Wärme)

oder des Negativen (Kälte) wird dieses Verhältniß zwar geändert, aber nicht aufgehoben; wird hingegen das Positive in diesem Verhältnisse so vermehrt, daß das Verhältniß selbst aufhört: so entsteht Feuer, in welchem nun das Positive als solches erscheint. Das Wasser, das eigentliche Chaos der Alten, (die jedoch schwerlich unter ihrem Chaos das Wasser verstanden haben): ist das Gleichgewicht jener Kräfte auf der Erde. Das Wasser wird zu einzelnen Verhältnissen durch das Negative oder Positive bestimmt; die Erscheinung dieser Bestimmung ist die Gestalt des Körpers. So entsteht auf der durch das Negative bestimmten Seite Cohäsion, auf der durch das Positive bestimmten Elasticität. Der Magnetismus ist die einzige Erscheinung des Negativen und Positiven, in einer und derselben Sphäre. Die ganze Erscheinung der Oxydation ist eine Wirkung des Negativen, zu der jedoch auch die, des Positiven erfordert wird. Die Quantität des Positiven in einem negativ bestimmten Verhältnisse scheint die alte Bezeichnung des gebundenen Feuers, das Phlogiston, anzudeuten. Jede einzelne Flamme ist nur aus einem Dualismus erklärlich; weder das Phlogiston, noch der Sauerstoff, jedes allein, können Grund der Flamme seyn. Alle Gasarten machen zwey verschiedene Reihen aus, eine positive und eine negative, zu jenen gehört das Sauerstoffgas, zu diesen das Wasserstoffgas. Das Leben selbst ist das Positive in der Ueberwindung des Negativen; die lebendigen Naturen sind lebendig, indem sie den Widerstand der Schwere bezwingen. (Aus dem Zusammenhange erhellet, daß der Verf. nicht die Schwere gegen die Erde; sondern die allgemeine Anziehung der Körper zu einander, und hier zunächst die Cohäsion der Körpertheilchen verstehe.) Das streitende Leben kann in einer bestimmten Sphäre nur eine bestimmte Zeit der eindringenden Natur widerstehen. Der Körper kann nur eine bestimmte Zeitlang wachsen; ist sein Wachsthum geendiget, ist so viel Positives von dem Negativen aufgehoben, als in dieser Sphäre möglich war; so tritt ein augenblickliches Gleichgewicht, dann aber ein allmäliges Uebergewicht des Negativen ein, bis der Tod diese einzelne Erscheinung beendiget. Aber das Positive in der Erscheinung ist unendlich, wie das Negative; jenes Gleichgewicht des Positiven und Negativen in dieser einzelnen Sphäre kann nur Statt finden, indem ein neuer Gegensatz des Positiven und Negativen eintritt:

der Widerstand des Lebens, welcher in einer Sphäre unmöglich wird, wird gerade durch die Vollendung dieser Sphäre der Grund einer neuen und so ins Unendliche fort. So erscheint der Begriff der Fortpflanzung zuerst nur als der erweiterte Begriff des Wachsthums. Das Thierische Leben unterscheidet sich dadurch, daß es ausser der Quantität des Positiven, welche den Gegensatz des Negativen macht, noch besonderes Positives enthält, das als solches erscheint. — Mit Vergnügen sieht man, wie die feineren Gefühle, welche vom ächten Studium der Natur unzertrennlich sind, an mehreren Stellen dieses Buchs sich aussprechen; nur scheint der Ausruf am Ende: „in der Natur ist kein Tod, „und daß wir selbst nicht sterben, gewähre das Vaterland „oder die Freundschaft!" mehr in eine Reihe, als in eine dogmatisch-physikalische Schrift zu gehören; da, so herzerhebend der Gedanke ist, den er enthält, in demselben offenbar mit Begriffen gespielt wird.

Nr. 2 steht mit dem wichtigen Werke des Verf. „von der Natur der Dinge im Zusammenhange, und muß eigentlich nach demselben gelesen werden. Er geht im Allgemeinen von den gleichen Principien, als der Verf. des vorigen, aus; sucht aber sich auf einen höheren Standpunkt zu stellen, und wird dadurch schwieriger faßlich. Die Grundlehre des Ganzen liegt in den Sätzen, mit welchen er anfängt, und aus denen wir hier die wichtigsten ausziehen. Dreyfach ist die Art der Dinge im Universum zu existiren. (Wahrlich eine kühne Anmaassung eines Bewohners unserer kleinen Erde, deren Rinde wir noch nicht hinlänglich kennen, die Existenz der Dinge im Universum bestimmen zu wollen!) Einmal, indem sie abgesondert und für sich sind; zweytens, indem die Einheit, aus welcher sie geboren sind, im Kampfe mit ihrer Einzelnheit sie zwingt, sich eben so für ihre Einheit, als für sich selbst, zu construiren; und drittens, indem jene höhere Einheit selbst in ihren Egoismus eingeht. Das Erste, wodurch jedes Ding für sich und im Besondern ist, ist die Cohäsion; das Zweyte oder der Kampf der Einheit der Natur mit den Cohäsionen ist das Leben, und das Dritte, wo die Einheit der Natur sich selbst in die Cohäsion aufnehmen läßt, und sich ihr wahrhaftig einverleibt, ist die Geistigkeit des Lebens, der Organismus der Vernunft. Durch diese letztere Potenz fällt das Ding, nachdem es aus

 dem

dem Universum durch die Cohäsion sich losgerissen hat, wieder in dasselbe zurück, und wird mit ihm identisch als ideelles Universum. Princip des Lebens ist demnach das, was das Universum mit sich selbst entzweyt, die Nothwendigkeit sich zu gestalten, im Kampfe mit der Nothwendigkeit, der unendlichen Gestaltung Totalität zu geben, und jener Conflict, wo er sich einzeln darstelle, ist das Leben selbst. Es giebt daher durchaus kein materielles Lebensprincip, wie etwa den Sauerstoff; sondern das Leben ist ein reiner Dualismus. Lebensprincip ist die Wärme. — Das Lebensprincip besteht in einem Wanken der Cohäsion zwischen Contraction und Expansion, so zwar, daß nicht beyde unter einander das Gleichgewicht halten, wie dieß in den Schallschwingungen der Fall ist, welche ein Wanken zwischen Leben und Tod sind; sondern daß die Cohäsion, es sey nun durch Uebergewicht ihres positiven oder negativen Factors, ihrer Auflösung entgegen geführt werde. Indem das Licht den positiven Zustand in den Körpern erzeugt, unterhält ihre eigene Selbstständigkeit den negativen, und wenn die höchste Flüssigkeit als Product des Lichtes (Gas) erscheint: so wird dagegen eiserne Starrheit die Abwesenheit des Lichtes verrathen. Die Atmosphäre ist das Product des Lichts aus der Selbstständigkeit der Erde, und die beständige Vermehrung der Atmosphäre durch Verflüchtigung des Wassers, so wie die entgegengesetzte Verminderung derselben durch die Wasserbildung, sind Ausdrücke des relativen Lebens der Erde in der Sonne.

Man kann den Scharfsinn nicht verkennen, mit welchem der Verf., gewiß ein sehr achtungswürdiger Denker, diese Lehre darstellt, und durch einzelne Theile der Physiologie des Organismus durchführt. Nur erscheinen manche Erklärungen, wie namentlich S. 33, in dem steten Bestreben überall Polarität zu setzen, gar zu gezwungen, und die Ausdrücke sind an manchen Orten so sonderbar gewählt, und zusammengefügt, daß wenigstens der Rec. den Verf. nicht versteht. Was soll z. B. S. 4 der Vorrede bedeuten:

„Die Anschauung, deren Indifferenz der Verstand „aufwählt."

S. 11. „Im Lebenden ist die Zeit schon aufgenommen „in die Cohäsion; der Ausdruck dieser ist nicht mehr Figur; „son-

„sondern Gestalt; — es ist im Lebenden gleichfalls die Zeit „durchdrungen von dem Raume, also körperlich geworden, „und Organ?"

Das französische Buch, welches der Verf. zugleich übersetzt liefert, steht mit seinem eigenen im auffallenden Contraste, weil es sich ganz an die Erfahrung hält, und in der Methode von Hallers großer Physiologie aus einer Reihe verglichener Thatsachen behutsam Schlüsse zieht, weswegen auch Hr. Wagner selbst von ihm sagt, daß der Verf. die resignirende Strenge einer gesunden Empirie aufs höchste treibe. Diese Schlüsse, welche übrigens nicht neu sind, gehen dahin, daß das Gehirn das Sensorium commune sey, daß die unwillkührlichen Bewegungen nicht vom Gehirne abhängen, und daß jedes Organ in seiner Art erregbar sey, die Nerven nur die Wirkungen der Erregung leiten. Hr. Wagner nahm sich vor, dieser empirischen Abhandlung eine frey ideelle Ansicht entgegen zu stellen, die in ihrer Organisation ihre Selbstständigkeit s. tz., und eben so wenig der Erfahrung verdanke, als diese der Theorie. Diese Entgegenstellung kann ihren Nutzen haben; obwohl es am besten zu seyn scheint, wenn Erfahrung und Theorie Hand in Hand gehen, und wir bedauern müssen, daß Hr. Wagner von den Physiologieen, welche Mechanik und Chemie auf die Kenntniß des Organismus anwenden, zu sagen wagt: „ich erwog, wie selten unter uns Deutschen eine Ansicht der Physiologie aufkommt, „die nicht von mechanischem oder chemischem Wissen entstellt „wäre."

Der Verf. von Nr. 3 hat nach einem noch höheren Standpunkte gestrebt; wird aber eben deswegen von noch Wenigeren begriffen werden. Fast das ganze Buch ist eine Reihe von Vergleichungen und Antithesen. Offenbar ist der Verf. ein überspanntes Genie; man muß ihm daher nicht übel nehmen, daß er hie und da die sonderbarsten Vergleichungen, insbesondere geistiger Gegenstände mit körperlichen, darstellt. Metaphorische Ausdrücke sind ihm dabey unentbehrlich gewesen; mit diesen ist denn aber das Ganze auch so reichlich ausgestattet, daß es einem Gedichte ähnlicher, als einem Lehrbuche sieht. Indessen ist der Verf. doch keiner von denen, die Alles aus sich selber spinnen; denn er hat sich nicht allein mit dem Fichteschen Systeme sehr vertraut, sondern auch mit empirischen Schriften wohl be-

 kannt

kannt gemacht, und die in diesen enthaltenen Beobachtungen, unter andern auch die Gallischen über den Bau des Hirns und der Hirnschaale, als beweisende Beyspiele seiner Lehrsätze benutzt. Auch aus diesem Werke einige Hauptsätze zur Probe:

In drey Potenzen zerfällt unsere Persönlichkeit. Drey positive Faktoren enthalten diese Potenzen: Vernunft, Phantasie, Bewegungskraft; drey negative sind dieser Dryade untergeordnet: Verstand, Sinn, Erregbarkeit. (Rec. muß gestehen, daß ihm überhaupt die mathematischen Ausdrücke: Faktoren und Potenzen in der ganz uneigentlichen Bedeutung, in welcher die neuern Philosophen und Aerzte sie nehmen, sehr mißfallen, weil sie auf falsche Begriffe führen. Hier sind diese Benennungen nun vollends höchst uneigentlich genommen.) Was in unserer Persönlichkeit die Vernunft, das in der äussern Natur die Sonne, was dort die Idee, hier das Licht; im Lichte denkt die Sonne, in der Idee leuchtet der Verstand. Der Verstand ballet (!) die Eindrücke von aussen her zu Wahrnehmungen, die Wahrnehmungen zu Begriffen zusammenfassend an einander; das Gebundene wird dann durch die Vernunft in der Idee durchdrungen und zur Anschauung assimilirt. So ballet die ursprüngliche Ziehkraft in der äussern Natur, oder das Phlogiston (so nimmt der Verf. diesen Namen) das sich ewig Fliehende als Cohäsion zur Materie an einander, und hält als Gravitation das Geballte wieder zu planetarischen Körpern fest zusammen; das Gehaltene wird dann durch die Sonne im Licht durchdrungen, belebt und zur Wärme assimilirt. Was daher in unserer Persönlichkeit der Verstand, das ist in der äussern Natur das Phlogiston; was dort Wahrnehmung, hier Materie; was dort Begriff, hier Planet. — — So heißt es dann nach ähnlichen Deductionen weiter; was in unserer Persönlichkeit die Phantasie, das in der äussern Natur das elektrische Feuermeer; was dort der Affect, das hier der Blitz. Was in unserer Persönlichkeit der Sinn, das in der äussern Natur der Magnetismus. Wie im Galvanismus Elektricität und Magnetismus sich vereinigen: so wirken im Gefühle Phantasie und Sinn zusammen; im Galvanism fühlt sich die äussere Natur, im Fühlen galvanisirt sich das Gemüth. — Wer an diesen kühnen Vergleichungen noch nicht ge-

nug

nug hat, der lese in der Vorrede, daß Fichte's Idealism sich in der Philosophie an den positiven Pol stellt, dessen Symbol in der äussern Natur der Sauerstoff ist; daß der Realism an den negativen hintritt, den der Stickstoff repräsentiren soll; daß Schelling's absoluter Idealism vom Indifferenzpunkt auszeht, der nach aussen in der Athmosphäre (richtiger Atmosphäre) sich wiederfindet; daß die Philosophie der Locke's und der Condillac's an dem Wasserstoffpole ihren Platz findet, und Leibnitzens Monadenlehre vorzüglich den positiven Kohlenstoffpol occupirt. Es ist wahrlich Schade, daß der Verf. seine in vielen Stellen schöne und rührende Vorrede durch solchen Unsinn entstellt hat. — Mehr Aufmerksamkeit verdient S. 47, die Bestimmung dreyer positiver Faktoren in der äussern Natur: Licht, Elektricität und Sauerstoff; dreyer negativer, Phlogiston, Magnetismus, brennbare Stoffe; drey Ideale gehen aus der Gegenwirkung beyder Faktoren hervor, Wärme, Galvanism, Verbrennung. Die markigte Gehirnsubstanz entspricht dem Verstande, die graue dem Sinne. Das System der einsaugenden Gefäße verhält sich zu dem der Arterien, wie der Sinn zur Phantasie; was das eine deprimirt, wird das andere excitiren müssen, und so hinwiederum. Positive Potenzen verstärken die Secretion, schwächen hingegen die Einsaugung; negative Potenzen schwächen die Secretion, verstärken hingegen die Einsaugung. (Dieser Satz und die Ausführung desselben sind sehr interessant und verdienen Aufmerksamkeit.) Vorzüglich wichtig, auch in der Anwendung auf die Heilkunde, ist der Satz: Energie der innern Thätigkeit und Receptivität sind die beyden entgegengesetzten Faktoren des Lebens; was den einen deprimirt, wird den andern excitiren, und so hinwiederum. Positive Potenzen erheben die Energie und deprimiren die Receptivität; negative excitiren die Receptivität und deprimiren die Energie. (Es möchte nur in manchen Fällen schwer zu bestimmen seyn, ob eine wirkende Potenz negativ sey oder positiv, und es kann dabey nicht fehlen, daß die einzelnen Bestimmungen sich oft der vorgefaßten Hypothese anschmiegen müssen.) Dichterisch ist die Schilderung der verschiedenen Alter: wie die Repulsivkraft im Kinde, die Attractivkraft im Greise die Oberhand hat, und das männliche Alter gleichsam im Indifferenzpunkt zwischen beyden steht; der Verf. konnte auch hier seinem

nem Bestreben zu Gleichnissen nicht widerstehen, und müßte das Kindesalter mit Gas, das männliche mit liquiden, das Greisenalter mit festen Körpern vergleichen. Sinnreich ist die Darstellung des Lebens als eine Ellipse, indem das Verhältniß der Faktoren des Lebens durch die Formel

$$y^2 = bx - \frac{bx^2}{a}$$

ausgedrückt werden, die Ordinate y die Energie der innern Thätigkeit, und die Abscisse vom Scheitel an gerechnet x die Receptivität in jedem Moment des Lebens darstellen soll. Da im Weibe die Energie schwächer, die Receptivität stärker, im Manne die Energie stärker, die Receptivität schwächer ist; so sollen für das weibliche Geschlecht, die Abscissen auf der großen, für das männliche auf der kleinen Axe genommen werden. Je größer das Verhältniß der großen Axe zur kleinen in der Ellipse ist, um so größer die Eccentricität derselben. Je größer daher im Weibe die Erregbarkeit im Verhältniß zur Energie der Thätigkeit ist, um so größer in ihrem Leben die Distanz der beyden Brennpunkte, um so länger dauert mithin das Alter der Fruchtbarkeit, und weil die Brennpunkte in demselben Verhältniß dem Scheitel näher liegen: so tritt um so früher die Reife ein.

Alle diese Data sind aus dem ersten Buche des Werks genommen. In dem zweyten Buche herrscht, wo möglich, ein noch höherer Schwung. Die mancherley Begriffe, welche in unserer gewöhnlichen Lehrmethode in den einzelnen Fächern der allgemeinen Physik, der Kosmologie, der Chemie, der Physiologie, der Nosologie, ꝛc. getrennt gegeben werden, erscheinen hier nicht allein in einer neuen Ansicht; sondern auch, freylich oft durch sehr willkührliche Verbindungen so in ein Ganzes verwebt und vereinigt, daß dieses einem Leser Interesse erwecken muß, der für philosophische Verbindungen menschlicher Kenntnisse Sinn hat. Aber es ist keine leichte Arbeit, dem Verf. zu folgen, und ihn so zu verstehen, daß man fähig ist, die Abwege, auf welche sein rascher poetischer Gang ihn leitet, genau von den Schritten zu unterscheiden, mit welchen derselbe zum Ziele erhabener Kenntniß hinanzuklimmen strebt. Giengen der Verf. und diejenigen, die ihm gleichen, ruhiger fort, und suchten Deutlichkeit mehr als neue schwülstige Worte, würden sie selbst Wahrheit

heit und Falschheit mehr unterscheiden, und ihren Lesern nicht oft Blendwerke anstatt neuer wahrer Ansichten vorspiegeln.

Kz.

Monographia Siricum Germaniae atque generum illis adnumeratorum. Auctore D. *Fr. Klug*, cum tabulis aeneis coloratis VIII. Berolini, impensis Schüppel. MDCCCIII. XII, 64 und 7 Seit. 4. med. und VIII von Guimpel gestochene ausgemalte Kupfertaf. 3 Rthl. 12 Gr.

Rec. nahm nie mit größeren Erwartungen ein Buch zur Hand, und legte nie eins mit so vollkommener Befriedigung von sich als das gegenwärtige. Mehrere verdiente Männer bereicherten seit einigen Jahren die Entomologie mit schätzbaren Beschreibungen einzelner Gattungen; allein, unter diesen allen, möchte D. Klugs Arbeit, doch wohl den ersten Platz behaupten, man blicke auf den innern Werth, oder auf die äußere Eleganz derselben. Eine gründlichere und vollständigere Bearbeitung eines schwierigen Gegenstandes, ein gefälligeres Aeußere und schönere Kupfer, kann nicht leicht ein anderes Werk dieser Art, in so vorzüglichem Grade als dieses, vereinigt aufweisen. Gebührt aber dem Verf. unbedingter Dank für dasjenige, was er leistete: so verdient der Verleger nicht minder Dank, da er mit gänzlicher Beyseitesetzung einer sordiden kaufmännischen Berechnung, nur darauf sah, auch seinerseits dazu beyzutragen, diesem Werke einen dauernden Werth zuzusichern.

Scopoli hat sehr richtig in der Vorrede zum zweyten Anno historico-naturali gesagt: *„Omnia bene describere, „quae in hoc mundo a Deo facta, aut naturae creatae „viribus elaborata fuerunt, opus est non unius hominis, „nec unius aevi. Hinc Faunae et Florae utilissimae, hinc „Monographi praestantissimi.“* Ist also der Monograph nur einigermaaßen der Arbeit, der er sich unterzieht, gewachsen: so ist er berechtigt, Ansprüche auf den Dank des Systematikers zu machen, da das System nur theilweise, und nur durch die Bemühungen Mehrerer zur höchsten Stufe der

Voll-

Vollkommenheit gelangen kann. In der bisher wahrlich stiefmütterlich behandelten Ordnung der Piezaten, welche der Vorrede nach die Lieblings-Ordnung des Verf. zu seyn scheint, wäre nun durch diese Monographie eine freylich nur kleine, doch aber ungemein wichtige Lücke glücklich gefüllt. Möge der Beyfall, den dieses Unternehmen allgemein finden muß, den Verf. bestimmen, bald mehrere und größere zu füllen.

Wer eine Monographie lediglich nach der Menge der darinne vorkommenden neuen Arten würdigen wollte, liefe leicht Gefahr, ein sehr einseitiges Urtheil zu fällen. Das erste und Haupt-Requisit einer guten Gattungs-Monographie ist die sichere Festsetzung der Gattungs-Kennzeichen, damit die zu der Gattung gehörenden Arten ohne Zweifel, ohne Anstand untergebracht werden können; das zweyte Erforderniß bleibt die richtige und genaue Bezeichnung der Arten, damit die Verwechslung nahe verwandter nicht möglich sey; hierzu gehört, nicht nur die umständliche Beschreibung beyder Geschlechter und der bekannten Varietäten; sondern auch die sorgfältigste Berichtigung der Synonymie. Allen diesen Forderungen hat der Verf. in einem hohen Grade der Vollkommenheit Gnüge geleistet, und nur unbilliger Weise könnte es ihm angerechnet werden, daß er von mancher Art nur das eine Geschlecht kennen lernte und beschrieb.

Die ungemeine Wichtigkeit des Werks dient dem Rec. zur hinlänglichen Entschuldigung, wenn er bey Beurtheilung desselben länger verweilt, als dessen Bogenzahl es zu erfordern scheint, und er glaubt, nicht besser die Verdienstlichkeit der Klug'schen Arbeit zeigen zu können, als durch Voranschickung einer kurzen kritischen Geschichte der Gattung *Sirex* im Linnéischen Sinne des Worts.

Linnés Gattung *Sirex* ward von Fabricius unabgeändert in seine älteren Schriften aufgenommen; obgleich mehrere Arten sich in selbiger befanden, welche selbst bey dem Linnéaner gerechten Verdacht hätten erwecken müssen, daß sie nicht glücklich untergebracht waren; die nähere Untersuchung der Freßwerkzeuge aber konnte allein den Fabricianer entscheiden lassen, was mit diesen Arten anzufangen sey. Fabricius fieng spät genug an hierüber Untersuchungen anzustellen, welche zur Folge hatten, daß er die neue Gattung

Oryssus errichtete. Ein einziger Schritt war hierdurch erst gethan, und doch waren noch weit mehrere zu thun, um die Gattung *Sirex* von den Arten, welche sie noch immer in sich faßte, zu säubern. Dieß that der Genfer Jurine, in der Uebersicht eines Systems, welches er auf den Verlauf der Flügeladern zu gründen gedenkt. Jurine lösete die Gattung *Sirex* in die vier Gattungen *Urocerus*, *Sirex*, *Astatus* und *Sapyga* auf. Nun waren fünf Gattungen aus einer entstanden. K. prüfte die Fabricische „*Oryssus*“ fand sie richtig und nahm sie an; auch unterwarf er die vier Jurineschen Gattungen einer genauen Prüfung der Mundtheile; fand sie hiernach auch nach Fabricischen Grundsätzen tauglich und behielt sie bey, mit dem einzigen Unterschiede, daß er den Gattungsnamen *Urocerus* in *Hybonotus* umwandelte, wozu vollwichtige Gründe vorhanden waren. Neue Gattungen zu errichten war unnöthig, da alle bekannten Arten sich ohne Zwang in die vorhandenen fünfe unterbringen ließen. Von allen diesen Gattungen sind die natürlichen und künstlichen Charaktere mit einer Genauigkeit angegeben, die nichts zu wünschen übrig läßt, so daß ihnen auf immer Festigkeit und Unumstößlichkeit gesichert ist.

Die angenommene Folge der Gattungen ist diese: *Oryssus*, *Hybonotus*, *Sirex*, *Astatus*, *Sapyga*.

Zu der ersteren dieser Gattungen hat sich bisher nur die einzige Art *Vespertilio* gefunden, da es nach K. Beobachtungen nothwendig war, den O. *coronatus* F. als das Männchen mit dieser Art zu verbinden.

Zwey hinlänglich bekannte Arten *camelus* und *dromedarius* sind zur Gattung *Hybonotus* verwiesen.

Die in drey Familien abgetheilte Gattung *Sirex* ist nächst der folgenden die reichste an Arten und es sind aus derselben hier beschrieben und abgebildet: *gigas*, beyde Geschlechter und mehrere Varietäten, zu welchen auch die Arten *psyllius* und *mariscus* Fabr. nicht minder *hungaricus* Christ. zu rechnen sind; *Augur*, eine neue Art mit mehreren Varietäten, davon eine Panzer für den *gigas* hielt; *Fantoma*, (richtiger Phantoma) nur das Weibchen, das Männchen dem Verf. unbekannt; *Juvencus*, beyde Geschlechter und mehrere Variet., mit dieser Art ist *Noctilio*

Fabr.

Fabr. als eine Varietät des Männchens verbunden, so wie auch *nigricornis* Ludwig's, nichts weiter als Var. dieser Art ist; *Spectrum*, beyde Geschlechter und drey Variet., *emarginatus* Fabr. ist nichts weiter als das Männchen dieser Art; *Fuscicornis*, von Christ unter dem Namen *camelogigus* abgebildet, nur das Weibchen; *Magus*, dessen Männchen Fab. unter dem Namen *nigrita* beschrieb.

Zur Gattung *Astatus* sind gerechnet: *troglodyta* und *pygmaeus*, welche Linné schon hatte; *spinipes* — *Bauchus spinipes* Panz.; der Verf. ist geneigt diese Art für das Weibchen des *pygmaeus*, von welchem er nur das Männchen kennt, zu halten; es hat das auch einen ungemein hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, weil beyde Arten nicht selten sind, und gleichwohl sich bisher von der erstern kein Weibchen, von der letztern aber kein Männchen vorfand; neu sind die Arten *pallipes*, *floralis*, *analis* und *punctatus*; ob aber von diesen vier Arten dem Verf. beyde Geschlechter bekannt waren, ist aus der gelieferten Beschreibung nicht ersichtlich; den Abbildungen nach zu urtheilen, würden *pallipes* Tab. VI. Fig. 6, *floralis* Tab. VI. Fig. 5 a b, *analis* Tab. VII. Fig. 1. Männchen, *punctatus* Tab. VII. Fig. 2 a b aber ein Weibchen seyn. Da der Verf. von allen diesen Arten nur den Ort des Aufenthalts angiebt, ohne zu bemerken, ob sie sparsam oder häufig vorkommen; auch nur bey der einzigen Art *floralis* einer Varietät erwähnt wird: so ist es wahrscheinlich, daß er sie nur einzeln besaß, und denn dürfte sich aus ferneren Beobachtungen wohl ergeben, daß *pallipes*, *floralis* und *analis* als Männchen der Arten *punctatus* und *tabidus* einzuziehen seyn würden. Die Gattung *Astatus* würde nach des Rec. Dafürhalten ganz vorzüglich der ferneren Aufmerksamkeit des Verf. bedürfen, und auch bey diesen würde vielleicht die Verminderung der Arten so verdienstlich werden, als sie es bey der Gattung *Sirex* war.

Ausgezeichnet gut ist die Gattung *Sapyga* bearbeitet, wenn gleich sie nur die zwey Arten *punctata* und *prisma* in sich faßt. Die erste derselben ist viermal in Fab. Schriften, nämlich als Sir. *pacca* Scol. 5-*punctata*, 4-*guttata* und 6-*guttata* aufgeführt; K. führt mehrere Varietäten an; auch sind die Kennzeichen deutlich angegeben, durch welche beyde Geschlechter sich von einander unterscheiden; das Nämliche gilt auch von der andern Art *prisma*, welche bey Fab. un-

unter den Scolien stehet, und von Panzer unter dem Namen *Masaris crabroniformis* abgebildet ist.

Aus dem Angeführten erhellet zur Genüge, daß Dr. Klugs Verdienst nicht sowohl im Aufstellen neuer Arten, als vielmehr in der richtigen Begränzung der bereits entdeckten ungemein groß ist. In keiner Gattung mehr, als in der ehemaligen Sirex, waren die Entomologen von jeher gemeister, nicht nur aus Varietäten; sondern sogar aus den Geschlechtern einer Art, mehrere Arten zu machen. K. prüfte mit hellen Blicken, zog die unnöthigen Arten ein, und brachte sie da unter, wo die Natur es erforderte; es mußte daher die bisherige Zahl der Arten sich nothwendig vermindern; allein daß diese Einziehung ungleich verdienstlicher sey, als die zu vorschnelle und ungeprüfte Erdichtung neuer Arten, bedarf keines Beweises.

Der Verf., der mit so vieler Sorgfalt Alles, was über seinen Gegenstand Licht geben konnte, verglichen hat, kannte vermuthlich die beyden Dekaden des schönen Coquebert'schen Werks nicht; er hätte aus diesem einige recht gute, wenn gleich mit den seinigen nicht zu vergleichende Figuren anführen können. So ist O. *coronatus*, daselbst Dec. I. Tab. V. fig. 7. abgebildet, und A. *pygmaeus* und *tabidus* Dec. II, Tab. XI. f. 2. und 4. vorgestellt.

Herr K. schränkte sich lediglich auf die deutschen Arten derjenigen Gattungen, mit welchen er sich beschäfftigte, ein; hätte er aber nicht recht gut seiner Arbeit eine größere Ausdehnung durch Aufnahme der exotischen Arten geben können? Einige Bogen und etwa eine Tafel mehr, würden die kleine ausgeschlossene Zahl in sich gefaßt haben, und das Werk hätte hierdurch wo möglich, einen noch höhern Grad der Vollkommenheit erlangt.

Auf den VII ersten Tafeln sind sämmtliche beschriebenen Arten auf das nachahmungswürdigste abgebildet, von den meisten beyde Geschlechter und von vielen mehrere bedeutende Varietäten; die VIII. Tafel stellt die Gattungskennzeichen vor, und läßt nichts zu wünschen übrig.

Endlich darf Rec. auch nicht verschweigen, daß die Schreibart in diesem Werke weit korrekter sey, als sie es in Werken dieser Art in der Regel zu seyn pflegt. Hätten,

Germanismen und fehlerhafte Konstruktionen, kommen nicht häufig vor, und die wenigen Verstöße gegen die Regeln eines Priscians, können so gut dem Setzer und Korrektor als dem Verf. beygemessen werden.

Wm.

I. Lucifer (,) oder Nachtrag zu den bisher angestellten Untersuchungen der Erd-Atmosphäre (,) vorzüglich in Hinsicht auf das Höhenmessen mit Barometern (;) von Christ. Ernst Wünsch (;) Doktor und Professor zu Frankfurt an der Oder. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1802. LX und 519 Seit. gr. 8. 3 Rk.

II. Zusätze zu dem Lucifer (,) oder zweyter Nachtrag zu den bisher angestellten Untersuchungen der Erd-Atmosphäre (,) von Christ. Ernst Wünsch. Leipzig, bey Ebend. 1803. XXXII und 142 S. gr. 8. 1 Rk.

III. Ueber Laplace's neue Verbesserung der (,) aus barometrischen Beobachtungen berechneten Berghöhen. Von Rohde, Königl. Preuß. Kapitän. Halle, bey Renger. 1803. 25 Seit. gr. 4. 8 gr.

Der gelehrte Verf. von Nr. 1. und 2, der auch durch seine deutsche Uebersetzung von Bailly's Geschichte der Sternkunde des Alterthums, 2 Bände, und durch die kosmologischen Unterhaltungen, 2 Bände. Leipzig. 1791 — 94. gr. 8 von der rühmlichsten Seite bekannt ist (s. A. D. Bibl. 108. Bd. 1. St. S. 187 fg.), gab im Jahre 1782 eine neue Theorie von der Atmosphäre und Höhenmessung mit Barometern bey eben diesem Verleger heraus; die aber, weder in der A. D. Bibl., noch sonst irgend, in sofern wir uns erinnern können, aufgenommen, oder kritisch beleuchtet wurde. Der Herr Verf. klagt darüber S. XXVII,

XXVII, und wundert sich, daß in den jüngst verstrichenen 20 Jahren, auch eben so wenig irgend ein Naturforscher einiges Bedenken gegen die gewöhnliche falsche Anwendung des bekannten Mariottischen Gesetzes, daraus entlehnt habe. Er beschwert sich sogar über Gehlern, daß er unsers Verf. Theorie in seinem physisch. Wörterbuche 2r Th. S. 636 mit zu großem Leichtsinne verworfen habe.

Damit ein Theil unserer Leser, mit dem eigentlichen Gegenstande der, vom Verf. erklärten falschen Anwend. des Mariottisch. Gesetzes bekannt werde, wollen wir das Princip dieses Gesetzes, gleichsam als Einleitung zu dieser Anzeige in der Kürze anführen:

(Mariotte, ein französischer Gelehrter der zweyten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, hat in seinem discours de la nature de l'Air; à Paris. 1676. 8., und in den Oeuvres de Mr. *Mariotte*. Tom. I. à la Haye. 1740. gr. 4. als eine physikalisch-mathematische Entdeckung bekannt gemacht: daß die Dichtigkeit der Luft sich wie die Kraft, mit welcher sie zusammengedrückt wird, verhalte; eine Regel, die man für Höhenmessungen mit dem Barometer, wenn das letztere zu Paris auf 28 Zoll oder 336 Pariser Linien, als das Zero, oder $=0$ an der Grundfläche der Erde maaß, seitdem mit einigen Veränderungen fast durchgängig angewandt hat. Mariotte stellte sich dabey die Atmosphäre in Schichten getheilt vor, in deren jeder das Barometer $\frac{1}{12}$ Linie tiefer falle, wovon also jede gleichviel Luft enthalten müsse. Diesemnach, da er annimmt, daß eine jede Linie Fall, oder Druck der Luft 60 Fuß Höhe enthalte: so müßten nach diesem Gesetze, die $336 \times 12 = 4032$ Luftschichten erzeugen, und jede zu $5 \times 4032 = 20160$ Fuß Höhe, die 28 Zoll Quecksilber in der sogenannten toricellischen Röhre, ganz in die Kugel zurück treten. Nimmt man nun an, daß die Höhe des Barometers, am Anfange einer Luftschicht in Zwölftheilen einer Pariser Linie ausgedruckt $= y$ bedeute; so wird man die Höhe einer jeden Schicht durch die Formel $\frac{4032.5}{y}$ ausdrücken müssen; mithin geben die Höhen aller Schichten zusammen folgende Reihe:

 $\frac{4032.5}{4032}$

$$\frac{4032.5}{4032}+\frac{4032.5}{4031}+\frac{4032.5}{4030}+\frac{4032.5}{4029}+\frac{4032.5}{4028}\ldots+\frac{4032.5}{y+1}+\frac{4032.5}{y}$$

Werden nun alle Glieder dieser Reihe einzeln für sich bis auf das Glied $\frac{4032.5}{y+1}$ berechnet und zusammen addiret: so erhält man die ganze Höhe der Luftsäule bis dahin, wo die Barometer-Höhe $=y$ ist, eine Arbeit, die **Mariotte** scheute; welche aber **de Lüc** zum Theil vollendete, und sie von 28 Zoll bis auf 16 für alle einzelne Zolle berechnete, und selbige Resultate in eine eigene Tafel brachte. s. **de Lüc Unters. über die Atmosph. 1r Th. S. 296.** Inzwischen haben doch fast alle spätere Versuche und Anwendungen des **Mariotteschen** Gesetzes gezeigt, daß diese Regel, für große Höhenmessungen, viel zu klein sey. — Unser Herr Verf. der Prof. W. hat dagegen in dem, von ihm angeführten früheren Buche [**Neue Theorie** u. s. w. Leipzig. 1782. 8.], wozu die vorliegenden der **erste** und **zweyte Nachtrag** sind, eine Formel angegeben, welche von dem Gesetze des **Mariotte** abweicht. Sie gründet sich vorzüglich auf das physikalisch-mathematische Princip, daß sich die Dichtigkeit der Luft, wegen des Gesetzes der Gravitation, verkehrt, wie die vierte Potenz der Entfernung vom Mittelpunkte der Erde verhalte, und daß man die so bestimmte Dichtigkeit, wegen des Drucks der obern Luft auf die untere, mit der halben untern Barometerhöhe multiplicieren müsse, um die wirkliche Dichtigkeit zu erhalten. Daraus solle nun eine Formel folgen, worin Differenzen der Wurzeln vierter Potenz aus den Barometerhöhen, fast eben so gebraucht werden könnten, wie die Unterschiede der Logarithmen. **Gehler** sahe a. a. O. dieses Princip und die Formel selbst als eine **höchst unwahrscheinliche Hypothese** an, aus der nicht richtig Herrn W. Formel folge. Diese harte Rüge, wie sie S. XXIX unser Herr Verf. nennet, hat er theils in öffentlichen gelehrten Blättern widerlegt; theils hier S. XXX fg. durch nähere Beleuchtungen berichtigt. Ohne uns jedoch in eine gelehrte Fehde einzulassen, noch weniger die Ausfälle zu beantworten, die Herr W. auf die Rec. seines Werks wirft, die er an mehreren Orten **Schaumeister** nennt, wollen wir in

in der Kürze den Inhalt beyder vorliegenden Schriften anzeigen, und das Urtheil, wer zwischen den Manen des verstorbenen Gehler und unserm Verf. recht habe, unsern Lesern zur Selbsteinscheidung überlassen.)

Nr. I. ist in zwölf Hauptstücke eingetheilt. Im ersten wird ganz richtig die Unzulänglichkeit des Mariottischen Gesetzes gezeigt; und im zweyten, die elastisch flüssige Luft von der elastisch flüssigen Materie getrennt. Das dritte bis zwölfte Kapitel enthält eine Menge gelehrter Beobachtungen, Resultate und Theorien, die allerdings den scharfsinnigen Gelehrten, wenn auch nicht immer die vollkommenste Richtigkeit der Sache selbst, zu erkennen geben, auf die ein neues System der Höhenmessungen gegründet werden könnte. S. 422 — 428 zeigt der Verf. aus anschaulichen trifftigen Gründen, daß zur Bestimmung der Gestalt unserer Erde, es künftig nicht mehr der kostspieligen Meridians-Gradmessungen bedürfe. Der Anhang S. 475 — 519 enthält einen lehrreichen Gebrauch der beygefügten Rechnungstafeln; aber die 4 Kupfertafeln sind schlecht gestochen.

Nr. II. liefert schätzbare Beyträge zu dem vorliegenden Hauptwerke von Nr. 1, die alle in der Ordnung, wie die vorherigen 12 Kapitel folgen. Beyde Nachträge zusammen genommen, enthalten eine große Sammlung wirklich veranstalteter Höhenmessungen von verschiedenen Gegenden Deutschlands, welche theils durch Barometer-Versuche veranstaltet, theils durch Rechnungen berichtiget worden sind. Angehängt sind Temperaturtafeln, die von dem strengen Beobachtungsgeiste zeugen, den der Verf. überall, jedoch nicht immer bescheiden geltend zu machen sucht. Aber eine unbefangene Kritik läßt dergleichen Ausfälle bey Seite liegen. —

Nr. III. stellt auf wenigen Seiten aus der Betrachtung, daß die Schwere mit der geographischen Breite zunimmt, und nicht daraus, daß sie in großen Höhen abnehme, eine Korrektion der Berechnung einiger Berghöhen aus barometrischen Beobachtungen dar, wozu la Place in seiner Mecanique celeste, Tom. I. p. 107 u. m. and. Ort. Veranlassung dargeboten hat. Herr Rohde führt diesen Gegenstand eben so geschickt, als gründlich aus, und verräth

 da-

dabey einen Kalkulator, den man zu den gewandtesten zählen darf.

A.

Raupen- und Schmetterlings-Tabellen für Insekten-Sammler, und besonders diejenigen, welche sich mit Abwartung derselben abgeben wollen. Verfaßt von dem Domherrn, Grafen von Matuschka, Ehrenmitgliede der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. Leipzig, bey Joachim. (Ohne Jahrszahl.) 135 S. Text und X S. Register. 8. 18 gr.

Es kann die Ausarbeitung dieses Büchelchens dem nunmehr verstorbenen Verf. unmöglich einen großen Aufwand von Geisteskräften gekostet haben; auch bedurfte er zum Zusammentragen desselben, weder einer eignen Sammlung, noch eines großen literarischen Apparats. Roesel's Insektenbelustigungen, und Hufnagels, in dem Berlinischen Magazin abgedruckte Tabellen, waren vermuthlich der ganze Büchervorrath, dessen er benöthigt war, um diese, in jedem Betracht sehr schlecht gerathene Kompilation zusammen zu tragen. Roesel's Werk bot ihm die Gegenstände dar, über welche er Beruf zu haben glaubte, als Schriftsteller auftreten zu dürfen; Hufnagels Arbeit gab ihm die Form an die Hand, in welche er dieß Machwerk kleidete. Man hat also auch nur hier diejenigen Raupen mit ihren Schmetterlingen zu suchen, die in den Roesel-Kleemannschen Werken abgebildet worden sind; und man vermißt die allergemeinsten, jedem Schmetterlinge haschenden Schüler bekannten Arten, wenn sie in jenen Werken fehlen. Der Kleemann-Maderschen Raupen-Kalender, der zwey Auflagen erlebte, und in Jedermanns Händen ist, würde, auch bey der besten Bearbeitung, dieses Produkt überflüssig gemacht haben; welches aber jetzt bey seinen übergroßen Unvollkommenheiten geradehin verwerflich genannt werden darf.

Die Rubriken dieser Tabellen sind übrigens folgende: 1. Raupe; 2. Provinz; 3. Fraß oder Nahrung; 4. Zeit

der Erscheinung; 5. Zeit der Verwandlung; 6. Puppe oder Chrysollide (Chrysallide); 7. Schmetterling oder Papillon; 8. besondere Bemerkungen. In der erstern dieser Rubriken stehet mit der Roeselschen Diagnose der Raupe, zugleich das Allegat der Figur aus dem Roeselschen Werke. In der siebenten Rubrik würde eine kurze Bezeichnung des Schmetterlings wohl einen Platz verdient haben; es stehet jedoch in selbiger nichts weiter, als der deutsche und lateinische Name, und das Citat der Roeselschen Figur. Die Verstümmelung eines guten Theils der lateinischen Benennungen darf wahrlich nicht dem Setzer; sondern muß geradehin dem Verf. zur Last gelegt werden, und bekundet dessen gänzliche Unbekanntschaft mit Linnés Schriften und der Sprache der gelehrten Welt; hiervon einige Beyspiele: es stehet S. 29 Prasina, im Register Prasma statt Brassicae, S. 45 Stillada, im Register Stilluda statt Stellatarum, S. 73 Dunati statt Dumeti, S. 105 Rupula statt Russula, S. 121 Rostrata statt Rostralis etc. S. 47 ist dem Seidenspinner, (B. Mori) unter den Sphynxen der Platz angewiesen.

Endlich verdienen noch die besondern Bemerkungen in der achten Rubrik, welche wohl des Verf. Eigenthum seyn werden, und um welche Niemand ihn beneiden darf, einiges Verweilen. Sie enthalten die alltäglichsten Beobachtungen; und sind so leer an Interesse als an Scharfsinn; bisweilen auch sogar ohne allen Sinn. Ueber die Beweise dieser Behauptungen ist Rec. nicht verlegen; denn eine jede Seite des Buchs bietet sie ihm in Menge dar. Folgende, die auf's Gerathewohl ausgehoben sind, mögen den Leser überzeugen, und zugleich auch als Proben der Schreibart des Verf. dienen. Von P. Antiopa heißt es S. 9: „überwintert als Embryo (!) und als Puppe," und ebendaselbst vom P. Polychloros „die Flügel haben Treppen„spitzen (!). S. 11 wird vom P. Calbum gesagt: „er „fliegt schneller als andere Papillons, woran die so „starke und geschnittene (vermuthlich stark ausgeschnittene) Flügel vermuthlich Schuld sind." S. 15 sagt der Verf. bey *P. Euphrosyne* (Lathonia) „es ist noch „unbekannt ob die Raupe gesellig oder einsam lebe, „und ihr Futter ingleichen," und S. 37 von P. Phlaeas „ein sehr niedlicher und eben seltener Papillon." Auf

wessen Autorität braucht der Verf. von 41 bis 51 stets das Wort Sphinx als ein Masculinum? Einem solchen Neuling in der Entomologie als dem Verf., mußte in Linnés Schriften Manches unbegreiflich seyn: daher auch S. 61 diese Aeußerung „woher *Linné* sie *Bucephala* nennt, ist „mir unbegreiflich," eben so wenig befremden darf, als die S. 63 bey B. *Caeruleocephala* aufgeworfene Querfrage. Wer sollte glauben, daß in einem Produkte dieses Gehaltes mitunter auch Vorschläge zur Verbesserung der Linnéischen Namen vorkommen, und doch ist dem so; denn um hiervon nur ein Beyspiel anzuführen, meint S. 71 der Vf., daß Linnés N. *Triplasia* auch *Gibbosa* heißen könnte. Bey N. *Typica* S. 83 hat der Herr Graf die ungemein wichtige Entdeckung gemacht, daß sie zwischen den Fühlhörnern ein paar Schnabelspitzen, und zwischen diesen einen schneckenförmigen Saugrüssel habe.

Doch Rec. verweilt nur zu lange bey dieser der Vergessenheit zu übergebenden Sudeley; wollte er den Leser mit allen darin enthaltenen Albernheiten, faden Bemerkungen, und unrichtigen Ideen bekannt machen: so müßte er sie ganz abschreiben.

Nicht leicht pflegt ein Buch so schlecht zu seyn, daß es nicht doch von irgend einer Seite empfohlen werden könnte; an diesem Buche läßt sich aber mit gutem Gewissen gar nichts empfehlen; der erfahrne Entomologe wird es mit Unwillen von sich werfen, und selbst der Neuling bald einsehn, daß über Entomologie zu schreiben des Verf. Beruf nicht seyn konnte. Stünde nicht des Verf. Name auf dem Titel: so würde Rec. geglaubt haben, daß das Unternehmen nichts weiter als eine Geld-Spekulation, durch ungünstige häusliche Umstände veranlaßt seyn könne; doch schreiben Grafen die zugleich Domherren sind, nicht leicht für die Küche. So viel bleibt indessen gewiß, daß der Herr Graf durch dieses Geschreibsel, derjenigen gelehrten Gesellschaft, von der er sich Ehrenmitglied nennt, keine große Ehre gemacht habe.

Wir-

Physika-

Physikalische Schlösser, geöffnet ohne Schlüssel. Oder: Beyspielsammlung für den künftigen Unterricht in der Naturlehre, in Dialogen für Kinder, von Johann Ernst Berls. Berlin, bey Frölich. 1804. 308 Seit. 8. 1 Rk.

Der zweyte Titel drückt den Inhalt des Buchs richtig aus; der erste soll wohl die Neugierde reizen, ist aber nicht glücklich gewählt. Unter den geöffneten physikalischen Schlössern denkt man sich erklärte physikalische Experimente, und wäre dieses keine irrige Vorstellung: so müßten die Worte „ohne Schlüssel" wegfallen; denn eben die Erklärung würde der Schlüssel seyn. Da nun aber die Experimente nicht erklärt sind: so kann auch den sogenannten Schlössern das Prädikat geöffnet nicht beygelegt werden. — Der Einfall des Verf., erst die Wißbegierde der Kinder durch physikalische Kunststücke zu erregen, ehe man mit ihnen zum wirklichen Unterricht in der Naturlehre schreitet, ist sehr gut, und schon von Andern mit glücklichem Erfolg vorgeschlagen und ausgeführt worden. Anstatt der Vorrede findet man eine Einleitung, die auf einige Geschichten gegründet ist, welche Fritzens Vater jenem erzählt. Sie haben den Zweck, den Einfluß des Aberglaubens auf die Moralität, und überhaupt auf das Wohl und Wehe des Menschen zu zeigen. In der ersten wird ein Mann durch eine abergläubische Idee von einer lasterhaften Gewohnheit geheilt; in den beyden übrigen aber werden Menschen dargestellt, die durch abergläubische Vorspiegelungen bethört an ihrem Vermögen und an ihrer Gesundheit Schaden leiden. Die erste Erzählung scheint zwar den Aberglauben wegen einer zufälligen guten Wirkung desselben in ein günstiges Licht zu stellen; allein die beyden andern geben dem Vater desto mehr Gelegenheit, zu zeigen, wie gut es ist, wenn man die Kräfte der Natur kennt, und seinem Fritz eine Begierde nach dieser Kenntniß einzuflößen. Um diese Begierde theils zu befriedigen, theils noch mehr anzufachen, macht der Vater physikalische Kunststücke, die in Gesprächsform eingekleidet und faßlich dargestellt sind. Nun kommt es aber darauf an, daß derjenige, der diese Kunststücke bey seinen Schülern gehörig benutzen will, die zu ihrer Erklärung nöthigen Kenntnisse entweder

schon besitze, oder sie aus guten Quellen zu schöpfen Lust und Gelegenheit habe. — S. 24 sagt der Vater: „Habe ich „bey kleinen Kunststückchen die wunderbare Wirksamkeit so „mancher geheimen Kraft der Natur kennen gelernt: so bin „ich weniger erstaunt, als ein Anderer, der nichts von allem „diesem sah und wußte, wenn auch eine von mir in ihrer „Wirksamkeit noch nie erkannte Naturkraft sich in den auf„fallendsten Erscheinungen äußert. Aberglaube und Furcht, „Furcht und Aberglaube — ich weiß nicht, welches hier „zuerst da ist; denn die Furcht erzeugt Aberglauben, „und Aberglaube kommt auch aus Furcht — beyde „weichen vernichtet durch Kenntniß der Naturkräfte." — In diesem Satze, der des Verf. Absicht deutlich macht, ist seiner Feder ein sonderbarer Fehler entschlüpft. Wenn es nämlich heißt: „die Furcht erzeugt Aberglauben, und „Aberglaube kommt auch aus Furcht:" so drückt Beydes einerley aus. Es sollte richtiger heißen: Bald erzeugt der Aberglaube die Furcht, bald ist die Furcht des Aberglaubens Mutter.

Ti.

Der Schmetterlinge zwey und funfzigstes Heft. Tom. IV. Tab. CXCIV. N. 115. und Tab. CXCV. N. 116. Bogen Sss — Yyy, als zum vierten Theils zweyten Bands ersten Abschnitt, und I. zum zweyten Abschnitt dieses vierten Theils zweyten Band. Erlangen, in der Waltherschen Kunst- und Buchhandlung. 1804. 4. 2 Rg.

So rasch hinter einander auch bey seinem Entstehen das Espersche Werk erschien: so langsam schleicht es seit mehreren Jahren aus den Pressen hervor. Ob die Schuld dieses Zögerns dem Verf. oder dem Verleger beygemessen werden muß, ist nicht leicht zu entscheiden; so viel aber ist gewiß, daß sie nicht in dem Mangel an Stoff gesucht werden könne. Ueber den Werth und die Mängel des Esperschen Werks, ist bereits in so mancher gelehrten Zeitschrift geurtheilt worden, daß der Rec. dieses Heftes, sein eigenes

Glau-

Glaubensbekenntniß über diesen Gegenstand zurückhalten zu können glaubt. Es begnügt daher derselbe sich damit, den Inhalt der vor ihm liegenden Tafeln und Textbogen ganz kurz anzuzeigen. Abgebildet und in dem Textbogen J beschrieben sind: N. *Amasia*, beyde Geschlechter, eine in Taurien neuerdings entdeckte Eulenart, zur Familie X des Wiener Systems gehörend, und hinlänglich von den bisher bekannten Arten derselben verschieden; N. *Bimaculosa*, die beyden Geschlechter; N. *Velleda*, ein Fabricischer Hepiolus, den auch bereits Hübner abbildete; N. *Purpurina*, gewiß verschieden von der Hübnerschen Eule dieses Namens, wenn gleich Herr Esper dieß nicht zugiebt; N. *Radiosa*, eine neue Entdeckung Wallners, welche in die Familie W. des Wiener Systems einzurücken ist; N. Malvae, durch Hübner'n zuerst bekannt gemacht, zu dieser letztern fehlt die Beschreibung noch.

In den zum ersten Abschnitt des zweyten Bandes der Eulen gehörenden fünf Textbogen, sind die Beschreibungen der 234sten (203ten) europäischen Eulen Phaläne, (N. Radica Tab. 72. Noct. fig. 4.) bis zu der 227sten (N. Brassicae Tab. 80.) enthalten. Gegen die Bearbeitung ließe sich Manches mit Grund einwenden; allein der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet nicht sehr umständliche Erörterungen, die nur zu oft nothwendig seyn würden. Einige unrichtige Citate glaubt indeß Rec. hier rügen, und andere ausgelassene nachtragen zu dürfen, um doch einigermaaßen den obigen Ausspruch zu rechtfertigen. So ist z. B. bey N. *Concinna*, der Wiener *Birivia* ohne Selbstprüfung lediglich auf Borkhausen's Worte angezogen: die *Birivia* ist eine ganz andere Eule mit der die *Concinna* auch nicht einmal in einer Familie stehen kann. N. *Rubecula* ist nicht Wiewegs *Citrago*, welche die richtige Linnéische ist; sondern dessen *Undata*, Borkh. *Undosa* und Hübn. *Ferruginea*. Des Verf. N. *Furva* scheint nichts weiter als eine Abart der ungemein abändernden N. *Secalicra* zu seyn. N. *Divisa* ist mit Hübners N. *Deceptricula* zu vereinigen.

Herr Esper ist nicht genug zu bitten, die mannichfaltigen Lücken in seinem Werke an den Tafeln sowohl, als an dem Texte recht bald zu füllen; und sodann so schnell als möglich die Fortsetzungen folgen zu lassen. In Ansehung

der

der Schnelle der Herausgabe kann nicht leicht ein Werk, welches alle Gattungen und Arten einer ganzen Ordnung zu umfassen bestimmt ist, dem Hübnerschen gleich gesetzt werden.

Wm.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern, aus ächten Quellen geschöpft. Ein allgemeiner Beytrag zur Länder- und Menschenkunde, von Joseph Hazzi, Kurpfalzbaierischem Generallandes-Direktionsrath in München. Nürnberg, bey Stein. 1804. Dritter Band zweyte Abtheilung. 25 Bog. 8. 1 Rk. 20 K.

Nach dem schon bekannten Plan werden hier mehrere Gerichte historisch, topographisch und statistisch durchgegangen und genau beschrieben; auch befindet sich bey dieser Abtheilung eine Tabelle — die Bevölkerung von München nach einer 1801 gemachten Volkszählung; nach dieser ist die Totalsumme der Menschen 48745 in 1789 Häusern.

Mm.

Intelli-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey dem Buchhändler David Siegert in Liegnitz, ist erschienen:

Predigtentwürfe über die ganze christliche Moral, in alphabetischer Ordnung. Ein Handbuch für Stadt- und Landprediger.

Dieses Werk umfaßt die ganze praktische Moral des Christenthums, in sofern sie zum öffentlichen Vortrag auf der Kanzel gehört. Es ist daher ein reiches Materialien-Magazin, das den Prediger in keinem Falle verläßt; sondern ihm alle seine Amtsverrichtungen aufs zweckmäßigste erleichtert. Es eignet sich nämlich zu öffentlichen Vorträgen, über die Evangelien, Episteln, freye Texte, und bey Kasualfällen. Jeder Entwurf enthält in dem Raume von 5 oder 6 Seiten einen reichen Materialien-Vorrath, und gewährt eine leichte Uebersicht über eine wichtige Materie. Mehr bedarf es nicht, um jeden Prediger auf ein Werk aufmerksam zu machen, das ihm eine Menge anderer homiletischer Hülfsmittel entbehrlich macht. Das Ganze besteht aus 5 Bänden, von denen jeder 100 Entwürfe enthält. Jeder Band kostet 2 Thlr.

Handbuch der Geschichte der wichtigsten Völker des Alterthums, zum Schulgebrauch entworfen von Karl Friedrich August Brohm, Professor der alten

ren Literatur am Gymnasium zu Posen. Erste Abtheilung, enthaltend die Geschichte der wichtigsten alten Völker bis zum Tode Alexanders des Großen. Posen und Leipzig, bey Joh. Fr. Kühn. 1805. 18 Gr.

Ein Kompendium der Geschichte ist seit langer Zeit Bedürfniß für gelehrte Schulanstalten gewesen, und man hat daher diesem Mangel auf mancherley Weise abzuhelfen gesucht. Am gewöhnlichsten ist dieß durch Tabellen geschehen; welche jedoch so nützlich und fast unentbehrlich sie auch für denjenigen sind, welcher mit der Geschichte selbst schon hinlänglich bekannt ist, immer nur geringe Brauchbarkeit für den angehenden Studierenden haben, dem tabellarische Andeutungen nicht genügen. Es wird daher dieses Handbuch des Herrn Professor Brohm, wovon so eben die erste Abtheilung erschienen ist, gewiß jedem Schulmanne ein willkommenes Werk seyn, dem wir seiner Gemeinnützigkeit gute Aufnahme wünschen; die 2te und 3te Abtheilung ist unter der Presse, und wird in Kurzem erscheinen.

Denjenigen Schulanstalten und Schulmännern, welche sich mit bedeutenden Bestellungen auf dieses Werk unmittelbar an den Verleger wenden, wird sowohl auf diese 1ste Abtheilung als auch auf die beyden darauf folgenden ein verhältnißmäßiger Vortheil von der Verlagshandlung zugesichert.

Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Veränderungen des Aufenthalts.

Herr Dr. Fleisch in Kassel, ist zum Berg-Medikus und Landphysikus in Meutershausen ernannt worden.

Herr Mag. E. Tillich zu Leipzig, ist von dem Fürsten von Anhalt-Dessau, als Professor und Mitvorsteher einer Erziehungs- und Bildungsanstalt berufen worden, welche unter der Direktion des Herrn Professor Olivier zu Dessau errichtet werden wird.

Der

Der Kurfürst von Pfalzbaiern hat nachstehenden Professoren auf der Universität zu Landshut, Gehaltszulagen bewilligt: Herrn Prokanzler Gönner 400 Gulden; Herrn Hofrath Feuerbach 400 Gulden; Herrn Medicinalrath Röschlaub 200 Gulden; Herrn geistl. Rath Sailer 200 Gulden; Herrn geistl. Rath Zimmer 100 Gulden; Herrn Hofrath Krüll 150 Gulden; und Herrn Medicinalrath Schmidmüller 100 Gulden.

Herr Hofrath Voß in Jena, welcher kürzlich einen nach Würzburg erhaltenen Ruf ablehnte, wird, dem Vernehmen nach, nach Fulda gehen. Er wird nächstens seine längst erwartete Uebersetzung des Theocritus, Bion und Moschus herausgeben; auf die sich gewiß jeder Verehrer der alten Klassiker freut.

Todesfälle.

1804.

Am 2ten Oktober starb zu Würzburg Herr B. A. Oberthür, Pfarrer im Stifte Haug daselbst, 55 Jahre alt.

Am 18ten Oktober zu Bremen, Herr G. Wagner, Dr. der Theologie und zweyter Prediger an der Marienkirche, 45 Jahre alt.

Am 28sten Oktober zu Oehstedt im Herzogthum Bremen, der dortige Prediger Herr W. Rodde, 79 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig. 1804.

Am 10ten September, an welchem das hiesige anatomische Theater sein hundertjähriges Jubiläum feyerte, hielt Herr Professor Dr. Rosenmüller, der zweyte Sohn unsers verehrten Herrn Prälaten Dr. Rosenmüllers, seine

Rede

Rede als bestallter Professor der Anatomie und Chirurgie. Sein Einladungsprogramm ist überschrieben: De nonnullis musculorum corporis humani varietatibus. 12 Seit. 4. Mit einer Kupfertafel.

Anzeige kleiner Schriften.

Das Einladungsprogramm zu Anhörung der Schwerseinischen Reden, welche auf dem Gymnasium zu Görlitz am 18ten Mai dieses Jahres gehalten worden sind, hat den Herrn Rektor Schwarze zum Verfasser, und enthält die 4te Abhandlung der commentationum Theophrastearum, und handelt de loco omnium, qui de asbesto agunt, antiquissimo. 8 Seit. 4. Sie steht in dem 3ten Abschnitt der Schrift des Theophrasts von den Steinen S. 29 nach Baumgärtners Ausgabe. Der gelehrte Herr Verfasser hat seine Behauptung mit gewohnter Gründlichkeit bewiesen.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Herr Prof. Köpke in Berlin setzt die von Nitsch angefangene, und vom Dr. und Prof. Höpfner in Leipzig fortgesetzte, bey Keyser in Erfurt erschienene, Beschreibung des Zustandes der Griechen, fort.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Vier und neunzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Rechtsgelahrheit.

Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven peinlichen Rechts, von P. J. A. Feuerbach, der Philosophie und d. Rechte Doktor, ꝛc. Erster Theil. XXX und 422 S. Zweyter Theil. L und 470 S. Erfurt, bey Hennings, 1799; und Chemnitz, bey Tasche. 1800. gr. 8. 3 Rthl. 6 gr.

Die Anzeige dieses scharfsinnigen, interessanten, und für die Wissenschaft in mehr als einer Hinsicht höchst wichtigen Werks, ist durch mehrere Zufälligkeiten so sehr verspätet worden, daß sie als Anzeige, d. h., als Benachrichtigung des Publikums von der Existenz und dem Werth desselben, und als Aufforderung zur Prüfung der darin aufgestellten Grundsätze, in jedem Fall zu spät kommen dürfte; indem sich nicht voraussetzen läßt, daß irgend ein deutscher Kriminalist, dem die Ausbildung und Vervollkommnung seiner Wissenschaft am Herzen liegt, bis jetzt den kühnen Streiter unbeachtet gelassen haben sollte, von welchem allen bisherigen Kriminalrechtstheorien, ganz oder theilweise, ein entschlossener Vertilgungskrieg angekündigt worden ist. Nichts destoweniger gewährt indessen gerade diese Verspätung, weit entfernt überhaupt die Beurtheilung eines Werks überflüssig zu machen, welches nie sorgfältig, nie wiederholt, nie vielseitig genug geprüft und

beurtheilt werden kann, den besondern Vortheil, daß unterdessen viel von dem der Kritik nicht günstigen Enthusiasmus verflogen seyn wird, mit welchem, unmittelbar nach des Buchs Erscheinung — wie gewöhnlich bey allen neuen und mehr oder weniger paradoxen Theorien — für und wider den Verf. im Publikum Parthey genommen wurde, und mit welchem der Verf. selbst das Liebste von seinen Geisteskindern gegen jede Anfechtung in Schutz nahm. Ja es ist noch sehr die Frage: ob nicht überhaupt Redactoren kritischer Institute, denen, entfernt von allen persönlichen Rücksichten, von aller Verbindung mit Forderungen des merkantilischen Interesses der Literatur, nur der Gewinn der Wissenschaften als einzig unwandelbarer Zweck ihrer Bemühungen vorschwebt, es sich zum Gesetz machen sollten, jedes wichtige, gehaltvolle, nicht auf den Flor einer Messe, sondern auf den einer Wissenschaft und die Ehre der Nation berechnete Produkt der Literatur in allen Fächern, erst mehrere Jahre nach seiner Erscheinung öffentlich beurtheilen zu lassen.

Der Verf. bezweckt bekanntlich, bey dem vor uns liegenden Werke, nichts Geringeres, als, ausgerüstet mit allen Waffen, die sein philosophischer Kopf und seine vielseitige positive Rechtskenntniß ihm darbieten, die Befugniß des Richters, bestimmte Strafgesetze, bey ihrer Anwendung auf konkrete Fälle zu mildern, und die Berücksichtigung der Freyheit gesetzwidriger Handlungen, als Maaßstab ihrer Strafbarkeit in concreto, völlig aus der Theorie des positiven Kriminalrechts zu verweisen. Wie und auf welchem Wege er zu diesen Hauptresultaten seines Systems gelangt, ist allen Lesern, die für die gegenwärtige Beurtheilung sich interessiren dürften, bereits durch eigenes Studium des Werks bekannt. Rec. glaubt daher, statt eines zusammenhängenden ausführlichen Auszugs, den ihm vergönnten Raum zu einer weitläuftigeren Beleuchtung solcher einzelner Sätze und Ausführungen benutzen zu müssen, durch die er besonders zu Zweifeln und Bemerkungen sich veranlaßt gefunden hat.

Bey allen aus philosophischen Principien entwickelten oder auf irgend einer positiven Basis aufgeführten Theorien, sind es gewöhnlich die ersten Abschnitte, die einer besonders sorgfältigen Prüfung abseiten des Lesers bedürfen. Denn so unschuldig und arglos eingekleidet, als gewöhnlich die allgemei

meinen hier hingeworfenen Axiome, Postulate, Definitionen und Interpretationen sind: so liegt doch nicht selten gerade hier das Πρωτον ψευδος verborgen; und ist man einmal, durch dessen unschuldige Einkleidung getäuscht darüber weggegangen: so wird man dann plötzlich in einen Strudel von Schlüssen und Korollarien hinabgezogen, aus dem man kunstmäßig sich nicht mehr heraushelfen kann, so lebhaft man auch vielleicht das Unrichtige, das Schiefe oder das Uebertriebene dieser oder jener Darstellung empfinden mag. Gehen wir daher erst mit unserm Verf., dessen künstliche und siegende Dialektik wahrlich jedes Mißtrauen und jede Vorsichtsmaaßregel rechtfertigt, behutsam zu Werke! Das erste Kapitel verbreitet sich über den Begriff der bürgerlichen Strafe, und das Recht dieselbe zuzufügen. »Strafe überhaupt ist dem Verf. ein Uebel, welches um begangener gesetzwidriger Handlungen, und zwar bloß um dieser willen einem Subjekt zugefügt wird. Jemand wird gestraft,« sagt er, »weil er Ursache von Handlungen ist, die den zureichenden Grund von solchen Uebeln in sich enthalten.« — Er unterscheidet daher Strafen als Gattung 1) von der Züchtigung, einem Uebel, das einem Subjekt zugefügt werde, um es von gesetzwidrigen Handlungen abzuhalten, und zu gesetzmäßigen zu bestimmen, und wobey die vorhergegangene gesetzwidrige Handlung nicht Grund, sondern nur Gelegenheitsursache und Erkenntnißgrund der Nothwendigkeit der Züchtigung sey; er verwirft dabey den Begriff einer *poena correctoria* als ganz unhaltbar, weil die Begriffe von Strafe und Züchtigung sich gegenseitig einander ausschließen, und die Merkmale des einen die Merkmale des andern aufheben sollen; und meint daher, daß beyde zwar wohl neben einander bestehen; aber nie unter einander subsumirt werden könnten, ohne wesentlich verschiedene Begriffe zu verwirren; — 2) von der Vertheidigung, sowohl der im engern Sinn, da die Freyheit eines andern beschränkt wird, daß er nicht eine angefangene Beleidigung fortsetze, als auch der Prävention, da dasselbe geschieht, damit er nicht eine künftige Beleidigung anfange. — Bey Zergliederung des Gattungsbegriffs der Strafe, kömmt der Verf. auf die Entwickelung des Begriffs der bürgerlichen Strafe. Dieser entgegengesetzt werden gewöhnlich die Begriffe der natürlichen u. moralischen Strafen. Ueber die Unhaltbarkeit des ersteren, hat der Verf. schon früher bey Feststellung des Gattungs-

begriffs — eigentlich hätte es hier mehr an seinem Ort gestanden — das Nöthige beygebracht. Vortrefflich deducirt er nun auch hier die Nothwendigkeit einer gänzlichen Verweisung des Begriffs von moralischer Vergeltung aus dem Rechtsgebiet; scharfsinnig zieht er die Gränzen zwischen inneren und äußeren Rechtsverhältnissen, und lichtvoll deckt er die Irrthümer auf, in welche mehrere Andere, namentlich Jakobi und Abicht durch Vermischung dieser Gränzen gerathen sind. — Zur Entwickelung des Begriffs der bürgerlichen Strafe gelangt er auf folgende Wege. Um des Staatszwecks willen, sagt er, ist es nothwendig, daß keine Beleidigungen im Staat geschehen; der Staat kann und darf (??) nun aber den physischen Kräften der Bürger keine physischen Hindernisse entgegensetzen: er muß daher auf ihr Begehrungsvermögen psychologisch wirken, und seine erste Tendenz muß seyn, daß die Bürger keine rechtswidrigen Neigungen oder — positiv — bürgerliche Gesinnungen haben. Zu diesem Zwecke muß er zuvörderst, durch bürgerliche Aufklärung, Erziehung, Religion u. s. w., hinzuwirken suchen; da es aber gewiß ist, daß er durch diese Mittel seinen Zweck nicht bey Allen erreichen werde: so muß er ferner dahin sehen, daß, wer unbürgerliche Neigungen hat, psychologisch verhindert werde, sich nach diesen zu bestimmen; dieß geschieht, indem er durch die Sinnlichkeit selbst auf die Sinnlichkeit wirkt, die eine Neigung durch eine entgegengesetzte, die sinnliche Triebfeder zur That, durch eine andere sinnliche Triebfeder aufhebt. Er muß daher Strafübel mit gesetzwidrigen Handlungen verknüpfen, und diese Verknüpfung, theils um sie gewiß und nothwendig zu machen, theils um den Menschen dadurch nicht als Mittel zu behandeln, durch ein Gesetz androhen. Zweck dieses Gesetzes ist Abhaltung von der mit dem Strafübel bedingten That, und damit die darin enthaltene Drohung nicht eine leere sey, muß sie casu existente vollzogen werden. Die gesetzliche Androhung eines Strafübels und die wirkliche Vollziehung müssen vereint wirken; jene muß die Vorstellung von der Nothwendigkeit, diese von der Wirklichkeit eines Strafübels geben. Die Berechtigung des Staats zur Exekution fließt aus seinem Rechte, jede Handlung, deren Unterlassung er vollkommen fordern kann, willkührlich (??) zu bedingen. Bürgerliche Strafe ist demnach dem Verf. ein vom Staat wegen einer begangenen Rechtsverletzung zugefügtes, durch ein Straf-

gesetz

gesetz vorher angedrohtes sinnliches (?) Uebel. — Bey Bestimmung des Zwecks der bürgerlichen Strafe unterscheidet der Verf. zwischen einem doppelten, dem des androhenden Gesetzes, welcher, wenn man wolle, Abschreckung, Besserung, Prävention seyn könne; und dem der Exekution der Strafe im konkreten Fall, welcher lediglich Manutenenz des Strafgesetzes sey: gestraft werde nicht ne peccetur, sondern quia peccatum est; doch ist unser Verf. aufrichtig genug, selbst auch hier das *ne peccetur* wenigstens mittelbar und secundo loco zuzulassen. — Als Korollarien aus der solchergestalt entwickelten Natur der bürgerlichen Strafe, zieht der Verf. dann die Sätze, daß bürgerliche Strafe nur aus und nach einem Strafgesetze verhängt werden, der Staat aber nur Rechtsverletzungen (vollkommner Rechte Verletzungen) und zwar als solche bestrafen könne. — Er giebt zugleich mit vieler Präcision die Merkmale an, wie sich bürgerliche Strafe von Rache, bürgerlicher Sicherung, Privatstrafe, Zwang zum Schadenersatz und rechtlicher Nichtigkeit der Handlung unterscheide. — In einem Anhange dieses Kapitels, beleuchtet er noch die drey Theorien, deren erste das Vertheidigungsrecht für einerley mit dem Strafrecht hält; die zweyte den Zweck der Strafe in unmittelbarer Abschreckung setzt, und die dritte das Strafrecht auf die Verpflichtung des Verbrechers baut, den durch sein Verbrechen entstandenen Schaden, wozu auch der zu ähnlichen Verbrechen dadurch bey Andern bewirkte Reiz gehöre, wieder gut zu machen. — *ad* 1 bemerkt der Verf., das vollendete Verbrechen sey zwar gewiß; aber die Reihe künftiger Verbrechen, welche jenes drohe, höchstens nur wahrscheinlich. Das Recht des Staats, Beleidigungen abzuwehren, sey unzweifelhaft; aber, daß ihm wirklich dergleichen bevorstehen, sey ungewiß und beruhe nur auf Gründen der Muthmaaßung und Wahrscheinlichkeit. Man könne also bey dieser Theorie nie die Ueberzeugung haben, daß der nach ihr einzig zulässige Grund des Zwanges wirklich vorhanden sey; und jede aus ihr verhängte Beschränkung der Freyheit eines vernünftigen Wesens, werde eine Willkührlichkeit in eben der Maaße seyn, in welcher ihr Fundament ein hypothetisches, eine Möglichkeit, eine Wahrscheinlichkeit sey. — *ad* 2 ist des Verfassers Hauptargument, daß bey dieser Theorie immer ein vernünftiges Wesen als Mittel und Sache gebraucht werde; und dem Einwurf, daß der Verbrecher qua

talis vernünftiges Subjekt zu seyn aufgehört, daher auch keine Ansprüche habe, als solches behandelt zu werden, sucht er scharfsinnig zu begegnen. — ad 5 ist er recht in seinem Element; denn hier gilt es Hrn. Klein! Er erklärt den Schaden quaestionis für einen nur möglichen vermutheten Schaden, und folglich das Recht, dessen Erstattung zu fordern, ehe er existire, für ein non ens; um so mehr als selbst jene Möglichkeit auf keine Weise a priori, sondern nur auf dem Wege der Induktion dargethan werden könne; als ferner, wenn man auch das Princip anerkennen wolle, doch eine absolute Unmöglichkeit eintreten würde, alsdann die Strafe gerecht, d. h. nicht um ein Haar gelinder oder schärfer, als den dadurch aufzuhebenden Reiz, zu bestimmen; und endlich auch dieser Reiz nicht sowohl in dem Verbrechen, als in der Impunität desselben liege. Besonders durch dieses letzte Argument verwickelt der Verf. seinen Gegner in einen komischen Zirkel, den man S. 107 f. nicht ohne Lächeln, und zugleich nicht ohne Bedauern liest, daß ein Mann von den großen praktischen Verdiensten des Hrn. Klein, so oft es nicht der Mühe werth achtet, einen praktisch wahr empfundenen Satz, auch richtig gedacht und streng logisch entwickelt darzustellen, und so die Blößen zu vermeiden, die ein in dialektischen Künsten ihm überlegener Gegner oft siegreich benutzt. Namentlich hier hat er — und Rec. wird vielleicht Gelegenheit haben, noch einmal darauf zurückzukommen — eine unstreitig wahre Idee unter einen so schiefen unlogischen Gesichtspunkt gezwängt, daß es Hrn. F. sehr leicht ward, ihn unwiderleglich einer Absurdität zu zeihen. Es ist recht Schade, daß die Natur nicht den praktischen Blick eines Klein, und das philosophische Talent eines Feuerbach in einem Manne vereinigt hat! Auf weit kürzerm Wege würde dann der Wissenschaft der Gewinn geworden seyn, den sie jetzt erst aus dem Reiben jener beyden heterogenen Köpfe erwarten, und, wie edles Metall aus den Schlacken, aus viel unnützen Zank und Streit, Persönlichkeiten, Chikanen und Wortkrämereyen mühsam hervorsuchen muß.

Rec. will jetzt Hrn. F. die wichtigsten der Bedenklichkeiten zur Prüfung vorlegen, zu denen sein erstes wichtiges und folgenreiches Kapitel ihn veranlaßt hat. — Unrichtig scheint ihm erstlich der vom Verf. gegebene Gattungsbegriff der Strafe. Das Strafübel wird zwar um begangener gesetzwidriger Handlungen, aber nicht bloß um ihrentwillen

willen zugefügt; eine Handlung an und für sich, ist eine, wie der Verf. behauptet, zureichender Grund der Strafe. Dieser zureichende Grund ist nur die Subsumtion der Handlung unter das Strafgesetz; er ist seiner Natur nach kein einfacher, sondern ein zusammengesetzter; es müssen zwey Facta existiren und zusammentreffen, um ihn zu bilden, einmal das Strafgesetz, und zweytens die unter dieses Gesetz zu subsumirende Handlung. Erst aus der Vergleichung und Zusammenstellung dieser beyden ist das rechtliche Resultat der Strafe denkbar. Die Definition des Verf. würde daher kaum auf den von ihm selbst mit Recht verworfenen unphilosophischen Begriff passen, den man im gemeinen Leben mit dem Ausdruck »natürliche Strafe« verbindet. Denn nur die natürlichen übeln Folgen dieser oder jener Handlung, sind allenfalls ein ganz reines Resultat der Handlung selbst; und nicht einmal diese, in sofern man annehmen muß, daß auch bey ihnen, um den Zusammenhang zwischen der Handlung und ihren Folgen wenigstens zu erklären, eine Subsumtion der ersteren unter allgemeine Naturgesetze vorangeht. Und nun in rechtlichen bürgerlichen Verhältnissen! Der Verf. giebt zu, daß der Begriff der Strafe nur auf diese anwendbar sey, weil nur in diesen Gesetze denkbar sind; denn er verlangt zur Begründung seines Gattungsbegriffs der Strafe eine gesetzwidrige Handlung; und eben so wie diese im absoluten Naturstande undenkbar ist, eben so fällt da auch der Begriff der Strafe weg, an dessen Stelle nur die der Vertheidigung, der Prävention, und der Rache stehen. Aber eben deswegen ist es auch eine — keineswegs freylich müßige, sondern wie unten gezeigt werden soll, für sein System sehr folgenreiche — Subtilität, wenn der Verf. die gesetzwidrige *Handlung* als einzig zureichenden Grund der Strafe annimmt. Die Handlung würde nicht Grund der Strafe seyn, wenn sie nicht gesetzwidrig wäre; und sie würde nicht gesetzwidrig seyn, wenn nicht ein Gesetz existirte, welches gerade sie verpönte; die Strafe folgt also weder aus dem Gesetz allein, noch aus der Handlung allein; sondern aus der innigsten unzertrennlichsten Verbindung beyder, aus dem Gesetz um der Handlung, und aus der Handlung um des Gesetzes willen. Es ist unmöglich diese Verbindung zu trennen, ohne der Vernunft Gewalt anzuthun. Man glaube aber nicht, daß Rec. hier mit dem Verf. um bloße Worte rechtet. Es wird sich unten zeigen, wie dieser eigent-

eigentlich nur auf eine solche spitzfündige Spaltung unzertrennlicher Begriffe, seine Distinction zwischen dem Zweck der Strafe und des Strafgesetzes, und auf diese einen großen Theil seines ganzen Systems wiederum gebaut hat.

Ferner kann Rec. dem Verf. dasjenige, was letzterer über die Unhaltbarkeit des Begriffs einer poena correctoria vorbringt, nicht unbedingt zugeben. Es ist wahr, Strafe und Züchtigung sind wesentlich von einander unterschieden; aber das Hauptunterscheidungsmerkmal beyder, scheint dem Rec. darin zu liegen, daß die Strafe ein Strafgesetz wesentlich voraussetzt, — nicht so die Züchtigung. Daher ist eine ungesetzliche Strafe ein Widerspruch; nicht so eine gesetzliche Züchtigung. — Die Existenz des Begriffs einer solchen gesetzlichen Züchtigung, — weit entfernt übrigens, solche mit der von Klein und andern Rechtslehrern in Schutz genommenen bürgerlichen Poena correctoria synonym erklären zu wollen — kann Hr. F. nicht läugnen — wenn er nicht wider allen Sprachgebrauch verstoßen, und sich in den von ihm selbst angegebenen Unterscheidungsmerkmalen verwirren will. Rec. erlaubt es sich, die Sache an einem Beyspiele anschaulicher darzustellen; obgleich er wohl weiß, daß Hr. F. kein Freund von Beyspielen ist. Wenn der Lehrer an einer öffentlichen Schule, einen Knaben, der die Aufgabe des vorigen Tages nicht gelernt hat, ein Produkt giebt: so nennt man das mit Recht eine Züchtigung, deren Befugniß aus dem Erziehungsgeschäffte fließt; der Lehrer glaubt, den unfleißigen Neigungen des Knaben durch die Vorstellung des ihm zugesagten körperlichen Schmerzes entgegen zu arbeiten. Setzen wir nun aber, daß die eingeführten und öffentlich angehängten Gesetze dieser Schule besagen, „wer seine Lection nicht lerne, solle ein Produkt bekommen," wird Hr. F. unter dieser Voraussetzung, das casu existente gegebene Produkt für eine Strafe, oder eine Züchtigung erklären? Wenn er konsequent seyn will, muß er sagen, es sey eine Strafe, und dürfe nicht Züchtigung genannt werden, ohne wesentlich verschiedene Begriffe zu verwirren. Und doch treten alle Merkmale der Züchtigung dabey ein; es geschieht zur Besserung des Unfleißigen; es geschieht vermöge des Erziehungsrechts; es geschieht, weil der gegebene Beweis des Unfleißes, Erkenntnißgrund von der Nothwendigkeit einer Züchtigung war, und der einzige Unterschied ist

der

der, daß im gegebenen Fall ein Gesetz diesen Erkenntnißgrund sanktionirt. Es ist und bleibt also eine Züchtigung; aber, weil sie unter Autorität eines Gesetzes geschieht, eine gesetzliche. Von dieser Art sind die meisten der Uebel, durch welche die Polizey im Allgemeinen und Besondern ihre Gesetze verpönt. Sobald übrigens die Möglichkeit einer gesetzlichen Züchtigung zugestanden ist, kann die einer poena correctoria nicht mehr geläugnet werden. Der Unterschied zwischen beyden ist nur, daß bey jener einige Merkmale der Strafe vorkommen, jedoch so, daß die der Züchtigung überwiegend sind, und bey dieser hingegen die Merkmale der Strafe überwiegen; obgleich einige der Züchtigung gleichfalls dabey angetroffen werden. Um den im Allgemeinen behaupteten Widerspruch zu begründen, müßte Hr. F. beweisen, daß jeder einzelne Bestandtheil des zerlegten Gattungsbegriffs der Strafe, jedem einzelnen Bestandtheil des zerlegten Gattungsbegriffs der Züchtigung logisch widerspreche. Aber weit entfernt, dieß zu vermögen, wird er sich vielmehr in wahre Ungereimtheiten verwickeln, sobald es ihm nur gefällig ist, aus seinem Satze einige der zunächstliegenden Korollarien zu ziehen. So folgt daraus unter andern, daß ein Gesetz eo ipso alle Kraft und Verbindlichkeit verliert, sobald die Erfahrung lehren sollte, daß ein darnach bestrafter Verbrecher sich gebessert hat. Denn sobald der Zweck, Verbrecher durch Strafen zu bessern, mit der Natur eines Strafgesetzes in geradem Widerspruch stehen soll: so muß auch die bewirkte Besserung des Verbrechers das Wesen des Gesetzes vernichten, weil unter mehreren Zwecken einer Handlung, zwar wohl einer wichtiger, wesentlicher seyn, als der andre; aber nie einer widersprechend genannt werden kann, in so fern nicht sein Gegenstand, selbst unbezweckt herbeygeführt, es in gleichem Grade wäre. Indessen das ist auch gar nicht Hrn. F. Meinung; vielmehr hat er die anscheinend unglaubliche Inkonsequenz, an einem andern Ort gerade zu einzuräumen, daß der Gesetzgeber bey Verfertigung seines Strafgesetzes, die Besserung des Verbrechers durch die Strafe allerdings bezwecken könne (S. 59). Und dennoch soll poena correctoria — die Strafe, welche dem solchergestalt gültig erkannten Zweck des Gesetzgebers vollkommen entspricht und ihn erfüllt, ein widersprechender Begriff, ein logisches Unding seyn? Rec. würde zuverlässig diese Inkonsequenz nicht bloß anscheinend unglaublich genannt haben,

wenn nicht der Schlüssel zu ihr, wie zu manchen andern, theils in der oben bestrittenen Definition der Strafe als Satzung; theils in der unten näher zu beleuchtenden Distinktion zwischen dem Zweck der Strafe und dem des Strafgesetzes, anzutreffen wäre.

Bey Gelegenheit der Deduktion des Begriffs der bürgerlichen Strafe, muß sich Rec. mit Hrn. F. über einige isolirte — Kleinigkeiten, wenn er will — quae tamen in seria ducunt, verständigen. S. 40 wird behauptet: »physische Hindernisse den physischen Kräften der Bürger entgegen zu setzen, und ihnen dadurch Beleidigungen unmöglich zu machen, gehe über die Rechte und die Kräfte des Staats.« So allgemein wie der Satz da steht, ist die eine Hälfte offenbar falsch. Der Staat ist freylich nicht befugt, alle Bürger an Ketten zu legen, um unbürgerlichen Handlungen des einzelnen zu wehren; aber allerdings ist er berechtigt, in solchen Fällen, da ein einzelner unbürgerliche Gesinnungen verräth, den physischen Kräften, welche selbige zur That befördern sollen, durch physische Hindernisse entgegenzuarbeiten. Hieraus fließen ja die meisten Rechte der Verbrechens-Verhütungs-Policey, und die wichtigsten Grundsätze über Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der zu bestimmenden Art der Strafe. Es ist nicht zu vermuthen, daß Hr. F. dieß habe bestreiten wollen, und daher gilt auch diese Rüge nicht sowohl der Sache selbst, als der Flüchtigkeit des gewählten Ausdrucks. —

S. 41 heißt es: »die erste Tendenz der Staatsgewalt müsse darauf gerichtet seyn, daß die Bürger gar keine rechtswidrigen Neigungen, oder positiv ausgedrückt, daß sie bürgerliche Gesinnungen haben.« In einer Note bittet der Verf. »wohl zu bemerken, daß er nicht von unmoralischen, sondern rechtswidrigen Neigungen rede.« Er scheint selbst gefühlt zu haben, daß er sich nicht richtig ausgedrückt habe; aber die Note macht ihn nicht vorwurfsfrey. Gesinnungen und Neigungen der Bürger, es mögen rechtswidrige oder unmoralische seyn, liegen schlechterdings außer dem Gesichtskreise und der Kompetenz des Staats. Alle Anstalten welche für Aufklärung, Erziehung, Religion rc. zu treffen, er nicht nur berechtigt; sondern auch verbunden ist, haben am Ende doch nur die Bestimmung zu bürgerlichen und Abhaltung von unbürgerlichen Handlungen zum

Gegen-

Gegenstand. Ob die Aufklärung, welche er zu verbreiten sucht, die Erziehung, welche er geben, die Religion, welche er lehren läßt, mehr als das leiste, ob sie bürgerliche Gesinnungen bewirke, ist ihm völlig gleichgültig; die Handlungen seiner Untergebenen genügen ihm, wenn sie auch im offenbaren Widerspruch mit ihren Gesinnungen stehen. Bey den unbürgerlichsten Gesinnungen, kann man als ein über zeitliches eigenes Interesse hinlänglich aufgeklärter Egoist, als erzogener konsequenter Heuchler, als Sklave der Furcht vor Hölle und Fegefeuer oder Galgen und Rad, ein ganzes Leben hindurch bürgerlich handeln." Und weiter geht das Interesse des Staats nicht; alles Uebrige ist dem Gewissen der Individuen, nicht als Bürger, sondern als Menschen anheimgestellt. — S. 53 spricht der Verf. von dem Recht des Staats, jede Handlung, deren völlige Unterlassung zu fordern er vollkommen berechtigt ist, wenn sie dennoch begangen würde, willkührlich zu bedingen. Rec. heißt überhaupt den Gebrauch des Worts bedingen in dieser Beziehung, weil er, obgleich durch seine Allgemeinheit fast gerechtfertigt, eigentlich so unrichtig als möglich ist. Denn, wenn es wahr ist, daß der Mord durch die Strafe des Rades vom Staat bedingt wird: so darf der Staat mich nicht hindern, einen Mord zu begehen, sobald ich einwillige, gerädert zu werden, und das ist baarer Unsinn. Aber, hievon abgesehen, kann man dem Staat doch auch nicht das Recht einer ganz willkührlichen Verknüpfung von Strafübeln mit unbürgerlichen Handlungen zugestehen. Strafübel bleiben immer Uebel, und gehören als solche in den Zweck des Staats nur insofern, als sie, rücksichtlich eines dadurch verhinderten andern Uebels, das kleinere sind. Daher giebt es unstreitig ein gewisses rechtliches Verhältniß zwischen Verbrechen und Strafe, welches der Staat bey seinen Gesetzen nicht willkührlich verletzen darf. — Endlich bemerkt hier Rec., daß der Theil der Definition der bürgerlichen Strafe, in welchem sie ausschließend als ein »sinnliches Uebel« bezeichnet wird, entweder sprachwidrig oder angustior suo definito ist. Denn es giebt mehrere Arten von Strafen, namentlich die meisten Ehrenstrafen, die man an und für sich, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, nicht wohl sinnliche Uebel nennen kann, wenn sie gleich deren vielleicht mehr oder weniger im Gefolge haben. — Doch Rec. übergeht mehrere unwesentlichere Bemerkungen dieser Art, um sich nicht den Raum für wichtigere

tigere und namentlich für diejenigen zu bringen, die über die so folgenreiche Distinktion des Verf. zwischen den Zwecken der Strafe und des Strafgesetzes sich ihm darbieten.

Wir stehen hier offenbar an einer der Hauptgrundlagen des Feuerbachschen Systems. Sobald der Zweck der Strafe im konkreten Fall gänzlich von dem des abstrakten Strafgesetzes losgerissen werden kann, werden wir alle nachherigen Paradoxien des Verf. über die Anwendbarkeit bestimmter Pönalgesetze, und die Gründe der Strafbarkeit in concreto fast unbedingt zugeben müssen. Zweck der angedrohten Strafe oder des Strafgesetzes, sagt der Verf., ist Abschreckung von rechtswidrigen Handlungen, Besserung, wenn man will, und in gewissem Sinne Prävention. Zweck der vollzogenen Strafe ist lediglich, dem Gesetz Achtung zu verschaffen; es wird bestraft, nicht ne peccetur, sondern quia peccatum est. Dagegen bemerkt Rec.

I. es ist eine wunderbare Verwechselung der Begriffe, wenn der Verf., indem er uns den Zweck der Strafe im konkretiven Fall erklären will, den bekannten Satz des Seneka umkehrt, und behauptet, es wird gestraft, non ne peccetur, sed quia peccatum est. Er schiebt uns hier, zur Erläuterung eines Zwecks (der sich auf künftige Dinge bezieht) ein quia unter, das von vergangenen Dingen redet, und allenfalls den Grund einer Strafe; aber nie den Zweck derselben enthalten kann. Der Grund einer Handlung, in sofern er zu ihr in dem Verhältnisse als Ursache zur Wirkung betrachtet wird, kann nie identisch mit dem durch die Handlung zu erreichenden Zwecke seyn.

II. Das ist aber auch nicht des Verf. Meinung. Der Zweck der exequirten Strafe soll seyn, dem Gesetze Achtung zu verschaffen; weiter nichts. Recht gut, wenn es nur dem menschlichen Geiste gegeben wäre, an den sonoren Worten einer Formel sich genügen zu lassen, ohne sich zu bemühen, in den Geist derselben, mittelst Aufsuchung gleichbedeutender Begriffe tiefer einzudringen. Wenn man Hrn. F. nun fragt: was das heiße, dem Gesetz Achtung zu verschaffen? so wird er antworten: dem Gesetz wird Achtung durch eine Handlung verschafft, welche beweist, daß die Androhung des Gesetzes nicht eine leere sey. Fragt man weiter: was eine leere Androhung bedeute: so ist die

ganz

ganz natürliche Antwort: eine solche, die den Zweck des Strafgesetzes zu erfüllen nicht im Stande seyn würde. Wir stoßen demnach durch dieses einfache Raisonnement auf folgende zwey schlechterdings synonyme Sätze:

Zweck der Strafe ist, dem Gesetz Achtung zu verschaffen.	Zweck der Strafe ist Möglichmachung der Erfüllung des Zwecks des Strafgesetzes.

Indem daher der Gesetzgeber, der Exekution der von ihm selbst angedroheten Strafe zur Erreichung seines Zwecks wesentlich bedarf: so kann nicht geläugnet werden, daß jede in concreto exequirte Strafe auf Erreichung dieses Zwecks hinarbeite; wollte man dennoch aber die Identität der Zwecke des Gesetzes und der Strafe läugnen: so müßte man behaupten, daß die Strafe nothwendig und wesentlich auf einen ihr fremdartigen Zweck hinwirke, oder umgekehrt, daß der Gesetzgeber zu seinem Zweck nothwendig und wesentlich der Strafe bedürfe, welche jedoch ihrer Natur nach nur zufällig mit seinem Zweck zusammentreffe. Beydes wäre baarer Unsinn. Betrachten wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Jeder Mensch braucht Mittel zur Erreichung seiner Zwecke, und gewöhnlich werden jene Mittel successive eins aus dem andern entwickelt. Jemand wird krank, z. B., und hat den Zweck seine Gesundheit wieder zu erlangen; als Mittel dazu gebraucht er erstlich die Herbeyholung eines Arztes; zweytens die Verfertigung der von ihm verschriebenen Arzney; drittens den Genuß der Arzney. Fragt jetzt Jemand nach dem Zweck dieser drey Mittel: so nennt die gesunde Vernunft ohne alles Bedenken die Heilung des Kranken, und erklärt dadurch den Zweck jedes einzelnen Mittels, mit dem Zweck dessen, der sie gebraucht für identisch. Nach unsers Verf. Theorie aber müßte man antworten, der Arzt kömmt, um seine Pflicht zu erfüllen, welche ihm auflegt zu erscheinen, wenn er gerufen wird; die verschriebene Arzney wird verfertigt, damit die Verordnung des Arztes (oder seine Androhung die Krankheit zu vertreiben) nicht eine leere sey; der Kranke endlich nimmt die Arzney, damit sie nicht vergeblich verfertigt seyn möge. Stirbt nun der Kranke, und man fragt, ob Arzt und Arzney ihren Zweck erreicht haben: so antwortet die gesunde Vernunft unzweifelhaft Nein; Hr. F. aber ohne alles Bedenken Ja. Wenigstens seine Konsequenz kann er nur auf diese

Weise retten, so mißlich es auch an und für sich seyn mag, mit der gesunden Vernunft verschiedener Meinung zu seyn. Doch bleiben wir, ohne uns in Beyspiele zu verirren, bey unserm gegebenen Fall; er ist hinreichend geeignet, unsern Verf. in noch weit ärgere Widersprüche zu verwickeln. Der Gesetzgeber hat, nach Hrn. F. das Recht, jede Handlung, deren völlige Unterlassung zu fordern er vollkommen berechtigt ist, willkührlich zu bedingen. Denken wir uns nun einen neuorganisirten Staat in Europa oder Utopien, gleichviel. Der Gesetzgeber hat den Zweck das Leben der Staatsbürger zu sichern. Zur Erreichung dieses Zwecks gebraucht er mehrere Mittel; er verordnet, daß jeder Todtschläger und Mörder mit 24stündigem Hausarrest bestraft werden soll; er läßt das Gesetz promulgiren; er bevollmächtigt die Behörden es casu existente zu vollziehen. Die Gerechtigkeit hat nun ihren Lauf. Aber hilf Himmel, wie viel homicidia, latrocinia, assassinia schon im ersten Jahr. Richter und Schöppen sind unermüdlich; in jedem einzelnen Fall wird dem Gesetz Achtung verschafft, und der 24stündige Hausarrest unabbittlich exequirt. Alles vergeblich; der Staat wird eine wahre Mördergrube; der Gesetzgeber sieht endlich ein, daß er so seinen Zweck nicht erreicht; er hebt die Strafe des Hausarrests auf, und substituirt ihr Schwerdt und Rad. Jetzt fragt ein Neugieriger den gesunden Menschenverstand, warum wohl der Regent die erste Strafe aufgehoben habe? Antwort, weil sie unzweckmäßig war. Um alles in der Welt willen darf das Hr. F. nicht zugeben! Die Strafe war im höchsten Grade zweckmäßig; denn sie hat in jedem einzelnen Fall ihren Zweck vollkommen erfüllt, hat durch ihre pünktliche Exekution dem Gesetz Achtung verschafft, und bewiesen, daß die darin enthaltene Drohung des Hausarrestes keinesweges eine leere war. Aber wie kann denn der Regent eine so äußerst zweckmäßige Strafe aufheben, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen? Rec. sieht nicht ein, wie Hr. F. aus diesem Labyrinth von Widersprüchen sich herauswickeln will, ohne einzuräumen

1) daß eine Strafe in jedem konkreten Fall, den ihr nach seiner Theorie untergeschobenen eigenthümlichen höchsten Zweck erfüllen; dabey aber zugleich dem, nach derselben Theorie ganz davon getrennten Zweck des Gesetzgebers geradezu widersprechen könne.

2) Daß

2) Daß der Gesetzgeber, nach dem Satz des Widerspruchs, eine solche Strafe aufheben muß, weil ihre moralische Möglichkeit nur in ihrer Uebereinstimmung als Mittel zu seinem Zweck beruht.

3) Daß folglich, sobald es Fälle geben kann, da eine Strafe, die den ihr angewiesenen eigenthümlichen Zweck vollkommen erfüllt, dennoch moralisch unmöglich und ein widersprechender Begriff seyn würde, jener ihr als eigenthümlich angewiesene Zweck nicht der wahre, einzige und höchste ist.

Damit fällt denn aber auch die ganze Distinction des Verf. über den Haufen, und es muß zugegeben werden, daß die Zwecke der Strafe in concreto, und das Strafgesetz in abstracto rein identisch sind.

III. Hr. F. nennt S. 57 diese bis dahin beleuchtete, in der Maaße, wie er sie vorträgt, ihm eigenthümlich zugehörende Distinction, »das einzige Rettungsmittel, das sich ihm aus dem Labyrinthe darg boten, in welches unsere gewöhnlichen Theorien uns verwickeln.« Wenn nur die dialektische Ariadne, die ihm den Faden hielt, nicht ein Schalk gewesen wäre! So vielen Reiz für einen philosophischen spekulirenden Kopf das Streben nach einfachen Begriffen hat, so neu und überraschend uns oft auf den ersten Blick die Ansichten scheinen, die ein gewagt künstliches haarscharfes Spalten der Begriffe entwickelt: so unangenehm werden wir gewöhnlich, bey einer mehrseitigen Beleuchtung unsers gewonnenen Schatzes, an den König Salomo erinnert, und überzeugen uns allmälig, daß wie, was Gott zusammengefügt hat, der Mensch nicht scheiden, so auch unsere spekulirende Vernunft nichts mit der subtilsten Anatomie solcher Begriffe gewinnt, die nach ewigen Vernunftgesetzen untrennbar sind. Mehr oder weniger nähern wir uns dann, nach durchlaufener Spekulationsbahn wieder dem Punkt, von welchem wir ausgiengen; es ist wahr, jene Bahn ist kein reiner Zirkel; die Wissenschaft schreitet fort; aber ihr Fortschreiten ist das Trippeln eines Zwergs, unter den Riesenschritten ihrer Revisoren und Kommentatoren, die, wenn sie sich endlich müde gelaufen haben, gewöhnlich das wirklich für ihre Göttinn gewonnene Terrain mit dem kleinsten Blatt des Lorbeerkranzes be-

bedecken konnten, den sie voreilig beym Anslaufen um ihre Schläfen wanden! — Rec., dessen Lieblingswissenschaft seit mehrern Jahren das Kriminalrecht gewesen ist, der alle die vielfachen Theorien des letzten Decenniums sorgfältig studirt, und in mancher, namentlich auch der vorliegenden, auf Augenblicke zuweilen die Befriedigung aller seiner Wünsche zu finden geglaubt hat, — Recensent bekennt offenherzig, daß, troß einiger nicht zu verkennenden Mängel und Lücken, am Ende doch, die ganz gewöhnliche, nur hin und wieder modificirte und strenger bestimmte Abschreckungstheorie seiner individuellen Ueberzeugung noch am meisten Genüge leistet. Eine vollständige Darlegung seiner Gründe gehört nicht in eine Recension. Aber zur kurzen Andeutung einiger der wichtigsten berechtigt ihn dasjenige, was Hr. F. wider dieselbe Theorie S. 89 ff., vorgetragen hat.

Wenn der Repräsentant des Staats, der Gesetzgeber, die ihm obliegende vollkommne Pflicht erfüllen will, alle Bürger vor möglichen Beleidigungen möglichst zu sichern: so kann er das, wie Hr. F. zugiebt, nicht anders, als indem er mittelst einer Art des psychologischen Zwanges, auf die Gemüther der Bürger wirkt, und sie von unbürgerlichen Handlungen durch die erregte Vorstellung eines gewissen ihnen beygesellten Uebels abzuhalten sucht. Wir sind also einig, daß der Staat zu dem Zweck, von Beleidigungen abzuschrecken, im Allgemeinen nicht nur vollkommen berechtigt; sondern sogar verbunden sey. Es kommt also nur noch auf die Wahl der Mittel zur Erreichung dieses Zweckes an, welche allerdings sorgfältige Prüfung verdienen, weil nie der Zweck die Mittel heiligt. Es bieten sich deren drey dar:

einmal die Promulgation der Androhung, daß mit einer gewissen Beleidigung ein gewisses Uebel verknüpft seyn solle. Die Zulässigkeit dieses Mittels, welches rein psychologisch wirkt, und in keinem Punkte der Persönlichkeit der Bürger zu nahe tritt, ist unbestritten;

zweytens die wirkliche Verknüpfung eines gewissen Uebels, mit der in concreto vorkommenden Beleidigung;

drittens die Vorsorge, daß jede konkrete Beleidigung mit einem, und zwar, zur Vermeidung einer den Men-

schen als Sache behandelnden Willkühr, mit dem angedroheten Uebel verknüpft werde.

Da ist nun der Stein des Anstoßes. Es ist unglaublich, wie alle unsere Philosophen — so wohlfeilen Kaufs sie auch zuweilen in praktischen Verhältnissen ihre eigene Persönlichkeit geben — in die Lärmtrompete stoßen, sobald eine Gefahr für die abstrakte Persönlichkeit des Menschen von ihnen gewittert wird. Die Exekution angedroheter Strafen, als rechtliches Mittel zur Erreichung des Zwecks der Abschreckung, wird für unstatthaft erklärt, weil dabey ein vernünftiges Wesen zur Sache erniedrigt, und als Mittel für den Zweck Anderer gebraucht wäre. Man läugnet die Existenz eines Rechtssatzes, der die rechtliche Möglichkeit davon begründe. Siegreich bestreitet unser Verf. die Meinung derjenigen, welche annehmen, daß ein widerrechtlich handelndes vernünftiges Wesen eo ipso aufhöre, vernünftiges Wesen zu seyn, mithin auch als bloßes Naturwesen behandelt werden könne. (Er hätte seinen Argumenten noch hinzufügen können, daß, selbst wenn der Satz in seinem ganzen Umfange wahr wäre, er das Exekutionsrecht des Staats doch nur in Hinsicht solcher Strafgesetze motiviren würde, welche mit den allgemeinen Principien der Gerechtigkeit auf's vollkommenste übereinstimmen). Eben so siegreich bestreitet er die oben schon erwähnte Kleinsche Erklärungsart. Aber zwey gewiß nicht unwichtige Argumente für die von ihm verworfene Theorie hat er ganz mit Stillschweigen übergangen:

> Einmal läßt sich behaupten, daß der aus der Persönlichkeit des Menschen hergenommene Einwurf der Gegner, höchstens nur für die Unzulässigkeit der Todesstrafen beweise, weil nur bey diesen der gestrafte Verbrecher allein und absolut als Mittel für die Zwecke Anderer dient; hingegen bey allen Andern Strafen sich annehmen läßt, daß der gestrafte primo loco als Mittel zu seinem eigenen höhern Zweck (der künftigen eignen Abhaltung von Rechtsverletzungen), und nur secundo loco und gleichsam zufälliger Weise, allenfalls auch zur Abschreckung Anderer diene. — Hr. F. wenigstens muß diese Erklärung gelten lassen; räumt er doch sogar bey seiner Theorie (S. 90) die Zulässigkeit des Nebenzwecks der Abschreckung Anderer durch Exekution der gedrohten Strafen ein!

Zweytens wäre vielleicht das gesuchte rechtliche Fundament in der vorhergegangenen Einwilligung des Bestraften aufzufinden. — Rec. verkennt die Einwürfe nicht, welche dieser Theorie entgegen stehen. Theils, wird man sagen, ist es nicht wahr, daß der Verbrecher in seine Strafe willigt; im Gegentheil er thut Alles, er versucht jedes Mittel ihr zu entgehen. Theils könnte er, insofern seiner Persönlichkeit dadurch wirklich Abbruch geschieht, nicht einmal darein willigen, wenn er selbst wollte, weil das Recht seiner Persönlichkeit außerhalb der Gränzen seiner eignen Disposition liegt. Indessen der erste Einwurf scheint hinlänglich entkräftet zu werden, sobald der Beweis gelingt, daß der Verbrecher zu einer solchen Einwilligung vollkommen verbunden sey? Ist dieser geführet: so ist es in den Augen des Rechts, dann vollkommen gleichgültig, ob die Einwilligung selbst stillschweigend oder ausdrücklich, oder gar nicht existire. Da nun, (um nur einige Hauptsätze anzudeuten) der Staat das unbestrittene, vollkommne Recht hat, gewisse Handlungen mit gewissen Folgen zu verknüpfen; da jedes vollkommne Recht auf der einen Seite eine ihm korrespondirende vollkommne Verbindlichkeit auf der andern voraussetzt; da in subjecto keine andere seinem vollkommnen Recht des Staats korrespondirende Verbindlichkeit an Seiten der Unterthanen denkbar ist, als die, die Nothwendigkeit der vom Staat sanktionirten Verknüpfung gewisser Uebel mit gewissen Rechtsverletzungen anzuerkennen: — so dürfte vielleicht aus diesen und andern Sätzen jener Beweis auf eine nicht unbefriedigende Weise geführt werden können. — Der zweyte Einwurf hat vielen Schein, besonders in Bezug auf Unzulässigkeit der Todesstrafen; denn eine Pflicht zur Einwilligung in eigene Vernichtung läßt sich vielleicht eben so wenig, als eine Befugniß zum Selbstmord deduciren, (obgleich Hr. F., vielleicht nicht ganz konsequent, in seinem Lehrbuch des peinlichen Rechts jene dadurch als möglich anerkennt, daß er ein homicidium in volentem commissum, für ein Unding erklärt); aber wenn wir übrigens die Sache bey'm Lichte besehen: so ist die behauptete Unveräußerlichkeit aller Bestandtheile unsrer Persönlichkeit, nur eine abstrakte Träumerey, höchstens auf den absoluten Naturstand anwendbar. Was bezeichnet den Stand der Gesellschaft anders, als ein ununterbrochner

Wech-

Wechselkalkül über den Austausch von gegenseitigen Bedürfnissen, Aufopferungen und gegenseitigen Hingaben in fremde Zwecke? Was anders als die Bedingungen eines solchen Austausch's ist der Vorwurf des bürgerlichen Rechts in seinem weitesten Umfange? Was ist endlich der Staat in der abstraktesten Bedeutung, als das Aggregat aller aufgeopferten Bestandtheile der Persönlichkeit seiner Individuen?

Doch Rec. will kein System schreiben, und kein's als vollkommen präkonisiren. Es sey genug, dem Verf. mit der Freymüthigkeit, welche er selbst wünscht, einige der Gründe hingeworfen zu haben, aus denen man so wenig seine Bestreitung einer andern Theorie für erschöpfend, als die obersten Grundsätze seines eignen Systems für haltbarer als andere anerkennen kann.

Das zweyte Kapitel enthält unter der Rubrik: Berichtigung der Begriffe von einem Strafgesetz, die scharfsinnigsten Bemerkungen, die treffendste Schilderung des prekären schwankenden Zustandes unserer Kriminal-Jurisprudenz. Sehr richtig deducirt der Verf., daß, unter der Herrschaft aller bisherigen Theorien vom Strafzweck, (wollte nur Gott, die seinige könnte uns von diesem Uebel erlösen!) — jedes Strafgesetz nur eine bedingte Verordnung sey, nichts kategorisch aussage; sondern seine Anwendung und Gültigkeit von einer höhern, selbst über das Gesetz hinaus gehenden Beurtheilung abhänge, nämlich von der Vergleichung desselben mit allgemeinen Principien des Strafrechts, so wie des gegebenen konkreten Falls mit diesem. Wozu, fragt er nun, solche Gesetze, wenn sie nicht als Gesetze Gründe des richterlichen Urtheils seyn sollen; wenn sie, sobald der Staat gerecht seyn will, in tausend Fällen keine Anwendung finden, und alle Straferkenntnisse doch erst eigentlich von den sogenannten philosophischen Principien diktirt werden sollen? Eben so zweckmäßig, meint er, würden völlig unbestimmte Strafgesetze seyn, und daß diese im Ganzen wenig fruchten, entwickelt er scharfsinnig aus der Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes, da zu hoffen, wo er wünscht. Als Resultat zieht er aus diesen Vordersätzen, daß ein bestimmtes Strafgesetz die Natur nicht haben könne, welche jene Theorien ihm beylegen. Es müsse vielmehr unbedingt und durch sich selbst gültig seyn, weil es in der Form eines „Du sollst“ kategorisch pronuncirt werde, womit die

Vorstellung der rechtlichen Nothwendigkeit vollkommen übereinstimme. So definirt er denn das Strafgesetz »eine kategorische Erklärung von der rechtlichen Nothwendigkeit der Verknüpfung eines sinnlichen Uebels mit einer widerrechtlichen Handlung;« und zieht aus dieser Definition die Folgesätze: »das Strafgesetz ist gültig für alle in demselben enthaltenen Fälle; es ist gültig durch sich selbst für alle Fälle; es braucht, um für einen besondern Fall gültig zu seyn, nicht erst unter höhere Principien; sondern nur der Fall unter das Gesetz subsumirt zu werden; es bezieht sich auf die Staatsbeamten, welche die richterliche Gewalt ausüben, und auf alle, die unter der Strafgewalt stehen, als mögliche Verbrecher.« —

Hier nur ein paar Bemerkungen. Der Vf. macht es den andern Theorien zum Vorwurf, daß unter ihrer Herrschaft, das bestimmte Strafgesetz, wenn der Staat gerecht seyn wolle, in tausend Fällen unanwendbar sey. Das ist ganz richtig, und folgt aus der Identität des Zweckes der konkreten Strafe und des abstrakten Strafgesetzes. Nun sieht man aber hier, und noch mehr in den folgenden beyden Kapiteln, schon recht deutlich, wie wichtig dem Verf., der doch in seiner Theorie gern jenen Vorwurf vermeiden, und zugleich die Gerechtigkeit des Staats retten möchte, seine Distinktion zwischen den verschiedenen Zwecken der Strafe und des Strafgesetzes wird. Denn nur, indem er der Exekution der Strafe jeden höhern Zweck als den, daß dem Gesetz Genüge geschehe, ablängnet, kann er die unbedingteste Anwendung derselben in allen unter das Gesetz gehörenden Fällen, mit der Gerechtigkeit reimen, die denn freylich, weil sie angezeigtermaaßen auf einer falschen Voraussetzung beruht, am Ende nur ein solches Bild der Gerechtigkeit ist, als der Zauberspiegel seiner Spekulationen es ihm gerade darstellt. Sobald die Einheit des Zweckes der Strafe und des Strafgesetzes gegen seine Dialektik gerettet ist, sobald verschwindet, leider! alle Zauberkraft, die in seiner Definition des letztern zu liegen scheint; und so kategorisch die rechtliche Nothwendigkeit der Verknüpfung eines bestimmten Strafübels mit einer widerrechtlichen Handlung enuncirt seyn mag, muß doch alsdann vor der Anwendung, dieselbe rechtliche Nothwendigkeit auch in concreto erwiesen seyn, damit nicht eine das Wesen der Gerechtigkeit zerstörende Differenz in der einigen und untrennbaren Tendenz der gedroh-

ten und vollzogenen Strafe hervorgehe. Mit einem Wort, eine unbedingte und nothwendige Uebereinstimmung der Principien der äußern Strafbarkeit in concreto mit denen in abstracto ist dann ein Unding. Will man daraus inferiren, daß, um vollkommen gerecht und zweckmäßig zu strafen, eigentlich für jedes konkrete Vergehen ein besonderes Gesetz existiren müsse: so hat Rec. nichts dagegen. Es ist das ein schöner Spiegel für das Stick- und Flickwerk all unsers philosophisch-juristischen Theorienkrams! Aber wenn wir es so eine Weile vor diesem Spiegel gehalten haben: wie drollig erscheinen uns dann die kategorischen allgemein gültigen Imperative unsrer Gesetzgeber!

Wider die Konsequenz der Imputationstheorie, über welche sich unser Verf. im dritten, so wie über die Zulässigkeit ihres Gebrauchs bey unbestimmten, und Unzulässigkeit desselben bey bestimmten Strafgesetzen im vierten Kapitel expektorirt, ist im Allgemeinen nichts zu erinnern. Wenn man indessen auch bis jetzt dem Verf. alle Vordersätze zugegeben hätte: so würde man sicher hier schon stutzig werden, und sich insgeheim fragen, ob man nicht zu viel ihm eingeräumt habe, wenn man so ihn im Flug einer siegenden Logik und Beredtsamkeit, einen paradoxen Schluß an den andern ketten sieht. Es ist unglaublich, wie sonderbar die beyden Gemälde von den Befugnissen des Richters bey der Anwendung unbestimmter und bestimmter Strafgesetze sich neben einander ausnehmen. Bey jenen ist dem Verf. das Gesetz zwar Erkenntnißgrund für den Thatbestand des Verbrechens; aber um eine bestimmte Strafe zu erkennen, soll der Richter auf den konkreten Fall, und die durch denselben gegebenen Merkmale der Größe der Strafbarkeit sehen, diese Merkmale mit den allgemeinen Principien der äußern Strafbarkeit vergleichen, und nach dem Resultat dieser Vergleichung eine größere oder geringere Strafe zuerkennen. Hier soll er also auf natürliche Ursachen, auf die Gemüthsstimmung des Verbrechers, die von ihm überwundenen Hindernisse u. s. w. Rücksicht nehmen, und auf dieselbe Art die Quantität der Strafe in concreto finden, auf welche sonst der Gesetzgeber in abstracto dazu gelange. Der Unterschied sey nur (nur? — nun wahrhaftig!) der, daß bey der allgemeinen Beurtheilung des Gesetzgebers bloß allgemeine Merkmale einer gewissen Art von Handlungen die Data zur Beurtheilung der

Strafbarkeit liefern; hier aber, außer diesen allgemeinen Merkmalen, auch noch die individuellen Prädikate einer speciellen Handlung Erkenntnißgründe des Grades der Gefährlichkeit der Handlung und der Größe der Strafe seyen. Indem der Richter diese berücksichtige, überschreite er seine Gränzen als Diener und Exekutor des Gesetzes nicht, weil eben dieses die willkührliche Strafe an die Handlung knüpfe, und es ihm zur Pflicht mache, die Strafe selbst aus Gründen der Strafbarkeit für den einzelnen Fall zu finden. — Von allen diesen Befugnissen soll auch nicht eine bey bestimmten Strafgesetzen eintreten; da soll weder nach Zweck noch Geist, weder nach Grundsätzen der Gerechtigkeit noch der Nothwendigkeit gefragt werden, allein nach dem dürren tödtenden Buchstaben. — Möchte man nicht, wenn dem wirklich so wäre, als Richter, als Philosoph und als Mensch die Existenz aller bestimmten Strafgesetze in den Abgrund der Hölle verwünschen? möchte man nicht, wenn es auch wahr ist, daß unbestimmte Gesetze vielleicht von geringerer Wirkung sind, selbst eine Vermehrung der vorkommenden Verbrechen, gegen die auf der andern Seite erscheinende ununterbrochene Reihe von Ungerechtigkeiten und Justizmorden auf die Wagschale gelegt, noch für reinen Gewinn der Menschheit halten? Und wenn ein und derselbe Gesetzgeber bestimmte und unbestimmte Strafgesetze gab, was für einen vernünftigen Grund könnte man bey ihm voraussetzen, warum er eine Hälfte der Verbrecher nach sorgfältig abgewogenen und dem Individuo angepaßten Principien der Gerechtigkeit, die andere nach abstrakten Imperativen behandeln lassen wollen, welche, so abstrakt und eisern, wie sie da stehen, für ihre eigenen Zwecke und das Wesen der Gerechtigkeit im konkreten Fall nicht minder gefährlich, als die regelloseste Willkühr sind.

Richtig und gründlich widerlegt unser Verf. S. 222 ff. diejenigen, welche glauben, daß poena arbitraria nicht bis zum Tode ausgedehnt werden dürfe. Doch möchte Rec. den Theil seines Beweises, welchen er aus L. 7. §. 3. D. ad leg. Jul. repetund. führt, nicht als so ganz entscheidend betrachten. Denn

1) Lex Julia repetundarum war ursprünglich ein bestimmtes Strafgesetz, ex qua judicium publicum dabatur, welches für die meisten darunter subsumirten Fälle die Strafe bestimmt festsetzte.

2) Der

2) Der §. 3. l. c. giebt daher eigentlich nur eine Nachricht, von der zu den Zeiten des Macer nach Gerichtsgebrauch bestehenden arbitrairen Anwendung dieses bestimmten Strafgesetzes; aber er sagt — wenn man auch die Erklärung, welche der Verf. von den criminibus ordinariis und extraordinariis giebt, einstweilig gelten lassen will — keinesweges, daß das crimen repetundarum dadurch ein crimen extraordinarium — nach des Verf. Theorie, ein poenam arbitrariam zulassendes Verbrechen — geworden sey. Es heißt vielmehr ausdrücklich: »hodie *ex lege* (Julia) *repetundarum* extra ordinem puniuntur.« Also allerdings nach einem bestimmten Strafgesetz; aber *extra ordinem* mit Zulassung richterlicher Willkühr bey einer zweckmäßig gefundenen Modifikation des Gesetzes.

3) Es ist in dem §. 3 schlechterdings kein allgemeines Princip aufgestellt, und daher, selbigen als Gesetz in Rücksicht auf uns betrachtet, ist die davon unter andern benannte Todesstrafe für den Fall, den sie besagt, offenbar als poena secundum quid legalis anzusehen, ohne den Richter weiter zu ihrer Anwendung bey irgend einem andern ganz unbestimmten Strafgesetze zu berechtigen.

Eben so viel — oder eigentlich eben so wenig — möchte allenfalls aus C. C. C. art. 113 und 178 deducirt werden können. Rec. glaubt aber, daß man am besten thut, sich in dieser Materie nur an den philosophischen Beweis, und an die Ueberzeugung zu halten, daß dieser wenigstens durch kein positives Gesetz reprobirt worden ist.

Ganz richtig bemerkt der Verf., daß der Begriff der Schärfung und Milderung immer eine ordentliche Strafe voraussetze, und bey poenis arbitrariis gar davon die Rede nicht seyn könne. Aber offenbar irrig dehnt er diesen Satz auch auf die poenas secundum quid legales aus; denn er sagt S. 225 in der Note: »diejenigen Artikel (der C. C. C.), welche unbestimmte Strafgesetze sind, bey denen also der Begriff von Milderung und Schärfung wegfällt, sind?« (das Fragezeichen steht im Text, es ist aber unentschieden, ob wir es dem Setzer oder dem Gewissen des Verf. zu danken haben.) »Art. 106, 110, 112, 113, 134, 160, 177, 178, 180.« — Das ist streng genommen, nur von 113, 134, und außerdem noch von einigen, die der Verf. ausgelassen hat, namentlich 167 und 168 wahr. Art. 106, 112,

enthalten eben so, wie 111 (hinsichtlich der Münzverfälscher) 124, 160, 177, 178 u. a. m. poenam secundum quid legalem, und wenn in dem Gesetz ein oder mehrere genera poenarum ausdrücklich zur Anwendung benannt sind, wenn es z. B. heißt: der Verbrecher soll an Leib oder Leben, oder an Leib, Leben oder Gliedern gestraft werden: so ist ja eine mitigatio poenae, da ein geringeres Leib, Leben oder Glieder nicht befassendes genus poenae — z. B. eine Geldstrafe — erkannt würde, keinesweges undenkbar. — Aber noch bey weitem unbegreiflicher ist es dem Rec., wie Hr. F. auch solche Artikel, welche die Strafe der Talion festsetzen, namentlich Art. 110 und 180, ganz unbedingt den unbestimmten Strafgesetzen, bey welchen der Begriff einer Milderung oder Schärfung ganz unanwendbar sey, habe beygesellen können. Hierbey hätte sehr sorgfältig distinguirt werden müssen. Denn — um bey dem Beyspiel des Art. 180 stehen zu bleiben — bey dem Gefangenwärter, der seinem Gefangenen aushilft, und dafür die Strafe des Gefangenen selbst verwirkt hat, kömmt es offenbar darauf an, ob diese letztere eine poena legalis oder arbitraria war. Im ersten Fall steht der Gefangenwärter gleichfalls unter einer bestimmten Strafe, welche jure talionis angewandt, eben so gut einer Milderung oder Schärfung fähig ist, als sie es bey dem entwischten Gefangenen selbst gewesen seyn würde.

Folgen wir dem Verf. noch einen Augenblick auf seiner zu vielen Bemerkungen Stoff darbietenden Deduktion gegen diejenigen, welche die Zuläßigkeit der Milderungsgründe bey Anwendung bestimmter Strafgesetze — auf dem Wege der Interpretation in das Kr. R. einführen wollen. Er spricht dem Richter die Befugniß zur Interpretation der Gesetze nicht ab, und räumt ein, daß, um ein bestimmtes Strafgesetz anzuwenden, alle Bedingungen, welche der Gesetzgeber vollständig zur Strafe erfordert, vorhanden seyn müssen, und daß der Richter, der außer diesem Fall nicht mildern wollte, wider das Gesetz verstoßen würde. Er bestreitet nur den Satz, daß ex praesumta voluntate legislatoris volle Freyheit eine stillschweigende Bedingung der ordentlichen Strafe sey. Wenn wir ein Gesetz, sagt er, dessen Worte einen bestimmten und zuverlässigen Sinn geben, extensive oder restrictive erklären wollen: so müsse ein dazu berechtigender Grund vorhanden seyn, der entweder in dem Gesetz

selbst

selbst ausgedrückt, und daher unmittelbar gewiß sey, oder aus richtigen historischen Datis mit mittelbarer Gewißheit folge. Wenn man also annehmen wolle, der Gesetzgeber habe immer nur den Fall der vollen Zurechnung vor Augen gehabt, als den gewöhnlichsten: so sey diß einestheils eine unstatthafte Muthmaaßung, weil sich nie demonstriren lasse, an welche Fälle der Gesetzgeber gedacht oder nicht gedacht habe; anderntheils sey es auch unwahr, daß der Fall der vollen Zurechnung der gewöhnlichere sey. Gesetzt aber der Gesetzgeber habe wirklich diesen Fall vor Augen gehabt: so sey diese Vorstellung noch lange keine ratio legis — (nein, aber wenn es sich historisch oder philosophisch erweisen läßt, mehr als das, integrirender Theil des Gesetzes selbst, und nothwendige Bedingung seiner Anwendung, wenn man nicht will, daß der Gesetzgeber mit sich selbst im Widerspruch stehen soll). — Warum wolle man, fragt der Verf., eine solche Interpretation auf Kriminalgesetze anwenden, da sie doch bey Civilgesetzen unstatthaft sey? (Das Argument beweißt zuviel, also nichts. Denn mit gleichem Recht könnte man fragen: warum wollen wir in Kriminalsachen dem Regenten ein jus aggratiationis vel abolitionis einräumen, da wir doch in Civilsachen über Kabinetsjustiz und Despotismus schreyen würden, wenn der Regent sich beygehen ließe, ein rechtskräftiges Urtheil, zum Besten des succumbirenden Theils per modum gratiae zu kassiren?) Es sey auch falsch, fährt der Verf. fort, daß das Gesetz sich selbst, seiner Ungerechtigkeit wegen, widersprechen würde, wenn es die Strafe nicht auf den vollen Grad der Freyheit stillschweigend restringirte; dieß würde allenfalls nur aus der Präventionstheorie, oder aus der moralischen Strafe, oder der gewöhnlichen Abschreckungstheorie, und nicht einmal aus dieser folgen, weil die Größe des Reizes in Andern gar nicht mit den Graden der Zurechnung bey dem Verbrecher zusammenhänge. (Das möchten nun die Gegner Hrn. F. wohl schwerlich zugeben; indessen der Satz hängt genau mit der Untersuchung zusammen, ob der Fall der vollen Freyheit identisch mit dem der höchsten äußern Gefährlichkeit sey, und darüber unten noch ein Paar Worte). Das Strafgesetz, sagt ferner der Verf., sey seiner Natur nach, keineswegs durch die Bedingung beschränkt, daß die Strafe mit dem Grade der Strafbarkeit in concreto übereinstimme; (das folgt freylich aus der schon oft erwähnten Distinction des Verf. im ersten Kapitel; aber es steht und

 fällt

fällt auch mit dieser): der Zweck des ganzen Strafgesetzes müsse nothwendig verfehlt werden, wenn unbedingte Vollziehung des gedrohten Strafübels nicht unausweichliche Folge des dadurch bedingten Verbrechens sey. (Das beweist wieder nichts, weil es zu viel beweist; denn mit ganz gleichem Rechte kann man sagen, der ganze Zweck des Strafgesetzes muß nothwendig verfehlt werden, weil es Fälle giebt, da man den Urheber eines begangenen Verbrechens nicht ausmitteln, oder seiner nicht habhaft werden kann, oder der Regent ihn zu begnadigen berechtigt ist). Wenn man, meint der Verf. ferner, die Anwendung des Gesetzes von denselben Principien abhängig machen wolle, durch welche das Gesetz selbst begründet werde: so würden alle Verbrechen, bey denen nicht die volle Zurechnung vorhanden wäre, ganz straflos seyn, und nicht mit der bestimmten Strafe belegt werden können, weil sie davon ausgenommen wären; nicht mit einer willkührlichen, weil diese nirgends gesetzlich angedroht sey. (Aber das ist ja eine arge petitio principii und ein unlogischer Zirkel, wie ihn Rec. von Hrn. F. am allerwenigsten erwartet hätte! Denn, daß ein solches Verbrechen straflos seyn würde, folgt ja erst, wenn bewiesen ist, daß der Richter kein Milderungsrecht habe, und wie mag ein Beweis aus einem Satze geführt werden, der von ihm selbst und seiner Vollendung erst seine eigene Gültigkeit erhält. — Aber auch davon abgesehen, würde es leicht seyn, den Verf. mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Er räumt ja ein, S. 305, daß der Gesetzgeber bey Abfassung des Strafgesetzes den Fall der höchsten Gefährlichkeit des Verbrechens vor Augen gehabt haben müsse; sobald also die konkrete Strafe mit dem Zweck des Strafgesetzes nichts zu thun hat, und der Richter um diesen sich nicht bekümmern darf: so kann ja auch, wenn der konkrete Verbrecher nicht die Merkmale der höchsten Gefährlichkeit an sich hat, ihn eben so wenig weder eine gesetzliche noch eine willkührliche Strafe treffen. Noch mehr. Wie der Verf. S. 259 ff., von der Berücksichtigung gesetzlicher Bedingungen zur gesetzlichen Strafe redet, und dabey den Artikel 119 C. C. C. als erläuterndes Beyspiel braucht, sagt er ganz richtig: »wenn das stuprum nicht vollendet, wenn das vollendete nicht erzwungen, wenn das erzwungene nicht an einer unverläumderen Person begangen worden: so wäre es offenbare Ungerechtigkeit die Strafe des Todes anzuwenden; es würde auf die recht-

rechtliche Folge erkannt, ohne daß die rechtliche Bedingung da wäre. Ganz ungestraft kann aber ein solches Verbrechen, an dem das eine oder das andere Requisit fehlt, nicht gelassen werden; denn daß eine Handlung, welche nur das eine oder das andere Requisit hat, ebenfalls nach dem Gesetze strafbar sey, ist daraus offenbar, weil jene Merkmale der Handlung in dem Gesetze als Voraussetzungen genannt sind, unter welchen gestraft werden soll. Da nun die volle Strafe nicht anwendbar ist; aber auch nicht alle Strafe wegfallen kann: so muß, wegen eines Mangels an den in dem Gesetz festgesetzten Bedingungen, ein geringeres Strafübel, als das gesetzliche, angewendet werden.« Aber diese Argumentation ist falsch. Vielmehr muß man nach seiner Theorie behaupten, daß eine an einer nicht unverläumdeten Frauensperson verübte Nothzucht völlig straflos sey. Die andern beyden vorhandenen gesetzlichen Merkmale gelten nach seinen Prinzipien nichts; denn das Gesetz enunciirt sie mit den fehlenden copulative, nicht disjunctive; und welch' eine Strafe man darauf erkennen mag: für eine gesetzliche kann sie der Verf. mit Konsequenz nicht gelten lassen, weil sie nirgends im Gesetz benannt ist, und als einer arbiträren kann er ihr keinen Rechtsgrund zugestehen). — Noch gebraucht der Verf. unter andern folgende Argumente: wenn volle Freyheit unerläßliche Bedingung der Anwendung der gesetzlichen Strafe sey: so könne diese schon um dessent Willen, nie angewendet werden, weil eine solche volle Freyheit nirgends anzutreffen sey. Gerade den die Freyheit des Menschen beschränkenden Umständen solle durch Androhung der Strafe entgegen gewirkt werden; und namentlich seyen ja die Gesetze gegen Nothzucht, Hurerey 2c., bestimmt wider den die Freyheit verringernden Zustand der Leidenschaft gerichtet. Wolle man es mit dem Begriff der vollen Freyheit nicht so philosophisch genau nehmen, und darunter nur denjenigen Grad derselben verstehen, welchen man gewöhnlich in der Erfahrung antreffe: so gebe das einen unsinnigen Zwitterbegriff. (Praktische Zwitterbegriffe sind für eine auf menschliche und zwar sehr materielle menschliche Verhältnisse berechnete Wissenschaft oft mehr werth, als die abstractesten einfachsten Philosopheme; aber das sage, wer Lust hat, sich anathematisiren zu lassen. Soviel ist gewiß, daß, wenn einem Einwohner des Sirius einmal eine unsrer philosophischen Systeme zu Gesicht käme, er schwerlich dabey auf die Idee gerathen könnte, als wenn

die

die Menschen körperliche — ach recht grob körperliche — Wesen wären. Übrigens ist es wieder eine petitio principii, wenn der Verf. behauptet, daß viele Gesetze, namentlich die gegen Fleisches-Verbrechen, gerade gegen einen die Freyheit beschränkenden Leidenschaftszustand gegeben seyn. Er setzt dabey wieder als erwiesen voraus, was er doch erst dadurch erweisen will, daß nämlich der Gesetzgeber nicht den Zustand der vollen Zurechnung bey seinem Strafgesetz vor Augen gehabt habe. Freylich ist der Fall der gewöhnlichere, daß man in einem Leidenschaftszustande nothzüchtigt, kuppelt, die Ehe bricht; aber daß alles dieses mit voller Freyheit und ohne alle Leidenschaft geschehe, ist keineswegs undenkbar. Auch kann es zu berücksichtigen seyn, ob Jemand mit mehr oder weniger Freyheit sich in einen Leidenschaftszustand versetzt habe.) — Endlich meint auch noch der Verf., wenn nur volle Freyheit die Anwendung der gesetzlichen Strafe begründen solle: so müsse es noch etwas mehr als volle Freyheit geben, für den Fall der zulässigen exasperatio poenae. — Das ist ein witziger Einfall; aber weiter nichts; denn die Motive zur Exasperation können in besondern objektiven Merkmalen der Handlung, im Zusammentreffen mehrerer strafbarer Handlungen liegen, u. dgl. m.

Am Ende kommt bey dieser Untersuchung Alles darauf hinaus, ob die volle Freyheit bey Begehung eines Verbrechens mit dessen höchster äußerer Gefährlichkeit identisch ist? Ist dieses — und es lassen sich triftige Gründe dafür anführen, indem eine unbürgerliche Beleidigungen drohende Tendenz des Willens aus nichts so sehr erkannt wird, als wenn ein Bürger den Zustand voller Kraft und Geistesfreyheit zu Rechtsverletzungen anwendet — nun so wird der Streit de lana caprina geführt. Denn daß der Gesetzgeber den höchsten Grad der Gefährlichkeit vor Augen haben müsse, hat der Verf. bereits eingeräumt, und muß es einräumen, wenn er nicht dem Gesetzgeber die widersprechende Absicht beylegen will, nicht vom höchsten, sondern nur von minderen Graden abzuschrecken. Sey es aber mit jener Identität der vollen Freyheit und höchsten äußern Gefährlichkeit wie es wolle, — so lange unsere Zweifel wider die Verschiedenheit der Zwecke der Strafe in concreto und abstracto nicht entkräftet sind, so lange kann uns nichts zur Anerkennung des aus den vorhergegangenen Untersuchungen vom Verf. gezogenen Resultats

sultats verbinden, „daß die Lehre von den Gründen der „Strafbarkeit, so lange nicht ein positives Gesetz es aus„drücklich gebiete, bey bestimmten Strafgesetzen durchaus so „wenig zur Milderung als zur Schärfung der anzuwenden„den Strafe gebraucht werden dürfe.“ — Dreist müssen wir vielmehr dagegen behaupten, daß, wenn in abstracto der Gesetzgeber nicht alle möglichen Grade äußerer Gefährlichkeit der Verbrechen umfassen, und daher konsequenterweise nur vom höchsten abschrecken kann, alsdann in concreto, der im Geist des Gesetzgebers und zu gleichem Zweck mit ihm handelnde Richter, bey vorkommenden, auf niedern Stufen der Gefährlichkeit stehenden Verbrechen, die gesetzliche Strafe mildern muß, weil es ihrer in abstracto zur Abschreckung nicht bedarf, und weil eine unnütze Kraftverschwendung in den Zweck des Gesetzgebers nicht hineingedacht werden kann. Und weit entfernt, dem Gesetz auf diese Weise die nöthige Autorität zu nehmen, wird selbige vielmehr dadurch befestigt, indem es so alle Mahl in dem wirklich dadurch bezielten Falle, und nur allein in diesem angewendet werden soll.

Das fünfte Kapitel erörtert die Frage, ob es positive Gesetze gebe, welche dem Richter ein Milderungs- oder Schärfungsrecht bey der Exekution bestimmter Strafgesetze verstatten. — Daß unser Verf. die Frage verneint, versteht sich von selbst; denn wenn er geglaubt hätte, sie bejahen zu müssen, wäre wahrscheinlich sein ganzes System ungeschrieben geblieben. Er selbst stellt das nicht in Abrede. Und es wäre auch ein seltsamer Widerspruch, wenn man den Gesetzen eine Glorie der Heiligkeit und Unwandelbarkeit aufdringen wollte, die sie sich selbst ausdrücklich verbäten. — Es ist dieß übrigens eine sehr wichtige Untersuchung, und wohl der Mühe werth, dem Verf. darin aufmerksam zu folgen; denn auf seiner Hut muß man gegen ihn in allen Gestalten, als Hermeneutiker, wie als philosophischen Dialektiker seyn.

Der Verf. prüft zuvörderst die Gesetzstellen, welche die Theorie seiner Gegner begründen sollen. Scharfsinnig und befriedigend entwickelt er bey vielen derselben, daß sie nicht sowohl von einer Milderungsbefugniß des Richters als von dessen Pflicht reden, alle gesetzlichen Bedingungen des in Frage stehenden Verbrechens, in Relation zu der ihm gedrohten Strafe wohl zu erwägen. Folgende Bedenklichkeiten kann jedoch Rec. nicht unterdrücken:

I. Un-

1. Unbefriedigend ist die Interpretation der L. 11. D. de poenis. Es ist schlechterdings unerweislich, daß diese Stelle, wie der Verf. behauptet, bloß von den extraordinariis criminibus *) handle; vielmehr erhellt gerade das Gegentheil

a) aus den Worten: »*severitatem legum* cum aliquo benignitatis temperamento *subsequi*;« wie paßt dieß auf extraordinaria crimina, in quibus licet judici quam vult sententiam ferre? am allerwenigsten nach der Ansicht des Verf. —

b) aus dem unmittelbar darauf folgenden §. 2, wo von latronibus und grassatoribus, also offenbar von *ordinariis* criminibus, die Rede ist;

c) gerade aus der Kombination mit L. 4. §. 1. D. de incend., worauf sich der Verf. so viel weiß. Denn hier heißt es, nachdem von einem extraordinario crimine die Rede gewesen, ganz ausdrücklich

»et omnino *ut in ceteris* ita *hujusmodi* caussis pp.;«

unter

*) Rec. kann eigentlich der Meinung des Verf., daß die Strafen bey den extraord. criminibus völlig gleichbedeutend mit dem sind, was wir poenas arbitrarias nennen, so scheinbar sie auch seyn mag, ganz und gar nicht beypflichten. Aber eine Ausführung seiner Zweifel würde hier zu weit führen; besonders da er schon mit Schrecken bemerkt, daß diese Beurtheilung ohnedem zu einer Länge anwächst, welche kaum durch die Wichtigkeit und das hohe Interesse ihres Gegenstandes, gegen den Plan der A. D. B. gerechtfertigt werden kann. Doch will er dem Verf. wenigstens im Vorbeygehen die Bemerkung hinwerfen, daß die Verbrechen quaestionis noch immer extraordinaria hießen, nachdem die anfangs willkührlichen Grundsätze ihrer Bestrafung schon längst durch ihre Aufnahme in's edictum perpetuum gesetzliche Vorschriften geworden waren. Nicht zu gedenken, daß selbst vorher jene Grundsätze nicht sowohl willkührlich im konkreten Fall gefunden, als nur jährlich von den neuen Magistraten als Norm ihrer jährigen Jurisdiktion bekannt gemacht wurden, und also selbst damals die aus ihnen fliessenden Strafen poenae legales im weitesten Sinn waren, in sofern einmal die Observanz den Magistraten eine solche Art der Gesetzgebung zugestand.

unter den *hujusmodi causis* sind doch wohl die extraordinar. crimina, deren eines Gegenstand des ganzen Gesetzes ist, gemeint, und also unter den *ceteris* die *ordinaria*; und also soll auch bey diesen der Richter dahin sehen, ne quid durius aut remissius constituatur quam causa postulet. — Warum? — Die Antwort liegt in der vom Verf. übergangenen L. 18. D. de LL., worüber gleich unten ein paar Worte.

II. Der Verf. hat mehrere für die Gegner seiner Theorie sehr wichtige Beweisstellen aus dem Röm. Recht ganz mit Stillschweigen übergangen, was er nicht hätte thun sollen, weil sich von ihm weder präsumiren läßt, daß er sie nicht gekannt, noch daß er sie übersehen habe. Zu den wichtigsten rechnet Rec. folgende:

a) der schon genannten L. 18. D. de legib.

»Benignius leges interpretandae sunt, quo voluntas earum conservetur.«

Was heißt das anders, als der Richter soll bey Anwendung der Gesetze stets Rücksicht darauf nehmen, ob dem Gesetzgeber selbst, vermöge seiner vorauszusetzenden Neigung zur Milde, d. h. mit andern Worten, vermöge seiner Abneigung vor unnützer Kraftverschwendung — nicht die Strafe in concreto zu hart vorkommen würde, die er in abstracto festsetzte?

b) L. 16. §. 10. D. de poenis.

»Nonnunquam evenit ut aliquorum maleficiorum supplicia exacerbentur, quotiens nimirum multis personis grassantibus exemplo opus sit.«

Das heißt doch wohl deutlich genug: der Richter soll die Strafe schärfen, wenn er sieht, daß der Zweck der Abschreckung des in abstracto drohenden Gesetzes durch die Execution in concreto noch nicht erfüllt werden würde. Die Befugniß, im umgekehrten Fall zu mildern, folgt von selbst daraus; denn wo eine ist, sind beyde. Hr. F. kann sich hier nicht hinter die Ausflucht verstecken, daß das Gesetz von extraord. criminibus rede; denn die *grassatio*, ein unzweifelhaftes crimen ordinarium, ist ausdrücklich als Beyspiel angeführt. Er kann auch nicht einwenden, daß es nur eine historische Bemer-

kung

kung des Saturnin's sey; für uns hat diese Bemerkung durch die ihr in den Pandekten eingeräumte Stelle vollkommene Gesetzeskraft.

c) L. 5. §. 1. D. de poenis.

»in accusatorem autem absentem nonnunquam gravius statuendum, quam Turpilliani SCti poena irrogatur, dicendum est.«

Abermals wird hier ein Schärfungsrecht, und zwar abermals in Hinsicht eines bestimmten Strafgesetzes, ausdrücklich zugestanden.

d) L. 6. C. ad Leg. Cornel. de sicariis.

»Sic quis te reum legis Corneliae de sicariis fecerit, innocentia purgari crimen, non adulta aetate defendi convenit.«

Das *defendi* wird hier dem *purgari* entgegengesetzt, und das ist auch ganz dem Römischen Sprachgebrauch angemessen. Hier ist also aetas non adulta ausdrücklich als ein zulässiger Milderungsgrund einer poena ordinaria sanktionirt. — Freygesprochen, heißt es, wirst du, wenn du unschuldig bist; Anspruch auf eine gelindere Behandlung, eine mildere Strafe, erwirbt dir dein unmündiges Alter.

Mehrerer anderer Gesetze nicht zu gedenken.

Der Verf. tritt demnächst seinen Gegenbeweis aus den verschiedenen bey uns geltenden Rechten an. Die von ihm so stark urgirte L. 14. D. de SCto Silaniano hat hier nach Rec. Urtheil wenig oder gar keine Beweiskraft; denn einmal wird darin nicht sowohl eine allgemeine gesetzliche Regel aufgestellt, als vielmehr eine individuelle Procedur des Legaten Trebius, der das SCtum Silan. ex praesumta voluntate des Gesetzgebers in severius interpretirt hatte, historisch angeführt; zweytens aber, wenn wir daraus auch eine allgemeine gesetzliche Regel abstrahiren wollen: so kann es doch wohl nur eine solche seyn, welche ein solches Interpretationsrecht des Richters im Allgemeinen anerkennt. Denn jene Procedur des Legaten wird gebilligt. Der Verf. wird freylich sagen, es sey hier nicht von einer Schärfung der konkreten Strafe; sondern davon die Rede, daß Trebius einen

Fall

Fall ex ratione legis unter das Gesetz subsumirt hatte, der ex verbis legis ausdrücklich davon ausgenommen war. Aber es ist evident, daß diese ihm zugebilligte Befugniß größer und weitumfassender ist, als die einer Milderung oder Schärfung; und also muß man sagen: non debet ei, cui quod plus est licet, id quod minus est non licere. — In L. 1. C. si advers. delict. legt Hr. F. einen viel weitumfassendern Begriff, als nach Kleinschrodts und Anderer Erklärung darein zu liegen scheint, und mit einer fast poetischen Freyheit übersetzt er *infirmitas animi* »ein geringerer Grad der Zurechnung.« Hingegen berührt er viele der Gesetzstellen, in denen eine Rücksicht auf das lubricum aetatis dem Richter ausdrücklich zur Pflicht gemacht wird, entweder gar nicht, oder geht doch ziemlich leicht darüber hinweg, und verlangt, wahrscheinlich es ihm auf sein Wort zu glauben, daß die wichtige Stelle L. 57. §. 1. de minorib. bloß von den delictis *culposis* der Minderjährigen zu verstehen sey. Endlich, nachdem er bewiesen zu haben glaubt, daß das R. R. die Unmündigkeit als Milderungsgrund verwerfe, strengt er sich an, darzuthun, daß dadurch alle übrigen Milderungsgründe stillschweigend exkludirt seyn müßten, weil jener der prägnanteste von allen sey, — was sich doch, absolut genommen, nicht füglich behaupten läßt. — Hauptargumente aus dem R. R. sind ihm aber Nov. 161. praef. und L. 1. §. 2—4. D. ad SCtm Turpillian. Was die Novelle betrifft, so läßt sie sich eben so gut gerade gegen den Verf. interpretiren; denn der Kayser sagt: der Richter soll leges custodire transgressoresque *competentibus* poenis subjicere, er sagt nicht *lege pronunciatis*, sondern *competentibus*, i. e. solchen, die dem Fall angemessen sind, von denen das Gesetz wollen kann, daß sie den Verbrecher treffen. Aber auch gegen die Beweiskraft der L. 1. ad SCtm. Turpill. läßt sich Manches erinnern; denn, besonders in Verbindung mit dem weislich vom Verf. nicht angeführten §. 5, beweist das Gesetz nur für ihn, unter Bezug auf das Formelwesen der Römer, welches für uns eine Antiquität ist. Der Richter mußte das Faktum genau prüfen; zu dem Fakto gehören auch die faktischen Umstände, von welchen die Grade der Zurechnung abhängen; fand er bey der Untersuchung dergleichen, die die Zurechnung aufhoben, oder verminderten, z. B. *inconsultum calorem*: so absolvirte er. Was kann deutlicher hieraus folgen, als daß nur plenus dolus die Strafe des Gesetzes anwendbar

macht? Und da nun das Römische Formelwesen, aus welchem allein in solchem Fall die Absolution folgte, für uns eine Antiquität ist: was bleibt unsern Richtern übrig, als für den Fall des doli non pleni eine mildere Strafe zu erkennen, durch die unläugbar dem Zweck des Gesetzes mehr, als durch eine völlige Lossprechung entsprochen wird? Noch ist zu bemerken, daß das angeführte Gesetz ganz speciell auf eine Art von Verbrechen sich bezieht, und also den allgemeinen Principien, welche L. 18. de LL., L. 11. de poenis, L. 4. de incend. aufstellen, nicht entgegengesetzt werden kann. — Eben so beziehen sich offenbar die von dem Verf. angeführten Gesetze, in welchen der die Strafe mildernde Richter selbst mit Strafe bedrohet wird, nur auf einzelne Verbrechen, bey denen, aus besondern Rücksichten des öffentlichen Wohls, ein solches verordnet ward. Und ist es erlaubt zu fragen, wenn in den Kriegsartikeln einiger deutschen Heere verordnet ist, daß bey den Verbrechen der Soldaten, die Trunkenheit zu keiner Entschuldigung gereichen solle, läßt sich daraus wohl schließen, Trunkenheit sey überhaupt in deutscher Kriminalpraxis nicht als Milderungsgrund zuläßig? Ja, daß die Römischen Gesetzgeber nöthig fanden, gerade bey jenen einzelnen Verbrechen die Berücksichtigung der Milderungsgründe dem Richter zu verbieten, beweißt, daß bey den übrigen sie ihm zugestanden wurde. — Endlich nimmt der Verf. zu Komplettirung seines Beweises, auch noch die Römische Gerichtsverfassung, (aus der sich als gesetzlicher Norm für uns, bemerktermaaßen, gar nichts mehr argumentiren läßt,) und die stoische Philosophie der Ictorum zu Hülfe. Sein Scharfsinn dokumentirt sich hier wie überall; aber das ist's auch Alles. Ehender könnte er aus dem Kanonischen Recht (S. 408 ff.) etwas bewiesen haben; aber was er auch daraus beweisen möchte, würde, wegen der Individualität der Principien der kirchlichen Gerichtsverfassung, im Allgemeinen wenig für seinen Zweck verfangen. Ihm selbst ist die Rücksicht auf den Grund der strengern Unbiegsamkeit kirchlicher Gesetze, wegen ihres vermeinten göttlichen Ursprungs nicht entgangen; jener fällt offenbar mit diesem weg; und eine allgemeine Argumentation daraus, für die Theorie des Verf., dürfte eben so unhaltbar scheinen, als die Behauptung älterer Rechtslehrer, die selbst dem Regenten, unter Beziehung auf ein aus Bibelstellen zusammengeträumtes *jus divinum universale*, die Befugniß zur Begnadigung eines

Todt-

Todtschlägers absprechen. — Was der Verf. gegen die Autorität des heil. Augustin anführt, ist vollkommen richtig; wenn er denn auch nur umgekehrt nicht verlangt, daß man das ihr entgegengesetzte Citat aus dem Symmachus für etwas Anders nehmen soll, als was es ist, und wofür man nach tausend Jahren vielleicht die Revision des Hrn. F. eben so citiren wird — die Privatmeinung und das individuelle System eines Gelehrten. — Daß in der C. C. C. nirgends dem Richter ein Milderungs- oder Schärfungsrecht ausdrücklich zugestanden werde, hat der Verf. gut auseinander gesetzt. Rec. ist darin vollkommen seiner Meinung; ob er gleich im Ganzen nicht so viel als jener daraus zu folgern wagen möchte.

Beym zweyten Theil kann und muß sich Rec. ungleich kürzer fassen. Das sechste Kapitel beschäfftigt sich mit der Frage: nach welchem Maaßstabe die ordentliche Strafe gemildert werden müsse, wenn gesetzliche Voraussetzungen in concreto mangeln? Sehr richtig wird hier die Nothwendigkeit empfohlen, die mangelnden und vorhandenen gesetzlichen Voraussetzungen gegen einander abzuwägen, nicht bloß abzuzählen. Daß es objektive Gründe der absoluten Strafbarkeit im positiven peinlichen Recht gebe, verneint der Verf. mit Recht. Scharfsinnig und mit überzeugender Wahrheit deducirt er, daß nur ein vorhandenes Strafgesetz eine Handlung zum Verbrechen stempeln könne, und also Handlungen, welche in den Gesetzen nicht ausdrücklich genannt sind, nur dann gestraft werden können, wenn der unbenannte Fall (im Text steht irrig benannte) als Art oder Species unter der Gattung oder Art des benannten Falls enthalten, und die ratio legis auf ihn anwendbar ist. — Als höchsten und letzten Grund aller Strafbarkeit nimmt der Verf. »die »Bestimmung des Begehrens zur Uebertretung eines Straf»gesetzes, mit dem Bewußtseyn der Uebertretung« an. Er argumentirt hier folgendergestalt: da jedes vorhandene Strafgesetz nur als für den Fall gegeben denkbar ist, wo es als Strafgesetz wirksam seyn kann, wo die physische Möglichkeit seiner Wirksamkeit zur Verhinderung der That begründet ist: so sind diejenigen Eigenschaften der Person als Ursache der strafbaren Handlung, durch welche jene physische Möglichkeit der Wirksamkeit des Strafgesetzes begründet ist, die ausschließenden Bedingungen der Möglichkeit der Zufügung einer Strafe, und umgekehrt. Unerläßliche Bedingungen zur An-

wendung der Strafe, sind daher beym Subjekt: Verstand zur Erkenntniß des Strafgesetzes, Urtheilskraft zur Subsumtion der Handlung unter dasselbe, Bestimmung des Begehrungsvermögens zu der Uebertretung als Grund ihrer Existenz. Wo diese Bedingungen oder eine von ihnen ganz wegfällt, da hört alle äußere Strafbarkeit des Subjekts auf; hingegen ist selbige begründet, wenn sie alle, auch selbst nur im geringsten Grade vorhanden sind. (Das beruht nun freylich wieder ganz auf den Prämissen der vorigen Kapitel, über welche Rec. seine Zweifel beygebracht hat.) Dem Einwurf, daß bey dieser Bestimmung, eine Strafe nur bey dolosen Verbrechen möglich sey, sucht der Verf. durch seine neue und in der That sehr scharfsinnige Theorie über dolus und culpa zu begegnen. Er findet den Grund der culpa nicht, wie die meisten seiner Vorgänger in einem unrichtigen Gebrauch des Verstandes; sondern in einem positiv bösen Willen, indem die Gesetze die Unterlassung solcher Handlungen gebieten, aus welchen ein gesetzwidriger Effekt zwar nicht unmittelbar von dem Handelnden beabsichtigt entspringt; aber doch nach Naturursachen entspringen kann. Der wesentliche Unterschied zwischen dolus und culpa ist ihm also der, daß bey jenem das Begehrungsvermögen unmittelbar auf den gesetzwidrigen Effekt gerichtet ist; bey dieser aber auf eine an sich erlaubte Handlung, welche nur dadurch unerlaubt wird, daß sie den gesetzwidrigen Effekt selbst unbeabsichtigt hervorbringt. — Rec. pflichtet vollkommen dieser Darstellung des Verf. bey, und hält unter andern dafür, daß der sehr scheinbare Einwand, welchen Hr. Professor Konopack (Arch. d. Kr. R. IV. 3. n 3.) dagegen gemacht hat, nur scheinbar sey. Der positiv böse Wille bey delictis culposis gehört nur vor das Kriminalrecht, in sofern der gesetzwidrige Effekt vorhanden ist; fehlt dieser: so ist er zwar auch strafbar; aber er gehört allemal vor das Forum der Verbrechenverhütungspolicey, und kann also nur gestraft werden, in sofern ein Policeygesetz die Handlung, durch welche er sich äußert, verboten hat.

Das Charakteristische der Formel des Verf. für den höchsten Grund aller äußeren Strafbarkeit, daß nämlich die Rücksicht auf Freyheit des Handelnden gänzlich ausgeschlossen werde, wird im siebenten Kapitel gegen alle abweichende Meinungen zu vertheidigen unternommen. Der Begriff der

Freyheit wird aus der Rechtswissenschaft verwiesen, und ihm ernstlich angedeutet, sich nicht über die Gränzen der Moral hinauszuwagen. — Wenn nur nicht der Schalk heimlich darüber lacht, daß wir gegen ihn unter diesem Titel so strenge seyn wollen, während wir ihm unter dem Kostüm der äussern Gefährlichkeit der Handlungen, das vollkommene Bürgerrecht gestatten. Die Leser erinnern sich, was Rec. oben über die wohl zu deducirende Identität der höchsten Freyheit und höchsten Gefährlichkeit gesetzwidriger Handlungen hingeworfen hat, und wogegen es nichts beweist, daß eine Handlung äußere Gefährlichkeit haben kann, wenn sie auch ohne alle Freyheit begangen wurde. — Das achte Kapitel handelt von den Grundsätzen der relativen Strafbarkeit im Allgemeinen, und der Anwendung derselben auf die objektiven Gründe der Strafbarkeit. Der Verf. stellt das Princip auf: »je größer die durch die Handlung begründete Gefahr für den rechtlichen Zustand ist, desto größer ist die »äußere Strafbarkeit, und desto größer daher die Strafe.« Die Größe der Gefahr bestimmt er 1) nach dem Werth und der Wichtigkeit des Objekts, gegen welches sie gerichtet ist; 2) nach der Mannichfaltigkeit der Rechte, gegen welche sie gerichtet ist; 3) nach ihrer intensiven Stärke; 4) nach ihrer Dauer und Festigkeit. Hiernach werden nun, indem der Verf. den Werth aller Rechte im Staat, nach ihrem mehr oder minder wesentlichen Zusammenhang mit Erfüllung des Staatszwecks abmißt, die verschiedenen Gattungen der Verbrechen klassificirt. — Das neunte Kapitel enthält eine Kritik der subjektiven Gründe der Strafbarkeit, mittelst welcher der Verf., da er sich nunmehr völlig von den Fesseln der bestrittenen Freyheitstheorie losgemacht hat, zu dem Princip gelangt: »je stärker, herrschender und fester die Triebfeder »war, durch welche ein gegebenes Verbrechen hervorgebracht wurde, desto stärker, herrschender und fester ist diese Triebfeder in dem Menschen, desto gefährlicher ist er also für die Zukunft, desto größer ist seine Strafbarkeit.« — Das zehnte Kapitel beschäftigt sich mit Darstellung der subjektiven Gründe der Strafbarkeit. Aus obigem allgemeinen Satz werden drey Folgesätze abgeleitet: 1) je intensiv stärker die sinnliche zur That bestimmende Triebfeder ist, desto größer ist die Strafbarkeit; je intensiv schwächer jene, desto geringer diese. 2) Je fester, eingewurzelter und inkorrigibler die Triebfeder, desto größer die Strafbarkeit, und umgekehrt. 3) Je um-

umfassender die Triebfeder ist, je mehr Rechtsverletzungen sie umfaßt, auf je mehr Verbrechen sie gerichtet ist, desto grösser ist die Strafbarkeit, und umgekehrt. — Zu den wichtigsten und auffallendsten Folgerungen aus diesen Sätzen gehören nachstehende:

Verbrechen in und aus Leidenschaft sind am strafbarsten? —

Der mitleidige, für die Regungen der Menschlichkeit offne Verbrecher ist strafbarer, als der unempfindliche, wenn das Verbrechen jenen Gefühlen widerstreitet.

Je geringer die äußern Veranlassungen, je weniger dringend die äußern Reize waren, welche die sinnliche Begierde in dem Verbrecher erweckten, und mittelst dieser zu der Uebertretung bestimmten: desto mehr mußte der Verbrecher von Natur zu diesen Uebertretungen disponirt, desto fester gegründet die sinnliche Triebfeder seyn; desto grösser ist auch seine Strafbarkeit.

Gewohnheit und schlechte Erziehung ist Grund der erhöhten Strafbarkeit; eben so jede in der körperlichen Organisation liegende Bestimmung zum Verbrechen; eben so Schwäche und Stumpfheit des Geistes.

Vermindert wird die Strafbarkeit durch Mangel an Einsicht und Erkenntniß.

Die Strafbarkeit wird geringer oder größer, je nachdem die Triebfeder ihrer Natur nach zugleich auch auf legale oder allein auf illegale Handlungen gerichtet ist. Daher sind Verbrechen aus Menschenhaß, Rachsucht, Eigennutz, Zorn, strafbarer, als Verbrechen aus Mitleiden, Liebe u. s. w.

Es bedarf für den in den Geist des Feuerbachschen Systems eingedrungenen Leser, (und nur einen solchen setzt überhaupt diese Beurtheilung voraus,) nicht der Bemerkung, daß die Anwendung der ganzen Theorie von der äußern Strafbarkeit nur auf die sogenannten willkührlichen Strafen beschränkt seyn soll. Denn bey bestimmten Strafgesetzen gestattet der Verf. dem Richter eine Modifikation der gesetzlichen Strafe so wenig nach Principien seines, als irgend eines andern Systems. — Rec., der über diesen Punkt seine entgegen-

stehen

stehende Ueberzeugung offenherzig bekennen, und, so viel der Raum verstattete, mit Gründen unterstützen zu müssen geglaubt hat, — gesteht auf der andern Seite mit Vergnügen, daß so, wie überhaupt aus der ganzen Masse unsrer Kriminalrechtsliteratur kein Werk seinem Geiste eine anziehendere Unterhaltung als das gegenwärtige gewährt hat, so auch besonders jene Theorie von den Gründen der äußern Strafbarkeit, als ein Muster durchdachter Konsequenz und philosophischer Klarheit, ihn als Theoretiker, zuweilen seinem widerstrebenden Gefühl zum Trotz, zur Bewunderung und zur Ueberzeugung hinreißt. Als Praktiker freylich kann er sich dann und wann der Frage nicht erwehren, ob diese ganze Deduktion im Grunde mehr sey, als eine Kritik unsrer positiven Kriminallegislation, deren Geiste, wie er nun einmal ist, sie schlechterdings widerspricht; ob sie in den meisten Punkten sich nicht mehr eigne, einen künftigen Gesetzgeber als einen jetzigen Richter zu leiten? und ob der Richter bey ihrer Befolgung nicht unvermeidlich in die ärgsten Widersprüche seines Verfahrens in der Anwendung bestimmter und unbestimmter Strafgesetze sich verwickeln müsse? —

Rec. bemerkt noch, daß er bey gegenwärtiger Beurtheilung auf die neuen kriminalistischen Schriften des Hrn. F. fast gar keine Rücksicht genommen hat, weil es ihm zweckmäßiger schien, dieses Hauptwerk desselben, auch als ein vollendetes, auf Vollendung in sich selbst Anspruch machendes Ganze zu behandeln. Schließlich kann er den Wunsch nicht bergen, daß es Hrn. F. gefällig seyn möge, bey einer neuen Ausgabe seines trefflichen Buchs, den sehr wesentlichen Mangel eines Registers oder wenigstens eines detaillirten Inhaltsverzeichnisses zu ergänzen, auch für Ausmerzung der zahlreichen, oft den Sinn ganz entstellenden Druckfehler zu sorgen, von denen vorzüglich das fünfte Kapitel in den erwähnten Gesetzstellen wimmelt. Rec. hat bey seinem Exemplar nicht einmal ein Erratenverzeichniß gefunden; obgleich aus einer Aeußerung des Verf. in seiner bekannten Fehde mit Hrn. Klein der geschehene Abdruck desselben vermuthet werden muß.

Bm.

Romane.

Eduard Humber, oder die Folgen allzu rascher Handlungen. Von Justus Freyer. Erster Band, 24 Bog. Zweyter Band, 26 Bog. Berlin, bey Nicolai. 1803. gr. 8. 2 Rh. 20 Gr.

Neuheit der Erfindung, hervorspringende Situationen und Charaktere zeichnen diesen Roman zwar nicht aus; aber leichte Darstellung, gefällige Sprache und moralische Tendenz, ohne Kanzelton, erheben ihn empfehlenswürdig über den Troß seiner Kollegen. Ziemlich natürlich und versinnlichend führt der Verf. das in dem zweyten Titel seines Buchs enthaltne Thema aus. Nur ist der Held, Eduard Humber, zuweilen gar zu leichtgläubig und schwachköpfig, um volle Theilnahme zu erregen, so wie in Usettchens Charakter die Weiblichkeit allzuverächtlich erscheint, um nicht trotz aller einzelnen Flittern von Gutmüthigkeit und Großmuth, außer Interesse für sie zurückzustoßen.

Wr.

Romantische Erzählungen, von Christian Gittermann. Berlin, bey Braun. 1803. 25 B. 8.

Hr. Gittermann ist eben kein glücklicher Erzähler, und versteht sich fast gar nicht auf die Kunst, romantische Sagen der Vorzeit anziehend und Theilnahme erregend, wieder zu geben. Seine Verweitläuftigung des aufgefundenen Stoffs, durch breite Geschwätzigkeit und alltägliche moralische Betrachtungen, ermüdet die Aufmerksamkeit des Lesers, und seine matten, trocknen Farben und die leblose Darstellung, schläfern sie gar ein. Nur mit Mühe windet man sich durch seinen gedehnten, langweiligen Styl, in dem Dürftigkeit und Bombast schneidend kontrastiren. Besonders mißglückt ihm Alles, was an Poesie streift. Seine malerischen Schilderungen und bezeichnenden Beywörter fallen nicht selten in's Ungereimte, und streiten oft ganz gegen Geist und Sinn unserer Sprache. Die Belege zu diesen gesammten Beschuldigungen bietet das Buch auf allen Seiten dar. Aber der

Raum

Raum unserer Bibliothek verbietet eine vollständige Anführung. Es mag daher an folgenden Proben, zur Bewährung des letzten Theils unserer Anklage, genug seyn. S. 36: »er ergriff ihren glühenden Arm.« S. 37: »Ein »bloßes Röckchen schwebte um die bloßen (nackten) schön ge»rundeten Beine, die in die niedlichsten Füße sich verlo»ren.« S. 39: »Sie traten aus dem nassen Kahn an's »Ufer.« S. 29: »Das schönste Bein, das je der Phanta»sie eines Rubens vorschwebte, strömte hervor.« S. 119: »Die Seele schien auf der Spitze der Leidenschaft zu »schweben.« S. 132: »Ihre Liebe war nicht bloßer Sin»nengenuß; sondern eine reine, gegenseitige Flamme des »Herzens, die freylich oft durch die Regentropfen ihrer »widrigen äußern Lage getrübt wurde.« S. 134: »Aber »erst nach meinem Tode sollen die Wogen des Elendes »sich brechen, die mein ganzes Leben überschwemm»ten.« S. 145: »Sanft gewölbte Aurorawangen.« S. 188: »Das Sandglaß ihres Lebens schien zu einer »neuen, schönern Epoche, des Mutterstandes, umgewen»det.« S. 217: »In jedem Zuge ihres harmonischen Ge»sichtes schien das sanfte Triebwerk einer Grazie zu wal»len.« S. 225: »Der Anhauch der frischen Morgenluft »erhöhte den ganzen Farbenton ihrer Gestalt.« S. 226 wird der Zusammenhang zweyer liebenden Herzen das heiligste Duodram in der ganzen Natur — und S. 275 der heiligste, geheimste Knoten der Natur genannt. Punctum, satis!

Wr.

Romantische Gemälde, von Karl August Buchholz. Berlin, bey Unger. 1804. 37 B. 8. 2 Rth.

Hr. Buchholz, ein debütirender Schriftsteller, wie es scheint, verräth Anlagen; ist aber bis jetzt auf einem Abwege, den er durchaus verlassen muß, wenn aus seinen Anlagen wirkliches Talent werden soll. Besonders muß er seine Begriffe über das, was er für romantisch hält, erst berichtigen, eh' er sich weiter in diesem Fache versucht. Er irrt, wenn er es in Schauer- und Grausgeschichten, in widernatürlichen, und die Menschheit infamirenden Charakteren, in einer auf Stelzen daherschreitenden grotesk-phantasti-

schen Darstellung zu finden glaubt. Das Romantische ist nur das Wahre im Schleier der Dichtung, das seltene, ungewöhnlich sich ereignende, an Erdichtung gränzende Wahre, das durch den Zauber der Poesie nur einen höhern Reiz erhält, und durch seine in das Reich der Phantasie streifenden Umgebungen von der gemeinen Wahrheit und Natur abweicht. Aber nie darf es gegen Wahrheit und Natur streiten, wenn es anziehen; nie darf es ihm an Schönheit, Anmuth und Würde fehlen, wenn es uns täuschen soll. Es muß, weder durch Ungereimtheit unsre Phantasie, noch durch empörende Gräuel unsere Theilnahme zurückstoßen; sondern die erste gefällig unterjochen, und die letzte durch Glauben an sich fesseln. Hrn. Buchholz vermeintes Romantische, ist von diesem Allen gerade das Widerspiel. Die nähere Anzeige seiner Dichtungen mag den Beweis liefern.

Es sind ihrer sechse, die sammt und sonders unleidlich weitläuftig ausholen, alle von den Großältern an die Geschichte des Helden beginnen, alle ganz fürchterlich die Menschen abschlachten, und schon auf den ersten Bogen ein Halbdutzend Todte liefern; alle zu Falle gekommene Mädchen und unglückliche Wöchnerinnen verführen; alle scheußliche Charaktere und ekelhaftgräßliche Begebenheiten melden; alle endlich in einem höchst ungleichen, bald ziemlich natürlichen, bald widrig gezierten, bald blühenden, bald holprichten, bald einfachen und bald lächerlichpomphaften Style geschrieben sind.

In Nr. 1: Bionda und Seguino, oder die Rache der Unsichtbaren, giebt es eine Liebschaft zwischen Bruder und Schwester, einen thörichten Vater, der aus unnatürlicher Schamhaftigkeit den Liebenden aus ihrer Blutsverwandschaft ein Geheimniß macht, und dadurch ihre verbrecherische Liebe selbst befördert; und endlich ungereimte Geistererscheinungen, die das Ganze vollends zu einem abentheuerlichen Märchen, ohne alles Interesse, stempeln.

Nr. 2 Floresko und Fernanda, giebt Nr. 1 an toller Abentheuerlichkeit nichts nach, und hat eine wahrhaft empörende Katastrophe, die noch obendrein aller Wahrheit und Natur Hohn spricht.

Nr. 3 Guido Mazarini oder Irlando der Verkappte, ist, trotz aller Protestation des Verf. dagegen, eine

so

sichtbare Kopie des Zschokkeschen Abällino, daß sie sich mit Händen greifen läßt; übertrifft aber in Unnatürlichkeit und Ungereimtheit ihr Vorbild noch weit. Die Banditengräuel erreichen hier den höchsten Grad des Unsinns und die Charaktere sind wahre Zerrbilder von Scheußlichkeit. Besonders producirt sich eine Angelika, die man den Superlativ von Gemeinheit und Niederträchtigkeit nennen kann. So giebt sie sich z. B. S. 265 und 266 den brutalen Umarmungen eines Banditen — sie hält ihn wenigstens dafür — Preis, damit er für diesen Lohn einen Liebhaber morde, der ihre Reize verschmähte, und schwelgt, seine »herkulischen Kräfte« prüfend, in den Armen des gedungenen Mörders, bis sie, ermattet von dem Vollgenusse, mit erschlafften Nerven einschlummert. Welch ein ekelhafter, ausgearteter, weiblicher Bastard!

Nr. 4 Pignata's Flucht, oder Mönchshaß und Rache, stellt Mönchsinfamien der krassesten Art auf. Alles ist hier mit den grellsten Farben aufgetragen, und Tugend und Laster Karrikatur. Dabey fehlt es nicht an den auffallendsten Unwahrscheinlichkeiten und dem widersinnigsten Bombast im Vortrage. Der Leser urtheile selbst. S. 294 u. 95. heißt es: »O Blanca, zu Ihren Füßen krümmt sich »der zertretne Wurm. Um ihn fährt die Hölle mit fürchtba»rem Entsetzen empor, und mit einem Hauche des Würgers »zerspringt Licht und Finsterniß in tausendfache »Trümmer, wenn Sie mich nicht lieben.« S. 298: »Nim»mersatte Wünsche wälzen sich in unentheiligtem Fluge »um meine Seele, und in ihren Wellen spielt der Name »Pignata.« S. 300: »Und wenn das große Meer der »Ewigkeit sich in unendliche Tropfen verlöre!« Eben»daselbst: »Hier liegt sie in meinen Armen, die Rose »Italiens, hier in diesen Augen (in den Augen der Rose?) »wohnt meine Seele, in diesem Blicke taucht sich Wonne »und Seelenharmonie nieder im heiligen Schwunge. In »diesem Kusse liegt meine Seele, das feinste Gewebe himm»lischer Magie. — O wer sie (wen?) so rein lieben könnte »als sie ist! Wer in diesen Schätzen so schwelgen könnte, »als ihre (wessen?) Perlen funkeln. In diesem Rubin »(welchem?) hängt mein Heil und mein Himmel, in diesen »Augen der unendlich große Wurf vom Menschen bis zum »allsehenden (?) Seraph Gottes. Die Ewigkeit prallt

»mit

»mit Entsetzen ab, wenn sie diese Wangen kühlen will.« (Eine die Wangen kühlende Ewigkeit!) Doch Basta! Wie arg Hr. Bucholz sich zuweilen an dem Menschenverstande versündigt, liegt hier klar genug am Tage.

Nr. 5, Guiseppina und Amalda, oder der Todtenkopf, so wie Nr. 6, Lutardo, oder der Banditenhauptmann, ähneln ihren Vorgängern in Uebertreibungen des widrig Schauerlichen und des ekelhaft Gräßlichen. Nr. 6 vorzüglich zeichnet sich hierin aus. Eine Blutschande der empörendsten Art giebt dem Helden dieser Dichtung das Leben, und ein Abschaum von Vater spielt eine der Hauptrollen. Die Diktion paßt völlig zu dem Inhalte; sie ist schwülstig, aufgedunsen und sprachwidrig. Lustig sticht dagegen manche Reminiscenz aus unsern klassischen Schriftstellern ab. So ist in folgenden Zeilen S. 550 eine Stelle aus Wielands Charakteristik des Alonso, (Oberon, neunter Gesang, 58ste Stanze) beynahe wörtlich in Prose übergetragen:

»Die Bande, die ihn an's Daseyn fesselten, waren zer-
»schnitten; versiegt die Quellen, aus denen seine
»Freuden keimten; (?) er stand allein im für ihn
»leeren Raum der Welt, als ein einsamer, vom
»Sturm entlaubter Baum. Sein letzter Stab war
»gebrochen, sein letzter Wunsch das Grab.«

Wieland.

Er steht, ein einsamer, vom Sturm entlaubter Baum,
Die Quellen sind versiegt, wo seine Freuden quollen.
— — — — — — —
Was ist ihm nun die Welt? Ein weiter, leerer Raum,
— — — — — — —
— — — Ihm brach sein letzter Stab,
Er hat nichts mehr zu suchen, als — ein Grab.

Das heißt doch gar zu offenbar aus dem Gedächtnisse schreiben!

Die Botaniker, oder Aurora Fortuna im Pflanzenreiche. Ein qui pro quo zur Belustigung der Leser. Altenburg, bey Petersen. 1804. 1 B. 8. 18 kr.

Auch

Auch unter dem Titel:

Aurora Fortuna, ein qui pro quo zur Belustigung der Leser.

Wer hier die Geschichte der aus dem Reichsanzeiger und andern Zeitungen berüchtigt gewordnen Aurora Fortuna, und eine Lektüre zur Belustigung sucht, wie der Titel Beydes vermuthen läßt, wird in dem einen, wie in dem andern getäuscht. Er findet einen Unglücks- und einen Jammerroman von ganz gewöhnlichem Schlage. Was sich darin zuträgt, ist eben so ungereimt, als unwahrscheinlich erfunden, und die darin auftretenden Personen sind entweder höchst schlaffe, oder höchst verworfene Menschengeschöpfe. Wie ist da nun Belustigung möglich? Wenn dem Verfasser die Verfertigung seines Machwerks Spaß machte, folgt daraus, daß auch seine Leser von so einem schlechten Geschmacke seyn müssen?

Pl.

Werke des Wahnsinns, von Wezel, dem Gott-Menschen. Erstes Bändchen, 17 ½ Bogen. Zweytes Bändchen, 12 ½ B. Erfurt, bey Henning, 1804. kl. 8. 1 Rh. 16 gr.

Die traurigen Verstandesverirrungen des unglücklichen Wezels, sind bekannt genug. Mit dem tiefsten Gefühle von Wehmuth, las Rec. im Reichsanzeiger die ersten Nachrichten davon. Er kannte diesen Talentvollen, aber über alle Gebühr von sich eingebildeten, und auf seine Geisteswerke unbegränzt stolzen Mann, persönlich. Er sah ihn in Wien, wahrscheinlich der Wiege seines Wahnsinnes. Hier war es, wo seinem unbegränzten Autorstolze die Kränkung widerfuhr, ein von ihm sehr gepflegtes und gehegtes Geisteskind, das Lustspiel: die Kutsche, (wenn Rec. nicht irrt) von der damaligen Theaterdirektion verworfen, und, trotz aller Protestationen gegen die Verwerfung, nicht zur Aufführung kommen zu sehen. Wahrhaft erschüttert durch diesen, ihm gar nicht denkbaren, ihm ganz unmöglich scheinenden Vorfall, erlag er dieser, wie es ihm dünkte, ganz

unerー

unerhörten Demüthigung. In der ungehaltensten Ergrimmung sprudelte er seinen empörten Unwillen schriftlich und mündlich aus, ergoß seine schwärzeste Galle über Theaterdirektion und Publikum, und sah in beyden nichts, als den Abschaum von Stupidität und Geschmacklosigkeit. Er, der durch dieses geliebte Kind seiner Laune und seines Witzes, im Geiste seinen Namen schon bis an die Sterne getragen sah, ihn mit an Anbetung gränzender Verehrung aussprechen hörte, mußte eben diesen Herold seines Ruhms aus den Schranken gestoßen, und durch diese Verstoßung seine erhöhte Unsterblichkeit vernichtet sehen; eine Blasphemie seines Namens, von der es ihm schien, daß sie, gleich der Sünde wider den heiligen Geist, weder in dieser, noch in jener Welt vergeben werden könne. Mehr, als wahrscheinlich, legte dieser Unfall den Grund zu seinen nachherigen Verstandesverirrungen. Er brachte den Dünkel des Unglücklichen von sich selbst, als einem höchstvortrefflichen, unfehlbaren, einzigen; und eben darum beneideten, verunglimpften und verfolgten Schriftsteller, der schon lange in seinem Gehirn spukte, zur Reife. Die ihm so öffentlich versagte, nicht einmal zu ertrotzende Vergötterung seines Genie's und seines Namens, spannte ihn bis zu einer Art von Wuth gegen die Versagenden, und zu einer schwindelnden Verehrung seiner selbst. Aus diesem Schwindel entstand dann, nach und nach, jener Wahnsinn, von dem der Bedauernswürdige noch jetzt befallen ist. Die Bestätigung dieser Vermuthung findet sich in mehrern Stellen des oben stehenden Werks seiner ausgebrochenen Verrückung.

Die fixe Idee seines Wahnsinnes, daß er ein Gott-Mensch sey, ist übrigens ein so natürliches Resultat seines unermeßlichen Eigendünkels, daß sie Niemanden befremden oder in Erstaunen setzen kann. Aus einer, wie er glaubt, undankbaren, ihn verkennenden Welt, sich in die Einsamkeit zurückziehend; hier über seinem Ich, und der verkannten Größe desselben brütend; nur in seiner Persönlichkeit lebend; wie begreiflich, daß diese rastlose, stolze Selbstbeschauung, ihm sein Ich immer strahlender vorspiegelt; eine Märtyrerglorie um seine Schläfen zirkelt, und dann, (um der Wahrheit und Aufklärung willen, sich Märtyrer rühmend), einen Gottgesandten Seher, einen Gottmenschen in sich erkennen läßt, dessen Beruf es war, die Welt umzugestalten,

ein, und das Menschengeschlecht zu veredeln; der aber, von Unwissenheit, Haß und Neid verfolgt, das Opfer seiner göttlichen Sendung wird. Wie bescheiden ist dieß Resultat des Wezelschen Eigendünkels noch gegen das des neuphilosophischen unsrer Tage, dessen Zöglinge sich zu Gott selbst erheben!

Die hier mitgetheilten Bruchstücke eines im Wahnsinne geschriebenen Romans, sind, in ästhetischer Rücksicht, schwerlich ein Gewinn fürs Publikum; aber in psychologischer verdienen sie Aufmerksamkeit. In dieser will Rec. die Leser der N. D. B. näher damit bekannt machen. Sie werden erstaunen, wie nahe ein großer Theil der Wezelschen Verstandesverirrungen mit unsern neuphilosophischen Entdeckungen verwandt ist, und nicht selten in Versuchung gerathen, das Ganze für untergeschoben, es für eine Satyre zu halten; obwohl die Aechtheit des Werks für Niemand einem Zweifel unterworfen seyn kann, der sich der Wezelschen Manier und Eigenheit, als Schriftsteller, noch erinnert, ihn persönlich kannte, seine Ideen und die Art, sie auszudrücken, aus seinem Munde vernahm.

Die Tendenz dieses Bruchstücks vom Roman ist in einem hohen Grade satyrisch. Der erzürnte Göttersohn will darin dem Menschengeschlecht eine Zuchtruthe binden, und er thut es mit all dem Ingrimme, des bis zum Wahnsinn gediehenen Hochmuthes und Eigendünkels. Indeß übt er sein Zuchtamt doch weniger durch den Helden oder die Darstellung in seiner Dichtung, als durch die Ausfälle und Gallergießungen gegen das verwahrloste, ihn verkennende und verfolgende Menschengeschlecht, mit denen er überall seine Erzählung unterbricht. Der Roman selbst, hat, wie natürlich, nur wenig Zusammenhang, und ist voll Sprünge. Doch erkennt man in den Charakterzeichnungen und Schilderungen einzelner Situationen noch immer die geübte, kräftige, zuweilen sehr derbe Manier des alten Wezels. Der Held, eines Nachtwächters vorgeblicher Sohn, eigentlich aber, wie dem Leser sub rosa vertraut wird, des Hrn. Dorfpfarrers mit der Frau Nachtwächterinn erzielter Sprößling, spielt die Rolle eines mächtig genialen Kopfs, ausgestattet mit hohen Geistesgaben; ein geborner, aber verkannter und verfolgter Weltheiland. Seine Reformator- und Weltveredlungstalente, kommen indeß dem Landesfürsten zu Ohren, und er beweist ihm die Anerkennung

der

derselben dadurch, daß er ihn schon als Knaben, zum Erzieher, Verpfleger und Veredler seiner — Hunde, und zuletzt sogar zum Oberhunderath erhebt. Man sieht leicht, daß in der Darstellung dieses seines Helden dem Gott, Menschen sein eigenes Konterfey vorschwebte, und daß die Erhebung desselben zum Hunderath eigentlich die satyrische Seite seiner Produktion ist.

Viererley hat in diesem Erzeugnisse des Wahnsinnes des Rec. Aufmerksamkeit besonders angezogen. Erstlich, die beständige, ächt neuphilosophische Sichselbstanschauung des Erzeugers, das immer rege zur Schautragen seines lieben Ichs, und die unermeßlich hohe Meinung von seinem Treiben und Wirken unter den Menschen, als einem noch nie gesehenen, noch nie sich ereigneten! Zweytens. Die Philosophie des Hundeoberraths, die, wiewohl originell — denn, laut des Herausgebers Zeugniß, hat der Unglückliche von unserer neuesten Literatur durchaus keine Kenntniß — aus dem Wezelischen Wahnsinne geboren, doch völlig so klingt, als wäre sie auf Fichtisch-Schellingschem Grund und Boden erwachsen. Drittens. Eine Menge Phrasen, Schilderungen und Witzeleyen im Geschmacke der allerneuesten Schöngeisterey und Poesie. Viertens endlich, manche wahrhaft scharfsinnige, treffende und geistvolle Reflexion, würdig des ehemaligen guten und hellen Kopfs. Es sey Rec. erlaubt, zu jeder dieser Nummern die Belege zu liefern.

Nr. 1. Selbstvergötterung und Bewunderung. S. 46 (erster Theil) »Erstlich geh' ich meine Tugenden durch, und finde in mir, dem Schriftsteller, Wezel, die Beobachtung meiner Pflichten, die Beabsichtigung eines reinen Lebens. Aber wer thut dieß außer mir? Wer ist pflichtmäßig tugendhaft, außer dieß mein Individuum, das, weil es der Menschheit entstorben, auch dem Fehler (!!!) entflohen ist. Darum kann ich mit Grund der Seele behaupten, ich sey mehr als alle Individua. Bin ich nicht einzig in meiner Art? Doch ich kenne dich, Lumpenwaare, Mensch genannt. Du bildest dir zu viel ein, und darum kennst du nicht die großen Ideen, welche ich auf dem Acker meiner Schriftstellerey säete. Ein Plato nur vermag mich zu verstehen. Aber da sitzen die albernen Männchen und lesen und lesen, ohne auch nur eine Erbse (?) zu verstehen.

sehen. u. s. w.« S. 274: »Wie ging mir's, da ich noch in Leipzig war? Haben sie mir nicht überall aufgelauert? und was mußte nicht Joseph thun, mein Genie aufrecht zu erhalten! Er allein wußte mich zu schätzen, und hätte kein Bedenken getragen, mich an seine Stelle zu setzen, wenn nicht die Pfaffenbrut ihn bedrückt hätte. — — Dieses Werk, das eigentlich ein Bindmittel zwischen dem Knaut und Belphegor seyn soll, wird die Unsterblichkeit sehn.« S. 44 (zweyter Theil): 1) »Das ist das Air alltäglicher Schurken. Sie krabbeln immer in ihrem Drecke herum, und sehen nicht auf den Glanz eines ungewöhnlichen Meteors. Wer hat so schön geleuchtet, denn ich? O frevelhafte Wiener, die ihr mich zu verläumden suchtet, mich, einen Wezel, einen Mann von den glänzendsten Fähigkeiten!« (Wie ähnlich sieht diese stolze Sichselbstpreisung, diese hoffärtige Meinung von der Ausserordentlichkeit seiner Talente, seines Genies und seines Scharfsinnes, dieses eingebildete Verfolgen, Beneiden und Hassen seines erhabnen Ichs in dem armen Wahnsinnigen, unserm neuphilosophischen Dünkel! Wie nah an einander gränzen dieser rein philosophische und dieser Wezelsche rein wahnsinnige Dünkel!)

Nr. 2. Neuphilosophie. S. 277 (erster Theil): «Giebt es gleich keine Wahrheit, so giebt es doch ein Naturrecht, und das wirst du nicht in Zweifel, Zweifel, Zweifel ziehen. — Die natürliche Freyheit ist ein Gespenst, das noch kein Auge gesehen hat. Denn, giebt es eine natürliche Freyheit: so liegt sie in uns oder ausser uns. Liegt sie in uns, so hat sie Wesenheit. Nun aber zeigt jeder eine andere Freyheit — es giebt sonach Freyheiten — also ist sie verschieden, welches zu der Frage führt, wie kann eine veränderliche Freyheit Realität haben? und, weil dieß in's Unendliche geht, in sofern unendliche Freyheiten existiren — so hat keine Wesenheit statt — aus Wezelscher Autorität! — So ist es auch mit der außerunsrigen Freyheit, und jeder Vernünftige sieht, was von der natürlichen Freyheit zu halten ist.« (Ist das nicht ganz Gang, Ton und Methode der allerneuesten Philosophie, zu raisonniren, zu demonstriren und zu annihilliren? O wahnsinniger Wezel, wie ähnlich ist dein inneres Licht dem allerneusten unsrer philosophischen Weltheilande!)

Nr. 9. Stellen in der Manier unsrer neuesten Schöngeister. S. 4 (erster Theil): »Der Nachtwächter nahm seinen Verstand zusammen, band ihn in einen Knoten, steckte ihn hinter den Spiegel, und ging ins Dorf, um die Uhr abzurufen.« S. 18: »Die Schönen hatten, wie uns bekannt worden, vor Kurzem sich gedroht, bey den Haaren zu packen, und auf die Erde zu werfen. Aber ein hervorgegangener Sonnenschein, der, wenn ich nicht irre, alle wirklichen Geschöpfe wieder zusammen knüpft, hatte sie in eine Kapsel geschlossen.« S. 125: »Der Magister liebte die Logik, wie sein Leben. O wenn er aus diesem Bettgestelle neue Schlüsse, fremde Ansichten und Gegenstände, wie Strohhalme, zog, und die Pfeife seines Verstandes reinigte, wie wurde ihm wohl!« S. 96 (zweyter Theil): »Willst du was Großes ausführen, so schnüre dir auf deinen Rücken einen Quersack, den du mit Klugheit gefüllt, vor deinen Magen lege ein Schloß, und laß die Galle nicht übersprudeln; Ich bürge dir dafür, sie wird aufschäumen; allein laß sie nur nicht zum Laufen kommen, ziehe gemächlich das dürre Reisig hinweg, und lege Tannenholz daran. Dieses hitzt nur wenig, und unterhält das Feuer,« u. s. w. S. 111, 2: in der Schilderung eines schönen Mädchens: »auf ihren Wangen gaukelten Virgilische Weste, Plautische Weste und (?) englische Zephyren. O es war ein Mädchen zum Malen schön! Sobald sie sich bewegte, giengen alle Glieder aus ihren Gelenken, und ein Reich voll Anmuth schien sich zu entfalten.« S. 141, die Beschreibung eines Tête a Tête zwischen dem Helden des Romans, Hermann, und seinem Mädchen: »Jeder Thautropfen verkündete die Weyhe zweyer liebenden Wesen. Die Bäume belebten sich, und zogen ein Kleid an. — Auch die Steine bewegten sich, und nahten dem neuen Theseus, um seine Wonne zu besingen. Ein Alabaster konnte nichts, als rohe Lieder schwirren; weßhalb der geistreiche Hermann auf den Gedanken fiel, es stecke eine Maus darin. Nachdem nun das dreymal Heilig gesprochen, und das siedende Wasser genaht war, um sich dieser Geliebten zur Läuterung anzutragen — Alles nach chinesischer — arabischer Manier — begann sich ein Klotz zu regen, und es entsprang ein Mann.« (Wie bunt und seltsam sind

nicht

nicht in allen diesen Stellen Tieckischer Aberwitz, Friedrich Schlegelscher Bombast und die so oft aus den Schranken tretende Genialität eines beliebten genialen Schriftstellers untereinander gemischt! « Man sollte schwören, man läse sie selbst.)

Nr. 4. Sinnvolle Bemerkungen. S. 264 (erster Theil): »Klaus behauptete, es gäbe Menschen, die nur, wie ein Rad, von dem Wasser der Trübsal könnten fortgetrieben werden, die, wie ein Igel, immer nur in ihren Stacheln wohnten, und, gleich dem Faulthiere, den Tag oft nur zehn, manchmal zwölf Schritte fortgiengen. — Zweytens kenne er eine Art Geschöpfe, denen der Stolz am Herzen säße, die, wie Sisyphus lebten, und denen der Geyer des Wahns unaufhörlich das Bischen Verstand nähme, welches sie sich gesammelt. — Drittens gäbe es eine Art Kreaturen, welche sich träumen ließen, die Wissenschaften wären am Ende vernagelt, es dürfe Niemand darüber hinausschreiten, und, wer es wage, müsse fallen, und den Hals brechen. Diese Menschen meinten den Stein der Weisen zu besitzen, belegten Alles mit dem Namen Ketzerey, mit den Worten, albernes Zeug, und griffen ihre Gegner so hart an, daß diese, wenn sie nicht fest stünden, wirklich fielen und den Hals brächen.« (Wie wahr und treffend! Wer erkennt nicht in diesen Schilderungen das treue Bild der trägen, nie fortrückenden, immer am Schlendrian klebenden und jeden anders Denkenden verketzernden und verfolgenden Schüler der allein seligmachenden Dogmatik! Wer nicht das sprechende Konterfey unserer neuphilosophischen Dünkler und transzendentalen Querköpfe! Wahl verarmen sie durch den Geyer des Wahns an jedem Bischen-Verstande, dessen sie sich etwa zu rühmen haben, und vergeuden, wie Sisyphus, ihre Kräfte zu vergeblichen Arbeiten. Kaum haben sie die Dunst- und Nebelmasse ihres Systems bis auf die Hälfte des steilen Weges zum Tempel der Wahrheit hinaufgewälzt so fällt es auch schon, sammt ihnen, wieder in die Tiefe hinunter, aus der sie es heraufwälzten. Wie Sisyphus wiederholen sie, gleich ihm verdammt, (doch nur durch ihren Dünkel) ihr nutzloses Streben, bis sie endlich, erschöpft und ermattet von ihrer Thorheit, mit einem halsbrecherischen Kopfüber hinabstürzen, und sich selbst unter ihrem Systeme begraben.)

Rec. könnte hier die Anzeige dieses, wie gesagt, psychologisch merkwürdigen Buches schliessen, wenn nicht auch die Vorrede des Herausgebers eine merkwürdige Erscheinung für ihn wäre, deren Bekanntschaft er gleichfalls mit den Lesern der Bibliothek theilen zu müssen glaubt. Es wird nämlich darin erzählt, wie der Herausgeber zu dem dem Publikum hier vorgelegten Werke kam. Laut dieser Erzählung besuchte er den unglücklichen Verfasser in Sondershausen, fand ihn ganz besonnen, sprach mit ihm über Literatur, und leitete dann auch das Gespräch auf den Tobias Knaut. Hier gerieth Wezel in Feuer. »Er hielt, heißt es, dieses Produkt für das gelungenste in seiner Art, und gab vor, es sey bis jetzt noch nicht übertroffen. Weil ich von Manchen, die ihn vorher gekannt, erfahren, daß er sich nicht gern widersprechen lasse: so bestärkte ich ihn in seinem Vorsatze,« (in welchem? Rec. vermuthete hier anfangs einen Druckfehler, und las in Gedanken für Vorsatz Meinung; aber es kommen weiter unten noch viel sonderbarere Brocken dieser Art vor, die schwerlich Druckfehler sind) »und brachte ihn dergestalt in gute Laune, wie er vielleicht lange nicht war; er überreichte mir das Manuskript, welches ich hier gedruckt vorlege, und ersuchte mich, solches zu lesen. — Ich thats und zeichnete (?) mir den ganzen Plan ab, schrieb, was sich in zwey Tagen abschreiben konnte, aus selbem heraus, und brachte ohngefehr sechzehn Druckbogen zusammen, die ich in die Schaale der Liebe webte.« (Was soll das heißen? Wie kann man ein Buch weben, und in die Schaale der Liebe? Wenn es etwa soviel bedeuten soll, daß der Herausgeber das Ganze zu einem Romane zusammen gestaltete: so hat er sich sehr unverständlich und abentheuerlich ausgedrückt.) »Wezel gestand, daß er sein Werk nie in Druck senden wolle. Er habe es, erklärte er, bloß für sich und seine Ausbildung gearbeitet, und sey nie entschlossen gewesen, seine undankbare Nation damit zu beehren. Aus dieser freymüthigen (?) und natürlichen (?) Antwort, schloß ich, er sey nicht (?) überspannt und toll,« u. s. w. — »Ich besitze noch zwey Manuskripte, die er mir geschenkt, weil ich seiner Einsicht (?) zufolge, lediglich der Mann sey, welcher ihn verstehe, und dem er gern Alles sagen wolle, wenn ich bey ihm bliebe. Diese schmeichelhafte Meinung redet ganz für meinen

Schrift-

Schriftsteller. Wer wollte nicht hieraus sein gutes frohes Gemüth erkennen? (???) — Macht die Schaale der Liebe ihr Glück: so bin ich Willens, auch die übrigen Werke herauszugeben. Nur verzeihe man mir, daß ich wegen Eilfertigkeit des Drucks (was eilte ihn denn so?) die Akten (?) von dem braven Wezel nicht bündig genug ordnen konnte. Sie mußten hin und wieder von einander getrennt werden, um die Lücken mit eignen Ideen auszufüllen. Dadurch entsteht nun hin und wieder ein etwas undeutlicher Blick. Indeß stützt sich das Ganze, wie auch Wezel behauptet, auf lauter Gewißheit; (?) es ist herausgezogen aus dem Archive des menschlichen Herzens, und läßt vermuthen, mit welchem Geiste es dargestellt sey, indem die Akten allenthalben Leitfaden sind.« (Sonderbar, daß die Eile des Drucks den Herausgeber zwang, Wezels sogenannte Akten zu trennen, und ihm doch Zeit ließ, diese Lücken mit eigenen Ideen auszufüllen. Aber noch sonderbarer ist es, daß er diese Lücken sogar mit fremden Ideen, mit ganzen Gedichten von Kleist und andern Dichtern ausfüllte, die, mit dem gemeinen Sprichworte zu reden, hier, wie die Faust auf's Auge, passen.) — »Nun zur Geschichte. In ihr wird ein Bauersbursch vorgestellt, der sich bis zu der Höhe eines Fürstenlieblings erhebt. Als ich den Verf. fragte, warum er diesen Gegenstand gewählt, erklärte er sich so: »»Ich besaß einen Jugend»freund, der unter den Bauersbuben agirte, und durch »Zufall gerade in einer Lehmhütte geboren ward, welches (e), wie er vorgab, allem Anscheine nach, nicht »sein Wohnhaus, sondern bloß seine ihm vom Unglücke »zugetheilte Behausung sey. Alle nahmen an, er habe »diesen und jenen zum Vater, und wäre dadurch mit »den Gaben beschenkt worden, die ihm jetzt mehr oder »weniger ankleben.«« Dieser offenbar ganz sinnlosen und wahnsinnigen Erklärung fügt der Herausgeber nun, wie folgt, hinzu; »Wezel, der, ausser seinem Blicke in's menschliche Gemüth, zugleich die Gabe besaß, nichts vorzutragen, was nicht unmittelbar Jemanden angehörte, (?) mußte wohl besser, als ein Anderer, wissen, wie er über seinen Jugendfreund zu raisonniren habe.«

Rec. enthält sich aller weitern Bemerkungen, und überläßt es der Beurtheilung des Lesers, was von dieser

sonderbaren Vorrede und ihrem Verfasser zu glauben sey? Er, für seinen Theil, hat sich des Stoßseufzers nicht erwehren können, daß die Vernunft den guten Mann wieder in ihren Schutz nehmen möge!

Albano Giulette. Ein Roman von F. Lassaulx. Zweyter Theil. Coblenz, bey Lassaulx. Jahr 12 (der franz. Republik). 14 B. gr. 8. 1 Rk. 8 ℛ.

Rec. erinnert bey der Anzeige des zweyten Theils dieses Romans an sein Bekenntniß über den ersten desselben (Bd. 91. 2s St. S. 350. Nr. 5. dieser Bibliothek). Was er dort für und wider den Verf. erinnerte, gilt auch hier. Wenn Etwas aus ihm werden soll, muß er durchaus dem Fr. Schlegel-Tieckschen Ungenius entsagen.

Kf.

Theater.

Briefe über Ifflands Spiel in Leipzig zu Ende des Junius 1804. Leipzig, im Comtoir für Literatur. 1804. 136 S. 8. 14 ℛ.

Rec. muß bey der Beurtheilung dieser Briefe zum voraus erinnern, daß er Iffland, den Schauspieler, nicht kennt, folglich nicht eigentlich beurtheilen kann, wie wahr oder wie nicht wahr der Leipziger Dramaturg dieses berühmten Künstlers mimische Talente gewürdigt hat. Nach den Zeugnissen aber, die er auch aus Kennermunde darüber erhalten hat, muß er Hrn. J. seines ehrenvollen Rufes würdig glauben, und so schwebt ihm von ihm ein Bild vor, dessen Nachbildung er wohl eine gewandtere, geübtere Hand gewünscht hätte, als er in der hier sich producirenden erkannt hat. Nicht, als ob es diesem Darsteller an dramaturgischer Kenntniß und Einsicht, an Schönheits- und Wahrheitsgefühl fehlte — es wäre Ungerechtigkeit, ihm die abzusprechen — aber tief geschöpft erscheint diese Kenntniß eben nicht, in großer Zart- und Feinheit entwickelt sich dieses Gefühl nicht. Wenigstens zeigen beyde

sich

sich nicht in dem Maaße, das die Darstellung eines Künstlers forderte, den der Ruf den großen Meistern ihrer Kunst, unsern Eckhof und Schröder, beygesellt. Rec. findet nämlich mehr, als einmal, den vom Verf. dieser Briefe gefeyerten Iffland über Dinge gelobt und gepriesen, die sich von einem Schauspieler, wie diesem, von selbst verstehen, deren Unterlassung eine offenbare Versündigung gegen seinen Ruf wäre; und nur höchst selten sieht er in dieser Entwicklung seiner Kunstwerke den scharf-eindringenden Blick des Beobachters, den Intuitionssinn für Virtuosenfeinheiten, die ein so ruhmvoller Künstler, wie sein Held, doch gewiß oft und vielfältig in seinem Spiele enthüllt haben wird. Auch besitzt er die Gabe, das Gesehne, Gehörte und Bemerkte für den Leser zu versinnlichen, in keinem hervorstechenden Grade. Diese Versinnlichungskunst ist freylich schwer; aber sie läßt sich doch bis zu einer weit höhern Täuschung erreichen, als sie sich in diesem Briefsteller versichtbart.

Die von ihm zergliederten Ifflandischen Rollen sind folgende: Antonius in Kotzebue's Octavia, Hofrath Reinhold in Ifflands Hagestolzen, l'Epee im Taubstummen, Amtshauptmann in Elise von Valberg, Lorenz Stark im Lustspiele dieses Namens, Langsalm in Kotzebue's Wirrwarr, und der Schillersche Wallenstein. Rec. will, zur Bestätigung seines Urtheils, bey den Darstellungen der Rollen des Amtshauptmanns und Langsalms ein wenig verweilen.

Amtshauptmann von Valberg. Sehr wohl hat der Dramaturg, S. 84, die Züge dieses Charakters nach dem Dichter aufgefaßt. Wenn er aber S. 83 hinzusetzt; „der gewöhnliche Schauspieler hat hier freyes Feld, zu lärmen, zu schreyen, zu predigen, zu toben, und kann versichert seyn, alle Hände in Bewegung zu setzen, rc. — — und dann einem Künstler, wie I., ein Verdienst daraus macht, daß er die Rolle nicht so darstellte: so kann man sich des Lächelns nicht enthalten, und Rec. wettet, der Künstler selbst wird dieß sonderbare Lob belächelt haben. — Denn einmal ist dieser Amtshauptmann so durchaus gar nicht aufs Schreyen, Toben und Lärmen angelegt — höchstens kann er zum Predigen verführen — daß nicht einmal ein gewöhnlicher Schauspieler, sondern nur ein Erz-

stüm-

stümpert sich so gröblich gegen den Dichter versündigen kann. Wie viel weniger nun hätte ein Künstler, wie J., seine Kunst und den gesunden Menschenverstand so entweihen können? Noch sonderbarer aber klingt dieß Lob, wenn man sich erinnert, daß J. einen Charakter in seinem eigenen Stücke, eine von ihm selbst gedichtete Rolle darstellte, also hier billig mehr, als anderswo, mit dem Geiste der vorgeführten Dichtung vertraut seyn mußte; daß also hier eine Verquerung des Charakters durch falsches Spiel fast unmöglich war, wenn der Dichter sich anders selbst recht verstanden hatte. Nicht darum demnach, daß J. seinen Amtshauptmann nicht als Poltron, Grobian und Renommisten, sondern, als geraden, biedern, mit feinem Ton und feiner Sitte bekannten Mann darstellte, verdiente sein Spiel Lob; vielmehr der Art und Weise wegen, mit der er die richtig aufgefaßte Idee von seinem Charakter ausführte, und die Entwicklung dieser Art und Weise — sie erfolgt von Seite 85 bis 94, im Ganzen, mit richtigem Blicke — sprach des Künstlers Lob allein und am beredtsten aus.

Von Langsalm. Besser, als in der obigen Rolle, ist dem Briefsteller Ifflands Lob in dieser Rolle geglückt. Zwar würde auch ein nicht so großer Schauspieler diesen Phlegmatiker im Ganzen eben so auffassen — das macht also wieder nicht des Künstlers Lob — aber ihn so ausführen, wie es hier geschah, war nur des Virtuosen Werk. Die Versinnlichung dieser Ausführung gehörte zu den gelungensten des Entwicklers. Sie hat Rec. um so mehr Vergnügen gewährt, je mehr er dadurch das Ideal verwirklicht sahe, das ihm bey einer mehrmaligen Vorlesung des Wirrwarrs von diesem Charakter vorschwebte, und es würd' ihm einen sehr angenehmen Genuß geben, wenn Glück oder Zufall ihn einmal zum Schauer und Beobachter dieser mimischen Darstellung durch J. machten.

Daß Rec. übrigens sich mit seinen Bemerkungen über den Verf. der angezeigten Briefe nicht gegen Ifflands verdientes Lob überhaupt, sondern nur gegen das nicht immer geglückte, dieses Künstlers nicht immer würdige Lob erklärte, liegt, auch ohne weitern Erweis, am Tage. Er gesteht bey dieser Gelegenheit, ohne Rückhalt, daß er noch keine kritische Beurtheilung dieses Künstlers kennt, die ihm

ein

in genügendes, befriedigendes und veranschaulichendes Bild von diesem gefeyerten Künstler gegeben hätte. Fast alle diese Herren halten sich allzusehr bey den äussern Umgebungen seiner Darstellungen, bey Anzug, Form, Schnitt und Farbe seiner Kleidungsstücke, bey Werk und Arbeit des Pinsels und der Schminke auf. Das Alles ist mithelfendes, mitbezeichnendes Täuschungsmittel; aber doch nur Nebensache, auf die sich auch ein ganz gewöhnlicher Schauspieler verstehen kann. Der eigentliche Probierstein des mimischen Darstellers hingegen ist die Enthüllung des Geistes, des innern Lebens des von ihm vorgeführten Charakters, die psychologische Veranschaulichung desselben, und sie ist es, der der Dramaturg, der uns eine entsprechende Schilderung von den Talenten eines mimischen Künstlers geben will, nachforschen, und sie aus ihm nach versinnlichen muß.

Pl.

Gelehrtengeschichte.

Immanuel Kant's Biographie. Erster Band. Leipzig, bei (bey) Weigel. 1804. 207 S. 8. (Der Haupttitel ist in Kupfer gestochen, über demselben die Vignette des Sphinx. Alle 4 Bände kosten 3 Rthl. 12 gr., der 2te, 3te u. 4te wird nachgeliefert.)

Beschreibungen der Schicksale und des Charakters berühmter Gelehrten, haben gewiß für den Freund der Geschichte der Wissenschaften und der Menschheit gleich großen Werth; wenn sie zumal den Ursprung und die Ausbildung der vorzüglichsten Principien in ihren Gründen vorlegen, und die Harmonie zwischen den Lehrsätzen des Helden, und seinem Lebenswandel darstellen. Allein so interessant auch ein solches Werk seyn mag, eben so schwer ist auch seine Ausführung, und wir können uns daher nur selten glücklich ausgefallener Biographien erfreuen. Hier erscheint nun von einem anonymen Verfasser die Lebens-

 beschrei-

Beschreibung Kants, die so wichtig für die gelehrte Welt seyn müßte, als des Mannes Einfluß groß gewesen ist; mit welcher aber auch eine fast doppelte Menge von Schwierigkeiten verknüpft seyn wird. Wir dürfen nur bedenken, welchen Parteygeist die kritische Philosophie, wenigstens in ganz Deutschland, entzündet, welche blinde Anhänger, welche hartnäckige Gegner sie gefunden hat, und wir werden sehen, daß es nicht ganz leicht seyn kann, hier einen Schriftsteller zu erlangen, der nicht für oder wider diesen Philosophen eingenommen seyn sollte. Diese Schwierigkeit muß besonders jetzt eintreten, da gegenwärtige Schrift zu einer Zeit erscheint, wo das Feuer noch zu wenig erlöscht ist, das vorzüglich Kants Schule mit ihren Abkömmlingen belebt, und in dieser Rücksicht wäre es vielleicht besser gewesen, wenn der Verf. noch einige Zeit mit der Herausgabe angestanden hätte, um sich leichter in dem Gleise des Biographen zu erhalten, aus dem er allzuoft seinem Vorgeben zuwider, (S. 4) in das des Lobredners übergleitet.

Schon sieben Jahre bearbeitet aber der Verf. (so sagt er wenigstens,) das Leben des Stifters der Vernunftkritik, dem er eigentlich seine Arbeit selbst vorlegen wollte, ja die er sogar als Selbstbiographie Kants angesehen wissen will, weil aus den Schriften desselben Alles herausgehoben, und mit psychologischen Bemerkungen in Verbindung gebracht worden ist, was Beziehung auf das Leben dieses großen Mannes hat (S. 6). Dieß ist aber seltsam. Es ist oft ein großer Unterschied unter dem, was ein Schriftsteller schrieb, und was er that; man kann daher nicht sicher von dem Einen auf das Andere schliessen. Ob nun vollends hierbey, wie bey der Auswahl der Quellen überhaupt, vom Verf. die gehörige Vorsicht angewendet worden, darüber wird die Folge ein Mehreres lehren.

Es ist überhaupt in unsern Tagen ein großer Trieb zur pragmatischen Schreibart rege geworden, der auch bisweilen Männer ergriffen hat, die von dem Geiste derselben eigentlich nicht beseelet waren, und über ihr buntes Gerede oftmals die wesentlichsten Züge der Geschichte zu entstellen oder gar zu übergehen pflegten. Ob nun gleich Rec. dieß nicht im vollen Maaße auf den Verf. angewendet wissen will; so ist doch nicht zu läugnen, daß auch er den Leser oft

[illegible] weitschweifigen Tiraden und [illegible] Bemerkungen enthält, und dagegen die eigentliche Geschichte Kants mit größter Nachlässigkeit behandelt. Wir erfahren hier Manches über Kant's Kinderspiele, die sich von denen anderer Knaben doch eben nicht sehr auszeichnen, und hören nicht einmal, auf welcher Universität er studirte, wie er seine Studien einrichtete, und wie er zu seinen Posten gelangte. Man sagt uns [illegible], daß er auf dem Collegio Fridericiano gebildet wurde, wo damals der Pietismus herrschte; der jedoch auf ihn keinen Einfluß hatte; aber von seinen eigentlichen Lehrern, wie, und durch welche Hülfsmittel er sich überhaupt zu seinen Wissenschaften empor arbeitete, davon wird uns nichts erzählet. Der Verf. wird zwar noch zwey Bände auf diesen folgen lassen, von denen er eine allgemeine Uebersicht dem Werke vorgehen läßt; allein auch hier werden die ebengedachten Gegenstände nicht einmal angedeutet, die doch schlechterdings in diesen ersten Band gehören, weil derselbe Kanten in seiner Jugend und als Mann schildern soll.

Der Verf. möchte daher nur dieses im zweyten Bande nachholen, wo er auch einen Abschnitt von Kants Studien verspricht; der aber Kants eigne Bearbeitung der Wissenschaften in spätern Jahren vermuthlich enthalten soll, und wo es von größter Wichtigkeit seyn würde, wenn man uns zeigen wollte, wie Kant auf seine eigenthümlichen Ideen kam.

Ueberhaupt hat der Plan, welcher in diesem Werke befolgt wird, des Rec. Beyfall nicht, indem die Materien zerrissen vorgetragen werden, daher eine eigentliche Uebersicht von dem Schicksale des Philosophen ganz unmöglich seyn wird. Der Verf. scheint allzuoft die Biographie mit der bloßen Schilderung und Charakterisirung des Helden zu verwechseln, welche hier gar nicht getrennt werden dürfen, indem es für uns ein großes Interesse hat, wenn wir den wechselseitigen Einfluß beobachten können, durch welchen der Lauf des Schicksals den Charakter eines berühmten Mannes, und dieser die Wendungen des Geschicks bestimmt. Rec. würde dieß für weit wichtiger halten, als wenn wir hier mit Kants Bedienten bekannt gemacht werden, oder erfahren, daß der Königsbergische Philosoph in spätern Jahren eine Perücke trug.

Man

Man unterhält uns viel mit Kants körperlichem Zustande, und es ist allerdings von Wichtigkeit, wenn wir hören, daß derselbe viel mit Hypochondrie, mit Krämpfen, mit Schlaflosigkeit und Beschwerden des Kopfes geplagt war; dagegen er aber den Kampf muthig, mehrentheils mit Verachtung aller Arzeney bestand, und auf diese Weise, doch zu einem so hohen Alter gelangte. Er war den 22ten April 1724 von gemeinen Aeltern geboren. Auch mußte er viel an seinen Augen leiden, und wurde nach und nach auf dem einen blind. In der letzten Hälfte seiner Mannesjahre nahm diese Kränklichkeit immer mehr und mehr zu. Er wurde schwächer auf den Füßen, in seiner Verdauung und im Gehirne; vorzüglich mußte er viel an Kopfbedrückungen ausstehen, wobey er jedoch mehrentheils fortarbeitete, so daß seine seit 1798 erschienenen Schriften unter den schmerzhaftesten körperlichen Leiden zu Stande gebracht wurden. Dieser Zustand machte ihn oft mißmüthig und finster, welches wir freylich mit dem Stoicismus nicht wohl zusammenreimen können, zu dem der Verf. die Standhaftigkeit seines Philosophen gar zu gern erheben möchte. Gegen Ende des abgewichenen Jahrhunderts stellte sich die eigentliche Schwäche des Alters ein, so, daß Kant in anderthalb Jahren, ganz wider seine Gewohnheit, kaum mehr als ein Mal aus dem Hause gehen konnte. Dieß Alles war nöthig bemerkt zu werden; ob aber jede Zeile, die Kant über den körperlichen Zustand irgendwo hinwarf, in einer Biographie aufbewahrt zu werden verdiente, das möchte Rec. nicht behaupten.

Unser Verf. betrachtet die intellektuellen Anlagen, wo er seinem Helden besonders viel productive Einbildungskraft beylegt, welcher er auch die Kritik der reinen Vernunft und mehrere Werke verdankt. Mit dieser Meinung wollen wir gern zusammenstimmen, da in diesen Schriften wahrlich die Phantasie oft nur allzu deutlich hervorleuchtet. So ließen sich auch mehrere falsche Urtheile über andere Gelehrte, die wir in den Kantischen Arbeiten finden, daraus erklären, daß Kant keine große Bibliothek besaß, und sich immer auf sein starkes Gedächtniß verließ; das aber im Alter merklich abnahm, wovon vorzüglich seine Anthropologie Beweise enthält. S. 82 ff.

Daß ein Gelehrter, der so alt, und mit so vieler Originalität arbeitete, wie Kant, von der Natur mit nicht geringen Seelenkräften begabt seyn kann, wird Jeder, der da weiß, was zu dergleichen Werken gehört, dem Verf. willig zugestehen; nur hätte bemerkt werden sollen, woher die vielen widersprechenden Behauptungen und Disharmonien im kritischen System, die dialektischen Künsteleyen, die oft erzwungenen Urtheile ihren Ursprung nahmen. Kam sie etwa daher, »daß es dem Philosophen (wie es S. 106 heißt), nachdem er sein System einmal aufgestellt und es habituell gemacht hatte, so schwer wurde, sich nach Denkformen zu richten, die von den seinigen so sehr abwichen?« Ein wahrer Philosoph muß sich in jedes System hineindenken; ohne darnach zu fragen, ob und wie weit es von dem seinen abweiche, oder mit ihm verwandt sey, wenn er die Wahrheit auffinden, und ohne Vorliebe für eigne Erfindung sich und Andern einleuchtend machen will. Nein; ganz für metaphysische Anordnung und Entwickelung der Begriffe war Kant wohl nicht geboren, wie unser Verf. behaupten will; man vergleiche nur seine Darstellungen mit den [illegible] eines Leibnitz, eines Wolf, eines Baumgarten. So erhebt auch unser Biograph Kants Originalität, preißt seine Selbstschätzung und Bescheidenheit, die ihn vorzüglich mäßig in seinen Ansprüchen gemacht haben soll. Ob dem aber also sey, und ob er jederzeit frey vom Streben nach Paradoxie, von Anmaaßlichkeit und Egoismus blieb, ob nicht ein hartnäckiges Beharren bey der einmal gefaßten Meinung bisweilen den ruhigen Gang der Wahrheit unterbrach, darüber werden erst künftige Geschichtschreiber aus Kants Werken entscheiden müssen. Vermuthlich werden ihnen aber auch alsdann Kants Streitschriften und mehrere harte Ausfälle auf einzelne verdiente Gelehrte nicht entgehen, die große Zweifel gegen des Verfs. Schilderung der Kantischen Satyre, als sey sie durchaus gutartig gewesen (S. 170 ff.), erregen dürften. Feinen Witz, den eigentlichen Schmuck der Satyre, möchten sie wohl sehr oft vermissen, und die Einfälle, die Kant gegen Officiere, gegen seine Bedienten, über sein Nichtheyrathen äußerte, können unmöglich als Beweise für jenes Talent gelten. Mancher Gedanke, den Kant hinwarf, war, wie

bey

bey andern Menschen, auch ohne Ueberlegung geredet, und wenn er sagte, daß man einem Selbstmörder dreust (dreist) ins Gesicht speyen dürfe (S. 138): so war dieß ein Einfall, der hier nicht als eine Perle aufbewahrt zu werden verdiente, da dieß dem Selbstmörder sehr gleichgültig seyn muß. Männer, die großen Einfluß auf eine Geschichte haben, sollen auch mit ihren Fehlern dargestellt werden; und wir sollen daher an ihnen nicht Alles wie Schmuck anstaunen. War Kant überhaupt der Mann, der in der Reihe eines Plato, oder Aristoteles, eines Des Cartes oder Leibnitz auftreten darf? War er derjenige, der der Philosophie, als Wissenschaft und ohne Beynamen zu entscheidendem Gewinne, zur Entdeckung neuer Wahrheit verhalf? Das mögen wir hier noch nicht bestimmen, und der Verf. muß hierüber in kommenden Bänden gründlichere Untersuchungen anstellen. Das Räthsel des Sphinx wurde, so viel der Rec. bis jetzt noch einsehen kann, in der kritischen Schule wenigstens bis jetzt nicht aufgelößt, und die Vignette desselben mit Sternenbild und Rosen, Eichlaub und Lorbeer geziert, erscheint wohl daher auf dem Titel dieses Buchs zu schmeichelnd.

Gl.

Finanz- Kameral- und Policeywissenschaft.

Freymüthige Gedanken eines Bürgers über Kommerzfreyheit. (Ohne Angabe des Verfassers, Verlegers und Druckorts, jedoch Schmiedische Buchhandlung in St.) 1804. 55 S. 8.

Baiern liefert bis jetzt das interessante Beyspiel eines Staats, der aus seiner Lethargie erwacht, und sich anschickt, zur Kultur und Industrie überzugehen. Natürlich muß die Reibung zwischen dem erwachenden Kunstfleiße und dem blinden Zunftgeiste stark seyn; so wie es an Veranlassungen nicht fehlen kann, daß das Verkehr, welches seine Waaren aus den vaterländischen Fabriken nehmen will, von dem eigennützigen Kaufmannsgeiste, der nur in

dem

en Ankauf und Absatz ausländischer Fabrikate Heil und Segen findet, auf das heftigste angefeindet wird. Wichtig ist hiebey, auf welche Seite sich die Regierung wendet; ob sie durch ein verständiges gemäßigtes Prohibitionssystem den aufkeimenden Gewerben eine Stütze giebt; oder ob sie sich, von physiokratischen Ideen bethört, zur uneingeschränkten Handelsfreyheit hinneigt.

Die kleine vorliegende Schrift liefert mehrere merkwürdige Vorfälle hierüber. Der unbekannte Verfasser, der aber von dem Vorredner als ein verständiger und patriotischer Bürger und Professionist dargestellt wird, fand sich gedrungen, bey der baierschen Regierung verschiedentlich schriftliche Aufsätze über die Leitung des Handels und der Industrie einzureichen, wovon er in dieser Schrift die hauptsächlichsten Resultate mittheilt.

Das Hauptresultat hievon ist, daß das erste Verfahren der Baierschen Regierung, auf einmal durch Anlage großer Fabrik- und Manufakturanstalten, der Landesindustrie aufhelfen zu wollen, statt bey den ansäßigen Professionisten und kleinern Fabrikanten das Kunstgeschick auszubilden und den Kunstfleiß zu ermuntern, und denselben durch Steuerung des Müßigganges und der Betteley, so wie durch Anhalten der Jugend zum Fleiße und zur Erlernung der Künste die erforderlichen Gehülfen zu verschaffen, natürlich zum Nachtheil des Staates ausfallen, und ohne günstige Wirkung bleiben mußte; daß aber das entgegengesetzte und jetzige Verfahren der Regierung, die Gewerbe ihrem eigenen Schicksale und der Selbsthülfe zu überlassen, und dabey der Einfuhr und dem Verkauf ausländischer Fabrikate eine völlige Freyheit einzuräumen, noch weit nachtheiliger sey, und unausbleiblich den Verfall aller Gewerbe nach sich ziehen müsse.

Rec. ist mit diesen Ideen des Verfs. völlig einverstanden, und wünscht, daß diese kleine Schrift dazu beytragen möge, die Baiersche Regierung von diesem schlüpfrigen Wege abzuleiten, und zu dem verständigen Administrationssystem hinzuführen, welches in der gleichzeitigen und den örtlichen Verhältnissen angemessenen Aufhülfe des Landbaues, der Künste und des Handels die Wohlfahrt des Staats zu begründen sucht.

Mb.

Handlungswissenschaft.

Reduktions-Tabellen des 24, 22 u. 20 Gulden-Fuß; wie auch der Conventions- Brabanter und Französischen Laubthaler (.) Neue vermehrte Auflage(,), nebst zwey Anhängen, u. s. w. Frankfurt a. Main. Ohne Jahrenzahl (HerbstM. 1803) 12 B. brochirt in farbigem Papier. 8. 9 Gr.

Eine alte verlegene Waare, der man wieder ein neues Kleid angezogen hat. Dieß geht daraus hervor, daß man im sogenannten zweyten Anhange eine Tafel, die Berechnung des französischen Geldes zu Waarenzahlungen in Gulden und Kreuzern, nach Liv. u. Sols angehängt findet, ohne mit einer Sylbe der Franken, Decimen und Centimen zu gedenken, die nach dem bekannten Gesetze vom 13 Brumaire IX. J. für ganz Frankreich und alle Verhältnisse mit dem Auslande festgesetzt worden. Seit 1764 sind auch alle die in diesem Rechnungsknechte angebrachten 3 deutschen Münzwerthe üblich; aber seit 1793 hat man auch in den Rheinlanden den 25 Guldenfuß eingeführt, von welchem hier keine Sylbe vorkommt; es ist also im Ganzen weiter nichts, als ein literarisches Alltags-Produkt.

Z.

Intel-

Intelligenzblatt.

Ankündigungen.

Bey Schwan und Götz in Mannheim sind zur Michael-Messe 1804 erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Beyträge zu einem Finanz- und Steuer-System. Von Portugall bis Rußland. 8. 54 Kr. oder 14 Gr.
Skizze zu einer höhern Schulanstalt, z. B. Akademie, Athenäum etc. 8 Kr. oder 2 Gr.
Taschenbuch für Tanzlustige, geheftet 18 Kr. oder 4 Gr.
Vosmanns Handbuch für Ingenieurs und Bauleute, enthält die reine Theorie des Drucks der Erde auf allerley Mauern, mit Kupfern und Tabellen 8. 1 fl. 48 Kr. oder 1 Thlr. 4 Gr.
Dessen die Zahlenrechnung als Wissenschaft. 1r Th. 8. 1 fl. oder 16 Gr.
(Der 2te Theil erscheint zur Oster-Messe 1805.)
Welche von den Staatsdienern der säkularisirten und vertheilten Kur- und Fürstenthümer haben auch noch in Deutschland Pension etc. und wie viel zu fordern? 8. geheftet 36 Kr. oder 9 Gr.

Vermischte Nachrichten und Bemerkungen.

Seit anderthalb Jahren erscheint bey Gebauer in Halle eine Gartenzeitung, welche der Herr Prof. Sprengel daselbst herausgiebt. Sie enthält viele sehr schätzbare

Aufsätze, welche die Gartenkunst gewiß befördern können. Nur möchte man wünschen, daß mehr Rücksicht auf den Laien genommen würde. Der 2te Band scheint diesen Wunsch zu erfüllen. Ebendaselbst wird auch mit dem Anfange des kommenden Jahres ein Magazin für Oekonomen und Hausväter in der Stadt und auf dem Lande erscheinen, welches von einer Gesellschaft praktischer Oekonomen herausgegeben werden, und durchaus nur Rathschläge enthalten wird, welche durch Erfahrung bewährt worden sind. Sie sollen in einer für den Landmann faßlichen Sprache vorgetragen werden, und monatlich soll ein Heft von 12 Bogen erscheinen.

Bergers moralische Einleitung in die Bücher des A. T., von welcher im Jahre 1800 der zweyte Band bey Crusius in Leipzig erschien, soll von einem sachkundigen Gelehrten fortgesetzt werden; eben so das nützliche Allerley von Götz, welches unter dem Titel: **Natur, Menschenleben, und Vorsehung für allerley Leser**, fortgesetzt wurde, und wovon noch ein Anhang unter dem Titel erschien: **Belehrungen über gemeinnützige Natur- und Lebenssachen, 2c.** welchen Herr Donndorff nebst einem Register über das ganze Werk nach dem Tode des sel. Götz herausgab.

Verbesserungen.

Im XC. Bd. 2. St. S. 448. Z. 7. st. regen l. reizen
— — — — — — 449. 2ter Absatz am Ende st. unprometheuischeren l. unpromethe—ischern
— — — — — — 451. letzte Zeile st. in ihrer l. in ihm
— — — — — — 457. Z. 15. st. gesternten l. gestirnten
— — — — — — 459. — 1. st. zum Vergnügen l. zum Werkzeuge.



